

JOHN
KATZENBACH
DER
PSYCHOTHRILLER
SUMPF



KNAURO

[John Katzenbach](#)

[Der Sumpf](#)

Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von Anke und Eberhard Kreutzer

www.boox.to

- [Widmung](#)
- [Motto](#)
- [Teil 1](#)
 - [1. Kapitel](#)
 - [2. Kapitel](#)
 - [3. Kapitel](#)
 - [4. Kapitel](#)
 - [5. Kapitel](#)
 - [6. Kapitel](#)
 - [7. Kapitel](#)
 - [8. Kapitel](#)
 - [9. Kapitel](#)
 - [10. Kapitel](#)
 - [11. Kapitel](#)
- [Teil 2](#)
 - [12. Kapitel](#)
 - [13. Kapitel](#)
 - [14. Kapitel](#)
 - [15. Kapitel](#)
 - [16. Kapitel](#)
 - [17. Kapitel](#)
 - [18. Kapitel](#)
 - [19. Kapitel](#)
 - [20. Kapitel](#)
 - [21. Kapitel](#)
 - [22. Kapitel](#)
 - [23. Kapitel](#)
 - [24. Kapitel](#)
 - [25. Kapitel](#)
 - [26. Kapitel](#)
 - [27. Kapitel](#)
- [Danksagung](#)

*Meiner Mutter und dem Andenken
dreier Männer gewidmet:
V. A. Eagle, Wm. A. Nixon und H. Simons*

Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn,
dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird.
Und wenn du lange in einen Abgrund blickst,
blickt der Abgrund auch in dich hinein.

*Friedrich Nietzsche,
Jenseits von Gut und Böse*

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert,
nicht mit schlechten.

*George Bernard Shaw,
Mensch und Übermensch*

Teil 1

Hinter Gittern

*Wenn du den Preis gewinnst,
erzählt man dir einen Witz:
Jetzt kennst du die erste Zeile
deines Nachrufs.*

An dem Tag, an dem er den Brief bekam, erwachte Matthew Cowart allein in seiner Wohnung. Es war ein trügerisch winterlicher Morgen.

Seit Mitternacht hatte ein starker Nordwind die schwarze Nacht vor sich hergetrieben, bis die Stadt in den frühen Morgenstunden unter einem schmutzig grauen Himmel lag, der ihren Ruf Lügen strafte. Kaum trat Cowart auf die Straße, hörte er das Säbelrasseln der Palmwedel in der scharfen Brise.

Er zog die Schultern hoch und bereute, dass er unter der Anzugjacke keinen Pullover trug. Jedes Jahr gab es den einen oder anderen Morgen, der wie der heutige von einem stürmischen Tag unter einem düsteren Himmel kündete – nichts weiter als ein kleiner Streich der Natur, der maulende Touristen zwang, sich warm anzuziehen, bevor sie den Strand von Miami entlangflanierten. In Little Havana hüllten sich die älteren kubanischen Frauen in dicke Wollmäntel und verfluchten den Wind, dabei schimpften sie im Sommer genauso über die Hitze, gegen die sie sich mit Sonnenschirmen wehrten. In Liberty City pfiff es durch die Rattenlöcher der Crack-Schuppen, in denen die Junkies sich zitternd ihre Pfeifen stopften. Doch nicht lange, und die Stadt würde wieder unter der gewohnten stickigen Schwüle stöhnen.

Ein Tag, allenfalls zwei, dachte er, während er zügig ausschritt, dann bringt der Wind wieder Wärme aus dem Süden, und wir alle vergessen das kalte Intermezzo.

Matthew Cowart war ein Mann, der mit leichtem Gepäck durchs Leben ging. Missliche Umstände oder einfach nur Pech hatten ihm die üblichen Pflichten der mittleren Lebensjahre abgenommen: Durch Scheidung hatte er Frau und Kind verloren, durch einen unschönen Tod seine Eltern; Freunde waren ihre eigenen Wege gegangen und mit einer steilen Karriere, einer Schar kleiner Kinder, den Ratenzahlungen fürs Auto oder der Hypothek fürs Eigenheim mehr als beschäftigt. Eine Zeitlang hatten ein paar von ihnen noch versucht, ihn bei Ausflügen und Partys mit einzubeziehen, doch je länger sein zurückgezogenes Leben währte und je wohler er sich dabei zu fühlen schien, desto seltener wurden die Einladungen, bis sie irgendwann ganz ausblieben. Seine sozialen Kontakte beschränkten sich im Wesentlichen auf eine gelegentliche Feier im Büro und die Fachsimpeleien unter Kollegen. Er hatte keine feste Freundin und war ein wenig ratlos, wieso. Abgesehen vom Blick über die Bucht war seine Wohnung in einem soliden Hochhaus aus den fünfziger Jahren eher bescheiden und noch dazu mit alten Möbeln bestückt. Die Bücherregale quollen über von Kriminalromanen, Thrillern und Sachliteratur zu wahren Fällen, an den Wänden hingen austauschbare, gerahmte Drucke; sein Geschirr war abgenutzt, erfüllte aber seinen Zweck.

Zuweilen beschlich ihn der Gedanke, dass alle Farbe aus seinem Leben gewichen war, seit ihm seine Frau die gemeinsame Tochter entzogen hatte. Seine eigenen Bedürfnisse beschränkten sich im Wesentlichen auf das Joggen in einem städtischen Park – ein tägliches Pflichtpensum von zehn Kilometern –, die eine oder andere Verabredung zu einem Basketballspiel im YMCA und seine Arbeit bei der Zeitung. Ihm war bewusst, dass er über ein außergewöhnliches Maß an Unabhängigkeit verfügte, auch wenn ihm der Gedanke, seinen Mitmenschen so wenig schuldig zu sein, ein gewisses Unbehagen bereitete.

Immer noch blies ein kräftiger Wind und zerrte an den drei Flaggen vor dem Haupteingang des *Miami Journal*. Cowart blieb einen Moment stehen und blickte an dem wuchtigen, gelben Bau empor. An einer Wand prangte in riesigen roten Neonlettern der Name der Zeitung, ein Synonym für schonungslosen, investigativen Journalismus und Macht. Mit der Rückseite lag das Haus zur Bucht. Oft beobachtete er, wie die Gischt gegen die Rampe spritzte, an der riesige Rollen Zeitungspapier abgeladen wurden. Als er einmal allein mit einem Sandwich in der Cafeteria saß, hatte er nur zehn

Meter vom Dock entfernt eine Seekuhfamilie erspäht, die sich in den Wellen tummelte. Ihre braunen Rücken tauchten plötzlich aus dem Wasser und waren wenig später wieder verschwunden. Vergeblich hatte er sich nach jemandem umgesehen, dem er das Schauspiel zeigen konnte, und so hatte er danach mehrere Tage lang in der Mittagspause erneut auf seinem Beobachtungsposten auf die wogende, blaugrüne Wasserfläche gestarrt, um einen zweiten Blick auf die Tiere zu erhaschen. Genau das liebte er an Florida: Als hätte man den Bundesstaat aus einem Dschungel herausgeschnitten, schien die Natur jederzeit im Vormarsch und bereit, sich alles, was Menschenhand geschaffen hatte, wieder einzuverleiben und in etwas Vorzeitliches zurückzuverwandeln. Nicht selten berichtete die Zeitung von einem Verkehrsstillstand wegen eines vier Meter langen Alligators, der eine Auffahrt zum Highway versperrte. Er liebte diese Artikel über ein urzeitliches Ungetüm, das einem Monster der Moderne die Stirn bot.

Cowart trat durch die Flügeltür der Nachrichtenredaktion und winkte im Vorübergehen der Rezeptionistin zu, die halb hinter der Telefonkonsole verschwand. An der Wand prangten Gedenktafeln, Auszeichnungen und Belobigungen – neben Pulitzer, Kennedy, Cabot und Pyles auch weniger klangvolle Namen. Vor einer Reihe von Postfächern blieb er stehen; wie jeden Morgen sichtete er seine Eingänge, von den üblichen Handouts bis zu Dutzenden Pressemitteilungen, politischen Statements sowie Vorschlägen aus der Kongressdelegation, dem Bürgermeisteramt, der Bezirksdirektion und diversen Polizeidienststellen, die alle um seine Aufmerksamkeit und Berichterstattung buhlten. Er seufzte bei dem Gedanken, wie viel Geld mit diesen aussichtslosen Bemühungen vergeudet wurde. Unter dem Wust von Papieren stach ihm ein Brief ins Auge, und er zog ihn hervor.

Es war ein dünner, weißer Umschlag, mit seinem Namen und seiner Anschrift in großen Blockbuchstaben versehen. In der Ecke stand eine Postfachadresse in Starke, im Norden Floridas. Das Staatsgefängnis, schoss es ihm durch den Kopf.

Er legte diesen Brief auf den Stapel mit der übrigen Post und nickte auf seinem Weg zwischen den anderen Schreibtischen hindurch den wenigen Kollegen zu, die schon vor ihm da waren und am Telefon hingen. Er winkte dem Lokalredakteur, der in der Mitte des Büros die Füße auf dem Schreibtisch übereinandergelegt hatte und die letzte Ausgabe las. Schließlich öffnete sich an der Rückseite des Großraumbüros eine Gleittür mit der Aufschrift CHEFREDAKTION. Er war noch nicht ganz in seiner Arbeitsnische verschwunden, als jemand in seiner Nähe rief: »Ah, unser edler Junker ist schon da! Was mag ihn wohl zu so früher Stund', bevor die sensationsgeile Meute einfällt, hergetrieben haben? Die Sorge über die Unruhen in Beirut? Die Verzweiflung über das Konjunkturprogramm des Präsidenten?«

Cowart spähte um die Trennwand herum. »Morgen, Will. Ehrlich gesagt wollte ich nur zum Festpreis ein Ferngespräch mit meiner Tochter führen. Die richtig ernststen, vergeblichen Sorgen überlasse ich lieber dir.«

Will Martin lachte und strich sich eine weiße Stirnlocke aus den Augen – eher die Geste eines Kindes als die eines alten Mannes. »Lass dich nicht aufhalten! Nutze die grenzenlose Großzügigkeit unserer geliebten Zeitung schamlos aus! Wenn du fertig bist, wirf mal einen Blick in den Lokalteil. Offenbar hat eine unserer Schwarzroben für einen alten Busenfreund, den man wegen Alkohol am Steuer drangekriegt hat, einen Deal rausgeschlagen. Wär' vielleicht mal wieder Zeit für einen deiner Schuld-und-Sühne-Kreuzzüge.«

»Ich seh's mir an«, versprach Cowart.

»Verdammt kalt heute Morgen«, sagte Martin. »Wozu lebt man hier unten, wenn man sich auf dem Weg zur Arbeit trotzdem den Arsch abfriert? Kann man ja genauso gut nach Alaska ziehen.«

»Wie wär's mit einem Leitartikel gegen das Wetter? Ist doch unser Job, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen. Vielleicht werden wir ja diesmal erhört.«

»Gar keine schlechte Idee.« Martin grinste.

»Und du bist der richtige Mann dafür«, fügte Cowart hinzu.

»Stimmt«, erwiderte Martin. »Da ich mich nicht wie du im Sündenpfehl suhle, habe ich einen viel heißeren Draht zum Allmächtigen. Kann bei unserem Beruf von Hilfe sein.«

»Du meinst wohl, du wirst im Vergleich zu mir viel früher bei ihm an die Pforte klopfen.«

Sein Nachbar prustete los. »Das war pure Altersdiskriminierung«, empörte er sich und hob den Zeigefinger. »Wahrscheinlich bist du auch noch ein Sexist, ein Rassist und ein Pazifist – und was es sonst noch an -isten geben mag.«

Cowart wandte sich lachend zu seiner eigenen Arbeitsnische um und ließ, den Brief zuoberst, den ganzen Stapel Post auf seinen Schreibtisch fallen. Während er mit einer Hand die Nummer seiner Ex-Frau wählte, nahm er den Brief in die andere. Wenn er Glück hatte, erwischte er sie beim Frühstück. Er klemmte sich den Hörer zwischen Schulter und Ohr, um beide Hände frei zu haben; bei den ersten Klingeltönen riss er den Umschlag auf und zog ein gelbes, liniertes Blatt Papier heraus.

Sehr geehrter Mr. Cowart,

ich sehe derzeit im Todestrakt meiner Hinrichtung für ein Verbrechen entgegen, DAS ICH NICHT BEGANGEN HABE.

»Hallo?«

Er legte den Brief weg. »Hallo, Sandy. Ich bin's, Matt. Ich wollte nur kurz mit Becky sprechen. Ich hoffe, ich störe nicht.«

»Hallo, Matt.« Er hörte ein Zögern heraus. »Nein, wir sind nur auf dem Sprung. Tom muss heute schon früh ins Gericht, deshalb nimmt er sie mit zur Schule, und ...« Nach ein paar Sekunden sprach sie weiter. »Nein, kein Problem. Ich hab sowieso was mit dir zu besprechen. Aber die beiden müssen los. Machst du es bitte kurz?«

Es gab ihm einen Stich, dass er nicht am Alltag seiner Tochter teilnahm, und er stellte sich vor, wie er beim Frühstück die Milch eingoss, ihr abends etwas vorlas, ihr die Hand hielt, wenn sie krank war, die Bilder bewunderte, die sie in der Schule zeichnete. Er schluckte seine Enttäuschung herunter. »Klar, wollte mich einfach nur melden.«

»Ich hol sie.«

Mit leisem Klirren landete der Hörer auf dem Tisch, und in der danach eintretenden Stille starrte Matthew Cowart auf die Worte: DAS ICH NICHT BEGANGEN HABE.

Er erinnerte sich an den Tag, an dem er und seine Frau sich im Zeitungsbüro der Universität Michigan zum ersten Mal begegnet waren. Sie war klein, doch ihre starke Präsenz stand zu ihrer zierlichen Gestalt in seltsamem Widerspruch. Sie studierte Grafikdesign und kümmerte sich in Teilzeit um Layout sowie um die Umbruchkorrekturen. Wenn sie über den Abzügen brütete, strich sie sich das gewellte dunkle Haar aus dem Gesicht und war so konzentriert bei der Sache, dass sie nur selten das Telefon klingeln hörte oder auf einen der schmutzigen Witze reagierte, die in der ausgelassenen Atmosphäre der Nachrichtenredaktion die Runde machten. Sie war ein Mensch, der Präzision und Ordnung liebte und seinem Leben mit dem spitzen Stift Kontur verlieh. Die Tochter eines Feuerwehrhauptmanns in einer Stadt im Mittleren Westen, der bei einem Einsatz umgekommen war, und einer Grundschullehrerin sehnte sich nach materiellem Wohlstand und Komfort. Er fand sie schön, wenn er sich auch von ihren Erwartungen einschüchtern ließ und es kaum glauben konnte, als sie seine erste Einladung annahm; sein Glück nicht fassen konnte, als sie nach dem zehnten oder elften Date mit ihm schlief.

Er war zu jener Zeit Sportredakteur, in ihren Augen eine törichte Zeitverschwendung. *Muskelbepackte Männer in grotesker Aufmachung, die um runde oder ovale Bälle kämpfen*, lautete einer ihrer Sprüche. Er hatte versucht, ihr die Magie von Sportereignissen nahezubringen, doch sie

schien dagegen immun. Sie waren schon längst ein Paar, als er zu den richtigen Nachrichten wechselte, der richtig guten Story hinterherjagte, dem Reiz des Schreibens erlag. Sie hatte an seinen künftigen Ruhm, seine bedeutende Journalistenkarriere geglaubt und war ihm, als er seine erste Stelle bei einem kleinen Blatt im Mittleren Westen antrat, gefolgt. Sechs Jahre später lebten sie immer noch zusammen. An dem Tag, an dem sie ihm eröffnete, sie sei schwanger, bekam er das Angebot vom *Journal* – er sollte Gerichtsreporter, sie Mutter werden.

»Daddy?«

»Hi, Schätzchen.«

»Hi, Daddy. Mommy sagt, ich kann nur kurz mit dir reden. Ich muss zur Schule.«

»Ist es bei euch auch so kalt? Dann ziehst du besser eine Jacke an.«

»Mach ich auch. Tom hat mir eine mit einem Piraten drauf geschenkt, der ist ganz orange, so wie der bei den Bucs. Die zieh ich an. Ich treffe sogar ein paar von den Spielern. Die waren bei einem Picknick, wo wir Spenden gesammelt haben.«

»Ist ja toll«, antwortete Matthew. Verdammt, dachte er.

»Sind Footballspieler wichtig, Daddy?«

Er lachte. »Ja, schon.«

»Daddy, hast du irgendwas?«

»Nein, Schatz, wieso?«

»Weil ... sonst rufst du nie morgens an.«

»Als ich aufwachte, hast du mir gefehlt, und ich wollte deine Stimme hören.«

»Du fehlst mir auch, Daddy. Gehst du noch mal mit mir nach Disney World?«

»Im Frühling, versprochen.«

»Daddy, ich muss los. Tom winkt mir zu. Ach so, Daddy, weißt du was? Wir haben in der zweiten Klasse einen eigenen Club, der heißt der Hundert-Bücher-Club. Du kriegst einen Preis, wenn du hundert Bücher gelesen hast. Ich hab's geschafft!«

»Phantastisch! Und was bekommst du?«

»Eine Medaille und am Ende des Schuljahrs eine Siegerehrung.«

»Das sind ja großartige Neuigkeiten. Und was war dein Lieblingsbuch?«

»Kannst du dir doch denken. Das Buch, das du mir geschickt hast: *Der Drache, der nicht kämpfen wollte*.« Sie lachte. »Der erinnert mich an dich.«

Er lachte mit.

»Ich muss wirklich los«, sagte sie noch einmal.

»In Ordnung. Ich liebe dich, und du fehlst mir wirklich sehr.«

»Du mir auch. Tschüs.«

»Tschüs«, sagte er, doch sie hörte ihn nicht mehr.

Es herrschte einen Moment Stille, dann war erneut seine Ex-Frau am Apparat. Er kam ihr zuvor. »Eine Wohltätigkeitsveranstaltung mit Footballspielern?«

Er hatte den Mann, der an seine Stelle getreten war, für seine berufliche Tätigkeit – Körperschaftsrecht –, für sein Aussehen – stämmig, mit gewölbter Brust und auch sonst einer Statur, die suggerierte, dass er während seiner Mittagspausen Gewichte im Fitnesscenter stemmte –, er hatte diesen Mann immer hassen wollen und versucht, sich ihn als rohen, wenig einfühlsamen Liebhaber, hoffnungslosen Stiefvater und unzulänglichen Ernährer der Familie vorzustellen, doch nichts davon traf auf ihn zu. Kurz nachdem seine Ex-Frau ihre bevorstehende Hochzeit angekündigt hatte, war Tom (ohne es ihr zu sagen) nach Miami geflogen, um sich mit ihm zu treffen. Sie hatten zu Abend gegessen und Wein getrunken. Ihm war nicht klar, worauf das hinauslief, bis ihm der Anwalt nach der zweiten Flasche mit entwaffnender Offenheit erklärte: Er habe nicht vor, beteuerte er, ihn in den Augen seiner Tochter als Vater zu ersetzen, doch da er nun einmal mit ihr zusammenlebe, werde er sich alle Mühe

zu geben, damit sie auch ihn liebgewinne. Cowart hatte ihm geglaubt, sogar eine seltsame Erleichterung empfunden, eine dritte Flasche Wein bestellt und im Stillen eingeräumt, dass er seinen Nachfolger eigentlich ganz nett fand.

»Das geht von der Kanzlei aus. Die Sponsoren in Tampa ein paar Wohltätigkeitsprojekte von United Way. Da kommt der Footballverein ins Spiel. Die Jungs haben auf Becky mächtig Eindruck gemacht, aber Tom hat ihr natürlich nicht erzählt, wie viele Spiele die Bucs letztes Jahr gewonnen haben.«

»Das leuchtet ein.«

»Ja, schätze auch. Jedenfalls sind das die größten Männer, die ich je gesehen habe«, erwiderte Sandy lachend.

Es trat eine kurze Pause ein, bevor sie fragte: »Wie geht's dir? Was gibt's Neues in Miami?«

Er lachte. »Es ist kalt, was alle in den Wahnsinn treibt. Du kennst das ja: Keiner hat einen Wintermantel oder eine Heizung im Haus. Alle bibbern und sind nicht ganz zurechnungsfähig, bis es wieder wärmer wird. Mir geht's gut. Ich mag das.«

»Hast du immer noch die Alpträume?«

»Halten sich in Grenzen. Ab und zu mal. Ich hab's im Griff.«

Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, und er wusste, dass sie es ihm nicht abnahm, aber auch nicht nachhaken würde. Bei dem Gedanken an die verhassten Nächte verkrampften sich unwillkürlich seine Schultern.

»Du könntest psychologische Hilfe in Anspruch nehmen. Das *Journal* käme dafür auf.«

»Zeitverschwendung, ich hatte seit Monaten keine Träume mehr.«

Sie holte hörbar tief Luft.

»Was hast du?«

»Also, ich denke, du solltest es erfahren.«

»Dann raus mit der Sprache.«

»Tom und ich bekommen ein Baby. Becky ist dann nicht mehr allein.«

Ihm war ein bisschen schwindelig, und alle möglichen Gedanken bestürmten ihn auf einmal. »Also wirklich, ich muss schon sagen. Gratuliere.«

»Danke«, sagte seine Ex-Frau. »Aber ich glaube, dir ist nicht klar, was das bedeutet.«

»Was meinst du?«

»Becky gehört dann zu einer richtigen Familie, mehr als bis jetzt.«

»Ja, und?«

»Du siehst nicht, worauf ich hinauswill, oder? Das heißt, du könntest an den Rand gedrängt werden. Jedenfalls ist das meine Sorge. Es ist schon jetzt nicht einfach für sie, dass du am anderen Ende von Florida lebst.«

»Nicht ich lebe am anderen Ende von Florida, sondern du. Du bist weggezogen.«

»Lass uns nicht die alten Geschichten aufwärmen«, erwiderte Sandy. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort. »Jedenfalls ändert sich damit einiges.«

»Ich wüsste nicht, wieso ...«, stammelte er.

»Glaub mir, es wird so kommen«, sagte sie. Ihr Ton verriet, dass sie sich ihre Worte schon lange im Voraus zurechtgelegt hatte. »Weniger Zeit für dich. Ich hab gründlich darüber nachgedacht.«

»Aber das entspricht nicht unserer Übereinkunft.«

»Die kann sich ändern. Das war von Anfang an klar.«

»Das sehe ich anders«, antwortete er in einem ersten Anflug von Ärger.

»Wie dem auch sei«, sagte sie abrupt. »Ich habe mir geschworen, ich werde mich nicht aufregen, wenn wir darüber sprechen. Wir werden ja sehen.«

»Aber ...«

»Matt, ich muss los. Ich wollte nur, dass du es weißt.«

»Toll«, sagte er. »Tausend Dank.«

»Wir können später drüber reden, falls es etwas zu bereden gibt.«

Klar doch, musste er denken, nachdem du mit Anwälten und Sozialarbeitern geredet und mich ganz rausredigiert hast. Er wusste, dass der Gedanke ungerecht war, doch er ließ sich nicht so leicht verdrängen.

»Es geht hier nicht um dein Leben«, fügte sie hinzu. »Nicht mehr. Es ist meins.«

Und dann legte sie auf.

Da irrst du, dachte er und sah sich in seiner Arbeitsnische um.

Durch ein kleines Fenster sah er den bleigrauen Himmel über der Innenstadt. Dann senkte er den Blick auf die Worte in dem Brief: DAS ICH NICHT BEGANGEN HABE.

Wir sind alle unschuldig, dachte er. Man muss es nur beweisen!

Schließlich versuchte er, die Unterhaltung aus dem Kopf zu bekommen. Er nahm den Brief und las:

Am 4. Mai 1987 war ich gerade in Pachoula, Escambia County, zum Haus meiner Großmutter zurückgekehrt. Ich war im zweiten Studienjahr an der Rutgers University in New Brunswick, New Jersey. Als ich für einige Tage meine Großmutter besuchte, wurde ich zu einer Vernehmung wegen Mordes in Tateinheit mit Vergewaltigung ins Präsidium des Sheriffs geholt. Das Opfer war weiß. Ich bin schwarz. Ein Augenzeuge hatte gesehen, wie eine grüne Ford-Limousine, die einem Modell, das ich besaß, ähnlich sah, wegfuhr von dem Ort, an dem das Mädchen verschwand. Sie hielten mich sechsenddreißig Stunden lang ohne Essen und Trinken, ohne Schlaf und ohne Rechtsbeistand fest. Dabei wurde ich wiederholt von den Deputys verprügelt. Sie schlugen mit zusammengerollten Telefonbüchern auf mich ein, die keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Sie sagten, sie würden mich umbringen; einer hielt mir einen Revolver an den Kopf und drückte immer wieder ab. Jedes Mal klickte der Hammer auf eine leere Kammer. Am Ende erklärten sie mir, wenn ich ein Geständnis ablegte, würde alles gut. Ich hatte solche Angst und war so erschöpft, dass ich das tat. Da ich keine Einzelheiten wusste, gingen sie das Verbrechen mit mir durch, und ich gestand. Nach dieser Tortur hätte ich jedes Geständnis abgelegt.

ABER ICH BIN ES NICHT GEWESEN!

Wenige Stunden später versuchte ich, mein Geständnis zu widerrufen, doch ohne Erfolg. Mein Pflichtverteidiger besuchte mich vor dem Prozess nur drei Mal in meiner Zelle. Er strengte keinerlei Ermittlungen an, berief keine Zeugen, die hätten bestätigen können, dass ich zur Tatzeit woanders war, sorgte nicht für die Aufhebung der erpressten Geständnisse. Die ausnahmslos weißen Geschworenen hörten sich die Beweisaufnahme an und kamen nach einstündiger Beratung zu einem Schuldspruch. Als Strafmaß empfahlen sie die Todesstrafe. Der weiße Richter folgte ihnen. Er sagte, ich sei ein Tier, das man am besten gleich draußen vor dem Gerichtsgebäude erschießen sollte.

Inzwischen bin ich seit drei Jahren im Todestrakt. Ich hoffe sehr, dass ein anderes Gericht meine Verurteilung revidieren würde, doch so etwas dauert oft Jahre. Können Sie mir helfen? Von Mitgefangenen habe ich erfahren, Sie hätten Leitartikel geschrieben, in denen Sie die Todesstrafe verurteilen. Obwohl ich unschuldig bin, hat ein rassistisches Rechtssystem die Höchststrafe gegen mich verhängt. Ressentiments, Ignoranz und Böswilligkeit haben mich in diese Lage gebracht. Bitte helfen Sie mir.

Die Namen meines neuen Anwalts und der Zeugen füge ich an. Ich habe Sie auf meine genehmigte Besucherliste setzen lassen, falls Sie sich entschließen, mit mir zu reden. Da wäre noch etwas. Ich bin nicht nur unschuldig, sondern kann Ihnen den Namen des wahren Täters nennen.

In der Hoffnung auf Ihre Hilfe,
Robert Earl Ferguson
212009
Staatsgefängnis Florida
Starke, Fla.

Cowart brauchte eine Weile, um den Inhalt des Briefs zu erfassen. Er las ihn noch ein paar Mal, um seine ersten Eindrücke zu ordnen. Der Mann war eindeutig sprachgewandt und gebildet, seine Darlegung durchdacht, doch Häftlinge, die ihre Unschuld beteuerten, stellten nicht die Ausnahme, sondern die Regel dar. Es war ihm immer ein Rätsel gewesen, wieso die Mehrzahl der Männer selbst noch im Angesicht des Todes an der Behauptung festhielten, es nicht gewesen zu sein. Das galt selbst für die schlimmsten Psychopathen, die Massenmörder, denen ein Menschenleben so wenig bedeutete, dass es für sie keinen Unterschied machte, mit jemandem zu plaudern oder ihn zu töten: Angesichts der drohenden Hinrichtung gaben sie das Unschuldslamm, es sei denn, ein Geständnis war irgendwie von Hilfe. Fast hätte man meinen können, das Wort Unschuld hätte in ihrem Vokabular eine andere Bedeutung, als hätten sie mit dem entsetzlichen Leid, das ihnen selbst einmal zugestoßen war, ihre eigenen späteren Sünden gesühnt.

Bei dem Gedanken hatte er wieder die Augen des Jungen vor sich. Diese Augen tauchten ein ums andere Mal in seinen Alpträumen auf.

Als ihn damals der Anruf aus dem Schlaf riss, herrschte noch weit über Mitternacht hinaus eine bleierne Hitze über Miami. Der Lokalredakteur, der ihn – angesichts der unmenschlichen Uhrzeit mürrisch und vom Beruf zermürbt – zu einem Haus gerade einmal zehn, zwölf Blocks von seinem entfernt dirigierte, schickte ihn in eine Horrorshow. Damals arbeitete er selbst noch im Lokalteil – im Klartext: an Fällen von Mord- und Totschlag. Er war an der genannten Adresse eingetroffen, war eine Stunde lang vor dem Absperrband der Polizei hin und her marschiert und hatte, darauf wartend, dass endlich etwas passierte, durch die Dunkelheit auf ein gepflegtes, einstöckiges Ranch-Haus mit ordentlich gemähtem Rasen und einem neuen BMW in der Einfahrt gestarrt. Das Eigenheim gehörte einem jüngeren Manager und seiner Frau. Cowart sah, wie drinnen Kriminaltechniker und diverse Kripobeamte sowie Mitarbeiter der Gerichtsmedizin ihre Arbeit verrichteten, doch was geschehen war, konnte er nicht erkennen. Die gesamte Umgebung blitzte unter den Warnleuchten der Einsatzfahrzeuge rot und blau auf. Die Lichter schienen durch die Luftfeuchtigkeit vergrößert. Die wenigen Nachbarn, die sich herausgetraut hatten, berichteten von dem Paar in dem Haus dasselbe: nette, freundliche Leute, die nur ein wenig zurückgezogen lebten. Den Reportern war diese Leier nur allzu bekannt. Immer hatten Mordopfer angeblich zurückgezogen gelebt – das Bedürfnis, sich von dem Horror abzusetzen, der aus heiterem Himmel in ihrer unmittelbaren Nähe über jemanden hereingebrochen war, trübte oft die Sicht.

Schließlich hatte er Vernon Hawkins entdeckt, der das Haus durch eine Seitentür verließ. Der alte Detective war vor den Polizeischeinwerfern und den Fernsehkameras geflüchtet, um sich, offenbar völlig erschöpft, an einen Baum zu lehnen.

Er kannte Hawkins damals schon seit Jahren, durch Dutzende Reportagen: Der altgediente Ermittler hatte ihm immer eine besondere Zuneigung entgegengebracht, ihm oft Tipps gegeben, Dinge gezeigt, Zusammenhänge erklärt, die polizeiintern und vertraulich waren – kurz gesagt, dem Reporter den Dreck vor Augen geführt, mit dem sich ein Ermittler der Mordkommission tagtäglich herumschlägt. Cowart war heimlich unter dem gelben Absperrband hindurchgeschlüpft und zielstrebig zu dem Detective gegangen. Der Mann hatte die Stirn gerunzelt, dann mit den Achseln gezuckt und ihn mit einer stummen Geste aufgefordert, näher zu kommen.

Er zündete sich eine Zigarette an, dann starrte er einen Moment auf das glühende Ende. »Die bringen mich noch ins Grab«, sagte er mit einem schuldbewussten Lachen. »Das sind Killer. Früher nur in Raten. Jetzt, wo ich alt werde, geht es schneller.«

»Und wieso geben Sie das Rauchen dann nicht auf?«, fragte Cowart.

»Weil ich noch nie was Besseres gefunden habe, um den Todesgestank aus der Nase zu bekommen.«

Der Detective nahm einen tiefen Zug, und im roten Schimmer leuchteten die Falten in seinem Gesicht auf.

Nach kurzem Schweigen wandte sich der Detective Cowart zu. »Also, Matty, was führt Sie in so einer Nacht hierher? Sollten um diese Zeit daheim bei Ihrer hübschen kleinen Frau sein.«

»Kommen Sie schon, Vernon.«

Der Detective lächelte stumm und lehnte den Kopf wieder an den Baumstamm. »Sie enden noch so wie ich und haben nachts nichts Besseres zu tun, als zu Tatorten zu fahren.«

»Lassen Sie's gut sein, Vernon. Was können Sie mir über das, was da drinnen passiert ist, erzählen?«

Der Polizist stieß ein kurzes Lachen aus. »Ein Mann, nackt und tot. Die Kehle durchgeschnitten, als er im Bett lag. Eine Frau, nackt und tot. Kehle durchgeschnitten, als sie im Bett lag. Alles von oben bis unten voller Blut.«

»Und?«

»Ein Tatverdächtiger verhaftet.«

»Wer?«

»Ein Jugendlicher; Junge aus Des Moines, den sie irgendwann am Abend aufgegabelt hatten. Sind bis zum Strich von Fort Lauderdale runtergefahren, um sich jemanden zu suchen. Sie fuhren auf perverse Dreier ab. Nur dass es dem Jungen, nachdem sie ihren Spaß mit ihm gehabt hatten, dämmerte, dass es da außer dem Hunderter, den sie ihm zahlten, vielleicht noch mehr für ihn zu holen gab. Ich meine, er sah das Auto, die schöne Wohngegend und so. Es kam zum Streit. Er zog eine stinknormale Rasierklinge aus der Tasche. So was ist immer noch eine ziemlich wirkungsvolle Waffe. Schlitzte dem Mann mit einem Hieb die Halsschlagader auf ...«

Der Detective unterstrich seine Worte mit einer blitzschnellen, scharfen Handbewegung durch die nächtliche Luft.

»... der Mann sackt zu Boden, als hätte er einen Schuss abbekommen. Röchelt noch ein paar Mal, und das war's. Gerade noch lange genug am Leben, um zu begreifen, dass er stirbt. Kein angenehmer Tod. Natürlich schreit die Frau und versucht, wegzurennen. Also packt der Bursche sie an den Haaren, zieht ihr den Kopf zurück und zack. Richtig schnell, sie hat nur noch einen letzten Schrei ausgestoßen. Trotzdem, Pech für den Jungen. Ein Nachbar hat sie gehört und uns angerufen. Der Mann litt unter Schlaflosigkeit und war noch mal mit dem Hund rausgegangen. Wir haben uns den Burschen geschnappt, als er zur Haustür rauskam und alles, was nicht niet- und nagelfest war – Stereoanlage, Fernseher, Kleider –, blutüberströmt, wie er war, in den Wagen schleppte.«

Er blickte quer über den Garten und fragte ausdruckslos: »Matty, wie lautet Hawkins' erstes Gesetz der Straße?«

Cowart schmunzelte. Hawkins war immer für einen Spruch gut. »Das erste Gesetz, Vernon, besagt, dass man nie nach Problemen Ausschau zu halten braucht, denn die Probleme treffen einen von selbst.«

Der Polizist nickte. »Reizender Junge. Ganz reizender, psychopathischer Junge. Sagt, er könnte nichts dafür.«

»Du liebe Güte.«

»So seltsam ist das gar nicht«, fuhr der Detective fort. »Ich meine, wahrscheinlich ist der Kleine

davon überzeugt, dass unser junger Manager und sein Frauchen selbst schuld sind, dass das passiert ist. Hätten sie nicht versucht, ihn übers Ohr zu hauen, so was in der Art.«

»Aber ...«

»Keine Reue. Nicht der Funken von Mitleid oder sonst irgendwelchen menschlichen Regungen. Einfach nur ein Junge. Erzählt mir in allen Einzelheiten, wie es gewesen ist, und sagt am Schluss: ›Ich hab nix gemacht, ich bin unschuldig. Ich will einen Anwalt.« Wir stehen da, und überall ist Blut, und er sagt, er hat nix gemacht. Wahrscheinlich, weil es ihm nichts bedeutete. Himmel ...«

Ratlos und erschöpft lehnte er sich zurück. »Und wissen Sie, wie alt der Bursche ist? Fünfzehn. Letzten Monat fünfzehn geworden. Sollte zu Hause sein und sich mit Pickeln, Dates und Hausaufgaben beschäftigen. Kommt mit Sicherheit in den Jugendknast, jede Wette!«

Der Detective schloss mit einem Seufzer die Augen. »›Ich hab nix gemacht. Ich hab nix gemacht.« Gütiger Gott.«

Er streckte die Hand aus. »Sehen Sie sich das an. Da hab ich neunundfünfzig Jahre auf dem Buckel, bin kurz vor der Pensionierung und bilde mir ein, mich haut so schnell nichts mehr um.«

Dem alten Freund zitterte die Hand. Cowart sah es deutlich im blinkenden Licht der Streifenwagen.

»Wissen Sie was?«, sagte Hawkins und starrte auf seine Hand. »Ich kann so was einfach nicht mehr hören. Manchmal stelle ich es mir erträglicher vor, es mit der Knarre zu regeln, als mir noch ein einziges Mal anzuhören, wie so ein Scheißkerl über das Blutbad, das er angerichtet hat, redet, als wär nichts. Als hätte er nicht mal eben so jemandem das Licht ausgepustet, sondern ein Bonbonpapier zerknüllt und weggeworfen. Verschmutzung des öffentlichen Raums statt Mord.«

Er drehte sich zu Cowart um. »Wollen Sie's sehen?«

»Was denken Sie denn! Gehen wir rein«, antwortete er entschlossen.

Hawkins sah ihn eindringlich an. »Ich wär mir an Ihrer Stelle nicht so sicher. Sie sind immer schnell bei der Hand, wenn es darum geht, sich einen eigenen Eindruck zu verschaffen. Ist kein schöner Anblick, glauben Sie's mir.«

»Nein«, sagte Cowart. »Es ist mein Job.«

Der Detective zuckte mit den Achseln. »Wenn ich Sie da mit reinnehme, müssen Sie mir was versprechen.«

»Das wäre?«

»Sie gucken sich an, was er getan hat, danach zeig ich Ihnen den Jungen, er ist in der Küche – aber Sie machen in Ihrem Artikel deutlich, dass er nicht der Junge von nebenan ist, ja? Kein armes, benachteiligtes, bedauernswertes, kleines Kind. Das wird sein Anwalt sagen, sobald er auf der Bildfläche erscheint. Ich will was anderes lesen. Machen Sie ihnen klar, dass er ein eiskalter Killer ist, verstanden? Eiskalt. Ich will nicht, dass irgendjemand die Zeitung in die Finger kriegt, ein Bild von ihm sieht und denkt: Wie kann so ein netter Junge etwas so Schlimmes verbochen haben?«

»Das lässt sich machen«, sagte Cowart.

»Gut.« Der Polizist zuckte mit den Achseln, stand auf und ging mit ihm Richtung Haustür. An der Schwelle drehte er sich noch einmal zu Cowart um und fragte: »Sind Sie sicher? Das sind ganz gewöhnliche Leute wie du und ich. Das hier werden Sie nie vergessen. Ihr ganzes Leben nicht.«

»Gehen wir.«

»Matty, hören Sie ein einziges Mal auf einen alten Mann, der's gut mit Ihnen meint.«

»Gehen wir, Vernon.«

»Dann müssen *Sie* mit dem Alptraum leben«, erwiderte der Detective. Und er sollte recht behalten.

Cowart hatte die Leichen des Managers und seiner Frau vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Sie waren von oben bis unten so voller Blut, als trügen sie rotbraune Kleidung. Jedes Mal, wenn das Blitzlicht des Polizeifotografen aufflackerte, schimmerten die Toten für einen Moment auf.

Wortlos war er dem Ermittler in die Küche gefolgt. Dort saß der Junge in Sportschuhen und Jeans,

mit nacktem Oberkörper. Ein Arm war mit Handschellen an den Stuhl gekettet. Sein Körper war blutverschmiert, doch er achtete nicht darauf und rauchte lässig eine Zigarette, die er in der freien Hand hielt. Fast wirkte er dadurch noch jünger, wie ein Kind, das sich gegenüber den Polizisten im Raum besonders cool gab, um älter zu wirken, gerade dadurch jedoch besonders naiv schien. Das blonde Haar des Jungen war teilweise von getrocknetem Blut verklebt, das auch eine Wange bräunlich färbte. Dem Teenager wuchs noch kein Bart.

Als Cowart mit dem Detective den Raum betrat, sah der Junge auf. »Wer ist das?«, fragte er und deutete mit einer Kopfbewegung auf Cowart.

Eine Sekunde lang blickte Cowart ihm in die Augen. Sie waren stahlblau und abgründig böse. Cowart hatte das Gefühl, als starrte er auf die Schneide eines Henkersbeils.

»Er ist Reporter, beim *Journal*«, erwiderte Hawkins.

»He, Reporter!«, sagte der Junge und brach in ein Grinsen aus.

»Was ist?«

»Machen Sie allen klar, dass ich nichts getan hab«, sagte er. Dann lachte er heiser und schrill zugleich, ein Laut, der Cowart wie ein Echo verfolgte, als ihn Hawkins aus der Küche in die Morgendämmerung geleitete – und sich ihm unauslöschlich ins Gedächtnis eingrub.

Er war in sein Büro zurückgekehrt und hatte den Artikel über den aufstrebenden Manager, seine Frau und den Jungen verfasst. Er hatte die blutgetränkte, verkrumelte Bettwäsche beschrieben, die roten Spritzflecken, die wie auf einem Gemälde von Dalí die Wände überzogen. Er hatte das Viertel und das gepflegte Haus geschildert, die gerahmte Urkunde an einer Wand erwähnt, eine Auszeichnung für besonders erfolgreiche Verkaufsabschlüsse. Auch die Verlockungen von illegalem Sex, denen biedere Vorstadtbürger erliegen, und den Strich in Fort Lauderdale, auf dem jede Nacht Minderjährige ihre Dienste anboten und von Minute zu Minute alterten, behandelte er in seinem Artikel. Schließlich hatte er seinem Freund die Bitte erfüllt und die Augen des Jungen festgehalten.

Geendet hatte er mit den Worten des Täters.

Als er am Abend mit einem Vorabdruck, von dem ihm auf der Titelseite sein Artikel entgegensprang, nach Hause kam, hatte ihn eine Erschöpfung erfasst, die über Schlafmangel weit hinausging. Er war ins Bett gekrochen und hatte sich, wie von fiebrigem Schüttelfrost gepackt, an seine Frau geschmiegt, als könne er nirgends sonst auf der Welt Wärme finden, auch wenn er bereits wusste, dass sie ihn verlassen wollte.

Cowart schüttelte den Kopf, um mit der letzten Schläfrigkeit die Erinnerungen hinter sich zu lassen, und sah sich an seinem Arbeitsplatz um.

Hawkins war inzwischen tot – in einer kleinen Feierstunde hatten sie ihn mit einer bescheidenen Pension verabschiedet und dem Schicksal eines Emphysems überlassen, das ihn seinen Lebensrest heraushusten ließ. Cowart war zu der Feierstunde gegangen und hatte geklatscht, als der Polizeichef die Verdienste des Ermittlers würdigte. Danach hatte er ihn so oft, wie er konnte, in seiner kleinen Wohnung in Miami Beach besucht. Es war eine spärlich eingerichtete Wohnung gewesen, mit Zeitungsausschnitten von Cowart und anderen Reportern an den Wänden. »Vergiss die Regeln nicht«, hatte Hawkins jedes Mal zum Abschied gesagt. »Und wenn du dir nicht merken kannst, was ich dir über die Straße gesagt habe, dann stell dir deine eigenen Regeln auf und richte dich danach.« Sie hatten gelacht. Schließlich hatte er ihn im Krankenhaus besucht, war heimlich vor Dienstschluss aus der Redaktion verschwunden, um mit dem Detective Geschichten auszutauschen, bis er Hawkins eines Tages im Koma unter einem Sauerstoffzelt vorfand und nicht wusste, ob der schwerkranke Mann ihn hören konnte, als er seinen Namen flüsterte, oder etwas spürte, als er seine Hand nahm. Eine ganze Nacht lang hatte er an seinem Bett gesessen und am Ende nicht sagen können, wann genau sein alter Weggefährte hinübergegangen war. Der Beerdigung hatte er zusammen mit ein paar anderen Polizeiveteranen beigewohnt. Ein mit einer Flagge geschmückter Sarg, ein paar Worte von einem

Priester. Keine Ehefrau, keine Kinder. Keine Tränen. Nur Alpträume aus einem langen Berufsleben, die am Ende langsam mit ihm in die Erde versenkt wurden. Er fragte sich, ob es so ähnlich sein würde, wenn er starb.

Ich wüsste gerne, was aus dem Jungen geworden ist, dachte er. Wahrscheinlich längst aus der Jugendstrafanstalt entlassen und wieder auf der Straße. Oder in der Zelle neben dem Verfasser des Briefs im Todestrakt. Oder tot.

Er betrachtete den Brief.

Wenn überhaupt, war das der Stoff für eine Reportage und nicht für einen Leitartikel. Er sollte ihn an einen Kollegen der Lokalredaktion weitergeben. Das ist nicht mehr mein Aufgabenbereich. Ich vertrete Meinungen. Ich schreibe mit kühlem Kopf, im Namen der Redaktion, die sich darauf verständigt, wie man Stellung bezieht.

Er hatte sich schon halb von seinem Platz erhoben, um genau das zu tun, hielt jedoch plötzlich inne. Ein unschuldiger Mann.

Er versuchte, sich bei all den Verbrechen und Prozessen, über die er Bericht erstattet hatte, an einen einzigen wirklich unschuldigen Mann zu erinnern. Sicher, er hatte eine beträchtliche Zahl Freisprüche erlebt oder Fälle, bei denen es aus Mangel an Beweisen gar nicht erst zur Anklageerhebung kam, schließlich auch Verfahren, die dank der Eloquenz eines Verteidigers oder einer stümperhaften Anklagevertretung nicht zur Verurteilung führten. An jemanden, der wirklich unschuldig war, erinnerte er sich nicht. Einmal hatte er Hawkins gefragt, ob er je einen Tatverdächtigen festgenommen habe, der sich tatsächlich als unschuldig erwies, und Hawkins hatte gelacht. »Jemand, der es wirklich nicht gewesen ist? Sicher, jeder hat ein paar Fälle, bei denen er Mist baut. Da draußen laufen eine Menge Leute rum, die hinter Gitter gehören. Aber jemanden hochnehmen, der wirklich unschuldig ist? Das ist das Schlimmste, was einem passieren kann. Ich weiß nicht, ob ich damit leben könnte. Nee, mein Lieber, das wär das Einzige, was mir schlaflose Nächte bereiten würde.«

Er hielt den Brief in der Hand: DAS ICH NICHT BEGANGEN HABE. Gibt es jemanden, fragte er sich, dem Robert Earl Ferguson schlaflose Nächte bereitet?

Plötzlich hatte er dieses Kribbeln im Bauch. Falls das wahr ist ... Er würgte den Gedanken ab und kämpfte gegen den Anflug von Ehrgeiz an.

Cowart kam ein Interview mit einem Basketballspieler in den Sinn, das er vor Jahren gelesen hatte. Der Mann hatte es geschafft, nach einer langen Karriere im richtigen Moment in Würde abzutreten. Der Mann hatte seine Erfolge und seine Niederlagen im selben Atemzug erwähnt, als betrachte er beide mit derselben abgeklärten Haltung. Auf die Frage, wieso er beschlossen habe, aufzuhören, hatte er ausführlich über seine Familie und seine Kinder gesprochen und die Einsicht, dass er das Spiel seiner Kindheit hinter sich lassen müsse, um in seinem Leben ein neues Kapitel aufzuschlagen. Dann hatte er seine Beine erwähnt – als wären sie nicht einfach nur ein Teil seines Körpers, sondern gute alte Freunde. Er könne nicht mehr so gut springen wie früher; wenn er jetzt vor dem Korb zum Sprung ansetze, bereiteten ihm dieselben Muskeln, die ihn früher mühelos in die Höhe schnellen ließen, Schmerzen, und sie gäben ihm unmissverständlich zu verstehen, dass sie für den Sport zu alt geworden seien. Wenn aber seine Beine nicht mehr so wollten wie er, hatte er betont, sei es töricht, weiterzumachen. Anschließend war er zu seinem letzten Spiel hinausgegangen und hatte mit geschmeidiger Eleganz achtunddreißig Punkte erzielt, indem er so wie in früheren Jahren mühelos die Stellung wechselte, sich um die eigene Achse drehte und so hoch über den Korb sprang, dass er den Ball nur noch hineinzulegen brauchte. Es war, als hätte sein Körper diesem Mann eine letzte Gelegenheit gegeben, einen unauslöschlichen Eindruck zu hinterlassen. Cowart war die Parallele zum Beruf des Reporters nicht entgangen: Man musste einigermaßen jung sein, um nicht zu ermüden, eine besondere Ausdauer und Beharrlichkeit mitbringen, musste Schlafmangel, Hunger und Liebesverzicht in Kauf nehmen, wenn man einer guten Story auf der Spur war. Die Besten unter ihnen brachten es zu

Höhenflügen, während andere sich zurücklehnten.

Unwillkürlich spannte er die Wadenmuskeln an.

Ich hab mal zu dieser Sorte gehört, dachte er, bevor ich es mir auf diesem Sessel bequem gemacht habe, um den Alpträumen zu entkommen, im Anzug im Büro zu erscheinen, umsichtig zu handeln und in Würde alt zu werden. Jetzt bin ich geschieden, meine Ex-Frau nimmt mir das Einzige, was ich jemals rückhaltlos geliebt habe, und ich verschließe die Augen vor der Realität, um Meinungen über Ereignisse abzugeben, die keinerlei Einfluss haben.

Er hielt den Brief in der Hand.

Unschuldig, dachte er, das wird sich zeigen.

Die Bibliothek des *Journal* war eine seltsame Mischung aus Alt und Neu. Sie lag direkt hinter der Nachrichtenredaktion, genauer gesagt, hinter den Schreibtischen der Journalisten vom Feuilleton. In mehreren Aktenschränken waren jahrzehntealte Zeitungsausschnitte archiviert. In der Vergangenheit war jeder Artikel nach Person, Thematik, Ort und Geschehen untergliedert und ordentlich abgelegt worden, was heute längst die neueste Computertechnik übernommen hatte. So markierten die Archivare in jedem Beitrag die zentralen Personennamen und Stichworte und speisten sie in die entsprechenden elektronischen Ordner ein. Cowart zog die altmodische Suche vor und legte die Ausschnitte mit realer Druckerschwärze auf realem Papier wie Karten auf seinem Schreibtisch aus, um sich herauszupicken, was ihm nützlich erschien. Es war, als halte er auf diese Weise ein Stück Geschichte in Händen statt eines effizienten, seelenlosen Suchergebnisses.

Jedes Mal, wenn er diesen Fundus benutzte, konnte er sich nicht verkneifen, die Archivare damit aufzuziehen.

Als er eintrat, erspähte ihn eine junge Frau. Sie war groß und schlank, mit vollem, blondem Haar. Sie sah über den dünnen Metallrand ihrer Brille hinweg zu ihm auf.

»Schlucken Sie's runter, Matt.«

»Was?«

»Das, was Sie immer sagen. Wie schön es in den guten alten Tagen war.«

»Ich sag's nicht.«

»Gut.«

»Weil Sie es selbst gerade so treffend erwähnten.«

»Das zählt nicht«, antwortete die Frau lachend. Sie stand auf und kam zu ihm herüber. »Also, womit kann ich dienen?«

»Laura, die Archivarin. Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Sie sich die Augen ruinieren, wenn Sie den ganzen Tag auf diesen Computerbildschirm starren?«

»Jeder.«

»Wenn ich Ihnen einen Namen nenne ...«

»... besorge ich mit den Zaubertricks des Computers den Rest.«

»Robert Earl Ferguson.«

»Noch was?«

»Todestrakt. Vor ungefähr drei Jahren im County Escambia verurteilt.«

»Also, dann schauen wir mal ...« Sie setzte sich kerzengerade vor einen Bildschirm und tippte den Namen ein. Die Suche dauerte eine Weile, dann machte der Apparat ein Geräusch, als hätte er Schluckauf, und auf dem Monitor formierten sich Worte.

»Was meldet er?«, fragte er die Frau.

»Mehrere Einträge. Muss ich mir genauer ansehen.« Sie tippte eine weitere Buchstabenfolge ein, und der Computer spuckte weitere Wörter aus. Sie las die Schlagzeilen und Überschriften vor. »Ehemaliger Student des Mädchenmordes schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt; Berufung in

Mordfall abgewiesen; Anhörungen zu Todesurteilen am Obersten Gerichtshof von Florida. Das ist alles. Drei Meldungen. Alle aus der Regionalausgabe der Golfküste; nichts in der Hauptausgabe, außer dem letzten Beitrag, wahrscheinlich eine Art Zusammenfassung.«

»Etwas kümmerlich für einen Mord und ein Todesurteil«, sagte Cowart. »Wissen Sie, in der guten alten Zeit haben wir über jeden Mordprozess berichtet ...«

»Das war einmal.«

»Damals war ein Menschenleben noch mehr wert.«

Die Archivarin zuckte mit den Achseln. »Ein gewaltsamer Tod war aufsehenerregender als heute, und im Übrigen sind Sie viel zu jung, um über die gute alte Zeit zu lamentieren. Wahrscheinlich meinen Sie die Siebziger ...« Sie lächelte, und Cowart lachte mit. »Wie dem auch sei, Todesurteile sind in Florida inzwischen ein alter Hut. Wir haben derzeit ...« Sie zögerte und legte den Kopf in den Nacken, als suchte sie die Antwort an der Zimmerdecke. »... über zweihundert Männer im Todestrakt. Der Gouverneur unterzeichnet jeden Monat ein paar Vollstreckungsbefehle. Das heißt zwar immer noch nicht, dass sie wirklich dran sind, nur ...« Sie sah ihn mit einem Lächeln an. »Aber da sag ich Ihnen schließlich nichts Neues, Matt, Sie haben letztes Jahr doch all diese Leitartikel geschrieben. Todesurteile in einer zivilisierten Nation und so, stimmt's?«

»Ja. Meine Argumentation lief im Wesentlichen darauf hinaus, dass wir keinen staatlich sanktionierten Mord dulden sollten. Drei Leitartikel, im Ganzen vielleicht vierhundert Zeilen. Im Gegenzug haben wir über fünfzig Leserbriefe abgedruckt, die – wie soll ich sagen – meiner Position widersprachen. Die fünfzig haben wir aus der Protestflut herausgesucht. Die freundlichsten machten den schlichten Vorschlag, mich auf einem öffentlichen Platz zu köpfen. Die fieseren brachten einiges mehr an Phantasie auf.«

Die Bibliothekarin lächelte. »Ist nicht unsere Aufgabe, uns lieb Kind zu machen. Soll ich die für Sie ausdrucken?«

»Ja, bitte. Aber ich fände es schöner, geliebt zu werden ...«

Sie grinste und wandte sich zum Computer um. Erneut flogen ihre Finger über die Tasten, und schon surrte der Drucker in der Ecke und ratterte, während er die Artikel ausspie. »Das hätten wir. Verfolgen Sie eine bestimmte Fährte?«

»Möglich«, erwiderte Cowart und nahm den Stoß Blätter heraus. »Ein Kerl, der beteuert, er wäre es nicht gewesen.«

Die junge Frau lachte. »Also, das wäre ja wirklich interessant. Und mal was Neues.« Damit drehte sie sich wieder zu ihrem Monitor um, und Cowart kehrte in sein Büro zurück.

Die Ereignisse, die Robert Earl Ferguson in den Todestrakt gebracht hatten, nahmen nach und nach Gestalt an, als Cowart die Berichterstattung zu dem Fall las. So dürftig die Ausbeute des Archivs auch war, half sie ihm dennoch, sich nach und nach ein Bild von dem Mann zu machen. Er erfuhr, dass es sich bei dem Opfer um ein elfjähriges Mädchen gehandelt hatte und dass ihre Leiche am Rand eines Sumpfs unter dichtem Gestrüpp gefunden worden war.

Es war nicht schwer, sich das schmutzig grünbraune Laub vorzustellen, unter dem sich die Leiche verbarg – ein schlammiger, stinkender Ort, ein Ort der Verwesung, ein passender Ort, um den Tod zu finden.

Er las weiter.

Das Opfer war die Tochter eines Mitglieds des örtlichen Stadtrats, und sie war das letzte Mal auf dem Heimweg von der Schule gesehen worden. Cowart sah ein weitläufiges, einstöckiges, gemauertes Haus vor sich, das abgeschieden inmitten staubiger Wiesen stand. Wahrscheinlich war es blassrosa gestrichen oder in diesem schmutzigen Oliv, das gemeinhin von Ämtern bevorzugt wurde und das auch die fröhlichen, übermütigen Kinderstimmen am Ende eines Schultags nicht aufheitern konnten.

In einem solchen Moment hatte eine der Lehrerinnen beobachtet, wie sie in einen grünen Ford mit Kennzeichen aus einem anderen Bundesstaat stieg. Wieso hatte sie das getan? Was hatte sie dazu gebracht, bei einem Fremden einzusteigen? Bei dem bloßen Gedanken bekam er eine Gänsehaut, weil er seine eigene Tochter vor sich sah. Sie würde das niemals tun, sagte er sich im selben Moment. Als das kleine Mädchen nicht nach Hause kam, hatte die Familie Alarm geschlagen. Cowart wusste aus Erfahrung, dass die lokalen Fernsehsender an diesem Abend ihr Bild in den Abendnachrichten gesendet haben mussten: ein Kind mit Pferdeschwanz, bei dem beim Lachen eine Zahnsperre aufblitzte. Ein heiteres, hoffnungsfrohes Familienfoto, im Dienste der Quote ausgeschlachtet, um die Verzweiflung in die Haushalte zu tragen.

Über vierundzwanzig Stunden später hatte die Polizei bei einer systematischen Suche in der weiteren Umgebung ihre sterblichen Überreste entdeckt. Der entsprechende Artikel war mit Floskeln gespickt: »brutaler Überfall«, »hemmungsloser Angriff«, »fürchterlich zugerichtete Leiche«, die klassische journalistische Verkürzung; statt die Qualen des Kindes im Einzelnen zu beschreiben, hatte sich der Verfasser einer Reihe bequemer Klischees bedient.

Es musste ein entsetzlicher Tod gewesen sein. Die Menschen wollten zwar wissen, was passiert war, aber gar zu genau nun auch wieder nicht, denn sonst raubte es ihnen vielleicht den Schlaf.

Er las weiter. Allem Anschein nach war Ferguson der erste und einzige Tatverdächtige gewesen. Die Polizei hatte ihn kurz nach der Entdeckung der Leiche aufgrund der Ähnlichkeit seines Wagens mit der Beschreibung seitens der Lehrerin festgenommen. Man hatte ihn verhört – von Isolationshaft oder Prügel stand in den Meldungen nichts. Außer dem Geständnis, einem Blutgruppenvergleich sowie der Identifizierung des Fahrzeugs schien es keine Beweise zu geben, doch Cowart hütete sich vor übereilten Schlüssen. Prozesse entfalteten, wie großes Theater, ihre eigene Dynamik, und so konnte ein Detail im Rahmen einer Zeitungsmeldung belanglos oder fragwürdig erscheinen, vor Gericht dagegen für das Urteil eines Geschworenen den letzten Ausschlag geben.

Den Urteilsspruch des Richters hatte Ferguson korrekt wiedergegeben, und das Zitat »... ein Tier, das man am besten gleich draußen vor dem Gerichtsgebäude erschießen sollte« war eine Kernaussage des Berichts. Wahrscheinlich kämpfte er in dem Jahr um seine Wiederwahl, vermutete Cowart.

Die anderen Funde aus dem Archiv lieferten ein paar Zusatzinformationen – vor allem, dass Fergusons erste Berufung gegen den Schuldspruch vom Berufungsgericht des Bezirks wegen einer klaren Beweislage gegen ihn abgewiesen wurde, was nicht anders zu erwarten gewesen war. Eine Entscheidung vor dem Obersten Gerichtshof des Bundesstaates stand noch aus. Cowart brauchte nicht lange, um festzustellen, dass Ferguson sich noch nicht wirklich auf den beschwerlichen Weg durch die Instanzen begeben hatte. Ihm standen noch zahllose Berufungsmöglichkeiten offen, er musste sie nur in Angriff nehmen.

Cowart lehnte sich zurück und versuchte, sich anhand der gewonnenen Erkenntnisse ein Bild davon zu machen, was sich damals abgespielt hatte.

Er hatte einen ländlich geprägten, hinterwäldlerischen Bezirk von Florida vor Augen. Er wusste, dass dieser Teil von Florida nicht das Geringste mit dem Klischee vom *Sunshine State* zu tun hatte, mit seinen gepflegten, lächelnden Gesichtern einer Mittelschicht, die es scharenweise nach Orlando und in die Disney World zog, oder mit den Studenten, die sich in den Frühlingsferien an den Stränden mit Bier abfüllten, und ebenso wenig mit den Touristen, die es in ihren Wohnmobilen zu den Raketenstarts nach Cape Canaveral zog. Und mit dem kosmopolitischen, lässigen Lebensstil von Miami, das sich als eine Art amerikanisches Casablanca verstand, hatte es schon gar nichts zu tun.

In Pachoula gewinnt, auch in den achtziger Jahren, ein urzeitliches, primitiveres Amerika die Oberhand, wenn ein kleines weißes Mädchen vergewaltigt und ermordet wird, und zwar von einem schwarzen Mann. Ein Amerika, das man lieber verdrängt.

War das im Fall Ferguson geschehen? Verwunderlich wäre es nicht. Cowart griff zum Telefon, um

den Anwalt anzurufen, der mit Fergusons Berufung betraut war.

Es dauerte fast den gesamten restlichen Vormittag, um zu dem Anwalt durchzukommen. Als Cowart den Mann endlich an der Strippe hatte, musste er sich erst einmal an den butterweichen, gedehnten Südstaatenakzent gewöhnen.

»Mr. Cowart, Black am Apparat. Wie kommen wir zu der Ehre, dass sich ein Journalist aus Miami für Ereignisse hier oben in Escambia interessiert?«

»Danke, dass Sie zurückrufen, Mr. Black. Ich bin auf einen Ihrer Klienten aufmerksam geworden. Einen Robert Earl Ferguson.«

Der Anwalt stieß ein kurzes Lachen aus. »Also, ich dachte mir gleich, dass es um Mr. Ferguson geht, als mir mein Telefonmädel die Nachricht ausrichtete, die Sie auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatten. Was wollen Sie denn wissen?«

»Vielleicht erzählen Sie mir erst ein bisschen über das Verfahren.«

»Na ja, im Moment liegt die gesamte Akte beim Obersten Gerichtshof. Wir machen geltend, dass das vorliegende Beweismaterial gegen Mr. Ferguson für eine Verurteilung ziemlich dürftig war. Und wir sagen klipp und klar, dass der erstinstanzliche Richter sein Geständnis nie hätte zulassen dürfen. Das sollten Sie mal lesen. Vielleicht das zweckdienlichste Dokument, das ich je gesehen habe. Fast, als hätten sich's die im Sheriff's Department aus den Fingern gezogen. Und ohne dieses Geständnis reicht es niemals für eine Anklage. Wenn Robert Earl nicht sagt, was sie von ihm hören wollen, bekommen sie bei einer Anhörung keine zwei Minuten. Nicht mal vor dem schlimmsten, hinterwäldlerischsten, rassistischsten Gericht der Welt.«

»Und die Blutprobe?«

»Das Kriminallabor in Escambia ist höchst bescheiden ausgerüstet, Welten entfernt von dem Standard, den Sie in Miami gewohnt sind. Die haben nur die Hauptgruppe bestimmt. Null positiv. Die haben sie im Sperma in der Toten gefunden. Robert Earl hat Null positiv. Und dasselbe gilt natürlich für ein paar Tausend weitere Männer in dem Bezirk. Aber der Prozessanwalt hat sich nicht mal die Mühe gemacht, die Gerichtsmediziner dazu ins Kreuzverhör zu nehmen.«

»Und der Wagen?«

»Grüner Ford aus einem anderen Bundesstaat? Niemand hat den Fahrer identifiziert, und niemand hat eindeutig gesagt, die Kleine sei in Robert Earls Auto gestiegen. So was kann man nicht mal als Indizienbeweis bezeichnen, das ist purer Zufall. Vor Gericht ein Witz!«

»Bei dem Prozess haben Sie ihn nicht vertreten?«

»Nein, das Ruhmesblatt kann sich jemand anders anheften.«

»Haben Sie die Kompetenz der Verteidigung in Zweifel gezogen?«

»Noch nicht, aber das haben wir natürlich vor. Das hätte ein Jurastudent im dritten Jahr besser hinbekommen. Was sage ich, jeder Highschool-Absolvent. Bei dem Gedanken steigt mir immer wieder die Galle hoch. Mir juckt es in den Fingern, diesen Satz zu formulieren. Aber ich will nicht gleich mein ganzes Pulver am Anfang verschießen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Mr. Cowart«, sagte der Anwalt gedehnt, »haben Sie eine Ahnung, wie das bei Berufungsverfahren zu Todesurteilen läuft? Nur der stete Tropfen höhlt den Stein, und es darf auch nur ein Tröpfchen sein, wenn Sie verstehen, was ich meine. Auf diese Weise können Sie die Geschichte über Jahre in die Länge ziehen. Bis die Leute sich an das ursprüngliche Geschehen nicht mehr so genau erinnern können. Man lässt die Zeit für sich arbeiten. Man legt nicht gleich die Trümpfe auf den Tisch, sonst kann es leicht passieren, dass der Junge ratzfatzt gebrutzelt wird.«

»Das kann ich nachvollziehen«, sagte Cowart. »Aber nehmen wir mal an, der Kerl, der da einsitzt, wäre der Falsche?«

»Hat Robert Earl Ihnen gesagt, er wär's nicht gewesen?«

»Ja.«

»Mir auch.«

»Und, Mr. Black? Glauben Sie ihm?«

»Hm, vielleicht. Vielleicht höre ich das aber auch von Leuten, denen der Bundesstaat Florida gerade seine Gastfreundschaft erweist, ein bisschen zu oft, genauer gesagt, in den meisten Fällen. Aber wissen Sie was, Mr. Cowart? Ich leiste mir nicht den Luxus, mich auf die Schuld oder Unschuld meiner Klienten festzulegen. Ob es mir passt oder nicht, ich muss mich mit der Tatsache begnügen, dass sie von einem Gericht verurteilt wurden, und meine bescheidenen Dienste darauf beschränkt sind, das von einem anderen Gericht rückgängig machen zu lassen. Falls es mir dabei vergönnt ist, ein Unrecht aufzuheben, also, dann bin ich ziemlich zuversichtlich, dass mich, wenn ich das Zeitliche segne, die Engel mit Fanfarengeschmetter empfangen. Kann umgekehrt natürlich auch passieren, dass ich Recht in Unrecht verwandle, und in dem Fall ist das Risiko vergleichsweise hoch, an dem anderen Ort zu landen, wo einen diese Kerle mit kurzen, spitzen Schwänzen und Mistgabeln begrüßen. So ist das nun mal im Rechtswesen, Sir. Aber Sie arbeiten bei einer Zeitung. Zeitungen interessieren sich natürlich viel mehr als ich für das, was die öffentliche Meinung unter Recht und Unrecht versteht oder unter Wahrheit oder Schuld und Sühne. Eine Zeitung hat selbstverständlich auch viel mehr Einfluss auf den Richter, der ein neues Verfahren anordnen kann, oder den Gouverneur oder den Begnadigungsausschuss, wenn Sie verstehen, was ich meine. Vielleicht könnten Sie eine Kleinigkeit für Robert Earl tun?«

»Schon möglich.«

»Wie wär's, wenn Sie dem Mann einen Besuch abstatten würden? Der hat was auf dem Kasten. Gepflegte Ausdrucksweise.« Black lachte. »Um einiges gepflegter als ich. Wahrscheinlich so schlau, dass er glatt selbst Anwalt sein könnte. Dieser tauben Nuss von Verteidiger, die ihn im Prozess vertreten hat, kann er allemal das Wasser reichen.«

»Sagen Sie mir, was Sie über seinen Verteidiger wissen.«

»Alter Knacker, schon seit gefühlten ein-, zweihundert Jahren am Gericht. Ist 'ne kleine Welt da oben in Pachoula, jeder kennt jeden. Wenn die sich im Distriktgericht treffen, herrscht Partystimmung – ein Mordsspaß sozusagen. Ich erfreue mich nicht allzu großer Beliebtheit.«

»Kann ich mir denken.«

»Natürlich hatten sie auch für Robert Earl nicht allzu viel übrig. Geht aufs College und kommt mit einem großen Auto heim. Wahrscheinlich war es den Leuten eine Genugtuung, als er verhaftet wurde. Außerdem mal was anderes. Natürlich steht da draußen ein Sexualmord auch nicht auf der Tagesordnung.«

»Wie hab ich mir den Ort vorzustellen?«, fragte Cowart.

»So wie zu erwarten, Großstadtpflanze. Das, was die Zeitungen und die Handelskammer gerne als Neuen Süden bezeichnen, das heißt eine Mischung aus ein paar neuen und ein paar alten Ideen. Andererseits auch gar nicht mal so schlecht. Da fließt ein Haufen Fördergelder hin.«

»Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen.«

»Fahren Sie rauf und bilden Sie sich selbst ein Urteil«, sagte der Anwalt. »Aber lassen Sie sich nicht täuschen: Nur weil jemand so spricht wie ich und ein bisschen gemütlich klingt, so wie eine Figur von William Faulkner oder Flannery O'Connor, sollten Sie ihn nicht für unterbelichtet halten. Ist er nämlich nicht.«

»Werd's mir merken.«

Der Anwalt lachte. »Ich wette, Sie haben nicht damit gerechnet, dass ich diese Autoren lese.«

»War mir zumindest nicht in den Sinn gekommen.«

»Wird es aber noch, bevor Sie mit Robert Earl fertig sind. Und versuchen Sie, sich noch was

anderes zu merken. Die Leute da können mit dem, was Robert Earl passiert ist, gut leben. Rechnen Sie also nicht damit, dass Sie sich da oben viele Freunde machen. Ich meine Quellen oder unterrichtete Kreise, wie Ihre Zunft das nennt.«

»Da ist noch etwas, das mir zu schaffen macht«, sagte Cowart. »Er behauptet, den Namen des wahren Mörders zu kennen.«

»Also, da muss ich passen. Kann schon sein. Liegt sogar nahe. Wie gesagt, die Welt ist klein in Pachoula. Eines weiß ich allerdings sicher ...« Der Anwalt legte unvermittelt den witzelnden Tonfall ab. So geradeheraus, dass es Cowart verblüffte, fügte er hinzu: »Ich weiß mit absoluter Sicherheit, dass dieser Mann in einem unfairen Prozess verurteilt wurde, und ich beabsichtige, ihn aus dem Todestrakt zu bekommen, ob er es nun gewesen ist oder nicht. Wenn nicht dieses Jahr vor diesem Gericht, dann in einem anderen Jahr vor einem anderen Gericht. Ich kenne diese Burschen, diese rassistischen Hinterwäldler von Florida, mein Leben lang, und ich hab nicht vor, bei diesem Fall zu verlieren. Und mir ist egal, ob er es gewesen ist oder nicht.«

»Und wenn nicht ...«

»Nun, irgendjemand hat dieses kleine Mädchen ermordet. Schätze mal, irgendjemand wird dafür bezahlen.«

»Ich habe eine Menge Fragen«, sagte Cowart.

»Nicht verwunderlich. Der Fall wirft eine Menge Fragen auf. Gibt leider ab und zu solche Fälle. Der Prozess soll Klärung bringen, aber in Wirklichkeit macht er alles nur noch komplizierter. Genau das scheint hier dem alten Robert Earl passiert zu sein.«

»Sie meinen also, ich sollte mir die Sache mal ansehen?«

»Unbedingt«, sagte der Anwalt. Cowart spürte sein Lächeln am anderen Ende der Leitung. »Ich weiß nicht, was Sie – mal abgesehen von einer Menge dümmlicher Vorurteile – vorfinden werden. Vielleicht können Sie ja dabei helfen, einen unschuldigen Mann auf freien Fuß zu setzen.«

»Dann sind Sie von seiner Unschuld überzeugt?«

»Hab ich das gesagt? Werd mich hüten. Ich hab nur gesagt, dass ihn ein Gericht freisprechen müsste. Das ist ein Riesenunterschied.«

Cowart parkte den Mietwagen auf der Zufahrtsstraße zum Staatsgefängnis und musterte den klobigen, dunklen Gebäudekomplex, in dem die Mehrheit der Hochsicherheitsgefangenen von Florida einsaß. Streng genommen gab es zwei Gefängnisse, durch ein kleines Flüsschen getrennt, die Jugendstrafanstalt hüben und das Gefängnis Raiford drüben. In der Ferne sah er Rinder auf den grünen Weiden und kleine Staubwolken, die in den Himmel stiegen, wo Sträflinge in Arbeitskolonnen auf den Feldern arbeiteten. An den Ecken des Gefängnisgeländes ragten Wachttürme auf, und Cowart glaubte in den Händen der Posten Waffen im Sonnenlicht aufblitzen zu sehen. Er wusste nicht, in welchem Gebäude sich der Todestrakt mit der Hinrichtungskammer befand, nur, dass er als ein gesonderter Trakt vom Hauptgebäude abzweigte. Er blickte auf die beiden parallel verlaufenden, vier Meter hohen Zäune mit Stacheldrahtspiralen darüber, die in der Morgensonne glitzerten. Cowart stieg aus und blieb unschlüssig neben dem Wagen stehen. Einige Pinien ragten mit ihren kerzengeraden Stämmen direkt an der Straße auf, als deuteten sie vorwurfsvoll in den kristallblauen Himmel. Eine kühle Brise raschelte in den Bäumen und strich Cowart in der zunehmenden Luftfeuchtigkeit angenehm über die Stirn.

Es hatte ihn keine großen Überredungskünste gekostet, sich von Will Martin und den anderen Kollegen der Chefredaktion freistellen zu lassen, nachdem er ihnen die Gründe für seine geplanten Nachforschungen zur Verurteilung Robert Earl Fergusons dargelegt hatte. Das skeptische Schnauben von Martin hatte er geflissentlich ignoriert.

»Hast du Pitts und Lee vergessen?«, hatte Cowart gekontert.

Freddie Pitts und Wilbert Lee waren des Mordes an einem Tankwart in Nordflorida für schuldig befunden und zum Tode verurteilt worden. Beide Männer hatten das Verbrechen gestanden, obwohl sie unschuldig gewesen waren. Erst dank jahrelanger Berichterstattung durch einen der berühmtesten Reporter der Zeitung waren die beiden freigekommen. Ihm hatte es den Pulitzer-Preis eingebracht. In der Nachrichtenredaktion war dies grundsätzlich die erste Geschichte, die ein neuer Mitarbeiter zu hören bekam.

»Das kannst du nicht vergleichen.«

»Inwiefern?«

»Das war 1963. Hätte ebenso gut 1863 sein können. Seitdem hat sich einiges geändert.«

»Ach ja? Und was ist mit diesem Kerl in Texas, den dieser Dokumentarfilmemacher aus dem Todestrakt bekommen hat?«

»Das war was anderes.«

»Inwiefern?«

Martin hatte gelacht. »Gute Frage. Geh schon. Mit meinem Segen. Finde die Antworten auf deine Fragen. Und vergiss nicht: Wenn du damit fertig bist, noch mal Reporter zu spielen, kannst du jederzeit wieder in den Elfenbeinturm heimkehren.« Damit scheuchte er Cowart hinaus.

Die Lokalredaktion war unterrichtet und hatte ihre Hilfe zugesagt, falls er sie brauchte. Einen Anflug von Eifersucht darüber, dass die Sache ihm in den Schoß gefallen war, konnte er kaum überhören. Ihm wurde bewusst, welche Vorteile er gegenüber den Leuten vom Lokalteil besaß: Er konnte allein arbeiten, die Redaktion dagegen hätte ein Team auf die Geschichte angesetzt. Wie viele andere Blätter und Fernsehsender verfügte das *Journal* über ein eigenes Team für investigative Aufgaben – Spotlight- oder I-Team genannt. Sie hätten sich mit dem Feingefühl eines Überfallkommandos auf die Geschichte gestürzt. Und im Unterschied zu den gewöhnlichen Reportern hatte er keinen Abgabetermin, keinen stellvertretenden Chefredakteur, der ihm im Nacken saß und ihn

jeden Tag fragte, wo der Artikel blieb. Er konnte herausfinden, was er wollte, seine Ergebnisse aufbereiten, wie er wollte, und sie niederschreiben, wie er wollte. Oder die Segel streichen, falls er feststellte, dass an der Sache nichts dran war.

Mit diesem Gedanken wappnete er sich nun gegen die Enttäuschung für den Fall, dass er mit leeren Händen aus dem Gefängnis käme, doch als er wieder in den Wagen stieg und weiterfuhr, beschleunigte sich mit jedem Meter sein Puls. An der Zufahrt wies eine Reihe von Warnschildern den Besucher darauf hin, dass er mit Betreten der Anstalt stillschweigend einer Durchsuchung nach mitgeführten Schusswaffen und Drogen zustimme und dass ein entsprechender Verstoß mit einer Haftstrafe geahndet werde. Er gelangte durch ein Tor, an dem ein Wachmann in grauer Uniform seine Ausweispapiere mit einer Liste abglich, um ihn nach einer Weile mürrisch durchzuwinken. Vom Parkplatz gelangte er in das Verwaltungsgebäude.

Dort herrschte bei einer Sekretärin, die seinen Antrag auf Besuchserlaubnis nicht mehr finden konnte, zunächst einmal Ratlosigkeit. Er wartete geduldig an ihrem Schreibtisch, während sie in ihren Papieren kramte und sich unermüdlich entschuldigte, bis sie endlich fündig wurde. Danach wartete er in einem angrenzenden Büro, bis ein Wachmann ihn zu dem Raum geleitete, in dem er Robert Earl Ferguson treffen sollte.

Nach ein paar Minuten betrat ein älterer Mann mit angegrautem, militärisch kurz geschorenem Haar und soldatischer Körperhaltung den Raum. Er hatte eine große, knorrige Hand, die er Cowart kraftvoll entgegenstreckte. »Sergeant Rogers. Ich bin heute der diensthabende Officer im Trakt.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Es gibt ein paar Formalitäten, Mr. Cowart, ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus.«

»Was heißt das?«

»Ich muss Sie abtasten, Ihre Aktentasche durchsuchen und Ihr Aufnahmegerät unter die Lupe nehmen. Außerdem muss ich Sie bitten, mir eine Erklärung für den Fall einer Geiselnahme zu unterschreiben ...«

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Nur eine Bescheinigung Ihrerseits, dass Sie das Staatsgefängnis auf eigenen Wunsch betreten haben und dass Sie für den Fall, dass Sie während Ihres Aufenthalts als Geisel genommen werden, den Bundesstaat Florida nicht verklagen und auch keine außergewöhnlichen Schritte von staatlicher Seite zu Ihrer Befreiung erwarten.«

»Außergewöhnliche Schritte?«

Der Mann lachte und strich sich mit der Hand durch den Bürstenkopf. »Im Klartext: Sie verlangen nicht, dass wir unseren Arsch riskieren, um Ihren zu retten.«

Cowart lächelte süßsauerlich. »Klingt, als hätte ich dabei die schlechteren Karten.«

Sergeant Rogers grinste. »Das sehen Sie richtig. Natürlich ist Gefängnis für jeden ein schlechtes Blatt, außer für diejenigen von uns, die abends nach Hause können.«

Cowart nahm das Formular entgegen und setzte einen spöttisch übertriebenen Schnörkel darunter. »Ich kann nicht gerade behaupten, dass Sie mir besonderes Vertrauen einflößen.«

»Nein, nein, Sie haben nichts zu befürchten, nicht wenn Sie Robert Earl besuchen. Er ist ein Gentleman, und er ist nicht verrückt.« Während er das sagte, durchsuchte der Sergeant systematisch Cowarts Aktentasche. Danach öffnete er das Aufnahmegerät und klappte das Batteriefach auf, um sich davon zu überzeugen, dass darin nur Batterien steckten. »Sie kommen schließlich nicht auf einen Plausch mit Willie Arthur oder Specs Wilson – diese beiden Biker aus Fort Lauderdale, denen ein kleiner Spaß mit dieser Anhalterin außer Kontrolle geraten ist – oder Jose Salazar – Sie wissen schon, der Kerl, der zwei Undercover-Cops bei einem Drogendeal umgebracht hat. Wissen Sie, wozu er sie gezwungen hat? Was sie sich gegenseitig antun mussten, bevor er sie getötet hat? Finden Sie's raus. Das öffnet Ihnen die Augen dafür, wie böse Menschen sein können, wenn sie's darauf abgesehen

haben. Oder ein paar von den anderen reizenden Herren, die wir hier drinnen haben. Die übelsten kommen größtenteils aus dem Süden, aus Ihrer Heimatstadt. Was treiben Sie da unten eigentlich alle, dass manche sich derart abschlachten müssen?»

»Sergeant, ich wünschte, ich könnte Ihnen die Frage beantworten ...«

Sie mussten beide grinsen. Sergeant Rogers stellte Cowarts Aktentasche ab und forderte ihn mit einer stummen Geste auf, die Hände zu heben. »Schon hilfreich, sich hier drinnen ein bisschen Sinn für Humor zu bewahren«, sagte der Sergeant, während seine Hände Cowarts Körper abtasteten.

»Also«, sagte Rogers schließlich, »und jetzt zu den Regeln. Sie sind mit ihm alleine. Ich bin nur zur Sicherheit da. Draußen vor der Tür. Falls Sie Hilfe brauchen, rufen Sie. Aber dazu wird es nicht kommen, weil wir es mit einem der wenigen Männer im Trakt zu tun haben, die nicht irre oder übergeschnappt sind. Was sag ich, Sie bekommen sogar die Präsidentensuite ...«

»Die was?«

»Die Präsidentensuite, so nennen wir den Besucherraum für unsere Gäste mit den besten Manieren. Hat zwar auch nicht mehr als einen Tisch und Stühle, also im Prinzip nichts Besonderes, aber wir haben andere Räume mit höheren Sicherheitsvorkehrungen. Außerdem wird Robert Earl keine Fesseln tragen, nicht einmal Fußketten. Ich meine, Sie können ihm eine Zigarette anbieten ...«

»Ich rauche nicht.«

»Gut. Kluge Entscheidung. Sie dürfen Papiere von ihm entgegennehmen, falls er Ihnen welche übergibt. Sollten Sie allerdings ihm irgendetwas aushändigen wollen, geht das nur über mich.«

»Was zum Beispiel?«

»Na ja, vielleicht eine Feile und eine Säge. Und eine Straßenkarte.«

Cowart sah ihn verblüfft an.

»He, war nur ein Witz«, sagte der Sergeant. »Hier drinnen machen wir so was selten. Also: Witze über Flucht. Nicht lustig. Dabei gibt es natürlich die verschiedensten Möglichkeiten, aus dem Gefängnis rauszukommen. Sogar aus dem Todestrakt. Viele der Insassen meinen, mit einem Reporter zu reden, gehöre dazu.«

»Als Fluchthilfe, meinen Sie?«

»Als Hilfe, rauszukommen. Die träumen alle davon, die Presse für ihren Fall zu interessieren. Die sind alle fest davon überzeugt, sie hätten keine faire Chance gehabt und bekämen einen neuen Prozess, wenn sie nur genug Staub aufwirbeln. Passiert auch ab und zu. Deshalb gefallen uns, die wir hier arbeiten, die Besuche von Reportern eher nicht. Diese Notizblöckchen, die Scheinwerfer, die Kamerateams. Stachelt nur alle grundlos auf. Die meisten glauben, der Verlust der Freiheit sei im Gefängnis das größte Problem. Aber das ist ein Irrtum. Viel schlimmer ist es, wenn Hoffnungen geweckt und dann enttäuscht werden. Für euch geht es nur um einen Artikel. Für die Burschen hier drinnen geht es um Leben und Tod. Sie meinen, ein einziger Artikel genüge, und schon marschieren sie hier raus. Wir wissen natürlich beide, dass die Sache nicht ganz so einfach ist. Und dann gibt es richtig Probleme. Enttäuschung. Aufbegehren. Blanke Wut. Wir brauchen Routine, keine wilden Hoffnungen und Träume, einfach nur Tag für Tag dasselbe. Klingt natürlich nicht gerade spannend, aber ich glaube, niemand möchte in einem Gefängnis sein, wenn es gerade spannend wird.«

»Also, tut mir leid, aber ich bin eigentlich nur gekommen, um ein paar Fakten zu überprüfen.«

»Nach meiner Erfahrung, Mr. Cowart, gibt es keine Fakten, mit zwei Ausnahmen vielleicht – wir werden geboren und wir sterben. Aber egal. Ich bin nicht so knallhart wie ein paar von meinen Kollegen. Ich weiß ein bisschen Abwechslung durchaus zu schätzen – in Maßen. Hauptsache, Sie händigen ihm nichts aus, das würde es ihm nur unnötig schwermachen.«

»Schwerer als Todestrakt?«

»Wissen Sie, selbst im Todestrakt kann man seine Zeit so oder so verbringen. Wir können es einem Burschen richtig schwermachen oder es ihm erleichtern. Im Moment hat es Robert Earl ziemlich gut.

Sicher, wir stellen seine Zelle jeden Tag auf den Kopf, und nach Ihrer kleinen Unterredung hier wird er wie jeder andere gefilzt, trotzdem genießt er jetzt Gefängnishof-Privilegien, er bekommt Bücher und so. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber selbst hier im Knast können wir den Leuten eine Menge wegnehmen und ihnen das Leben um einiges ungemütlicher machen.«

»Ich hab nichts für ihn dabei. Aber vielleicht hat er irgendwelche Unterlagen ...«

»Geht in Ordnung. Dass was rausgeschmuggelt wird, ist nicht unsere vorrangige Sorge ...«

Der Sergeant lachte. Es war ein schallendes Lachen, das gut zu seiner Art passte, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Rogers war offensichtlich der Typ, der gern Klartext redete, der aber auch eine harte Linie fahren konnte. »Sie müssen mir noch sagen, wie lange Sie bleiben.«

»Keine Ahnung.«

»Na ja, was soll's, ich bin den ganzen Vormittag da, nehmen Sie sich also so viel Zeit, wie Sie wollen. Danach kann ich Sie auf einen kleinen Rundgang durch unsere Anstalt mitnehmen. Haben Sie je einen Old Sparky zu Gesicht bekommen?«

»Einen elektrischen Stuhl? Nein.«

»Ziemlich lehrreich.«

Der Sergeant erhob sich. Er war kräftig gebaut, mit breitem Kreuz. Sein Auftreten ließ keinen Zweifel daran, dass er im Lauf seiner Dienstjahre schon einigen Ärger erlebt hatte und immer mehr oder weniger damit fertig geworden war.

»Zeigt einem sozusagen, wo's langgeht.«

Cowart folgte ihm durch die Tür und fühlte sich im Rücken des Officers ziemlich klein und schwächig.

Er wurde durch eine Reihe verschlossener Türen und zuletzt durch einen Metalldetektor geschleust, an dem ein Mitarbeiter den Sergeant mit einem Lächeln begrüßte. Schließlich gelangten sie in eine Halle, in der mehrere Flügel des riesigen, sternförmig angelegten Anstaltskomplexes zusammenliefen. In diesem Moment wurde sich Cowart des Gefängnislärms bewusst, einer unablässigen Kakophonie aus lauten Rufen und metallischem Klirren, aus krachenden Türen, die nur kurz geöffnet wurden, um sofort wieder zuzufallen und verriegelt zu werden. Aus irgendeinem Radio ertönte Country-Musik. In einem Fernseher lief eine Soap; er hörte die Stimmen, dann die allgegenwärtige Musik der Werbepausen. Und ihm war plötzlich, als geriete er in einen Strudel, dabei waren außer dem Sergeant und zwei anderen Beamten in einer kleinen verglasten Kabine nur eine Handvoll Menschen in der Nähe. Er blickte in den Wachraum und bemerkte eine elektronische Anzeigetafel, auf der man sehen konnte, welche Türen offen und welche geschlossen waren. Darüber hinaus gewährte ein System aus Kameras in den Ecken unter der Decke und Fernsehmonitoren in flackernden grauen Bildern einen Überblick über jedes Zellengeschoss. Cowart bemerkte, dass der Boden aus gelbem Linoleum von der ständigen Menschenflut und der unermüdlichen Pflege blank gewetzt und gewienert war. Er sah einen Mann in einem blauen Overall, der mit einem schmutzigen grauen Mopp hingebungsvoll eine Ecke wischte, in der längst kein Stäubchen mehr zu finden sein konnte.

»Das sind die Blöcke Q, R und S«, erklärte der Sergeant. »Todestrakt. Streng genommen müsste man wohl im Plural sprechen. Wir kämpfen sogar mit dem Problem, dass der Todestrakt überfüllt ist. Spricht Bände, oder? Der Stuhl ist da drüben. Auf den ersten Blick sieht das hier kaum anders aus als im normalen Strafvollzug, aber das Bild trügt. Da liegen wirklich Welten dazwischen.«

Cowart starrte die schmalen, hohen Flure entlang. Die Zellen befanden sich links, drei Stockwerke übereinander, mit je einer Treppe an den beiden Enden. Den Zellen gegenüber befand sich eine Wand mit drei Reihen schmutziger Fenster, die wenige Zentimeter geöffnet waren, um Luft hereinzulassen. Zwischen dem Metallgittersteg vor der jeweiligen Zellenreihe und den Fenstern war leerer Raum. Ihm wurde klar, dass die Männer in ihrem kleinen, verschlossenen Raum auf dem Rücken liegen und zwischen den Gittern hindurch aus den Fenstern gegenüber in den Himmel blicken konnten – es waren

vielleicht gerade mal zehn Meter Entfernung, aber gefühlte tausend Meilen. Er schauderte bei dem Gedanken.

»Da drüben ist Robert Earl«, sagte der Sergeant.

Cowart fuhr herum und folgte dem Finger des Sergeants zu einem kleinen Gitterkäfig in einer entlegenen Ecke des Hauptbereichs. In diesem Käfig saßen vier Männer auf einer Eisenbank und starrten zu ihm herüber. Drei Männer trugen blaue Overalls, einer leuchtendes Orange. Er war hinter den anderen Männern fast verborgen.

»Niemand wünscht sich, Orange zu tragen«, sagte Rogers leise. »Das heißt, die Uhr tickt.«

Cowart wollte den Käfig ansteuern, spürte jedoch den Griff des Sergeants auf der Schulter. Er spürte die Kraft in dessen Fingerspitzen.

»Falsche Richtung. Zum Besucherraum geht's da lang. Wenn jemand zu Besuch kommt, filzen wir die Männer und listen alles auf, was sie haben – Papiere, juristische Literatur, was auch immer. Dann kommen sie da drüben in die Isolationszelle. Wir bringen ihn gleich zu Ihnen. Wenn dann alles gesagt und getan ist, geht die ganze Chose von vorne los. Braucht eine Ewigkeit, aber schließlich geht es um die Sicherheit. Wir legen Wert auf Sicherheit.«

Cowart nickte und wurde in einen Besucherraum geführt. Es handelte sich um einen schlichten, weißen Raum, der mit einem Stahl Tisch und zwei alten, zerkratzten Stühlen ausgestattet war. An einer Wand hing ein Spiegel. Auf dem Tisch stand ein Aschenbecher, sonst nichts.

Er zeigte auf den Spiegel. »Einwegspiegel?«, fragte er.

»Aber sicher«, erwiderte der Sergeant. »Haben Sie ein Problem damit?«

»Nein, nein. Sagen Sie, sind Sie sicher, dass das hier die Präsidentensuite ist?« Mit einem Grinsen drehte er sich zu Rogers um. »Wir verweichlichten Stadtjungs sind ein bisschen mehr Komfort gewohnt.«

Sergeant Rogers lachte. »Hatte fast so was geahnt. Tut mir leid, aber das ist sie.«

»Geht schon klar«, sagte Cowart. »Danke.«

Er setzte sich und wartete auf Ferguson.

Sein erster Eindruck von dem Gefangenen war der eines jungen Mannes etwa Mitte zwanzig, knapp unter eins achtzig groß, mit jugendhaft zartem Körperbau. Der feste Handschlag zeugte jedoch von einer drahtigen Kraft, die sein Erscheinungsbild nicht auf den ersten Blick verriet. Robert Earl Ferguson hatte die Ärmel hochgekrempelt, so dass seine durchtrainierten Muskeln zu sehen waren, ansonsten erinnerte er mit seinen schmalen Hüften und Schultern und dem lässigen, anmutigen Gang an einen Langstreckenläufer. Er hatte kurzes Haar und dunkle Haut, dazu wache, scharf beobachtende Augen. Matthew Cowart hatte das Gefühl, dass sein Gegenüber ihn binnen Sekunden taxiert und eingeordnet hatte.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte der Häftling.

»Nicht der Rede wert.«

»Noch nicht«, erwiderte Ferguson zuversichtlich. Er hatte einen Stapel juristischer Schriften dabei, die er vor Cowart auf dem Tisch ausbreitete. Der Häftling warf Sergeant Rogers einen Blick zu, den dieser mit einem stummen Nicken quittierte, bevor er sich umdrehte, zur Tür hinausging und sie laut vernehmlich hinter sich zuschlug.

Cowart setzte sich hin, holte seinen Notizblock heraus und stellte das Aufnahmegerät in die Mitte des Tisches. »Was dagegen?«, fragte er.

»Nein«, erwiderte Ferguson, »liegt nahe.«

»Wieso haben Sie mir geschrieben?«, fragte Cowart. »Nur so aus Neugier. Wie sind Sie überhaupt an meinen Namen gekommen?«

Der Gefangene lächelte und kippelte ein wenig mit seinem Stuhl. Für diesen ersten entscheidenden

Moment wirkte er seltsam entspannt.

»Letztes Jahr hat Ihnen die Anwaltskammer für eine Reportage über die Todesstrafe einen Preis verliehen. Ihr Name stand in Tallahassee in der Zeitung. Ein Mitinsasse im Todestrakt hat mich drauf aufmerksam gemacht. Kann außerdem nicht schaden, dass Sie beim größten und einflussreichsten Blatt im Bundesstaat arbeiten.«

»Wieso haben Sie nicht früher Kontakt mit mir aufgenommen?«

»Na ja, ehrlich gesagt ging ich davon aus, dass das Berufungsgericht meine Verurteilung in der Luft zerfetzen würde. Als es anders kam, hab ich mir einen neuen Anwalt gesucht – das heißt, ich bekam einen neuen Anwalt – und bin die Sache offensiver angegangen. Wissen Sie, Mr. Cowart, selbst als ich schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt wurde, ging es mir irgendwie trotzdem nicht in den Schädel, dass all das tatsächlich mir passierte. Es fühlte sich so unwirklich an, wie ein böser Traum. Als würde ich jeden Moment aufwachen und wäre wieder am College. Oder jemand würde kommen und sagen: ›He, aufhören! Das Ganze ist ein gewaltiges Missverständnis ...‹ Ich blickte nicht durch, ich wusste nicht, dass man hart kämpfen muss, um sein Leben zu retten. Man kann sich nicht einfach darauf verlassen, dass unser Rechtssystem das für einen tut.«

Da haben wir das erste Zitat für meine Reportage, dachte Cowart.

Der Gefangene beugte sich vor, legte die Hände auf den Tisch, lehnte sich ebenso schnell zurück und unterstrich das, was er sagte, mit kurzen, präzisen Bewegungen. Er hatte eine leise, doch feste Stimme, die mühelos vermittelte, von welcher Tragweite seine Worte waren. Während er sprach, beugte er sich wie unter dem Druck seiner Überzeugungen nach vorne. Die Geste zeigte unmittelbar Wirkung: Sie ließ das Zimmer schrumpfen, in dem sie saßen, so dass nur noch der Raum zwischen dem Reporter und dem Häftling übrig blieb, und erfüllte diese Arena mit einer knisternden Energie.

»Ich dachte, es würde genügen, einfach nur unschuldig zu sein. Ich dachte, so funktionierte das, und ich dachte, ich brauchte nichts weiter zu tun. Als ich dann hierherkam, wurde ich eines Besseren belehrt – das war die praktische Schulung.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, die Männer im Todestrakt haben ihre eigene, informelle Art, Informationen auszutauschen über Anwälte, Berufungen, Gnadengesuche, so was in der Art. Wissen Sie, da drüben ...«, er deutete auf die Hauptgebäude der Haftanstalt, »denken die Verurteilten daran, was sie nach ihrer Entlassung machen werden. Oder sie denken vielleicht an Flucht. Vielleicht denken sie auch darüber nach, wie sie sich, während sie ihre Strafe verbüßen, die Zeit im Knast so erträglich wie möglich machen können. Die genießen den Luxus, von etwas zu träumen, von einer Zukunft, selbst einer Zukunft hinter Gittern. Sie können immer von der Freiheit träumen, und ihr größter Vorteil ist die Ungewissheit. Die wissen nicht, was das Leben noch für sie bereithält.

Bei uns hier ist das anders. Wir wissen, wie wir enden. Wir wissen, dass der Staat uns eines Tages zweitausendfünfhundert Volt in den Kopf jagt. Wir wissen, dass wir noch fünf, allenfalls zehn Jahre haben. Es ist, als hätte man die ganze Zeit ein schreckliches Gewicht um den Hals hängen, und man setzt alles daran, sich davon nicht runterziehen zu lassen. Jede Minute, die vergeht, fragt man sich: Habe ich diese Zeit vergeudet? Jeden Abend denkt man: Schon wieder ein Tag rum. Jeden Morgen wird einem bewusst, dass man eine weitere Nacht streichen kann. Dieses Zentnergewicht, das einem um den Hals hängt, das ist die Summe all der Momente, die gerade vergangen sind. All die Hoffnungen, die einfach so schwinden.«

Einen Moment lang schwiegen sie beide. Cowart hörte sich selbst keuchen, als wäre er gerade eine Treppe hochgestiegen. »Sie klingen wie ein Philosoph.«

»Das trifft auf alle Männer im Todestrakt zu. Selbst die Irren, die unentwegt zetern und schreien. Oder die geistig Zurückgebliebenen, die kaum mitbekommen, was mit ihnen geschieht. Aber dieses Gewicht, das kennen sie alle. Allenfalls hören sich diejenigen von uns, die ein bisschen Schulbildung

abbekommen haben, etwas besser an.«

»Dann haben Sie sich hier verändert?«

»Wer würde das nicht?«

Cowart nickte.

»Als meine erste Berufung abgewiesen wurde, haben mir ein paar von den anderen, ein paar von denen, die schon fünf, acht oder auch zehn Jahre hier sind, zugeredet, um meine Zukunft zu kämpfen. Ich bin noch jung, Mr. Cowart, und ich will nicht, dass es für mich hier endet. Also habe ich dafür gesorgt, dass ich einen besseren Anwalt bekomme, und ich habe Ihnen geschrieben. Ich brauche Ihre Hilfe.«

»Nun, dazu kommen wir noch.« Cowart war nicht sicher, welche Rolle er bei diesem Interview spielen sollte. Er wusste, dass er ein gesundes Maß an professioneller Distanz wahren wollte, aber er konnte dieses Maß schwer bestimmen. Er hatte sich einige Gedanken darüber gemacht, wie er mit dem Gefangenen umgehen sollte, ohne zu einem Schluss zu kommen. Bei dem Gedanken, dass er hier in einem Gefängnis voller Männer, die grauenhafte Dinge getan hatten, jemandem gegenüber saß, der wegen Mordes verurteilt war und versuchte, cool zu wirken, kam er sich ein wenig albern vor.

»Wie wär's, wenn Sie mir zunächst mal ein bisschen über sich erzählen würden? Zum Beispiel, wieso jemand aus Pachoula akzentfrei spricht?«

Wieder musste Ferguson lachen. »Können Sie haben, wenn Sie wollen. Ich meine, wenn Sie darauf bestehen, kann ich wie der trügste alte schwarze Hinterwäldler reden, den Sie je gesehen haben ...« Dabei ließ er sich zurücksacken und ahmte die Sprechweise eines alten Mannes in einem Schaukelstuhl nach. Die langgezogenen Vokale und der behäbige Rhythmus seiner Sprache zog wie ein angenehmer Duft durch die stickige Luft des kleinen Raums. Dann schoss er plötzlich nach vorn und wechselte den Akzent. »Yo, Mann, 'sch kann auch wie'n Bro von der Straße, quatsch mich nich voll, Digger, ja? Guck auf'n Boden, ja? Guck mich nich an, ja?« Auch diese Einlage war schnell vorbei, und schon saß wieder der alerte, ernste Mann vor ihm, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und sprach in normalem, ruhigem Ton. »Und ich kann genauso klingen wie eben, wie jemand, der auf dem College war und studieren wollte, um dann Karriere zu machen. Weil ich auch das gewesen bin.«

Cowart war von der Wandlungsfähigkeit des Mannes verblüfft, die sich nicht auf einfache Wechsel in Akzent und Tonfall beschränkte, sondern von der passenden Gestik und Mimik unterstrichen wurde, so dass Robert Earl Ferguson das, was er sagte, für den Moment verkörperte. »Ich bin beeindruckt«, gestand Cowart. »Sie haben offenbar ein gutes Ohr.«

Ferguson nickte. »Diese drei Sprechweisen spiegeln jeweils eine Station in meinem Leben wider. Ich bin in Newark, New Jersey, geboren. Meine Mom war Putzfrau. Sie ist jeden Tag um sechs Uhr früh mit dem Bus in die weißen Vorstadtviertel gefahren und kam spät abends zurück. Tagein, tagaus hat sie in den Häusern der Weißen geputzt. Mein Daddy war bei der Army und hat sich verdrückt, als ich drei oder vier war. Sie waren sowieso nicht verheiratet. Als ich sieben war, starb meine Mom. Herzprobleme, hieß es, aber Genaueres habe ich nie erfahren. Sie bekam eines Tages plötzlich schwer Luft, schleppte sich zum nächsten Krankenhaus, und wir haben sie nie wiedergesehen. Sie haben mich zu meiner Großmutter nach Pachoula geschickt. Sie können sich nicht vorstellen, was das für ein kleines Kind bedeutet, aus dem Ghetto rauszukommen, in eine Gegend mit Bäumen, Flüssen und sauberer Luft. Für mich war es das Paradies, auch ohne Toilette im Haus. Das waren die besten Jahre meines Lebens. Ich bin zu Fuß zur Schule gegangen, hab nachts bei Kerzenlicht gelesen. Wir haben Fisch gegessen, den ich selbst gefangen hatte – wie in ein anderes Jahrhundert zurückversetzt. Ich dachte, da würde ich für immer bleiben, bis meine Großmutter krank wurde. Sie fürchtete, sich nicht mehr um mich kümmern zu können, und deshalb wurde ich nach Newark zurückgeschickt, zu meiner Tante und ihrem neuen Mann. Da hab ich die Highschool abgeschlossen und bin aufs College gegangen. Aber sooft ich konnte, hab ich meine Großmutter besucht. Bin mit dem Nachtbus von

Newark nach Atlanta runtergefahren, von da bis Mobile weiter und schließlich mit dem Bus nach Pachoula. Ich konnte mit der Großstadt nichts anfangen; war wohl immer eher ein Landei. In Newark hab ich mich nicht besonders wohlfühlt.«

Ferguson schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht zu einem vagen Lächeln. »Diese endlosen Busfahrten«, sagte er leise. »Damit ging der ganze Ärger für mich los.«

»Wie meinen Sie das?«

Ferguson schüttelte weiter den Kopf. »Wenn ich endlich ankam, hatte ich fast dreißig Stunden hinter mir: erst auf der Schnellstraße, dann mitten durch jedes Kaff, das auf der Route lag, jede Menge Nebenstraßen. Von dem ewigen Geholper war mir immer ein wenig übel, ich musste aufs Klo, und ich war eingepfercht zwischen Leuten, die dringend ein Bad gebraucht hätten. Arme Leute, die sich keinen Flug leisten konnten. Nicht besonders angenehm. Deshalb hab ich den Wagen gekauft. Einen gebrauchten Ford Granada. Dunkelgrün. Für tausendzweihundert Dollar von einem Kommilitonen. Hatte nur sechshunderttausend Meilen drauf. Wie neu. Shit! Ich hab es geliebt, mit dem Wagen durch die Gegend zu fahren ...«

Ferguson klang sanft und ein wenig geistesabwesend.

»Aber ...«

»Aber hätte ich den Wagen nicht gehabt, wäre ich nie ins Fadenkreuz der Polizisten geraten, die wegen dieses Mordfalls ermittelten.«

»Erzählen Sie mir davon.«

»So viel gibt's da eigentlich nicht zu erzählen. An dem Nachmittag, an dem es passiert ist, war ich bei meiner Großmutter. Wäre es jemandem eingefallen, sie zu befragen, hätte sie das bezeugt ...«

»Hat Sie noch jemand gesehen? Ich meine, der nicht mit Ihnen verwandt ist?«

»Also, ähm, nicht, dass ich wüsste. Nur sie und ich. Wenn Sie meine Großmutter besuchen, dann verstehen Sie, wieso. Sie wohnt in einer alten Bretterbude, etwa eine halbe Meile hinter den anderen Bretterbuden. Unbefestigte Armenstraße.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Na ja, nicht lange, nachdem sie die Leiche des kleinen Mädchens gefunden haben, kommen zwei Detectives zum Haus, um mit mir zu sprechen. Ich war gerade dabei, meinen Wagen zu waschen. Mann, hab ich die Karre auf Hochglanz poliert! Es ist also so um Mittag herum, sie kommen zu mir und fragen mich, was ich vor ein paar Tagen gemacht habe. Sie sehen den Wagen an, dann mich und hören mir gar nicht richtig zu.«

»Was für Detectives?«

»Brown und Wilcox. Ich kannte die beiden Mistkerle, ich wusste, dass sie mich nicht ausstehen konnten. Hätte mir denken können, dass ich ihnen nicht trauen kann.«

»Woher wussten Sie das? Ich meine, wieso konnten die Sie nicht leiden?«

»Pachoula ist ein Kaff. Es gibt eben Leute, die wollen, dass alles beim Alten bleibt. Ich meine, die wussten, dass ich eine Zukunft hatte. Sie wussten, dass ich was aus mir machen würde, und das hat ihnen nicht gepasst. Meine Einstellung hat ihnen nicht gepasst, nehme ich mal an.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Nachdem ich ihre Frage beantwortet hab, behaupten sie, dass sie auf dem Präsidium noch eine schriftliche Aussage von mir brauchen, und so fahre ich ohne zu zögern mit. Gott! Hätte ich da schon gewusst, was ich heute weiß ... Aber ich hab ja nicht damit gerechnet, dass ich was zu befürchten habe. Ich wusste ja kaum, wozu sie die Aussage von mir brauchten. Sie haben behauptet, es ginge um eine Vermisstenmeldung, nicht um Mord.«

»Und weiter?«

»Wie ich Ihnen schon in meinem Brief schrieb, bekam ich danach sechsenddreißig Stunden lang kein Tageslicht mehr zu sehen. Sie haben mich in einen kleinen Raum wie diesen hier gebracht, mich

auf einen Stuhl geschubst und gefragt, ob ich einen Anwalt haben will. Da ich immer noch keine Ahnung hatte, was die von mir wollten, habe ich nein gesagt. Dann haben sie mir einen Wisch mit den Grundrechten in die Hand gedrückt und gesagt, ich soll unterschreiben. Verdammt! Wie konnte ich nur so blöd sein! Ich hätte wissen müssen, dass sie, wenn sie erst mal 'nen Nigger auf diesen Stuhl gesetzt haben, ihn erst aufstehen lassen, wenn er ihnen gesagt hat, was sie von ihm hören wollen, ob er es nun gewesen ist oder nicht.«

Jeder Anflug von Scherzhaftigkeit war verflogen; Fergusons Stimme hatte einen metallisch scharfen Unterton angenommen, der mühsam beherrschten Zorn verriet. Cowart fühlte sich von der Geschichte wie von einer Flutwelle mitgerissen.

»Brown war der gute Cop, Wilcox der böse. Ältester Trick der Welt.« In den letzten Satz legte Ferguson seine ganze Verachtung.

»Und dann?«

»Ich setze mich hin, sie stellen mir Fragen zu diesem und jenem, kommen auf dieses kleine Mädchen zu sprechen, das verschwunden ist. Ich sag ihnen immer wieder, ich hätte keine Ahnung. Sie lassen nicht locker. Den ganzen Tag. Bis tief in die Nacht hinein. Reden unablässig auf mich ein. Dieselben Fragen, zum tausendsten Mal, als hätte es nicht das Geringste zu bedeuten, dass ich sie zum tausendsten Mal mit nein beantwortet habe. Sie lassen nicht locker. Ich darf nicht aufs Klo. Ich bekomme nichts zu essen, nichts zu trinken. Stundenlang immer nur dieselben Fragen. Irgendwann, ich weiß nicht mehr, wie lange das da schon so gegangen war, rasten sie aus. Sie brüllten wütend, und bevor ich merke, was los ist, knallt mir Wilcox eine. Wumm! Dann hab ich plötzlich sein Gesicht ganz dicht vor der Nase, und er sagt: ›Bist du jetzt bei der Sache, Junge?‹«

Ferguson sah Cowart forschend an, als wollte er die Wirkung seiner Worte ergründen, bevor er in ruhigem, wenn auch bitterem Ton fortfuhr.

»Und das war ich, allerdings. Er brüllte mich immer weiter an. Ich weiß noch, wie ich dachte, der kriegt einen Herzinfarkt, so rot war er im Gesicht. Wie ein Besessener oder so. ›Ich will wissen, was du mit diesem kleinen Mädchen gemacht hast!‹, schreit er immerzu. ›Komm schon, rede endlich! Was hast du mit ihr gemacht?‹ Er brüllt die ganze Zeit, und Brown geht zwischendurch raus, so dass ich mit diesem Irren allein bin. ›Sag schon, hast du sie gefickt und dann ermordet oder andersrum?‹ Mann, der hat das stundenlang so getrieben. Ich hab immer nur gesagt, nein, nein, nein, keine Ahnung, wovon Sie reden, und er hat mir die Fotos von dem Mädchen gezeigt und gefragt: ›Und? Hat's Spaß gemacht? Hat es dich aufgegeilt, als sie sich gewehrt hat? Wie war das, als sie geschrien hat? Hat es sich gut angefühlt, als du sie das erste Mal mit dem Messer gestochen hast? Und wie war es, als du zum zwanzigsten Mal zugestochen hast? Hat es dich angetörnt? Ja?‹ Immer wieder, stundenlang.«

Ferguson holte tief Luft. »Ab und zu hat er eine Pause eingelegt und mich einfach allein in diesem Zimmer gelassen, mit Handschellen an den Stuhl gefesselt. Vielleicht hat er sich kurz aufs Ohr gehauen oder sich was zu essen geholt. Mal blieb er fünf Minuten, mal eine halbe Stunde oder länger weg. Einmal hat er mich Stunden so sitzen lassen. Ich hab einfach nur dagesessen, viel zu blöd und viel zu eingeschüchtert, um irgendetwas für mich zu tun.

Schätze, irgendwann habe ich ihn mit meiner Weigerung, ein Geständnis abzulegen, zu sehr frustriert, denn er fing an, auf mich einzuprügeln. Zuerst hat er mich nur ein paar Mal ins Gesicht und auf die Schultern geschlagen, dann hat er mich vom Stuhl hochgezogen und in den Magen geboxt. Ich hab gezittert. Sie haben mich nicht mal aufs Klo gelassen, und ich hab in die Hose gepinkelt. Als er das Telefonbuch nahm und zusammenrollte, hatte ich keine Ahnung, was das werden sollte. Mann, das hat sich angefühlt wie ein Volltreffer mit einem Baseballschläger. Hat mich auf den Boden geschleudert.«

Cowart nickte. Er hatte von dieser Technik gehört. Hawkins hatte sie ihm einmal erklärt. Das Telefonbuch hatte die Wirkung eines Totschlägers, nur dass das Papier keine Platzwunden oder

Blutergüsse hinterließ.

»Ich hab trotzdem nichts gesagt, und irgendwann ist er gegangen. Auf einmal kommt Brown rein, ich hab ihn stundenlang nicht gesehen. Ich zittere nur noch und stöhne und hab Angst, dass ich in diesem Zimmer sterben werde. Brown sieht mich an, hilft mir hoch. Und dann kommt das Gesülze. Mann, sagt er, es täte ihm so leid, was Wilcox mit mir gemacht hat. Mann, er wüsste, dass es weh tut. Er würde mir helfen. Er würde mir auch was zu essen besorgen. Und eine Cola. Er würde mir was Frisches anzuziehen geben und mich zur Toilette gehen lassen. Mann, ich müsste ihm einfach nur vertrauen. Ihm vertrauen und ihm sagen, was ich mit diesem kleinen Mädchen gemacht hab. Ich sag ihm nichts, aber er hört nicht auf. »Bobby Earl, ich glaube, du bist ziemlich übel verletzt. Schätze, dass du gleich Blut pisst. Ich glaube, du brauchst dringend einen Arzt. Sag mir einfach, was du getan hast, und ich bring dich sofort auf die Krankenstation.« Ich sag ihm, ich hätte gar nichts getan, und der Kerl verliert die Beherrschung. Er brüllt mich an: »Wir wissen, was du getan hast, du brauchst es nur noch auszuspuken!« Dann holt er seine Waffe raus. Nicht seinen normalen Dienstrevolver, den er an der Hüfte trägt, sondern eine kleine kurzläufige Achtunddreißiger, die trägt er in einem Knöchelholster unter dem Hosenbein. Genau in dem Moment kommt Wilcox rein, fesselt mir die Arme mit Handschellen hinter dem Rücken am Stuhl, packt mich am Kopf und hält ihn so, dass ich genau in die Mündung dieser kleinen Kanone starre. Brown sagt: »Mach endlich den Mund auf.« Ich antworte: »Ich hab nichts getan!« Und da drückt er ab. Mann! Ich seh's vor mir, wie sich sein Finger um den Abzug krümmt und ihn in Zeitlupe bewegt. Ich dachte, mir bleibt das Herz stehen. Der Hahn schnappt zurück und trifft auf eine leere Kammer. Inzwischen heule ich nur noch, wie ein Baby, ich flenne hemmungslos. Er sagt: »Bobby Earl, diesmal hast du mächtig Glück gehabt. Was meinst du? Ist das heute dein Glückstag? Wie viele leere Kammern hab ich wohl hier drin?« Er spannt wieder den Hahn, und es klickt wieder. »Verdammt!«, sagt er. »Ich glaube, das Ding klemmt.« Und dann lässt er die Trommel ausschwenken und holt eine Patrone raus. Die sieht er sich ganz genau an. »Mann, das gibt's doch nicht«, sagt er. »Ein Blindgänger.« Er lässt die Trommel wieder einrasten, spannt den Hahn, zielt auf mich und sagt: »Deine letzte Chance, Nigger.« Diesmal nehme ich es ihm ab, dass er ernst macht, also sage ich: »Ich hab's getan, ich hab's getan, was immer Sie wollen, ich hab's getan!« Und das war mein Geständnis.«

Matthew Cowart holte tief Luft und versuchte, die Geschichte zu verdauen. Plötzlich hatte er das Gefühl, er bekäme in dem kleinen Besucherraum keine Luft, als ob die Hitze in den Wänden sich wie in einem Backofen staute. »Und dann?«, fragte er.

»Jetzt bin ich hier«, erwiderte Ferguson.

»Haben Sie das alles Ihrem Anwalt erzählt?«

»Selbstverständlich. Er hat erst mal auf das Offensichtliche verwiesen: ich alleine gegen zwei Polizeibeamte. Und ein schönes, totes, weißes Mädchen. Wem würde man da wohl eher glauben?«

Cowart nickte. »Wieso sollte *ich* Ihnen dann glauben?«

»Was weiß ich«, antwortete Ferguson mühsam beherrscht. Einen Moment lang sah er Cowart wütend an. »Vielleicht, weil ich die Wahrheit sage.«

»Würden Sie einem Lügendetektortest zustimmen?«

»Ich hab schon einen für meinen Anwalt gemacht. Die Ergebnisse liegen hier auf dem Tisch. Das blöde Ding kam zu dem Ergebnis: »uneindeutig«. Ich glaube, ich war zu zappelig, als sie mir all diese Drähte angelegt haben. War alles andere als hilfreich für mich. Wenn Sie wollen, kann ich das noch mal machen. Ob es allerdings was bringt, ist fraglich. Ist ja nicht gerichtsverwertbar.«

»Sicher. Aber ich brauche irgendeine Form der Bestätigung.«

»Das ist mir klar. Aber genau so ist es nun mal passiert.«

»Wie kann ich die Geschichte beweisen, damit ich sie in der Zeitung bringen kann?«

Ferguson starrte Cowart mit einem durchdringenden Blick in die Augen und dachte angestrengt

nach. Ein paar Sekunden später huschte ein scheues Lächeln über das angespannte Gesicht des verurteilten Mannes.

»Die Waffe«, sagte er. »Das könnte funktionieren.«

»Wie das?«

»Na ja, ich erinnere mich, dass die Schusswaffen der beiden mit großem Tamtam überprüft wurden, bevor sie mich in diesen Verhörraum führten. Aber dieses kleine Miststück hatte er unter der Hose verborgen. Ich wette, er lügt, wenn Sie ihn danach fragen, aber vielleicht können Sie ihm eine Falle stellen.«

Cowart nickte. »Schon möglich.«

Wieder trat zwischen den beiden Männern Schweigen ein. Cowart senkte den Blick und starrte auf das Band, das sich im Aufnahmegerät drehte.

»Wie sind die auf Sie gekommen?«

»Ich war für die das gefundene Fressen: Ich war da. Ich war schwarz. Sie haben den grünen Wagen untersucht. Meine Blutgruppe passte – das haben sie natürlich erst später erfahren. Aber ich war da, und der ganze Ort stand Kopf – ich meine, der weiße Bevölkerungsteil. Sie suchten jemanden, und da kam ich gerade richtig. Was hätte ihnen denn Besseres passieren können?«

»Nicht ein bisschen zu viel Klischee?«

Fergusons Augen funkelten in einem Anflug von Wut, und Cowart sah, wie er eine Faust ballte. Er sah, wie der Häftling um Fassung rang.

»Die haben mich da schon immer gehasst. Weil ich kein unterbelichteter, lahmarschiger Hinterwäldler-Nigger war. Ich passte ihnen nicht in den Kram. Es passte ihnen nicht, dass ich aufs College ging. Es passte ihnen nicht, dass ich all die Dinge wusste, die man nur in der Großstadt lernt. Sie kannten mich, und sie hassten mich – weil ich eben so war und weil ich eine Zukunft hatte.«

Cowart setzte gerade zu einer Frage an, doch Ferguson streckte plötzlich beide Hände aus und hielt sich an der Tischkante fest. Jetzt hatte er seine Stimme kaum noch unter Kontrolle, und Cowart spürte den Zorn des Mannes wie eine Woge, die über ihm zusammenschlug. An seinem Hals traten die Sehnen vor, sein Gesicht wurde rot, seine Stimme klang nicht mehr fest, sondern bebte vor Emotionen. Cowart sah, wie Ferguson mit sich kämpfte, als drohte er, unter dem Stress der Erinnerungen jeden Moment zusammenzubrechen. In diesem Moment fragte sich Cowart, wie es wohl sein mochte, zur Zielscheibe all dieser geballten Wut zu werden.

»Fahren Sie hin. Sehen Sie sich Pachoula an. County Escambia. Es liegt direkt südlich von Alabama, gerade mal zwanzig, dreißig Meilen entfernt. Vor fünfzig Jahren hätten sie mich einfach am nächstbesten Baum aufgeknüpft. Sie hätten weiße Roben mit spitzen Kapuzen getragen und Kreuze verbrannt. Die Zeiten ändern sich«, fuhr er bitter fort, »aber nicht allzu sehr. Inzwischen kommt das Ganze unter dem Deckmantel der Zivilisation daher. Klar doch, ich hab ein Gerichtsverfahren bekommen. Klar doch, ich hab einen Anwalt. Geschworene aus meiner eigenen Bevölkerungsschicht. Klar doch, mir stehen sämtliche verfassungsmäßigen Rechte zu. *Diese* gottverdammte Lynchjustiz war richtig schön legal.« Fergusons Stimme überschlug sich fast. »Fahren Sie hin, Mr. weißer Reporter, stellen Sie den Leuten ein paar Fragen, und Sie werden sehen.«

Er lehnte sich im Stuhl zurück und funkelte Cowart an.

Die Hintergrundgeräusche des Gefängnisses schienen in weite Ferne gerückt, als trennten die beiden Menschen an dem kleinen Stahl Tisch Meilen von den Wänden, den Fluren und den Zellen. Das hier, musste Cowart plötzlich denken, ist eine Geschichte von engen, kleinen Räumen. Die endlose Flut von Hass und Verzweiflung und Frustration, die von dem Mann ihm gegenüber ausging, riss ihn mit.

Ferguson behielt ihn unverwandt im Blick, als überlegte er sorgfältig seine nächsten Worte. »Mal ehrlich, Mr. Cowart, glauben Sie, in Pachoula laufen die Dinge so wie in Miami?«

»Nein.«

»Sie sagen es. Und wissen Sie, was das Komischste ist? Hätte ich dieses Verbrechen – das ich nicht begangen habe –, aber falls ich es doch begangen hätte, und zwar in Miami, wissen Sie, was da mit dieser erbärmlichen Beweislage gegen mich passiert wäre? Sie hätten mir einen Deal angeboten – ich bekenne mich des Mordes mit bedingtem Vorsatz schuldig und bekomme dafür fünf Jahre, sitze vielleicht vier davon ab. Und auch das nur für den Fall, dass es meinem Pflichtverteidiger nicht gelingt, die ganze Sache abzuschmettern. Was ihm mit ziemlicher Sicherheit gelungen wäre. Ich war nicht vorbestraft. Ich war College-Student. Ich hatte eine Perspektive. Die Anklage hatte keine Beweise. Was meinen Sie, Mr. Cowart? In Miami?«

»In Miami wäre es wohl so gelaufen, wie Sie sagen. Ein Deal. Kein Zweifel.«

»In Pachoula Todesurteil. Auch kein Zweifel.«

»So ist das System.«

»Ich verfluche dieses System. Dieses gottverdammte System. Und noch etwas: Ich bin es nicht gewesen. Ich habe dieses verdammte Verbrechen nicht begangen. Ich bin bestimmt kein Musterknabe. In Newark habe ich mich als Teenager ein paar Mal ganz schön reingeritten, auch ein paar Mal in Pachoula. Finden Sie's raus. Deswegen bin ich verdammt noch mal nicht der Mörder dieses kleinen Mädchens.«

Ferguson legte eine Pause ein. »Aber ich weiß, wer es war.«

Eine Weile schwiegen sie beide.

»Kommen wir zu diesem Punkt«, sagte Cowart. »Wer und wie?«

Ferguson zuckte auf seinem Stuhl zurück. Cowart sah ein kurzes Lächeln, kein Grinsen, nicht der Auftakt zu einem Lachen, sondern eine hässliche Narbe im Gesicht des Mannes. Und er merkte, dass etwas aus dem Raum gewichen war, etwas von der Intensität der Wut. Ferguson veränderte sich in diesen wenigen Sekunden ebenso drastisch wie zuvor bei seiner Einlage mit den verschiedenen Akzenten.

»Das kann ich Ihnen derzeit noch nicht sagen«, erwiderte der Häftling.

»Blödsinn«, sagte Cowart und machte seiner Enttäuschung Luft. »Zieren Sie sich nicht.«

Ferguson schüttelte den Kopf. »Ich werde es Ihnen sagen, aber erst, wenn Sie mir glauben.«

»Was sollen die albernsten Spielchen?«

Ferguson beugte sich so weit über den Tisch, dass nur noch wenig Abstand zwischen ihren Gesichtern lag. Er fixierte Cowart mit einem furchterregenden, durchdringenden Blick. »Hier geht es nicht um Spielchen«, sagte er ruhig. »Es geht um mein Leben. Sie wollen es mir nehmen, und das ist der beste Trumpf, den ich habe. Verlangen Sie nicht von mir, ihn auszuspielen, bevor ich dazu bereit bin.«

Cowart antwortete nicht.

»Fahren Sie hin und überprüfen Sie, was Sie von mir gehört haben. Und wenn Sie dann davon überzeugt sind, dass ich unschuldig bin, wenn Sie selbst sehen, dass diese Mistkerle mich ohne schlüssige Beweise verurteilt haben, dann sag ich's Ihnen.«

Wenn ein verzweifelter Mensch einen auffordert, sich auf ein Spiel einzulassen, hatte Hawkins einmal gesagt, dann spiel am besten nach seinen Regeln.

Cowart nickte.

Beide schwiegen. Ferguson sah Cowart in die Augen und wartete auf eine Antwort. Cowart erkannte, dass er an diesem Punkt keine Wahl mehr hatte, dass er das typische Dilemma des Reporters akzeptieren musste: Er hatte sich die Geschichte eines Mannes über Unrecht und Bössigkeit angehört. Jetzt hatte er die Pflicht, die Wahrheit herauszufinden. Er konnte diese Geschichte ebenso wenig abschütteln, wie er fliegen konnte.

»Also, Mr. Cowart«, sagte Ferguson, »das ist die Geschichte. Werden Sie mir helfen?«

Cowart dachte an all die Worte, die endlosen Seiten, die er über Tod und Sterben geschrieben hatte,

an die Qualen, die ihm das alles bereitet hatte und die gerade einmal so hauchdünn vernarbt waren, dass sie ihn immer noch in endlosen nächtlichen Alpträumen verfolgten. Mit keinem seiner Artikel hatte er bisher auch nur einem einzigen Menschen einen Funken Verzweiflung abgenommen. Geschweige denn jemandem das Leben gerettet.

»Ich tu, was ich kann«, antwortete er.

Escambia County liegt im äußersten Nordwesten Floridas und grenzt an den Bundesstaat Alabama. Kulturell steht Escambia eher dem benachbarten Bundesstaat nahe. Früher war dies eine vorwiegend ländliche Gegend mit zahlreichen Farmen, die sich über ganze Hügelketten erstreckten, während in den Tälern dichte, struppige Fichten neben großen Weiden mit wogenden Kronen und wuchernden Schlingpflanzen wuchsen. In den letzten Jahren hatte es allerdings auch hier wie in anderen Teilen des Südens einen Bauboom gegeben, und die Natur war immer weiter vor den Ausläufern der Städte zurückgewichen, allen voran denen der Hafenstadt Pensacola. Dennoch hat sich Escambia dank der prägenden Sumpflandschaft eine Ähnlichkeit mit dem urtümlicheren Mobile bewahrt, das über den Interstate Highway nicht weit entfernt liegt, während es in den Küstengebieten an die Golfregion erinnert. Wie in vielen Gegenden im tiefen Süden herrscht hier eine widersprüchliche Atmosphäre, in der sich die Erinnerung an die frühere Armut mit einem neuen Stolz auf einen spröden Flecken Erde mischt, dem schon mehrere Generationen ihren Lebensunterhalt abgetrotzt haben. Kein Schlaraffenland, aber besser als anderswo.

Die Flugroute führte dicht an riesigen grauen Gewitterwolken vorbei, die sich an der kleinen zweimotorigen Propellermaschine zu stören schienen und sie auf dem Weg zu dem kleinen Flugfeld so rücksichtslos herumstießen, dass Cowart bedenklich der Magen rumorte. So wie das Flugzeug abwechselnd in die dichten Wolken tauchte und ihnen wieder entkam, füllte sich die Kabine abwechselnd mit grellem Licht und plötzlicher Dunkelheit, bis über dem Golf von Mexiko rote Streifen wie blitzende Schwerter aufleuchteten und allmählich verblassten. Cowart lauschte auf das Brummen der Motoren, die gegen den Wind ankämpften. Während er im Kokon der Maschine durchgeschüttelt wurde, dachte er an den Mann im Todestrakt und daran, was ihn in Pachoula erwarten würde.

Ferguson hatte bei ihm einen Sturm widerstreitender Gefühle ausgelöst. Nach der Begegnung mit dem Häftling hatte er sich eingeschärft, Objektivität zu bewahren, allen genau zuzuhören und jede Aussage unvoreingenommen abzuwägen. Doch er machte sich, als er auf die Rinnsale am Fenster neben ihm starrte, klar, dass er jetzt nicht auf dem Weg nach Pachoula wäre, wenn er damit rechnete, die Finger von der Geschichte zu lassen. Bei der Erinnerung an Fergusons Stimme spürte er immer noch die eiskalte Wut des Mannes, und ohne es zu merken, ballte er die Fäuste auf dem Schoß. Dann dachte er an das Mädchen. Elf Jahre alt. Kein Alter zum Sterben. Vergiss auch das nicht!

Sie landeten inmitten eines heftigen Gewitters und schlingerten über die Rollbahn. Durch das Fenster sah Cowart am Rande des Flughafengeländes eine Reihe Bäume, die ihre dunklen Kronen dem Himmel entgegenreckten.

Mit seinem Leihwagen fuhr er durch die zunehmende Dunkelheit zum Admiral Benbow Inn kurz hinter dem Highway, am Stadtrand von Pachoula. Nachdem er das kleine, ungemütlich saubere Zimmer inspiziert hatte, ging er zur Motel-Bar hinunter, hockte sich zwischen zwei Vertreter und bestellte bei der jungen Frau am Tresen ein Bier. Sie hatte mausbraune Haare, die ihr so tief in die Stirn und über die Wangen hingen, dass ihr angespanntes Gesicht wie eingeschrumpft wirkte. Wenn sie die Stirn runzelte, schien es, als zöge sich ihr ganzes Gesicht zusammen. Sie presste die Lippen zusammen, als sei sie es gewohnt, mit ihrem spröden, abweisenden Benehmen allzu viele Vertreter mit allzu vielen von Scotch und Ginger Ale beflügelten zweifelhaften Angeboten zurückzuweisen. Sie zapfte das Bier aus einem Hahn und behielt Cowart die ganze Zeit im Auge, während sie instinktiv wusste, wann die Krone über den Rand des Glases quillen würde.

»Sie sind nicht aus der Gegend, oder?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nicht verraten«, sagte sie. »Mal seh'n, ob ich's rauskrieg. Sagen Sie einfach nur: Es grünt so grün, wenn Spaniens Blüten blühen.«

Er lachte und sprach den Satz nach.

Sie lächelte und wirkte ein wenig zugänglicher.

»Nicht aus Mobile oder Montgomery, so viel steht schon mal fest. Nicht mal aus Tallahassee oder New Orleans. Bleiben nur noch zwei Möglichkeiten: entweder Miami oder Atlanta; falls es Atlanta ist, stammen Sie nicht ursprünglich daher, sondern von irgendwo anders, was weiß ich, aus New York, und Sie haben da nur vorübergehend Ihre Zelte aufgeschlagen.«

»Nicht schlecht«, erwiderte er. »Miami.«

Sie nahm ihn genauer unter die Lupe. »Mal seh'n«, sagte sie. »Ziemlich guter Anzug, aber sehr konservativ, wie ihn vielleicht ein Anwalt tragen würde ...« Sie beugte sich über die Bar und rieb mit Daumen und Zeigefinger an seinem Revers. »Schön. Nicht wie die üblichen Polyester-Typen, die den Viehzüchtern Vitaminergänzungsmittel verkaufen. Aber das Haar ist über den Ohren ein bisschen zu lang, und ich kann die ersten grauen Strähnen erkennen. Sie sind also ein bisschen zu alt – warten Sie, um die fünfunddreißig? –, um den Laufburschen zu machen. Wenn Sie tatsächlich ein Anwalt in diesem Alter wären, hätten Sie ganz bestimmt einen pausbackigen Assistenten frisch von der Uni, den Sie hierherschicken würden, statt selbst zu kommen. Polizei kommt auch nicht in Frage, danach sehen Sie einfach nicht aus, und Grundstücksmakler oder Geschäftsmann streiche ich ebenfalls von der Liste. Sie sehen nicht wie diese Vertreter hier aus. Also, was bringt dann einen Kerl wie Sie aus Miami hier rauf? Bleibt nur noch eins, ich schätze also mal, Sie sind Reporter.«

Er lachte. »Ins Schwarze getroffen, und siebenunddreißig.«

Sie drehte sich um, zapfte ein weiteres Bier, das sie einem anderen Gast hinstellte, und wandte sich wieder Cowart zu. »Sind Sie auf der Durchreise? Kann mir nicht denken, was für eine Geschichte Sie hier zu finden hoffen. Hier passiert doch nichts, falls Sie es noch nicht bemerkt haben sollten.«

Cowart war sich unschlüssig, ob er den Mund halten sollte oder nicht. Dann zuckte er mit den Achseln und dachte: Wenn sie nach zwei Minuten rausgefunden hat, was ich bin, macht es auch die Runde, wenn ich mit den Cops und den Anwälten geredet habe.

»Eine Geschichte, bei der es um Mord geht«, sagte er.

Sie nickte. »Was sonst. Jetzt haben Sie mich neugierig gemacht. Was für ein Mord? Kann mich nicht mal erinnern, wann wir hier den letzten Mord hatten. In Mobile oder Pensacola mag das anders aussehen. Hat es mit diesen Drogendealern zu tun? Herrje, offenbar wird die ganze Golfküste rauf und runter Kokain eingeschmuggelt, tonnenweise, jede Nacht. Manchmal kommen hier auch ein paar Leute rein, die Spanisch sprechen. Gestern Abend waren drei Kerle hier, alle in scharfen Klamotten und mit diesen kleinen Piepsern am Gürtel. Die sind hier reinmarschiert, als gehörte ihnen der Laden, und haben noch vor dem Mittagessen eine Flasche Champagner bestellt. Dafür musste ich extra den Laufburschen ins Spirituosengeschäft rüberschicken. Nicht schwer zu erraten, was die gefeiert haben.«

»Nein, bei mir geht es nicht um Drogen«, sagte Cowart. »Seit wann leben Sie hier?«

»Seit ein paar Jahren. Bin mit meinem Mann nach Pensacola gekommen, er war Pilot. Fliegt immer noch, ist aber nicht mehr mein Mann, und ich sitze hier fest.«

»Erinnern Sie sich an einen Fall, vor ungefähr drei Jahren, ein kleines Mädchen namens Joanie Shriver?«

»Die Kleine, die sie im Sumpf, im Miller's Swamp, gefunden haben?«

»Genau.«

»Klar, erinnere ich mich daran. Ist nämlich passiert, kurz nachdem mein gottverdammter Ehemann und ich hergekommen waren. Praktisch meine erste Woche hier in der Bar.« Sie lachte auf. »Und ich dachte, der Job wäre immer so spannend. Alle Welt interessierte sich für das kleine Mädchen. Es

wimmelte von Nachrichtenreportern und Fernsehteams aus Tallahassee. Die kamen sogar aus Atlanta angereist. So hab ich Ihren Job rausgefunden. Die hingen alle ziemlich oft hier rum. Wo sollten sie in dem Kaff auch sonst hin? War ein paar Tage lang ein ziemliches Tohuwabohu, bis sie bekanntgaben, sie hätten den Jungen geschnappt, der sie ermordet hatte. Aber die Sache ist 'ne Weile her. Kommen Sie dafür nicht ein bisschen spät?«

»Hab gerade erst davon erfahren.«

»Aber der Junge sitzt im Knast. Todestrakt.«

»Es gibt ein paar Fragen dazu, wie er da reingekommen ist. Ein paar Unstimmigkeiten.«

Die Frau warf den Kopf zurück und lachte. »Mann«, sagte sie, »und Sie meinen, Sie könnten daran was ändern? Da kann ich Ihnen nur viel Glück wünschen, Miami.«

Damit wandte sie sich dem nächsten Gast zu und überließ Cowart seinem Bier, ohne noch einmal zurückzukommen.

Am nächsten Morgen hatte sich der Himmel aufgeheilt, und die Sonne schien heiß genug, um auch die letzte Pfütze vom abendlichen Unwetter verdunsten zu lassen. Mit jeder Stunde wurde es schwüler. Cowart klebte das Hemd am Rücken, als er vom Motel zu seinem Leihwagen ging und anschließend durch Pachoula fuhr.

Das Städtchen hatte sich zäh und trotzig auf einem flachen Gelände inmitten von Acker- und Weideland behauptet und bildete nunmehr eine Art Bindeglied zwischen dem Highway und der Natur. Für lukrative Orangenfarmen lag es ein wenig zu weit im Norden, doch Cowart kam an ein paar Farmen vorbei, die von ordentlichen Baumreihen gesäumt waren, dann wieder an Höfen mit Weiden. Er vermutete, dass er am wohlhabenden Ende der Stadt einfuhr: Die einstöckigen Häuser aus Betonschalstein oder rotem Klinker, diese allgegenwärtigen Bungalows, kündeten von einem gewissen Status. Und alle hatten große Fernsehantennen auf den Dächern. In einigen Gärten waren sogar Satellitenschüsseln auszumachen. Als er dem Stadtzentrum näher kam, häuften sich die Tankstellen und Mini-Märkte. Er fuhr an einem kleinen Einkaufszentrum mit einem großen Lebensmittelladen, einem Ansichtskartenstand, einer Pizzeria und einem Restaurant vorbei. Entlang der Hauptstraße sah er nur gepflegte Einfamilienhäuser, die von solidem Fleiß, von Zuverlässigkeit und bescheidenem Wohlstand zeugten.

Das Stadtzentrum erschöpfte sich in einem quadratischen Terrain mit gerade einmal drei Häuserblocks. Es gab ein Kino, ein paar Büros, noch eine Reihe Geschäfte, ein paar Ampelanlagen. Die Straßen waren sauber, und Cowart fragte sich, ob sie das dem Gewitter am Abend oder der Reinlichkeit der Stadtverwaltung verdankten.

Er fuhr weiter und ließ auf einer kleinen, zweispurigen Straße die Baumärkte, Autowerkstätten und Fastfood-Restaurants hinter sich. Nach und nach veränderte sich die Landschaft, das saftige Grün ging kaum merklich in ein fahles, schlieriges Gelbbraun über. Zugleich wurde der Asphalt holprig, und er kam in ein Viertel, in dem Holzhäuser mit altersschwachen, durchhängenden Dächern und verblassten, ehemals weiß getünchten Wänden das Bild beherrschten. Die Durchgangsstraße führte unvermutet in den dunklen Schlund eines Waldes. Cowarts Augen mussten sich erst an das flimmernde, ständig wechselnde Licht gewöhnen, das durch die Zweige der Weiden und Kiefern drang.

Um ein Haar hätte er die Abzweigung auf der linken Seite übersehen. Für einen Moment drehten die Räder im Lehm des unbefestigten Wegs durch, dann hatte der Wagen wieder Bodenhaftung und holperte an einer Hecke entlang weiter. Hier und da erhaschte Cowart einen Blick auf kleine Farmen. Im Schneckentempo kam er an einer Gruppe von drei Holzhütten vorbei, die direkt am Weg dicht beieinanderstanden. Als er abbremste, starrte ihn ein alter schwarzer Mann an. Er sah auf den Kilometerstand und fuhr weitere achthundert Meter zur nächsten Hütte. Dort parkte er und stieg aus.

Die Hütte hatte eine kleine Veranda mit einem Schaukelstuhl. An einer Seite pickten Hühner in

einem Pferch in der Erde, an der anderen stand ein alter Chevy Kombi mit geöffneter Kühlerhaube. Der Weg endete hier.

Cowart schlug drückende Schwüle entgegen. Der satte braune Mutterboden, der als Vorgarten diente, war so festgestampft, dass er auch dem gestrigen Unwetter widerstanden hatte. Als Cowart sich umdrehte, sah er, dass die Hütte an einer großen Wiese lag, die am hinteren Ende an einen dunklen Waldrand grenzte.

Cowart zögerte einen Moment, bevor er zur Haustür ging. Er hatte kaum einen Fuß auf die erste Stufe gesetzt, als von drinnen jemand rief: »Ich seh Sie. Was wollen Sie?«

Er blieb stehen und antwortete: »Ich möchte gerne zu Mrs. Emma Mae Ferguson.«

»Und wozu?«

»Ich möchte mit ihr reden.«

»Was wollen Sie von ihr?«

»Ich möchte mit ihr über ihren Enkel sprechen.«

Die Tür, zur Hälfte aus Fliegengitter, das sich vom modernden Holzrahmen löste, öffnete sich. Eine alte schwarze Frau, das graue Haar streng am Hinterkopf zusammengesteckt, trat heraus. Sie war zart gebaut, aber drahtig.

»Sind Sie von der Polizei?«

»Nein. Matthew Cowart ist mein Name. Vom *Miami Journal*. Ich bin Reporter.«

»Wer schickt Sie?«

»Niemand. Ich komme aus eigenem Antrieb. Sind Sie Mrs. Ferguson?«

»Kann schon sein.«

»Bitte, Mrs. Ferguson, ich möchte mit Ihnen über Robert Earl sprechen.«

»Er ist ein guter Junge, und sie haben ihn mir weggenommen.«

»Ja, ich weiß. Ich versuche zu helfen.«

»Und wie? Sind Sie Anwalt? Anwälte haben dem Jungen schon genug angetan.«

»Nein, Ma'am. Könnten wir uns vielleicht hinsetzen und ein paar Minuten reden? Ich versuche wirklich nur, Ihrem Enkel zu helfen. Er hat mich gebeten, herzukommen.«

»Sie waren bei meinem Jungen?«

»Ja.«

»Wie behandeln sie ihn?«

»Es schien ihm gutzugehen. Er ist frustriert, aber ansonsten geht es ihm gut.«

»Bobby Earl war ein guter Junge. Ein wirklich guter Junge.«

»Ich weiß. Bitte.«

»Na schön, Mr. Reporter. Ich setz mich mit Ihnen hin und höre mir an, was Sie wissen wollen.«

Die alte Frau deutete auf den Schaukelstuhl und ging mit mühsamen, vorsichtigen Schritten darauf zu, doch mit einer aufrechten Haltung, als wollte sie sagen, das Alter und die brüchigen Knochen seien nichts weiter als eine kleine Unannehmlichkeit. Sie setzte sich und bot Matthew Cowart an, sich – fast zu ihren Füßen – auf die oberste Stufe der Eingangstreppe niederzulassen.

»Also, Ma'am. Ich möchte wissen, was vor fast drei Jahren an den entscheidenden drei Tagen passiert ist. Ich muss wissen, was Robert Earl an dem Tag gemacht hat, als das kleine Mädchen verschwand, an dem Tag danach und am dritten Tag, als er festgenommen wurde. Können Sie sich an diese drei Tage erinnern?«

Sie schnaubte. »Mr. Reporter, ich mag alt sein, aber ich bin nicht verblödet. Vielleicht sehe ich nicht mehr so gut, aber mein Gedächtnis lässt mich nicht im Stich. Und wie in Gottes Namen sollte ich je diese drei Tage vergessen, nach allem, was seitdem passiert ist?«

»Deswegen bin ich hier.«

Sie blinzelte durch den Schatten der Veranda zu ihm hinunter. »Und Sie kommen auch wirklich, um

Bobby Earl zu helfen?«

»Ja, Ma'am, so gut ich kann.«

»Und wie? Was können Sie für ihn tun, was dieser scharfzüngige Anwalt nicht kann?«

»Darüber in der Zeitung schreiben.«

»Die Zeitungen haben schon eine Menge über Bobby Earl geschrieben. Das meiste davon hat nur dazu beigetragen, ihn in den Todestrakt zu bringen. So sieht es aus.«

»Ich glaube, in diesem Falle wäre es anders.«

»Und wieso?«

Darauf hatte er nicht auf Anhieb eine Antwort parat. Er überlegte kurz, dann sagte er: »Hören Sie, Mrs. Ferguson, Ma'am, ich kann es kaum schlimmer machen, als es ohnehin schon ist. Und wenn ich helfen soll, muss ich einfach ein paar Fragen klären.«

Die alte Frau lächelte ihn an. »Das stimmt. Also gut, Mr. Reporter. Stellen Sie Ihre Fragen.«

»An dem Tag, als das kleine Mädchen ermordet wurde ...«

»... war er hier bei mir. Den ganzen Tag. Ist kein Mal weg gewesen, außer am Morgen, zum Angeln. Barsche. Das weiß ich noch, weil wir sie zum Abendessen gebraten haben.«

»Und Sie sind sich ganz sicher?«

»Natürlich bin ich mir ganz sicher. Wie sollte er denn auch hier weg?«

»Na ja, er hatte seinen Wagen.«

»Und ich hätte gehört, wenn er den Motor gestartet hätte und losgefahren wäre. Ich bin nicht taub. Er ist an dem Tag nirgendwohin gegangen.«

»Haben Sie das der Polizei gesagt?«

»Sicher.«

»Und?«

»Die haben mir nicht geglaubt. Sie haben gesagt: ›Emma Mae, bist du dir auch ganz sicher, dass er nicht am Nachmittag mal kurz weg ist? Dass du ihn nicht mal für einen Moment aus den Augen verloren hast? Vielleicht hast du ja ein Nickerchen gehalten oder so.‹ Hatte ich aber nicht, und das hab ich ihnen auch gesagt. Dann haben die nur gemeint, ich würde mich täuschen, und sie waren sauer und sind gegangen. Hab danach nicht mehr viel von denen gehört und gesehen.«

»Was war mit Robert Earls Anwalt?«

»Hat dieselben verdammten Fragen gestellt. Hat dieselben verdammten Antworten erhalten und mir auch kein Wort geglaubt. Er meinte, ich hätte zu viel Grund zu lügen, den Jungen zu decken. Stimmt ja auch. Er ist der Junge von meinem lieben, kleinen Mädchen, und ich hab ihn sehr gern. Selbst als er nach New Jersey zurückging und sich auf einmal wie ein Straßenbengel benahm – große Klappe, nichts dahinter –, da hatte ich ihn immer noch lieb. Und nicht zu vergessen, in Wirklichkeit machte er sich gut. Er war mein College-Junge. Können Sie sich das vorstellen, Mr. weißer Reporter? Sehen Sie sich hier mal um. Meinen Sie, viele von uns schaffen es aufs College? Machen was aus sich? Wie viele? Was meinen Sie?«

Wieder schnaubte sie und wartete auf eine Antwort, die er ihr schuldig blieb. Nach einer Weile fuhr sie fort. »Das stimmte also. Mein Junge. Mein bester Junge. Mein Stolz. Natürlich hätte ich für ihn gelogen. Hab ich aber nicht. Ich glaube an Jesus, aber um meinen Jungen zu beschützen, hätte ich dem Teufel höchstpersönlich ins Gesicht gespuckt. Hatte nur keine Gelegenheit, sie haben mir eben nicht geglaubt, Schluss, aus.«

»Und was ist die Wahrheit?«

»Er war hier bei mir.«

»Und am nächsten Tag?«

»Hier bei mir.«

»Und als die Polizei kam?«

»Da war er da draußen, hat an seinem alten Wagen rumgeputzt. Er hat auch keine dicke Lippe riskiert. Keinen Ärger gemacht. Immer nur, ja, Sir, nein, Sir, und ist mitgekommen. Und was hat es ihm gebracht?«

»Sie klingen wütend.«

Die kleine Frau warf sich plötzlich auf ihrem Schaukelstuhl nach vorn und schien einen Moment vor Erregung wie erstarrt. Dann schlug sie mit den Händen so fest auf die Armlehnen, dass es durch die klare Morgenluft hallte.

»Wütend? Sie fragen mich, ob ich wütend bin? Sie haben mir meinen Jungen genommen und ihn weggesteckt, damit sie ihn töten können. Mir fehlen die Worte, um zu sagen, wie wütend ich bin. Ich kenne gar nicht die richtigen Worte, um zu sagen, was ich wirklich fühle.«

Sie erhob sich aus dem Schaukelstuhl und machte sich auf den Weg zurück ins Haus. »Hier drin ist nur noch Hass und Bitterkeit. Hier drin fühlt es sich nur noch leer an, Mr. Reporter. Schreiben Sie das.«

Damit verschwand sie im Dunkel der Hütte und zog mit einem lauten Knall die Tür hinter sich zu, während Matthew Cowart ihre Worte auf seinem Notizblock festhielt.

Als er bei der Schule eintraf, war es Mittag. Der Bau entsprach recht genau seinen Erwartungen: ein phantasieloser Klotz, an dessen Eingangsseite eine amerikanische Flagge schlaff in der feuchten Luft hing. An der Seite standen gelbe Schulbusse, dahinter lag ein Pausenhof mit Schaukeln und Basketballringen, alles ein wenig verstaubt. Cowart stellte den Wagen ab und ging zur Schule hinüber, wo ihm eine Woge aus lauten Kinderstimmen entgegenschlug. Es war Mittagspause, und hinter der Flügeltür herrschte eine überschaubare, fröhliche Anarchie. Ausgelassen flitzten die Schüler mit Papiertüten oder Pausendosen herum. Die Wände waren mit ihren Kunstwerken geschmückt – kräftig aufgetragene Farben und einfache Formen nach Themen oder Techniken gruppiert; ein kleines Schildchen darunter verriet, was dargestellt war. Einen Moment lang starrte er auf die Bilder und dachte an all die Zeichnungen und Collagen aus Buntpapier, die er mit der Post von seiner Tochter bekam und die jetzt die Wände in seiner Bürokabine schmückten. Er lief weiter durch die Eingangshalle zu einer Tür mit der Aufschrift VERWALTUNG. Als er näher kam, öffnete sie sich, und zwei Mädchen stürmten heraus, die verschwörerisch und kichernd die Köpfe zusammensteckten. Das eine war schwarz, das andere weiß. Er sah ihnen den Flur entlang hinterher. Dabei fiel ihm ein kleines gerahmtes Bild an der Wand ins Auge, und er ging hinüber, um es sich näher anzusehen.

Auf dem Foto war ein Mädchen, mit blondem Haar, Sommersprossen und einem strahlenden Zahnsparngengrinsen zu sehen. Die Kleine trug eine saubere weiße Bluse und ein Goldkettchen um den Hals. In der Mitte des Kettchens war der Name »Joanie« eingraviert. Auf der kleinen Plakette unter dem Bild stand:

Joanie Shriver

1976–1987

Unsere Freundin und geliebte Mitschülerin

Sie wird uns allen für immer fehlen

Er brannte sich das Bild ebenso wie die anderen Beobachtungen und Erkenntnisse ins Gedächtnis ein. Dann machte er kehrt und betrat das Verwaltungsbüro.

Drinne sah eine Frau mittleren Alters, die einen etwas gestressten Eindruck machte, hinter einer Empfangstheke auf. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, ich möchte zu Amy Kaplan.«

»Sie war eben noch da. Werden Sie erwartet?«

»Ich habe mit ihr telefoniert. Mein Name ist Cowart. Ich komme aus Miami.«

»Sie sind der Reporter?«

Er nickte.

»Sie hat erwähnt, dass Sie kommen. Ich seh mal nach, ob ich sie finde.«

Cowart hörte einen bitteren Unterton heraus, und sie lächelte auch nicht, als sie mit ihm sprach.

Die Sekretärin stand auf, durchquerte das Büro und verschwand einen Moment im Lehrerzimmer, bevor sie mit einer jungen Frau zurückkam. Cowart stellte fest, dass sie hübsch war, mit vollem, rotbraunem Haar, das sie aus dem offenen, lächelnden Gesicht gestrichen hatte.

»Ich bin Amy Kaplan, Mr. Cowart.«

Sie schüttelten einander die Hand.

»Tut mir leid, Sie beim Mittagessen zu stören.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Wahrscheinlich die beste Zeit. Trotzdem, wie ich Ihnen schon am Telefon sagte, weiß ich nicht so recht, was ich für Sie tun kann.«

»Der Wagen«, antwortete er. »Und was Sie gesehen haben.«

»Ich denke, ich zeige Ihnen am besten, wo ich gerade war, und erkläre es Ihnen an Ort und Stelle.«

Sie gingen ohne ein weiteres Wort hinaus. Die junge Lehrerin blieb vor der Schule stehen, drehte sich zur Seite und zeigte die Straße entlang. »Wissen Sie«, sagte sie, »wir haben immer einen Lehrer hier draußen, der nach der Schule Aufsicht führt. Im Wesentlichen geht es darum, Raufereien zwischen den Jungen zu unterbinden und dafür zu sorgen, dass die Mädchen zügig nach Hause fahren, statt herumzutrödeln und zu tratschen. Das tun Kinder nun mal, mehr als jeder Erwachsene. Inzwischen haben wir natürlich noch einen anderen Grund zur Aufsicht.«

Für einen Moment wandte sie sich ihm zu und sah ihn an. Dann fuhr sie fort. »Jedenfalls waren an dem Nachmittag, an dem Joanie verschwand, schon fast alle weg, und ich wollte gerade wieder reingehen, als ich sie da drüben bei der großen Weide entdeckte ...« Sie deutete die Straße entlang auf eine Stelle, etwa fünfzig Meter entfernt. Dann fuhr sie sich mit der Hand an den Mund und zögerte.

»Mein Gott«, sagte sie.

»Tut mir leid«, war alles, was Cowart erwidern konnte.

Er sah, dass die junge Frau die Szene in diesem Moment wieder vor Augen hatte. Er sah, wie ihre Lippen kaum merklich zitterten, doch dann schüttelte sie den Kopf.

»Es geht schon wieder. Ich war noch jung. Es war mein erstes Jahr. Ich weiß noch, wie sie sich, als sie mich sah, zu mir umdrehte und winkte, deshalb weiß ich, dass sie es war.« Ihre Stimme klang nicht so fest wie am Anfang.

»Und?«

»Sie lief da drüben durch den Schatten, direkt an dem grünen Auto vorbei. Ich sah, wie sie sich umwandte, vermutlich, weil sie jemand angesprochen hatte. Dann ging die Wagentür auf, sie stieg ein. Das Auto fuhr los.«

Die Lehrerin holte tief Luft. »Sie ist eingestiegen, einfach so. Verdammt.« Das Fluchwort kam im Flüsterton. »Sie steigt in diesen Wagen, als sei es das Normalste von der Welt, Mr. Cowart. Ich träume immer noch manchmal von ihr, wie sie mir zuwinkt. Das ist schrecklich.«

Cowart dachte an seine eigenen Alpträume und wollte sich schon zu Amy Kaplan umwenden und ihr sagen, dass auch ihn solche Dinge nachts um den Schlaf brachten, doch er entschied sich dagegen.

»Das hat mir die ganze Zeit zu schaffen gemacht«, fuhr die Lehrerin fort. »Ich meine, wenn sie jemand gepackt hätte, wenn sie sich gewehrt oder um Hilfe gerufen hätte oder so ...« Bei dem Gedanken an diesen Moment kippte ihre Stimme. »... dann hätte ich etwas tun können. Ich hätte geschrien und wäre vielleicht hinterhergelaufen. Vielleicht hätte ich irgendwie eingreifen können, keine Ahnung, irgendwas. Aber es war ein ganz normaler Nachmittag im Mai. Und es war so heiß, dass ich wieder rein wollte, deshalb habe ich nicht genauer hingeguckt.«

Cowart starrte die Straße entlang und schätzte die Entfernung ab. »Es war im Schatten?«

»Ja.«

»Aber Sie sind sicher, dass der Wagen grün war?«

»Ja.«

»Nicht schwarz?«

»Sie hören sich an wie die Anwälte und die Polizei. Natürlich hätte er schwarz sein können. Aber mein Bauchgefühl und meine Erinnerung sagen mir, er war dunkelgrün.«

»Sie haben keine Hand gesehen, die von innen die Tür aufgestoßen hat?«

Sie überlegte. »Gute Frage. Die hat mir noch keiner gestellt. Sie haben mich nur gefragt, ob ich den Fahrer gesehen hätte. Also, er hätte sich rüberbeugen müssen, um die Tür zu öffnen. Ich konnte ihn nicht sehen ...« Sie versuchte mit aller Macht, sich zu erinnern. »Nein, keine Hand. Nur, wie die Tür aufging.«

»Und das Kennzeichen?«

»Sie wissen ja, in Florida haben sie diese orangefarbenen Umrisse des Bundesstaates auf weißem Grund. Ich konnte nur sehen, dass dieses Nummernschild dunkler war und von woanders.«

»Wann hat die Polizei Ihnen Robert Earl Fergusons Wagen gezeigt?«

»Die haben mir nur ein Foto gezeigt, ein paar Tage später.«

»Den Wagen selbst haben Sie nie gesehen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Außer an dem Tag, als sie verschwand.«

»Beschreiben Sie das Bild.«

»Es waren mehrere, wie mit einer Sofortbildkamera aufgenommen.«

»Welche Ansicht?«

»Verzeihung?«

»Aus welchem Blickwinkel haben sie das Fahrzeug aufgenommen?«

»Ach so. Also, von der Seite.«

»Aber Sie haben das Auto von hinten gesehen.«

»Das stimmt. Aber es hatte die richtige Farbe. Und die Form war gleich. Und ...«

»Und was?«

»Nichts.«

»Als das Auto losfuhr, müssen Sie die Bremslichter gesehen haben. Als der Fahrer den Gang einlegte, müssen sie aufgeleuchtet haben. Können Sie sich vielleicht erinnern, welche Form sie hatten?«

»Keine Ahnung. Das haben die mich auch nicht gefragt.«

»Was haben sie denn gefragt?«

»Eigentlich nicht viel. Weder auf dem Präsidium noch später im Prozess. Ich war so nervös, als ich da in den Zeugenstand musste, dabei war es in wenigen Sekunden vorbei.«

»Und im Kreuzverhör?«

»Er hat mich nur gefragt, ob ich mir mit der Farbe sicher sei, so wie Sie eben. Und ich hab gesagt, es sei zwar nicht auszuschließen, dass ich mich irre, aber ich glaubte das nicht. Damit schien er sehr zufrieden zu sein, und das war's dann auch schon.«

Cowart blickte noch einmal zu der Stelle an der Straße, wo es passiert war, und wandte sich der jungen Zeugin wieder zu. Tief in Gedanken, schien sie ihn nicht wahrzunehmen, sondern starrte in die Ferne.

»Glauben Sie, er war's?«

Sie holte Luft und überlegte einen Moment. »Er wurde verurteilt.«

»Aber was glauben Sie?«

Noch einmal atmete sie tief durch. »Die Frage, wieso sie einfach in den Wagen eingestiegen ist, hat mir seitdem keine Ruhe gelassen. Schien keine Sekunde zu zögern. Wenn sie ihn nicht gekannt hat,

also, dann begreife ich nicht, wieso sie das getan hat. Wir versuchen, den Kindern beizubringen, auf ihre Sicherheit zu achten und ihren Verstand zu gebrauchen, Mr. Cowart. Wir verwenden eigens Unterrichtsstunden darauf. Zum Beispiel nie einem Fremden zu vertrauen – selbst hier in Pachoula, so seltsam das für Sie klingen mag. So wie ich lebt hier eine ganze Reihe von Leuten, die aus der Großstadt hergekommen sind. Und nicht wenige, die hier wohnen, sind Berufspendler, die in Pensacola oder in Mobile arbeiten, denn das hier ist ein sicherer, freundlicher Ort. Trotzdem bringen wir den Schülern die Grundregeln bei, wie sie sich schützen können. Und sie lernen schnell. Deshalb habe ich das nie verstanden. Es ist mir bis heute ein Rätsel, wieso sie ohne zu zögern in diesen Wagen gestiegen ist.«

Er nickte. »Genau das wüsste ich auch gern«, sagte er.

Sie fuhr ärgerlich herum. »Dann würde ich an Ihrer Stelle Robert Earl Ferguson danach fragen.«

Er antwortete nicht, und ihre Wut war schon wieder verflogen. »Tut mir leid, Sie so anzuschauen. Wir machen uns alle Vorwürfe. Jeder hier an der Schule. Sie können sich nicht vorstellen, wie das damals war, mit den anderen Kindern. Sie hatten Angst, zur Schule zu kommen. Wenn sie hier waren, standen sie zu sehr unter Schock, um zuzuhören. Daheim konnten sie nachts nicht schlafen und wenn doch, wurden sie mit den Alpträumen nicht fertig. Eltern und Lehrer sahen sich mit Wutanfällen, Bettnässen, Tränenausbrüchen konfrontiert. Die Schüler mit Disziplinproblemen wurden schlimmer. Aber auch die normalen, zuverlässigen Kinder hatten Probleme. Wir hatten Lehrerkonferenzen, Elternabende; von der Uni kamen Psychologen, um ihnen zu helfen. Es war entsetzlich. Es wird für immer entsetzlich bleiben.«

Sie sah sich an der Stelle, an der sie standen, um. »Ich weiß nicht, aber es war so, als wäre hier an dem Tag etwas zerbrochen, und letztlich weiß keiner, ob es je wieder zu kitten ist.«

Für einen Moment verstummten sie. Schließlich fragte die Lehrerin: »Habe ich Ihnen irgendwie helfen können?«

»Natürlich. Darf ich Ihnen noch eine letzte Frage stellen?«, erwiderte er und fügte hinzu: »Möglicherweise muss ich noch einmal auf Sie zurückkommen, nachdem ich mit einigen anderen gesprochen habe, die mit dem Fall zu tun hatten. Zum Beispiel den Polizisten.«

»Kein Problem«, sagte sie. »Sie wissen ja, wo Sie mich finden. Und was wollten Sie mich noch fragen?«

Er lächelte. »Ich wüsste gerne, was Ihnen vor ein paar Minuten durch den Kopf gegangen ist, als wir über die Fotos vom Wagen sprachen und Sie sich mitten im Satz unterbrachen.«

Sie schwieg und dachte nach. »Nichts«, antwortete sie.

Er sah sie an.

»Doch, ja, da war etwas.«

»Nämlich?«

»Als mir die Polizisten die Bilder zeigten, erklärten sie mir, sie hätten den Mörder. Er hätte ein Geständnis abgelegt, der Fall sei also klar. Die Bitte, dass ich das Fahrzeug identifiziere, sei nur noch reine Routine. Wie wichtig es in Wirklichkeit war, habe ich erst Monate später erfahren, kurz vor dem Prozess. Das hat mich immer irgendwie irritiert. Sie zeigten mir diese Fotos, sagten: ›Also, das hier ist doch das Auto des Mörders, nicht wahr?‹ Und ich hab sie angesehen und gesagt: ›Klar.‹ Ich weiß auch nicht, aber irgendwie hat es mir immer zu denken gegeben, wie sie mir die Frage stellten.«

Auch Cowart gab das zu denken, doch er sagte nichts.

Eine Reportage ist eine Zusammenstellung von Momenten, Zitaten, winzigen Beobachtungen und Eindrücken des Journalisten. Das Ganze stützt sich auf Erfahrungen und Fakten. Cowart wusste, dass er seinen Artikel mit mehr Substanz unterfüttern musste, und so verbrachte er den Nachmittag im Archiv der *Pensacola News*.

Seine Recherchen halfen ihm dabei, zu verstehen, in welche Aufruhr es die Stadt versetzt hatte, als die Mutter des kleinen Mädchens bei der Polizei anrief, um zu melden, dass es nicht von der Schule nach Hause gekommen war. Ganz Pachoula war daraufhin in tiefer Sorge. In Miami hätten die Beamten der Mutter erklärt, sie könnten erst vierundzwanzig Stunden nach dem Verschwinden etwas unternehmen, weil die Kleine mit hoher Wahrscheinlichkeit von zu Hause weggelaufen wäre – auf der Flucht vor Prügel, vor den sexuellen Übergriffen eines Stiefvaters oder aber um mit ihrem Freund, der in einem neuen schwarzen Pontiac Firebird in der Nähe der Highschool herumlungerte, durchzubrennen.

Ganz anders in Pachoula. Dort wurden unverzüglich Streifenwagen losgeschickt, um nach der Vermissten zu suchen. Man hatte keine Nebenstraße ausgelassen und durch Megaphone Joanies Namen gerufen. Auch die Feuerwehr hatte geholfen und Sirenen durch den stillen Maiabend heulen lassen. In den Wohnvierteln stand kein Telefon still, und die Nachricht sprach sich herum wie ein Lauffeuer. Im Nu hatten sich kleine Gruppen aus teilnehmenden Eltern gebildet, die sämtliche Gärten nach Joanie Shriver absuchten. Die Pfadfinder wurden mobilisiert. Die Leute kehrten früher von der Arbeit heim, um sich an der Suche zu beteiligen. Bis sich die lange Frühlingsnacht über Pachoula herabsenkte, muss es geschienen haben, als sei die ganze Stadt auf den Beinen, um das Mädchen zu finden.

Dabei war sie zu diesem Zeitpunkt schon tot, dachte Cowart. Im Grunde war sie in dem Moment tot, als sie in dieses Auto stieg.

Selbst nach Einbrechen der Dunkelheit gaben sie nicht auf, sondern setzten mit Unterstützung der Polizeikaserne bei Pensacola Scheinwerfer und einen Hubschrauber ein. Bis nach Mitternacht hatte dieser über den Köpfen gelärmt, war mit brummenden Rotoren in die Tiefe getaucht, um jeden dunklen Winkel auszuleuchten. Im ersten Morgengrauen hatte man Spürhunde herbeigebracht und den Suchradius ausgeweitet. Bis zum Mittag hatte sich die Stadt in ein Militärlager verwandelt und auf eine lange Suche vorbereitet, von den inzwischen eingetroffenen Fernsehteams und Zeitungsreportern in Bild und Wort gebannt.

Die Leiche des kleinen Mädchens wurde am Spätnachmittag von zwei Feuerwehrleuten gefunden, die systematisch den schlammigen Uferbereich des Sumpfs abschritten, ausgerüstet mit hüfthohen Watstiefeln, nach den Mücken schlagend und den Namen des Mädchens rufend. Einer der Männer hatte im allerletzten Abendlicht am Wasserrand eine blonde Haarsträhne aufblitzen sehen.

Die Nachricht von der Entdeckung der geschundenen Leiche musste die Stadt ins Mark getroffen haben. Zweierlei wurde Cowart klar: Wer auch immer zum Tod von Joanie Shriver auf dem Revier verhört wurde, geriet in einen Tornado. Und der Druck auf die beiden Ermittler der Polizei, den Mörder zu schnappen, war zweifellos immens.

Hamilton Burns, ein kleiner grauhaariger Mann mit rotem Gesicht, verriet mit seiner gedehnten, melodischen Sprechweise, dass er im Süden aufgewachsen war. Als er Cowart zu vorgerückter Stunde mit einer stummen Geste aufforderte, in einem roten Lederpolstersessel Platz zu nehmen, sagte er, es sei Zeit für einen gepflegten Drink. Sprach's und zauberte aus einer unteren Schreibtischschublade eine Flasche Bourbon hervor, um sich ein Gläschen zu gönnen. Als er ihm die Flasche hinhielt, schüttelte Cowart den Kopf. »Brauch ein bisschen Eis«, sagte Burns und ging in eine Ecke seines kleinen Büros, in der, unter Stapeln von juristischen Dokumenten, ein halbhoher Kühlschrank stand. Cowart bemerkte, dass Burns hinkte. Er sah sich in dem holzverkleideten Büro um. An einer Wand stand ein Regal mit juristischer Fachliteratur. Neben einer Reihe gerahmter Diplome hing eine Ehrenurkunde vom Ortsverband der Kolumbus-Ritter an der Wand. Auf ein paar Fotos grinste Hamilton Burns Arm in Arm mit dem Gouverneur und anderen Politikern in die Kamera.

Der Anwalt nahm einen ausgiebigen Schluck aus seinem Glas, lehnte sich zurück, drehte sich auf

seinem Sessel hinter dem Schreibtisch und fragte Cowart: »Ich soll Ihnen also was über Robert Earl Ferguson erzählen. Weiß nicht, was Sie sich von mir erhoffen. Offenbar stehen seine Chancen auf ein neues Verfahren nicht schlecht, besonders wenn dieser Black ihn vertritt.«

»Wieso vermuten Sie das?«

»Wegen dieses verfluchten Geständnisses, weshalb sonst? Den Quatsch hätte der Richter schon damals vom Tisch fegen müssen.«

»Dazu kommen wir noch. Vielleicht fangen wir damit an, wie Sie überhaupt in dieses Verfahren kamen.«

»Ach so, ich wurde vom Gericht bestellt. Der Richter ruft mich an, fragt, ob ich die Sache übernehmen will. Die Kollegen, die das normalerweise machen, seien wieder einmal überlastet. Schätze, der Fall war ihnen ein bisschen zu heiß. Die Leute wollten den Kopf dieses Jungen rollen sehen. Die hatten keine Lust, auf der falschen Seite zu stehen, da können Sie einen drauf lassen.«

»Und Sie haben ihn übernommen?«

»Wenn der Richter anfragt, dann gibt man ihm keinen Korb. Schließlich bekomme ich die meisten Fälle vom Gericht, da darf man nicht allzu wählerisch sein.«

»Sie haben dem Gericht hinterher zwanzigtausend Dollar in Rechnung gestellt.«

»Es kostet eine Menge Zeit, einen Mörder zu verteidigen.«

»Zu einem Stundensatz von hundert Dollar?«

»Mal halblang, das war ein Verlustgeschäft. Es hat Wochen gedauert, bis in dieser Stadt überhaupt wieder jemand mit mir geredet hat. Die Leute haben mich wie einen Aussätzigen behandelt. Einen Judas. Nur weil ich diesen Jungen vertreten habe. War auf einmal nichts mehr mit ›Guten Morgen, Mr. Burns‹, ›Schönen Tag noch, Mr. Burns‹, wenn man sich auf der Straße begegnete. Die haben sogar die Straßenseite gewechselt, um mir aus dem Weg zu gehen. Das hier ist eine kleine Stadt. Raten Sie mal, wie viele Klienten ich verloren habe, weil ich Bobby Earl vertreten habe. Rechnen Sie das mal überschlägig durch, bevor Sie mich dafür kritisieren, wie ich meine Arbeit getan habe.«

Dem Anwalt war das Unbehagen anzusehen. Als wäre er und nicht Ferguson verurteilt worden, dachte Cowart.

»Hatten Sie vorher schon Erfahrung mit einem Mordprozess?«

»Nicht nur mit einem.«

»Auch mit möglichem Todesurteil?«

»Nein. Meist häusliche Streitigkeiten, Sie wissen schon, ein Ehepaar fängt an zu streiten, und einer von beiden beschließt, seinen Standpunkt mit einer Schusswaffe zu unterstreichen ...« Er lachte. »Da geht's natürlich um Totschlag, jedenfalls nicht um Mord mit bedingtem Vorsatz. Dann auch eine Menge Verkehrsunfälle mit Todesfolge und dergleichen. Der Sohn eines Stadtrats lässt sich volllaufen und fährt einen anderen Wagen zu Schrott. Aber, na ja, letztlich ist es dasselbe, ob ich nun jemanden wegen verkehrswidriger Straßenüberquerung oder Mord verteidige. Man tut seine Pflicht.«

»Verstehe«, sagte Cowart, während er sich rasch Notizen machte und für den Moment dem Blick des Anwalts auswich. »Erzählen Sie, wie die Verteidigung gelaufen ist.«

»So viel gibt es da eigentlich nicht zu erzählen. Ich habe einen Wechsel des Gerichtsstands beantragt. Abgewiesen. Dann habe ich beantragt, das Geständnis nicht zuzulassen. Abgewiesen. Also bin ich zu Bobby Earl und hab zu ihm gesagt: ›Junge, wir müssen auf schuldig plädieren. Vorsätzlicher Mord. Kassieren Sie die fünfundzwanzig Jahre, ohne Bewährung. Retten Sie Ihre Haut.‹ Auf die Weise hätte er immer noch ein paar Jahre Leben gehabt, wenn er rauskommt. ›Vergessen Sie's‹, sagt der Bursche. Unbelehrbar. Hatte diese Haltung: Du kannst mich mal. Wiederholte nur ständig: ›Ich war's nicht.‹ Was bleibt mir also übrig? Ich hab darum gekämpft, dass er wenigstens Geschworene bekommt, die nicht voreingenommen sind. Und dann auf in den Gerichtssaal. Was hab ich mir den Mund fusselig geredet und auf berechnete Zweifel plädiert. Wir haben verloren. Und das

war's dann.«

»Wieso haben Sie seine Großmutter nicht in den Zeugenstand gerufen, um ihm ein Alibi zu geben?«

»Der hätte doch kein Mensch geglaubt. Haben Sie die kleine alte Schreckschraube besucht? Für die ist ihr lieber kleiner Enkel doch ohne Fehl und Tadel. Könnte keiner Fliege was zuleide tun. Natürlich ist sie die Einzige, die das glaubt. Wenn die in den Zeugenstand getreten wäre und angefangen hätte, Märchen aufzutischen, hätte das doch alles nur noch schlimmer gemacht. Viel schlimmer sogar.«

»Ich kann nicht erkennen, wie es noch schlimmer hätte kommen können.«

»Wissen Sie, hinterher ist man immer klüger, das wissen Sie so gut wie ich.«

»Und wenn sie nun die Wahrheit gesagt hätte?«

»Schon möglich. Es war eine Ermessensentscheidung.«

»Was ist mit dem Wagen?«

»Diese verdammte Lehrerin hat ja eingeräumt, es hätte auch eine andere Farbe sein können. So ein Mist. Das hat sie auch im Zeugenstand gesagt. Weiß der Himmel, wieso die Geschworenen ihr nicht geglaubt haben.«

»Wussten Sie, dass die Polizisten ihr zuerst erzählt haben, Ferguson hätte gestanden, und ihr erst danach ein Foto von seinem Wagen gezeigt haben?«

»Was Sie nicht sagen. Nein. Ich habe sie unter Eid befragt, aber sie hat nichts davon erwähnt.«

»Mir hat sie es gesagt.«

»Das ist ja interessant.«

Der Anwalt goss sich noch einen Drink ein und kippte ihn halb hinunter.

»Was ist mit der Blutprobe?«

»Null positiv. Trifft, schätze ich mal, auf die halbe männliche Bevölkerung in diesem County zu. Dazu hab ich die Kriminaltechniker ins Kreuzverhör genommen. Hab sie gefragt, wieso sie keine genauere Bestimmung vorgenommen haben oder genetisches Screening oder sonst irgendwas von diesem neumodischen Kram. Natürlich wusste ich, wieso sie das nicht für nötig gehalten hatten: Sie hatten eine Übereinstimmung und dachten gar nicht dran, irgendwas zu tun, um sich die zu versauen. Na ja, so schien eben alles zusammenzupassen. Und da saß Robert Earl im Gerichtssaal, rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Ein Bild des Jammers, der Inbegriff von Schuldgefühlen. Das war nicht gerade hilfreich.«

»Und das Geständnis?«

»Hätte auf keinen Fall zugelassen werden dürfen. Ich zweifle keinen Moment, dass sie das aus ihm rausgeprügelt haben, da bin ich mir hundertprozentig sicher. Aber damit hatten sie alles, was sie brauchten, verstehen Sie? Finden Sie mal einen Geschworenen, der den Worten des Angeklagten selbst widerspricht. Jedes Mal, wenn sie ihn gefragt haben: ›Hast du dies getan, hast du das getan?‹, fällt ihm immer nur dasselbe ein: ›Ja, Sir.‹ ›Ja, Sir.‹ Alle diese ›Ja, Sir.‹ Was sollte ich dagegen machen? Ich hab's versucht, Sir, ich hab's wirklich versucht. Ich habe auf berechtigte Zweifel plädiert. Ich habe auf Mangel an schlüssigen Beweisen plädiert. Ich hab diese Geschworenen gefragt: Wo ist die Mordwaffe? Etwas, das eindeutig auf Bobby Earl hinweist? Ich hab ihnen gesagt: Es ist unmöglich, jemanden zu töten, ohne dass das die geringsten Spuren an einem hinterlässt. Aber bei ihm wurde nichts gefunden. Ich hab alle Register gezogen, kein Argument ausgelassen, das können Sie mir wirklich glauben. Es hat nur einfach nichts gebracht. Die ganze Zeit hab ich in die Gesichter da auf der Geschworenenbank geblickt und gewusst, dass ich sagen konnte, was ich wollte, denen ging das völlig am Arsch vorbei. Die hatten dieses verdammte Geständnis gehört, und das war's. Seine eigenen Worte: ›Ja, Sir.‹ ›Ja, Sir.‹ Damit hat er sich auf den Old Sparky gesetzt, als wär's der Stuhl am Esstisch. Was mit dem kleinen Mädchen passiert ist, hat die Leute hier mächtig entsetzt, und irgendwie wollten sie es wohl hinter sich bringen, einen Schlusstrich ziehen, und zwar so schnell wie möglich, um zu einem normalen Leben zurückzukehren. Außerdem hätten Sie in dieser Stadt keine

zwei Menschen finden können, die über den Jungen was Nettes zu sagen gehabt hätten. Irgendwas hatte der Bursche an sich, der war so von oben herab. Nein, den mochte wirklich keiner. Nicht mal die Schwarzen. Ich behaupte ja gar nicht, dass da keine Vorurteile im Spiel waren ...«

»In der Jury saßen nur Weiße. Sie konnten keinen einzigen geeigneten Schwarzen finden?«

»Hab ich versucht. Hab ich wirklich versucht. Aber die Anklage hat von ihrem Recht auf Ablehnung ohne Angabe von Gründen Gebrauch gemacht und jeden Einzelnen vom Tisch gefegt.«

»Haben Sie keinen Einspruch erhoben?«

»Nicht stattgegeben. Zu Protokoll gegeben. Vielleicht hilft das ja beim Wiederaufnahmeverfahren.«

»Macht Ihnen das nicht zu schaffen?«

»Inwiefern?«

»Na ja, was Sie da sagen, läuft darauf hinaus, dass Ferguson keinen fairen Prozess bekommen hat, dass er möglicherweise unschuldig ist. Und er sitzt, während wir uns hier unterhalten, in der Todeszelle.«

Der Anwalt zuckte mit den Achseln. »Sicher, der Prozess, klar. Aber unschuldig? Wie gesagt, seine eigenen Worte. Dieses verdammte Geständnis.«

»Aber gerade eben sagten Sie doch, dass das Ihrer Vermutung nach aus ihm rausgeprügelt wurde.«

»Ja, das glaube ich auch. Aber ...«

»Aber was?«

»Ich bin ein altmodischer Typ. Ich möchte zumindest glauben, dass nichts auf der Welt einen dazu bringen kann, etwas zuzugeben, was man nicht getan hat. Das macht mir zu schaffen.«

»Aber Ihnen ist schon klar«, erwiderte Cowart unterkühlt, »dass es in unserer Rechtsgeschichte natürlich erzwungene und manipulierte Geständnisse in Hülle und Fülle gibt, nicht wahr?«

»Wohl wahr.«

»Hunderte. Tausende.«

»Auch das ist wahr.«

Der Anwalt wandte das gerötete Gesicht ab. »Würde mich zumindest nicht wundern. Andererseits, jetzt, da Black den Fall übernommen hat und da Sie hier sind und vielleicht das eine oder andere schreiben werden, das den Richter von damals wachrütteln könnte und das der Gouverneur zur Kenntnis nehmen muss, na ja, diesmal könnte es besser laufen.«

»Sie meinen, es klappt?«

»Soll vorkommen. Selbst Gerechtigkeit. Braucht nur seine Zeit.«

»Jedenfalls sieht es so aus, als hätte er beim ersten Mal kaum eine Chance gehabt.«

»Sie wollen wissen, wie ich das sehe?«

»Ja.«

»Nein, Sir, er hatte keine Chance.«

Vor allem mit dir als Verteidiger, dachte Cowart. Mehr auf dein Ansehen in Pachoula bedacht als darauf, jemanden vor der Todesstrafe zu bewahren.

Der Anwalt lehnte sich zurück und schwenkte nervös seinen Drink, so dass die Eiswürfel im Bourbon klirrten.

Die Stadt versank in der Nacht wie in undurchsichtigem schwarzen Wasser. Auf seinem Weg durch die Straßen nutzte Cowart das Licht der wenigen Laternen oder der Schaufenster, die noch erleuchtet waren, um sich zu orientieren. Doch diese lichten Momente waren rar, und es schien, als verliere sich Pachoula, sobald die Sonne untergegangen war, ganz in der Dunkelheit. Cowart spürte die frische Landluft, die Stille. Alles, was er hörte, waren seine eigenen Schritte.

An diesem Abend fand er keinen Schlaf. Die Hintergrundgeräusche des Motels – eine laute, betrunkene Stimme, ein knarrendes Bett nebenan, eine Tür, die zuschlug, das Klappern und Klicken

der Getränkeautomaten –, dies alles störte ihn immer wieder bei dem Versuch, seine neuen Eindrücke und Erkenntnisse zu sortieren. Erst nach Mitternacht holte der Schlaf ihn endlich ein, ohne ihm Ruhe zu geben.

In seinen Träumen fuhr er mit dem Wagen durch die grell erleuchteten Straßen des nächtlichen Miami. Das Licht von brennenden Gebäuden flackerte zu den Fenstern herein und warf seine Schatten über die Kühlerhaube. Er fuhr langsam, um Glassplittern und Geröll auf der Fahrbahn auszuweichen, während er sich bewusst war, dass er der Speerspitze des Aufruhrs näher kam, dass es aber nun mal sein Beruf war, vor Ort zu sein, das Geschehen zu beobachten und darüber zu berichten. Hinter der nächsten Ecke wartete der Mob, der tanzend und plündernd durch das flackernde Licht des Feuers auf ihn zukam. Er sah und hörte, dass die Leute etwas riefen, und es kam ihm so vor, als grölten sie seinen Namen. Plötzlich hörte er auf dem Sitz neben sich einen schrillen Entsetzensschrei. Als er sich umdrehte, sah er, dass es das kleine ermordete Mädchen war. Bevor er das Kind fragen konnte, was es hier zu suchen hatte, war sein Fahrzeug umringt. Dutzende Hände griffen nach ihm, sie brachten den Wagen zum Schaukeln wie in einem Sturm auf hoher See, während sie ihn hinter dem Lenkrad hervorzerren. In der Menge erkannte er das Gesicht von Robert Earl Ferguson, er sah, wie sie das Mädchen aus dem Auto zogen, doch als Cowart wie wild nach ihr griff, um sie zu beschützen, verwandelte sich zu seinem Grauen ihr Gesicht, und er hörte sie rufen: »Daddy, rette mich!«

Er wachte auf und schnappte nach Luft. Er taumelte aus dem Bett, füllte ein Glas mit Wasser und starrte in den Badezimmerspiegel, als suchte er nach einer sichtbaren Wunde, wo er nur einen Schweißfilm sah, der ihm das Haar an den Schläfen verklebte. Dann kehrte er zurück und setzte sich ans Fenster, um sich zu erinnern.

Vor fünf, sechs Jahren hatte er die mörderische Raserei mit angesehen: Ein blutrünstiger Mob zog zwei halbwüchsige Jungen aus einem Transporter; die Jungen waren weiß, die Angreifer schwarz. Die Teenager hatten sich verirrt und waren in den Straßenkampf geraten. Bei dem Versuch zu fliehen gerieten sie nur noch tiefer ins Gedränge. Wenn es doch nur ein Traum gewesen wäre, dachte er. Wäre ich doch nur nicht da gewesen. Die Menge war wie eine Woge über die schreienden Jungen hereingebrochen, hatte sie geschubst und hin und her gezerrt, bis die beiden unter unablässigen Fußtritten und Fausthieben niedersanken und schließlich, von Steinen und Schüssen getroffen, reglos am Boden liegen blieben. Er war einen Block entfernt gewesen, zu weit, um für die Polizei ein nützlicher Augenzeuge zu sein, andererseits nah genug, um niemals zu vergessen, was er gesehen hatte. Er hatte sich im Schutz eines brennenden Gebäudes gemeinsam mit einem Fotografen versteckt, der unentwegt Bilder schoss und sich dafür verwünschte, kein Teleobjektiv dabeizuhaben. So hatten sie ausgeharrt, bis sich die Stelle lichtete und sie die beiden zermalmtten Leichen auf der Straße liegen sahen. Kaum hatte der Mob eine andere Richtung eingeschlagen, war er zu seinem Wagen gerannt, um sich vor einem ähnlichen Schicksal zu retten, während er wusste, dass sich ihm dieser Anblick zeitlebens ins Gedächtnis einbrennen würde. In jener Nacht waren viele gestorben.

Er dachte daran, wie er später, so hilflos wie die beiden Jungen, deren Tod er mit angesehen hatte, in der Nachrichtenredaktion seinen Bericht geschrieben und die Szenen, die ihm gespenstisch vor Augen standen, zu Papier gebracht hatte.

Wenigstens bin ich dabei nicht draufgegangen.

Nur ein kleiner Teil von mir.

Den Schauer, der ihn einmal wieder erfasste, verwandelte er in ein Achselzucken, dann stand er auf und streckte die Glieder, um sich wiederzubeleben. Er musste hellwach sein, schärfte er sich ein. Heute würde er die beiden Polizisten interviewen. Auf ihre Antworten war er gespannt. Und darauf, ob er ihnen auch nur einen Bruchteil davon abkaufen würde.

Dann trat er in die Duschkabine, als könnte er unter dem stetigen, heißen Wasserstrahl auch die Erinnerungen abspülen.

Im Präsidium des Sheriffs von Escambia County, Abteilung Kapitaldelikte, deutete eine Sekretärin auf ein plumpes Kunstledersofa und forderte Cowart auf zu warten, während sie sich mit den beiden Detectives in Verbindung setzte. Sie war jung und wahrscheinlich hübsch, hätte sie das Gesicht nicht zu diesem mürrisch gelangweilten Ausdruck verzogen und den Eindruck durch die strenge Frisur sowie die steife Körperhaltung unter der blassbraunen Polizeiuniform noch verstärkt. Er bedankte sich und nahm Platz. Die Frau wählte eine Nummer und sprach leise, so dass er ihre Worte nicht verstehen konnte. »Es kommt gleich jemand«, sagte sie, nachdem sie aufgelegt hatte. Dann wandte sie sich ab und ignorierte ihn geflissentlich, um sich mit ganzer Aufmerksamkeit einem Stoß von Papieren auf ihrem Schreibtisch zu widmen. Offenbar weiß jeder, weshalb ich hier bin, stellte er lakonisch fest.

Die Mordkommission befand sich in einem neuen, modernen Gebäude, das ans Bezirksgefängnis grenzte. Dank eines dicken braunen Teppichbelags sowie schalldämpfender Trennwände zwischen den Schreibtischen der Detectives und dem Publikumsbereich, in dem Cowart wartete, herrschte eine gedämpfte Atmosphäre. Sosehr er auch versuchte, sich auf das bevorstehende Interview zu konzentrieren, er schweifete immer wieder ab.

Er dachte an sein Elternhaus. Sein Vater war Redaktionsleiter einer kleinen Tageszeitung in einer mittelgroßen Stadt in New England gewesen, einer Textilstadt, die dank einiger erfolgreicher Investitionen größerer Unternehmen sowie seiner malerischen Architektur nach und nach an Bedeutung gewonnen und frisches Blut angezogen hatte. Cowart senior war ein unnahbarer Mann, der vor Tagesanbruch zur Arbeit ging und im Dunkeln zurückkam. Der Sohn kannte ihn nur in schlichten grauen oder blauen Anzügen, die an dem asketisch dünnen Körper herabhingen, dazu von Nikotin und Druckerschwärze verfärbte Fingerspitzen – ein kantiger Mann, der mit seinem Lächeln geizte.

Sein Vater war in der endlosen Informationsflut, dem täglichen Drama der Berichterstattung völlig aufgegangen. Es hatte ihn elektrisiert, Nachrichten zu sammeln und einen Bericht daraus zu machen, der den Leser ebenso in seinen Bann zog wie ihn selbst – wenn möglich unübersehbar auf der Titelseite. Hatte er dann eine Fehlentwicklung, ein Übel, ein Verbrechen auf dem Tisch, löste sich seine Strenge, und er setzte sich wie ein Tänzer, sobald die Musik aufspielt, mit einer sprunghaften, ungezähmten Begeisterung in Bewegung, bis er sich völlig verausgabt hatte. Bei solchen Gelegenheiten glich sein Vater einem Terrier, der zuschnappt und sich verbeißt.

Bin ich wirklich so viel anders?, fragte er sich. Wenn er ehrlich war, nicht. Seine Ex-Frau hatte ihn immer als Romantiker bezeichnet, als wäre das ein Schimpfwort. Ein fahrender Ritter – er blickte auf und sah, wie ein Mann den Wartebereich betrat –, doch mit der Zähigkeit einer Bulldogge.

»Sind Sie Cowart?«, fragte der Mann in nicht unfreundlichem Ton.

Cowart stand auf. »Ja.«

»Ich bin Bruce Wilcox.« Der Mann reichte ihm die Hand. »Kommen Sie, Lieutenant Brown ist noch nicht zurück. So lange können wir hier hinten miteinander reden.«

Der Detective führte Cowart um eine Reihe von Schreibtischen herum in ein Eckzimmer, das nur durch Glaswände vom Großraumbüro getrennt war. An der Tür stand: *Lt. T. A. Brown, Morddezernat*. Wilcox schloss die Tür und setzte sich an einen großen grauen Schreibtisch, während er Cowart mit einer stummen Geste aufforderte, ihm gegenüber Platz zu nehmen. »Wir hatten heute Morgen einen Flugzeugabsturz«, sagte er, während er anfang, einige Dokumente vor sich auszubreiten. »Kleine Piper Club auf einem Übungsflug. Tanny musste zur Absturzstelle, um die Bergung des Schülers und des Piloten zu leiten. Die Jungs sind am Rand des Sumpfs runtergekommen. Erst muss man durch den ganzen Morast waten, um an den Flieger ranzukommen und die Kerle da rauszuziehen. Hab gehört, es

hätte gebrannt. Hatten Sie es schon mal mit einer verkohlten Leiche zu tun? Gott, was für eine Sauerei, eine entsetzliche Sauerei.«

Der Detective schüttelte den Kopf und war offensichtlich froh, dass ihm dieser Einsatz erspart geblieben war.

Cowart sah sich den Mann genauer an. Er war schätzungsweise Ende zwanzig, klein und gedrungen, mit glatt zurückgekämmtem, langem schwarzem Haar und einer lässigen Art. Wilcox hatte seine Sportjacke – mit einem schrillen roten Karomuster – ausgezogen und über die Lehne seines Sessels gehängt. Er schaukelte auf seinem Sitz, als hätte er am liebsten die Füße auf den Tisch gelegt. Der Mann hatte breite Schultern und kräftige Arme, die eher zu einem deutlich größeren Mann zu passen schienen.

»Jedenfalls«, fuhr der Detective fort, »gehört die Bergung von Leichen zu den unangenehmen Seiten des Berufs. Gewöhnlich trifft es mich ...« Er hielt einen Arm hoch und ließ seinen Bizeps spielen. »An der Highschool war ich Wrestler, und ich bin nicht groß, kann mich also durch Spalten zwängen, wo die meisten anderen passen müssen. In Miami haben sie für so was wahrscheinlich Techniker und Bergungstrupps. Hier oben müssen wir die Knochenarbeit selber machen. Alle Toten fallen in unseren Zuständigkeitsbereich. Erst stellen wir fest, ob es Mord war oder nicht. Wenn man ein abgestürztes, noch glimmendes Flugzeug vor sich hat, ist das nicht weiter schwer. Dann bringen wir sie zum Leichenschauhaus.«

»Und Sie haben gut zu tun?«, fragte Cowart.

»Der Tod hat immer Konjunktur«, erwiderte der Detective lachend. »Keine Entlassungen, keine Kurzzeitarbeit. Solide Festanstellung. Es sollte eine eigene Gewerkschaft nur für Ermittler im Morddezernat geben. Irgendjemand stirbt immer.«

»Und wie steht's mit Mord? Hier oben ...«

»Na ja, Ihnen ist zweifellos bekannt, dass wir die ganze Golfküste entlang ein Drogenproblem haben. Klingt ein bisschen zu harmlos. Wenn Sie mich fragen, ist es eher eine ständige Sturmwarnung. Jedenfalls schafft auch das ein paar zusätzliche Arbeitsplätze.«

»Das ist neu.«

»Stimmt. Erst seit ein paar Jahren.«

»Und vor dem Drogenhandel?«

»Häusliche Auseinandersetzungen. Autounfälle mit Todesfolge. Ab und zu greifen ein paar Jungs von der altmodischen Sorte zur Knarre oder zum Messer, wenn sie sich bei einem Kartenspiel oder wegen einer Frau oder eines Hundekampfs nicht einig sind. Auf dem Lande entspricht das mehr oder weniger der Norm. In Pensacola haben wir es natürlich auch mit typischen Großstadtproblemen zu tun. Besonders bei den Soldaten. Tätliche Auseinandersetzungen in Bars, wissen Sie. Rund um den Stützpunkt gibt es eine Menge Prostitution, und auch das führt nicht selten zu Schusswechseln und Messerstechereien. Butterflymesser und kleine Handfeuerwaffen mit Perlmuttergriffen, Kaliber .32. Wie gesagt, hält sich im vorhersehbaren Rahmen. Nichts allzu Ungewöhnliches.«

»Aber Joanie Shriver?«

Der Detective schwieg einen Moment und wog seine Worte ab. »Das war was anderes.«

»Inwiefern?«

»Es war einfach was anderes. Das war ...« Er setzte zum dritten Mal an und holte tief Luft. »Wir sollten auf Tanny warten. Streng genommen war es sein Fall.«

»Ich dachte, er hieße Theodore.«

»Tanny ist sein Spitzname, schon sein Vater wurde so genannt. Der betrieb nebenher eine kleine Gerberei. Hatte immer diese rote Farbe an Händen und Armen. Tanny hat als Junge, während der Highschool und dann am College in den Sommerferien bei ihm gearbeitet. Und den Spitznamen verpasst bekommen. Ich glaube, außer seiner Mom hat ihn noch nie jemand Theodore genannt.«

»Sie sind beide von hier, ich meine ...«

»Ich weiß, was Sie meinen. Klar, wobei Tanny zehn Jahre älter ist als ich. Ist in Pachoula aufgewachsen. An der hiesigen Highschool gewesen. War damals ein richtig guter Sportler. Hat es in die Football-Mannschaft der Florida State University geschafft. Danach ist er bei der First Air Cavalry gelandet, kam mit ein paar Auszeichnungen zurück, hat das Studium abgeschlossen und ist Polizist geworden. Ich war ein Navy-Kind. Mein Dad war jahrelang Oberbefehlshaber der Küstenstreife. Ich bin nach der Highschool einfach hiergeblieben. Bin aufs Junior College gegangen, hab mein Examen an der Polizeiakademie gemacht und bin geblieben. Die Idee, zur Polizei zu gehen, kam von meinem Dad.«

»Wie lange sind Sie schon beim Morddezernat?«

»Ich? Seit ungefähr drei Jahren. Tanny ist schon länger dabei.«

»Gefällt's Ihnen?«

»Ist was anderes. Auf jeden Fall interessanter, als Streife zu fahren. Man muss seinen Verstand gebrauchen.«

»Und Joanie Shriver?«

Der Detective zuckte die Achseln. »Sie war mein erster richtiger Fall. Ich meine, bei den meisten Kapitalverbrechen haben wir es mit ungeplanten Morden zu tun: Man trifft am Tatort ein, und da steht der Mörder direkt neben seinem Opfer ...«

Das stimmte. Cowart erinnerte sich, wie Vernon Hawkins ihm einmal erzählt hatte, er würde, sobald er an den Tatort eines Mordes käme, immer zuerst nach jemandem Ausschau halten, der nicht weinte, sondern mit schockstarrem, verwirrtem Blick dastehe. Das war der Mörder.

»Oder aber, wie jetzt bei diesen Drogenfällen; da sammelt man eigentlich nur noch die Leichen ein. Wissen Sie, wie sie das bei der Staatsanwaltschaft nennen? Schwerverbrecher-Müllabfuhr. Wenn Sie eine drei Tage alte Wasserleiche finden, die keinerlei Ausweispapiere bei sich hat und, nachdem die Fische damit fertig sind, auch nicht mehr viel Gesicht, dann rechnen Sie wirklich nicht damit, dass daraus noch jemals ein Mordprozess wird. Ein einziges Einschussloch am Hinterkopf. Designerjeans, Goldkettchen nicht zu vergessen, nein, die werden eingetütet und etikettiert, fertig ist der Lack. Aber die kleine Joanie, Mann, die hatte ein Gesicht. Die war kein anonym kolumbianischer Drogenschmuggler. Die war ganz was anderes.«

Er schwieg und hing seinen Gedanken nach. Dann fügte er hinzu: »Die war für alle hier so was wie eine kleine Schwester.«

Detective Wilcox schien noch etwas auf der Zunge zu haben, als das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte. Er ging ran, brummte einen Gruß, hörte zu und reichte Cowart den Hörer. »Der Chef. Möchte Sie sprechen.«

»Ja?«

»Mr. Cowart?« Er hörte eine tiefe Stimme; der Ton war kühl, ohne jeden Anflug des regionalen Südstaatenakzents, an den er sich gerade gewöhnte. »Hier spricht Lieutenant Brown. Ich werde noch länger hier an der Absturzstelle aufgehalten.«

»Gibt es irgendwelche Probleme?«

Der Mann stieß ein bitter-ironisches Lachen aus. »Wie man's nimmt. Keins, mit dem nicht zu rechnen wäre, wenn man ein ausgebranntes Flugzeug, einen toten Piloten und einen toten Flugschüler drei Meter tief im Sumpf stecken hat, dazu zwei aufgelöste Ehefrauen, den wütenden Betreiber der Flugschule und nicht zuletzt ein paar Park-Ranger, die sauer sind, weil das Ding mitten in einem Vogelschutzgebiet runtergekommen ist.«

»Also, es macht mir nichts aus zu warten ...«

Der Polizist fiel ihm ins Wort. »Ich denke, es wäre das Klügste, wenn Detective Wilcox mit Ihnen losführe und Ihnen zeigen würde, wo Joanie Shrivers Leiche gefunden wurde. Außerdem gibt es noch

ein paar andere Stellen, die für Sie von Interesse sein dürften und die Ihnen unserer Meinung nach dabei helfen könnten, Ihren Artikel zu schreiben. Bis Sie beide fertig sind, habe ich den Unfallort hier geräumt, und wir können in aller Ruhe über Mr. Robert Earl Ferguson und seine Straftat reden.«

Cowart lauschte den klaren, schnörkellosen Worten am anderen Ende der Leitung. Der Lieutenant brauchte nur die Stimme ein wenig zu senken, und schon klang ein Vorschlag wie eine Aufforderung.

»Einverstanden.« Cowart gab den Hörer Detective Wilcox zurück, der einen Moment an der Ohrmuschel horchte und dann antwortete: »Und Sie sind sicher, dass die ihn erwarten? Ich würde nur ungern ...« Schließlich nickte er mehrfach hintereinander, als könnte der andere Mann ihn sehen, und legte auf.

»Also«, sagte er, »dann auf zur großen Führung. Haben Sie im Hotel zufällig eine Jeans und ein Paar Stiefel? Ist keine besonders gepflegte Gegend, wo ich mit Ihnen hinwill.«

Cowart nickte und folgte dem kleinen Detective, der mit diebischem Vergnügen zum Ausgang stürmte.

Im unauffälligen Dienstwagen des Detectives fuhren sie durch die helle Morgensonne. Wilcox kurbelte die Scheibe herunter, um die warme, frische Luft hereinzulassen, und summt ein Potpourri aus Country-Songs. Hier und da legte er in wehmütig klagendem Ton und mit einem grinsenden Seitenblick auf Cowart einen improvisierten Sprechgesang ein: »Mommas don't let your babies grow up to be homicide detectives ...« Der Journalist war unangenehm berührt und starrte über die Landschaft. Er hatte damit gerechnet, dass ihm von dem Ermittler Wut entgegenschlagen würde, ein feindseliger, frustrierter Ausbruch wäre nur allzu verständlich gewesen, immerhin wussten sie beide, weshalb er gekommen war. Wilcox und Brown kannten seine Absichten. Er konnte ihnen eigentlich nur Ärger machen – besonders, wenn er schrieb, dass sie Ferguson gefoltert hatten, um ein Geständnis zu erpressen. Stattdessen beschwingter Gesang.

»Dann erzählen Sie mal«, fing Wilcox schließlich an, als sie in eine schattige Straße bogen. »Wie war Ihr erster Eindruck von Bobby Earl? Sie waren oben in Starke, stimmt's?«

»Er hat eine interessante Geschichte zu erzählen.«

»Davon bin ich überzeugt. Aber was halten Sie von ihm?«

»Kann ich noch nicht sagen.« Das war gelogen, wurde Cowart bewusst, mehr oder weniger jedenfalls.

»Also, ich hab mir in wenigen Sekunden ein Bild von ihm gemacht. Praktisch auf den ersten Blick.«

»So was in der Art hat er mir erzählt.«

Der Detective prustete los. »Aber er hat nicht etwa gesagt, ich hätte recht, he?«

»Nein.«

»Hätte mich auch gewundert. Na ja, was soll's – wie geht es ihm?«

»Einigermaßen, wie's scheint. Er ist verbittert«, erwiderte Cowart.

»Nicht anders zu erwarten. Wie sieht er aus?«

»Er ist nicht verrückt, falls Ihre Frage in die Richtung geht.«

Der Detective lachte. »Nein, hab auch nicht damit gerechnet, dass Bobby Earl verrückt werden würde. Nicht mal im Todestrakt. War schon immer ein kaltschnäuziger Hund. Eiskalt bis zum Schluss, als ihm der Richter sagte, wo es für ihn langgeht.«

Wilcox schien einen Moment zu überlegen, dann schüttelte er den Kopf. »Wissen Sie, Mr. Cowart, der war von der ersten Minute an, als wir ihn kassiert haben, so drauf. Nicht mit der Wimper gezuckt, nichts rausgelassen, bis er nach einer Ewigkeit endlich ausgespuckt hat, wie es gewesen ist. Und selbst noch beim Geständnis brachte den Kerl nichts aus der Fassung. Nur die Fakten, in sachlichem Ton. Als hätte er ein Insekt totgetreten. An dem Abend bin ich nach Hause und hab mich so volllaufen lassen, dass Tanny vorbeikommen musste, um mich ins Bett zu verfrachten. Der Mann hat mir einfach

Angst gemacht.«

»Ich interessiere mich lebhaft für dieses Geständnis«, sagte Cowart.

»Kann ich mir denken. Ist schließlich der Dreh- und Angelpunkt, nicht wahr?« Wilcox lachte. »Da müssen Sie allerdings auf Tanny warten, dann erzählen wir Ihnen die ganze Geschichte.«

Schön wär's, dachte Cowart und hakte nach: »Er hat Ihnen Angst gemacht, sagen Sie?«

»Nicht so sehr der Mann, eher das Gefühl, wozu er fähig ist.«

Bei dieser Bemerkung ließ es der Detective bewenden. Wilcox bog um eine Ecke, und Cowart sah, dass sie sich der Schule näherten, vor der die Entführung stattgefunden hatte. »Hier geht's los«, sagte Wilcox und hielt unter einer dunklen Weide an. »Hier ist sie eingestiegen. Und jetzt passen Sie gut auf.«

Er gab plötzlich Gas, bog mit hoher Geschwindigkeit nach rechts ab, dann wieder nach links und fuhr eine lange Straße mit eingeschossigen Wohnhäusern entlang, die zwischen Büschen und Kiefern hinter großzügigen Vorgärten lagen.

»Sehen Sie, wir sind immer noch auf dem Weg zu Joanies Elternhaus, bis jetzt hat sie also noch keinen Grund zur Angst. Andererseits sind wir schon ein gutes Stück außer Sichtweite der Schule. Und jetzt kommt's.«

Vor einem Stoppschild bremste Wilcox ab. Vor ihnen gabelte sich die Straße: Eine Abzweigung war eine Straße mit lockerer Einfamilienhaus-Bebauung. Entlang der anderen Straße standen ein paar heruntergekommene Hütten vor einer gelblich grünen, unbewirtschafteten Wiese und einer braunen, halb eingefallenen Scheune am Rande eines tunnelartigen Wäldchens, hinter dem sich der Sumpf zähflüssig durch die Landschaft schlängelte. »Sie wollte in *die* Richtung«, sagte der Detective und zeigte auf die Häuser. »Doch er fuhr *hier* lang. Ich glaube, hier hat er sie zum ersten Mal niedergeschlagen ...« Der Detective ballte eine Faust und tat so, als versetzte er Cowart einen Hieb. »Er ist stark wie ein Pferd. Auch wenn er nicht besonders groß und breit ist, reicht es alle Male, um mit einem kleinen elfjährigen Mädchen fertig zu werden. Muss sie aus heiterem Himmel getroffen haben. Drückt sie nieder, gibt Gas ...«

Von einem Moment auf den anderen hatte der Detective von seinem jovial-scherzhaften Ton zu blutigem Ernst gewechselt. In einer blitzschnellen, mörderischen Bewegung packte Wilcox Cowart von der Seite am Oberarm und gab gleichzeitig Vollgas. Der Wagen machte einen Satz und geriet auf dem losen Schotter mit dem Heck ein wenig ins Schleudern. Während er Cowart die Finger in die Muskeln bohrte, zog er ihn auf seinem Sitz so heftig zur Seite, dass er das Gleichgewicht verlor, als Wilcox an der Gabelung auf den linken Weg schwenkte. Cowart wurde gegen die Tür geschleudert. Vor Schreck stieß er einen dumpfen Schrei aus und versuchte, sich im wild schlingernden Fahrzeug irgendwo festzuhalten. Das Auto scherte aus und schlitterte um die Kurve. Der Detective packte fester zu und bekam vor Anstrengung ein rotes Gesicht. Auch er brüllte etwas, zusammenhanglose Worte, die für Cowart keinen Sinn ergaben. In wenigen Sekunden hatten sie die Hütten hinter sich gelassen, rumpelten über eine buckelige Straße und verschwanden im kühlen Schatten, den der Wald über den Weg warf. Auf ihrer rasanten Fahrt schienen ihnen die dunklen Bäume entgegenzupreschen. Das Tempo war schwindelerregend. Der Motor heulte auf, und Cowart erstarrte vor Angst, jeden Moment an einem Baumstamm den sicheren Tod zu finden.

»Schreien Sie!«, forderte der Detective ihn auf.

»Was?«

»Na los, schreien Sie!«, brüllte er Matthew an. »Rufen Sie endlich um Hilfe, verdammt!«

Cowart starrte in das rote Gesicht des Detectives, erschrocken über dessen wilden Blick. Beide Männer brüllten gegen den lauten Motor und das Scharren und Knirschen der Räder an.

»Aufhören!«, schrie Cowart. »Was soll das, verdammt?«

Von allen Seiten peitschten dunkle Zweige an die Scheiben, als umzingelten sie wilde Tiere und

setzten zum Sprung an.

»Halt! Verdammt, Mann, halten Sie an!«

Abrupt ließ Wilcox ihn los, packte mit beiden Händen das Lenkrad und trat die Bremse durch. Cowart riss instinktiv die Arme nach vorn, um nicht gegen die Windschutzscheibe zu schleudern, als der Wagen mit quietschenden Reifen zum Stehen kam.

»Bitte schön«, sagte der Polizist keuchend. Ihm zitterten die Hände.

»Sind Sie verrückt geworden?«, brüllte Cowart. »Wollen Sie uns beide umbringen oder was?«

Der Detective antwortete nicht. Er lehnte nur den Kopf zurück und holte Luft, als versuchte er, die Selbstbeherrschung, die er während der stürmischen Fahrt verloren hatte, wiederzuerlangen; dann drehte er sich zu Cowart um und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Entspannen Sie sich, Mr. Reporter«, sagte er ruhig. »Schauen Sie sich um.«

»Gütiger Himmel, was wollten Sie mit dieser Einlage bezwecken?«

»Das Ganze für Sie ein bisschen hautnaher gestalten.«

Cowart holte tief Luft.

»Indem Sie wie ein Irrer fahren, so dass wir beide um ein Haar draufgegangen wären?«

»Nein«, erwiderte der Detective langsam. Er grinste, so dass seine ebenmäßigen Zähne glänzten. »Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie leicht es für Ferguson war, dieses Kind aus der Zivilisation in den Dschungel zu verschleppen. Sehen Sie sich um. Glauben Sie, irgendjemand kann Sie hören, wenn Sie um Hilfe rufen? Was meinen Sie? Wer wird Ihnen beispringen? Schauen Sie genau hin, wo Sie sind, Cowart. Was sehen Sie?«

Cowart starrte aus dem Fenster, wo ihn, so weit das Auge reichte, nichts als dunkler, dichter Wald wie ein Leichentuch einhüllte.

»Sehen Sie hier irgendjemanden, der Ihnen zur Hilfe kommen kann?«

»Nein.«

»Sehen Sie hier irgendjemanden, der einem elfjährigen Mädchen zur Hilfe kommen kann?«

»Nein.«

»Sehen Sie, wo Sie hier gelandet sind? In der Hölle. In gerade mal fünf Minuten. Fünf Minuten, und Sie haben die Zivilisation hinter sich. Das hier ist der Scheißdschungel. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill?«

»Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen.«

»Sie sollten es nur mal mit Joanie Shrivvers Augen sehen.«

»Schon verstanden.«

»Gut«, sagte der Detective, der zu seinem Lächeln zurückgefunden hatte. »So schnell ist es passiert. Dann hat er sie noch weiter in die Wildnis verschleppt. Kommen Sie.«

Wilcox stieg aus, ging zum Kofferraum und holte zwei braune Wathosen aus Gummi heraus. Eine davon warf er Cowart zu. »Die wird's wohl tun.«

Cowart zwängte sich in die Schutzkleidung und blickte dabei nach unten. Er stutzte, ging in die Hocke und tastete den Boden ab. Dann stand er auf und ging zu Wilcox, der noch am Heck des Wagens stand. Während er innerlich schmunzelte, holte er einmal tief Luft. Wie du mir, so ich dir, dachte er.

»Reifenspuren«, sagte er lakonisch und zeigte mit dem Finger zu Boden.

»Und was wollen Sie mir damit sagen?«

»Reifenspuren. Sehen Sie sich die Erde hier an. Wenn er sie hierhergefahren hätte, gäbe es Reifenspuren. Die hätten Sie mit seinen abgleichen können. Oder kennt ihr Cowboys euch mit so was nicht aus?«

Wilcox schluckte den Köder nicht, sondern antwortete grinsend: »Es war Mai. Da haben Sie hier nur noch trockenen Staub.«

»Nicht unter diesen Baumkronen.«

Einen Moment lang starrte der Detective den Reporter schweigend an. Dann verzog er das Gesicht zu einem trockenen Lächeln. »Sie sind offenbar nicht auf den Kopf gefallen.«

Cowart antwortete nicht.

»Hiesige Journalisten wären nicht so schlau, ganz sicher nicht.«

»Lassen Sie die Schmeicheleien. Wieso haben Sie keine Reifenabdrücke genommen?«

»Weil die Fahrzeuge der Rettungskräfte und Suchtrupps hier alles umgepflügt haben. Das war eins der Probleme, mit denen wir uns von Anfang an rumgeschlagen haben; sobald die Nachricht die Runde machte, wir hätten sie gefunden, war kein Halten mehr, und jeder meinte, er hätte hier was zu suchen. Ich meine: jeder! Und was vom Tatort noch übrig war, haben die niedergetrampelt. Noch bevor Tanny und ich an Ort und Stelle waren, herrschte hier das reine Chaos. Feuerwehrleute, Krankenwagenfahrer, Pfadfinder, alles, was zwei Beine hatte. Alles völlig unkontrolliert. Niemand hielt es für nötig, irgendwas zu erhalten. Einen Fußabdruck, einen Stofffetzen im Dornengestrüpp, egal was. Wo sollte da irgendwas abgeglichen werden? Bis wir hier eintrafen – und glauben Sie mir, wir haben auf die Tube gedrückt –, als wir ankamen, wimmelte es schon von Leuten. Die hatten wahrhaftig schon ihre Leiche von der Fundstelle entfernt und hier ans Ufer gezogen.«

Der Detective dachte einen Moment nach. »Kann man ihnen nicht mal verübeln«, fuhr er fort. »Die Leute waren wegen dieses kleinen Mädchens in hellem Aufruhr. Wäre unchristlich gewesen, sie in dem Morast stecken zu lassen, bis sich die Wasserschildkröten an sie ranmachen.«

Mit Christentum, dachte Cowart, hat dieser Fall hier wohl herzlich wenig zu tun. Mit Abgründen schon eher. Doch er sagte nur: »Die haben Ihnen also den ganzen Fundort versaut?«

»Ja.« Der Detective sah ihn an. »Das will ich allerdings so nicht in der Zeitung lesen, ich meine, Sie können zwar schreiben, am Tatort hätte absolutes Chaos geherrscht, aber ich will nicht lesen: ›Detective Wilcox erklärte, der Tatort sei im Arsch gewesen ...‹ Aber, na ja, das war er nun mal.«

Cowart sah dem Detective wortlos dabei zu, wie er sich seine Wathose überzog, und dabei fiel ihm noch eine Maxime von Hawkins ein: Der Tatort sagt einem alles, vorausgesetzt, man sieht ganz genau hin. Doch Wilcox und Brown hatten keinen Tatort gehabt, keinerlei Beweismaterial, das nicht verfälscht worden war. Also hatten sie sich auf die andere Möglichkeit verlegt, den Fall vor Gericht zu bringen: ein Geständnis.

Der Detective zurrte seine Hosenträger fest und winkte Cowart zu sich. »Kommen Sie schon, Sie Großstadtpflanze. Ich zeig Ihnen einen richtig guten Ort zum Sterben.«

Damit trat er in den Wald, und Cowart hörte, wie bei jedem Schritt das Gestrüpp über das Gummi seiner Hose ratschte.

Der Ort, an dem Joanie Shriver den Tod gefunden hatte, war von Lianen und anderen Schlinggewächsen so überwuchert, dass kein Sonnenstrahl in das Dunkel dieser Höhle drang. Es war eine kleine Anhöhe, vielleicht drei Meter oberhalb des Sumpfs, der mit seinem schwarzen, lehmigen Wasser direkt dahinter lag. Schon nach wenigen Minuten hatte sich Cowart im Kampf mit dornigen Zweigen Hände und Gesicht zerkratzt. Sie waren vom Wagen aus gerade mal fünfzig Meter auf diesem schwierigen Gelände vorgedrungen. Ihm brannte der salzige Schweiß in den Augen. Kaum hatte er einen Fuß auf die kleine Lichtung gesetzt, überkam ihn ein Gefühl von krankhafter Raserei, und für den Bruchteil einer Sekunde verschlug ihm die Zwangsvorstellung seiner eigenen Tochter an diesem Ort den Atem. Er sah den Detective an und zermartete sich den Kopf nach einer Frage, irgendetwas, um den Bann zu brechen.

»Wie konnte er ein strampelndes, schreiendes Kind hier herüberschleppen?«, brachte Cowart schließlich heraus.

»Wir vermuten, dass sie bewusstlos war.«

»Warum?«

»Keine Abwehrverletzungen an Händen oder Armen ...« Zur Demonstration hob er die Arme und hielt sie sich vors Gesicht. »Die sie hätte, wenn sie sich zum Beispiel so gegen das Messer gewehrt hätte. Überhaupt keine Spuren von Gegenwehr, keine Hautpartikel unter den Fingernägeln. Sie hatte eine ziemlich große Prellung an der Schläfe. Der Pathologe ging davon aus, dass sie ziemlich früh bewusstlos geschlagen wurde. Ist wohl ein gewisser Trost. Wenigstens hat sie von dem, was dann mit ihr passiert ist, nicht mehr viel mitbekommen.«

Wilcox trat an einen Baumstamm und zeigte dort auf den Boden. »Hier haben wir ihre Kleider gefunden. Irrsinnigerweise waren sie alle sauber und ordentlich zusammengelegt.«

Wilcox lief die paar Schritte auf die Lichtung zurück, legte den Kopf in den Nacken, als könnte er durch die Schlinggewächse in den Himmel sehen, und machte Cowart Zeichen, sich die Stelle näher anzusehen. »Hier haben wir die größten Blutrückstände gefunden. Hier hat er sie getötet.«

»Wieso wurde nie eine Mordwaffe gefunden?«

Der Detective zuckte die Achseln. »Sehen Sie sich doch um. Wir haben alles danach abgegrast. Mit einem Metalldetektor. Nichts. Entweder hat er sie woanders entsorgt oder ... keine Ahnung. Wissen Sie, selbst wenn Sie hier dreißig Zentimeter tief im Sumpf wühlen würden, hätten Sie keine Chance, sie zu finden. Es sei denn, Sie treten aus Versehen drauf.«

Der Detective ging weiter. »Eine dünne Blutspur führte hier lang. Laut Autopsiebericht hat sie noch gelebt, als er sie vergewaltigte. Dasselbe gilt für die Hälfte der Schnittwunden. Ein paar dagegen waren post mortem. Als wäre er, nachdem er sah, dass sie tot war, übergeschnappt und hätte immer weiter auf sie eingestochen. Jedenfalls hat er sie, als es vorbei war, hier runtergezogen und im Wasser versteckt.«

Er zeigte auf den Rand des Moors. »Da drüben hat er sie unter die Wurzeln geschoben. Auf diese Weise konnte man sie nur sehen, wenn man unmittelbar über ihr stand. Außerdem hat er noch loses Gezweig darübergeworfen. Wir können wirklich von Glück sagen, dass wir sie so schnell gefunden haben. Die beiden Männer wären glatt an ihr vorbeigelaufen, wäre der eine nicht mit der Mütze an einem herunterbaumelnden Ast hängengeblieben. Als er danach griff, entdeckte er sie da unten. Tatsächlich purer Zufall.«

»Aber was ist mit seiner Kleidung? Hätten Sie da nicht irgendwas finden müssen? Blut oder Haare oder Fasern?«

»Nach dem Geständnis haben wir sein Haus auf den Kopf gestellt. Hat aber nichts gebracht.«

»Das Gleiche gilt für den Wagen, nicht wahr? Irgendwas hätten Sie finden müssen.«

»Als wir den Mistkerl einkassiert haben, war er fast damit fertig, das Auto blitzblank zu wienern. Die Karre war sauber, Mann, das kann ich Ihnen sagen. Auf der Beifahrerseite war ein Stück aus der Fußmatte rausgeschnitten. Na, jedenfalls glänzte der Wagen, als wäre er funkelnagelneu. Wir haben nichts gefunden.« Der Detective wischte sich über die Stirn und betrachtete den Schweiß an seinen Fingern. »Wir verfügen hier eben nicht über dieselben forensischen Möglichkeiten wie die Kollegen bei Ihnen in der Großstadt. Ich will damit nicht sagen, dass wir im finsternen Mittelalter leben oder so, aber die Laboruntersuchungen sind zeitraubend und nicht immer zuverlässig. Durchaus möglich, dass ein richtiger Profi mit einem von diesen FBI-Spektrographen fündig geworden wäre. Wir jedenfalls nicht. Wir haben uns redlich Mühe gegeben, hat nur nix gefruchtet.«

Er überlegte einen Moment. »Das heißt, wir haben doch was gefunden, aber auch das hat uns nicht weitergebracht.«

»Nämlich?«

»Ein Schamhaar – nur dass es weder von Joanie Shriver noch von Ferguson stammte.«

Cowart schüttelte den Kopf. Er hatte das Gefühl, in der drückenden Schwüle zu ersticken. »Warum hat er Ihnen, wenn er die Tat doch gestanden hat, nicht auch verraten, wo die Kleider waren? Wieso

hat er Ihnen nicht gesagt, wo er das Messer versteckt hat? Was nützt ein Geständnis, wenn es nicht alle diese Einzelheiten klärt?»

Wilcox funkelte Cowart wütend an und wurde rot. Er wollte etwas entgegnen, schluckte seine Antwort jedoch herunter, so dass die Frage in der reglosen Luft der Lichtung stand. »Gehen wir«, sagte er und machte auf der Stelle kehrt, ohne sich zu vergewissern, ob Cowart ihm folgte. »Wir haben noch was vor.«

Cowart warf einen letzten Blick auf den Tatort, um ihn sich ins Gedächtnis einzubrennen. Aufgewühlt und angewidert folgte er dem Detective.

Wilcox hielt vor einem kleinen Haus, das sich von den anderen in der Straße kaum unterschied. Es war ein einstöckiger, weiß verputzter Bau aus Betonschalstein mit gepflegtem Rasen und angebauter Garage. Ein Fußweg aus roten Ziegelsteinen führte vom Bürgersteig zum Eingang. Die Veranda umlief das Haus bis zu seiner Rückseite, und auf einer Seite stand ein schwarzer Grill. Eine hohe Kiefer, deren Schatten über einen Teil des Vorgartens reichte, schützte das halbe Haus vor der Hitze des Tages. Da er nicht wusste, wo er war und wieso sie angehalten hatten, wandte Cowart sich von dem Haus ab und sah den Detective fragend an.

»Ihr nächstes Interview«, sagte Wilcox nur. Seit Verlassen des Tatorts hatte er kein Wort mehr gesagt, und jetzt war in seinem Ton eine gewisse Härte nicht zu überhören. »Falls Sie sich dem gewachsen fühlen.«

»Wessen Haus ist das?«, fragte Cowart mit wachsendem Unbehagen.

»Joanie Shrivvers.«

Cowart holte tief Luft. »Da ...«

»Da wollte sie hin. Ist nur nie angekommen.« Er sah auf die Uhr. »Tanny hat ihnen gesagt, wir kämen so um elf herum. Sind schon ein bisschen spät dran, wir sollten sie nicht länger warten lassen. Es sei denn ...«

»Es sei denn, was?«

»Es sei denn, an diesem Interview wären Sie nicht interessiert.«

Cowart blickte vom Detective zum Haus und wieder zurück zum Detective. »Schon verstanden«, sagte er. »Sie wollen sehen, wie viel Mitgefühl ich der Familie entgegenbringe, ja? In Ihren Augen packe ich Robert Earl Ferguson in Zuckerwatte, also ist das hier eine Art Test, hab ich recht?«

Wilcox wandte das Gesicht ab.

»Hab ich recht?«

Abrupt drehte sich Wilcox zu ihm um und sah ihn eindringlich an. »Bis jetzt haben Sie noch nicht begriffen, Mr. Cowart, dass dieser Scheißkerl das kleine Mädchen umgebracht hat. Wollen Sie nun sehen, was das heißt, oder nicht?«

»Im Allgemeinen treffe ich meine Verabredungen selbst«, erwiderte Cowart, und es kam selbstgerechter heraus, als es gemeint war.

»Wollen Sie nun oder nicht? Vielleicht sind Sie grad nicht in Stimmung?«

Genau das schien Wilcox zu hoffen, als suchte er nur nach Gründen, um den Journalisten zu hassen. Das hier würde einen triftigen Grund abgeben.

»Nein«, sagte Cowart und stieg aus »Reden wir mit den Leuten.«

Er schlug die Tür hinter sich zu, ging mit großen Schritten zum Haus und klingelte bereits, während Wilcox ihm noch eilig folgte. Einen Moment hörte er Schritte hinter der Tür, dann wurde sie geöffnet. Er blickte in das Gesicht einer Frau um die vierzig. Sie hatte kaum Make-up aufgelegt, jedoch das hellbraune, halblange Haar sorgfältig so frisiert, dass es ihr Gesicht umspielte. Sie trug ein schlichtes, beiges Hauskleid und Sandalen. Sie hatte hellblaue Augen, und einen Moment lang sah Cowart im Gesicht der Mutter, die ihm erwartungsvoll entgegenblickte, das Kinn, die Wangen und die Nase des

kleinen Mädchens.

Er schluckte, verbannte das Bild und sagte: »Mrs. Shriver? Ich bin Matthew Cowart, vom *Miami Journal*. Sie haben wohl schon von Lieutenant Brown erfahren ...«

Sie nickte und unterbrach ihn. »Ja, ja, bitte kommen Sie herein, Mr. Cowart. Und sagen Sie Betty. Tanny hat uns Bescheid gegeben, Detective Wilcox käme heute Vormittag mit Ihnen vorbei. Wir wissen, dass Sie an einem Artikel über Ferguson arbeiten. Mein Mann ist auch hier. Wir würden gerne mit Ihnen reden.«

Mit ihrer munteren, freundlichen Begrüßung konnte sie ihre Beklemmung nicht verbergen. Sie sprach, so schien es ihm, ein wenig abgehackt, um nicht schon jetzt die Kontrolle über ihre Gefühle zu verlieren. Während er ihr ins Haus folgte, dachte er: Lange schafft sie das nicht.

Die Mutter des ermordeten Mädchens führte Cowart durch eine kleine Eingangsdielen ins Wohnzimmer. Er hörte, dass Wilcox ihm folgte, ignorierte ihn jedoch. Als er den Raum betrat, erhob sich ein stämmiger Mann mit großem Bauch und schütterem Haar etwas unbeholfen aus einem Sessel, kam Cowart entgegen und schüttelte ihm die Hand. »Ich bin George Shriver«, sagte er. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Cowart nickte und sah sich unauffällig um, während er versuchte, sich Einzelheiten einzuprägen. Das Zimmer war gepflegt und modern eingerichtet, mit einfachem Mobiliar und farbenfrohen Drucken an den Wänden. Die zwanglose Mischung wirkte, als hätten die beiden jedes Stück gekauft, weil sie es mochten, ohne dass es unbedingt zur übrigen Einrichtung passte. Alles in allem verbreitete die zusammengewürfelte Mixtur, eine ungezwungene Behaglichkeit. Eine Wand war Familienfotos gewidmet, die sofort Cowarts Aufmerksamkeit erregten. Dasselbe Bild von Joanie, das er in der Schule gesehen hatte, hing in der Mitte zwischen anderen Schnappschüssen. Er registrierte einen älteren Bruder und eine ältere Schwester.

George Shriver folgte seinem Blick. »Unsere beiden älteren Kinder, George junior und Anne, studieren inzwischen. Beide an der University of Florida. Sie wären jetzt sicher gerne dabei«, sagte er.

»Joanie war das Nesthäkchen«, erklärte Betty Shriver. »Kurz vor der Highschool.« Die Frau holte tief Luft, und ihre Lippen zitterten. Cowart sah, wie sie um Haltung rang und sich von den Fotos abwandte. Ihr Mann streckte eine riesige, klobige Hand aus und zog sie sanft zum Sofa, wo sie sich setzte, aber sofort wieder aufsprang. »Mr. Cowart, wo habe ich nur meine Manieren gelassen? Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Ein Glas Eiswasser wäre nett«, erwiderte Cowart, während er sich von den Fotos abwandte und neben einen der Sessel trat. Die Frau verschwand einen Moment. Cowart nutzte die Gelegenheit für eine harmlose Frage, um die bleierne Schwere, die sich über den Raum gelegt hatte, zu vertreiben.

»Sie sind Stadtrat?«

»War«, antwortete George Shriver. »Jetzt arbeite ich nur noch im Laden. Mir gehören ein paar Baumärkte, einer hier in Pachoula, dann noch einer auf dem Weg nach Pensacola. Auf die Weise hab ich was zu tun, das hält mich auf Trab.«

Er legte eine Pause ein, bevor er fortfuhr: »Ehemaliger Stadtrat. Früher hab ich mich für all diese Dinge interessiert, aber als Joanie von uns ging, hab ich damit aufgehört, dann die ganze Zeit beim Prozess, irgendwie wurde alles zu viel, und danach bin ich nie wieder zurück. Das ging die ganze Zeit so. Hätten wir nicht die anderen beiden gehabt, George junior und Anne, hätten wir vielleicht gar nichts mehr gemacht. Keine Ahnung, was aus uns geworden wäre.«

Mrs. Shriver kehrte zurück und reichte Cowart ein Glas Wasser. Er sah, dass sie ihre Abwesenheit genutzt hatte, um sich zu fassen.

»Es tut mir wirklich leid, das muss schwer für Sie sein«, sagte er.

»Nein, es ist besser, seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen, als sie zu verbergen«, antwortete George Shriver. Er setzte sich neben seine Frau aufs Sofa und legte den Arm um sie. »Den Schmerz

wird man nie mehr los«, sagte er. »Vielleicht wird er ein bisschen dumpfer, weniger stechend, aber es gehört nicht viel dazu, und schon ist er wieder da. Ich brauche nur hier im Sessel zu sitzen und irgendwo in der Nachbarschaft eine Kinderstimme zu hören, schon denke ich für einen Moment, das wäre sie. Das tut weh, Mr. Cowart. Das tut richtig weh. Oder ich komm morgens runter, um mir eine Tasse Kaffee zu machen. Dann sitze ich hier und starre auf die Bilder, so wie Sie gerade eben. Und dann hab ich nur noch den einen Gedanken, dass es nicht passiert ist, dass alles so ist wie früher: Sie kommt jeden Moment aus ihrem Zimmer gestürmt, glücklich und voller Tatendrang, und freut sich auf den kommenden Tag. So war sie nämlich, ein Sonnenschein.«

Zwar traten dem kräftigen Mann bei diesen Worten die Tränen in die Augen, doch seine Stimme blieb fest.

»Ich geh ein bisschen häufiger als früher in die Kirche; ist irgendwie tröstlich. Und wissen Sie was, Mr. Cowart? Die Wunden reißen immer wieder auf, bei dem kleinsten Anlass. Vor einem Jahr hab ich im Fernsehen eine Sendung über die Kinder gesehen, die in Äthiopien verhungern. Ich meine, das ist am anderen Ende der Welt, und ich bin, außer damals bei der Army, nie aus Nordflorida rausgekommen. Aber jetzt spende ich Hilfsorganisationen jeden Monat Geld. Hundert hier, hundert dort. Ich konnte es einfach nicht ertragen, dass kleine Babys sterben sollen, weil sie nichts zu essen bekommen. Der Gedanke war einfach zu quälend. Ich musste dran denken, wie sehr ich mein Baby geliebt habe, und das wurde mir genommen. Also hab ich es wohl für sie getan. Schätze, ich bin nicht mehr ganz bei Verstand. Stehe im Laden, sortiere die Quittungen, es wird spät, und plötzlich erinnere ich mich, wie ich mal so spät von der Arbeit kam, dass ich das Abendessen mit den Kindern verpasst hab und sie schon im Bett waren, besonders meine Kleine, und ich bin noch zu ihr rein und hab für einen Moment zugeschaut, wie sie schlief. Als mir das wieder einfiel, konnte ich es einfach nicht ertragen, weil ich ihr Lachen, ihr fröhliches Grinsen an jenem Abend nicht gesehen hatte. Diese Momente waren so kurz, viel zu selten, kostbar wie Diamanten.«

George Shriver lehnte den Kopf zurück und starrte zur Decke. Er atmete schwer, schwitzte am ganzen Körper, und sein weißes Hemd hob und senkte sich heftig, als er nach Luft rang und mit den Erinnerungen kämpfte.

Seine Frau saß unterdessen reglos da, doch sie hatte rote Augen, und ihr zitterten die Hände im Schoß. »Wir sind nichts Besonderes, Mr. Cowart«, sagte sie langsam. »George hat hart gearbeitet und was aus sich gemacht, damit es die Kinder mal besser haben. George junior wird Ingenieur. Anne ist ein Ass in Chemie und Naturwissenschaften. Sie hat die Chance, Medizin zu studieren.«

Für einen Moment blitzten ihre Augen vor Stolz. »Wer hätte das gedacht! Eine Ärztin in unserer Familie. Wir haben einfach nur hart gearbeitet, damit sie mal was Besseres werden.«

»Sagen Sie mir«, fing Cowart behutsam an, »wie Sie über Robert Earl Ferguson denken.«

Während sie ihre Gedanken ordneten, herrschte beredtes Schweigen. Er sah, wie Betty Shriver tief Luft holte, bevor sie antwortete.

»Es ist ein Hass, der weit über jeden Hass hinausgeht«, sagte sie. »Es ist eine fürchterliche, unchristliche Wut, Mr. Cowart. Es ist ein entsetzlicher, blinder Zorn, der einen nie verlässt.«

George Shriver schüttelte den Kopf. »Es gab eine Zeit, da hätte ich ihn mit eigenen Händen umbringen können, einfach so. Hätte mir kaum mehr dabei gedacht als beim Totschlagen einer Mücke. Ich kann nicht sagen, ob das heute immer noch so ist. Wissen Sie, wir leben hier in einer konservativen Gemeinde. Die Leute gehen zur Kirche. Grüßen die Fahne, sprechen ein Tischgebet vor dem Essen und wählen die Republikaner, seit die Demokraten vergessen haben, wofür sie stehen. Ich glaube, wenn Sie sich auf der Straße wahllos zehn Leute rausgreifen würden, dann würden sie sagen: ›Nein, bringt den Burschen nicht auf den elektrischen Stuhl; schickt ihn hierher zurück, damit wir ihn uns vorknöpfen können.‹ Vor fünfzig Jahren hätten sie ihn gelyncht, was sag ich, vor nicht mal fünfzig Jahren. Die Dinge ändern sich. Aber je mehr Zeit seitdem vergangen ist, desto mehr habe ich das

Gefühl, als wären wir verurteilt worden, nicht nur er. Es vergehen Monate, Jahre. Er hat all diese Anwälte, die für ihn arbeiten, und dann hören wir von noch einer Berufung, noch einer Anhörung oder was weiß ich, und es kommt einem so vor, als wäre es gestern gewesen. Wir können es nie hinter uns lassen. Sicher, das kann man sowieso nicht, aber wenigstens sollte man die Chance bekommen, es irgendwo im Kopf zu verstauen, einen Schlusstrich zu ziehen und mit dem, was einem vom Leben noch geblieben ist, neu anzufangen, auch wenn man mit diesem Schmerz klarkommen muss.«

Er seufzte und schüttelte den Kopf. »Es ist fast so, als hätten sie uns gleich mit eingesperrt.«

Cowart wartete ein paar Sekunden, bevor er fragte: »Aber Sie wissen, was ich mache?«

»Ja«, antworteten beide Eltern wie aus einem Mund.

»Sagen Sie, was Sie wissen«, forderte Cowart sie auf.

Betty Shriver beugte sich vor. »Wir wissen, dass Sie Nachforschungen zum Fall anstellen, um rauszubekommen, ob es irgendwo unfair zugegangen ist, nicht wahr?«

»Das trifft es ziemlich genau.«

»Was war Ihrer Meinung nach unfair?«, fragte George Shriver in freundlich-neugierigem Ton, ohne eine Spur von Ärger.

»Nun, das wollte ich gerade von Ihnen erfahren. Wie ist der Prozess Ihrer Meinung nach gelaufen?«

»Für mich zählt nur, dass der Scheißkerl verurteilt wurde. Alles andere ...«, fing George Shriver an und erhob dabei die Stimme, doch seine Frau legte ihm die Hand aufs Bein, und er schien sich augenblicklich zu beruhigen.

»Wir waren jeden Tag da, Mr. Cowart«, sagte Betty Shriver. »Jede Minute. Wir haben ihn da sitzen sehen. Die Angst in seinen Augen war unverkennbar, Sir, eine verzweifelte Wut auf alle dort im Saal, während der Prozess lief. Ich hab gehört, er hasste Pachoula und alle Bewohner, Schwarze wie Weiße. Diesen Hass konnten Sie sehen, wenn er sich auf seinem Stuhl hin und her wand. Ich denke, die Geschworenen haben es auch gesehen.«

»Und die Beweise?«

»Sie haben ihn gefragt, ob er es gewesen ist, und er hat ja gesagt. Wer würde so was zugeben, wenn es nicht stimmt? Er hat gesagt, er wäre es gewesen. Mit seinen eigenen Worten. Verflucht, mit seinen eigenen Worten.«

Wieder trat Stille ein, dann fügte George Shriver hinzu: »Natürlich war ich besorgt, dass sie nicht mehr gegen ihn in der Hand hatten. Wir haben stundenlang mit Tanny und Detective Wilcox darüber gesprochen. Tanny saß genau da, wo Sie jetzt sitzen, Abend für Abend. Sie haben uns erklärt, was da passierte. Sie haben uns erklärt, dass die Anklage von Anfang an auf wackeligen Füßen stand. Es sei eine reine Glückssache gewesen, dass sie ihn vor Gericht bringen konnten. Mein Gott, gut möglich, dass sie Joanie nie gefunden hätten, allein das schon sei reine Glückssache gewesen. Ich hätte mir gewünscht, sie hätten mehr Beweise gehabt, das können Sie mir glauben. Aber sie hatten genug. Sie hatten die Worte des Jungen, für mich war das genug.«

Und genau das ist das Problem, dachte Cowart.

Nach einer Weile fragte Betty Shriver ruhig: »Werden Sie einen Artikel schreiben?«

Cowart nickte und antwortete: »Nur dass ich bis jetzt noch nicht weiß, was drinstehen wird.«

»Was wird dann passieren?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie runzelte die Stirn und hakte nach. »Es wird ihm helfen, nicht wahr?«

»Auch das kann ich nicht sagen«, antwortete er.

»Jedenfalls wird es ihm nicht schaden, oder?«

Wieder nickte er. »Das stimmt. Schließlich sitzt er im Todestrakt. Was hat er zu verlieren?«

»Ich möchte, dass er da bleibt«, sagte sie, stand auf und machte ihm Zeichen, ihr zu folgen. Sie gingen durch einen Flur. Vor der Tür blieb sie stehen, legte die Hand auf den Knauf, öffnete jedoch

nicht. »Ich hatte gehofft, er würde dort bleiben, bis er vor seinen Schöpfer tritt. Dann wird er sich wirklich für all seinen Hass verantworten müssen, der uns unser Kind genommen hat. Ich möchte wahrlich nicht mit ihm tauschen, ganz bestimmt nicht, schon gar nicht so sterben wie er. Aber was sein muss, das muss eben sein, Mr. Cowart. Vergessen Sie das nicht.«

Sie öffnete die Tür.

Er sah hinein und hatte ein Mädchenzimmer vor sich. Die Tapete war weiß-rosa, die Tagesdecke auf dem Bett mit Rüschen besetzt. Er sah Stofftiere mit großen traurigen Augen und zwei leuchtend bunte Mobiles, die von der Decke hingen. Die Wände waren mit Bildern von Ballerinas und einem großen Poster von der Kunstturnerin Mary Lou Retton dekoriert. Ein Bücherregal quoll über, einige Titel konnte er auf die Entfernung lesen: *Misty of Chincoteague*, *Black Beauty* und *Betty und ihre Schwestern*. Auf ihrem Schreibtisch entdeckte er ein lustiges Foto von Joanie Shriver, geschminkt und verkleidet wie ein Glamour-Girl der Goldenen Zwanziger. Daneben stand ein randvoll mit buntem Modeschmuck gefülltes Kästchen. Eine Zimmerecke nahm eine große Puppenstube mit kleinen Figuren ein, und eine pinkfarbene Federboa hing über eine Ecke des Betts.

»So war es an dem Morgen, an dem sie uns für immer verlassen hat. So wird es für immer bleiben«, sagte Betty Shriver. In dem Moment wandte sich die Mutter des ermordeten Mädchens abrupt ab, und Cowart sah, wie ihre Schultern unter heftigem Schluchzen zuckten. Mit schwankenden Schritten verließ sie das Zimmer und verschwand durch eine Tür, die hinter ihr zufiel. Dennoch war das qualvolle Weinen durchs ganze Haus zu hören. Cowart wandte sich um und sah zum Wohnzimmer zurück, wo der Vater des ermordeten Mädchens, unfähig, sich vom Fleck zu rühren, auf dem Sofa saß und ins Leere starrte, während ihm die Tränen die Wangen hinunterliefen. Cowart hätte am liebsten selbst die Augen geschlossen, doch stattdessen warf er erneut einen Blick auf das Zimmer der Toten. All die typischen Kleinmädchensachen schienen ihm regelrecht entgegenzuspringen, und für einen Moment glaubte er, keine Luft mehr zu bekommen. Jeder Schluchzer der Mutter drückte ihm die eigene Brust zu, und ihm wurden die Knie weich. Er nahm seine ganze Kraft zusammen und wandte sich von dem Zimmer ab, das er nie vergessen würde. Als er sich umdrehte, blickte er Detective Wilcox ins Gesicht. Er wollte sich entschuldigen und George Shriver noch einmal danken, doch dann wurde ihm klar, dass es für die Qual der Eltern keine angemessenen Worte gab. Und so schlich er sich wie ein Dieb in der Nacht auf Zehenspitzen aus dem Haus.

Cowart saß stumm im Büro von Lieutenant Brown. Detective Wilcox hatte hinter dem Schreibtisch Platz genommen und blätterte in einer dicken Akte mit der Aufschrift »SHRIVER«, während er den Reporter geflissentlich ignorierte. Seit Verlassen des Hauses hatten sie nicht miteinander gesprochen. Cowart blickte aus dem Fenster, wo er eine große Eiche sah, die in einem plötzlichen Windstoß wankte, bevor ihre zerzausten Zweige langsam wieder zur Ruhe kamen.

Cowart wurde jäh aus seiner Tagträumerei gerissen, als Wilcox fand, wonach er suchte, und ihm einen braunen Umschlag hinwarf.

»Da. Mir ist nicht entgangen, wie Sie sich dieses hübsche Foto von Joanie Shriver bei ihr zu Hause an der Wand angeschaut haben. Dachte mir, Sie wollen vielleicht auch wissen, wie sie aussah, nachdem Ferguson mit ihr fertig war.«

Der Detective versuchte nicht einmal mehr, den höflichen Schein zu wahren; jedes Wort klang mühsam beherrscht.

Ohne zu antworten, nahm Cowart den Umschlag und leerte die Fotos auf den Tisch. Das erste war das schlimmste: Joanie Shriver lag vor der Autopsie im gerichtsmedizinischen Institut auf dem Obduktionstisch. Ihr Gesicht war noch dreck- und blutverschmiert. Sie war nackt. Es war der Körper eines kleinen Mädchens an der Schwelle zur Frau. Cowart sah tiefe Schnitt- und Stichwunden quer über den Brustkorb und in den kleinen Brüsten. Auch am Unterleib und im Schritt waren Dutzende

Wunden zu erkennen. Er starrte darauf, spürte, wie sich ihm der Magen hob, und konzentrierte sich schnell auf ihr Gesicht. Nachdem sie stundenlang im Sumpf gelegen hatte, war es schlaff und aufgedunsen. Einen Moment lang bestürmten ihn die Eindrücke Dutzender Tatorte, die er gesehen hatte, und unzähliger Obduktionsfotos von Gerichtsverfahren, über die er berichtet hatte. Er wandte sich wieder den sterblichen Überresten von Joanie Shriver zu und sah den kindlichen Ausdruck in ihrem Gesicht, nach all den Höllenqualen. Das machte es noch schlimmer für ihn. Er blätterte die anderen Aufnahmen durch, von denen die meisten am Fundort entstanden waren, nachdem die Einsatzkräfte sie aus dem Sumpf gezogen hatten. Was Bruce Wilcox gesagt hatte, fand er bestätigt: Rund um die Leiche waren unzählige Fußspuren zu erkennen. Je mehr Fotos er sichtete, desto unabweislicher wurde klar, dass der Tatort nach dem Einfall solcher Menschenmassen für jede Spurensuche unbrauchbar war. Er blickte erst auf, als Wilcox sagte: »Mein Gott, Tanny, du hast ja ewig gebraucht!«

Cowart stand auf, drehte sich um und blickte in die Augen von Lieutenant Theodore Brown.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. Cowart«, sagte der Polizist und reichte ihm die Hand.

Cowart nahm sie, auch wenn es ihm beim Anblick von Wilcox' Vorgesetztem für einen Moment die Sprache verschlug: Tanny Brown war ein Hüne von einem Mann, gut eins neunzig groß, mit breitem Kreuz und langen, kräftigen Armen. Er trug kurz geschorenes Haar und eine Brille. Vor allem aber war er schwarz.

»Stimmt was nicht?«, fragte Tanny Brown.

»Nein, nein«, antwortete Cowart, als er sich wieder fasste. »Ich hatte nur nicht damit gerechnet, dass Sie Afroamerikaner sind.«

»Glaubt man bei Ihnen in der City, hier oben im hintersten Winkel von Florida lebten nur Ureinwohner wie unser Freund Wilcox?«

»Nein. Ich war nur überrascht. Tut mir leid.«

»Kein Problem. Offen gesagt«, fuhr der Polizist in sachlichem Ton und ohne Südstaatenakzent fort, »bin ich daran gewöhnt. Wenn Sie nach Mobile, Montgomery oder Atlanta kommen, werden Sie staunen, wie viele Schwarze Sie da in Polizeiuniform sehen. Die Dinge ändern sich, und ob Sie's glauben oder nicht, sogar bei der Polizei.«

»Wieso sollte ich daran zweifeln?«

»Sie sind nur hergekommen«, folgte die schlichte Erklärung, »weil Sie den Mist glauben, den dieser verfluchte Mörder und seine Anwälte Ihnen aufgetischt haben.«

Cowart antwortete nicht. Er nahm einfach wieder Platz und sah zu, wie sich der Lieutenant auf den Stuhl setzte, den bis dahin Wilcox eingenommen hatte. Der Detective holte sich einen Klappstuhl und setzte sich neben seinen Chef.

»Glauben Sie das, was die Ihnen erzählen?«, fragte Brown unvermittelt.

»Wieso fragen Sie? Spielt es für Sie eine Rolle, was ich glaube und was nicht?«

»Na ja, würde die Sache vereinfachen. Sie könnten sagen, ja, Sie glauben, dass wir das Geständnis aus dem Jungen rausgeprügelt haben, und dann wären wir mit unserem Gesprächsstoff auch schon mehr oder weniger durch. Ich würde sagen, nein, haben wir nicht, das ist absurd, das könnten Sie dann in Ihr kleines Notizbuch schreiben, Ende der Diskussion. Sie bringen Ihren Artikel, und dann sehen wir weiter.«

»Ich glaube nicht, dass die Dinge so simpel liegen«, antwortete Cowart.

»Hatte ich auch nicht angenommen«, erwiderte Brown. »Was wollen Sie also wissen?«

»Alles, von Anfang an. Besonders interessiert mich, wie Sie auf Ferguson gekommen sind, und dann möchte ich gerne wissen, wie es zu diesem Geständnis kam. Und lassen Sie nichts aus. Würden Sie das nicht zu jemandem sagen, den Sie befragen wollen?«

Tanny Brown machte es sich bequem und lächelte, wenn auch nicht, weil ihm etwas Freude

bereitete. Er drehte sich schweigend auf seinem Bürostuhl hin und her, ohne Cowart aus den Augen zu lassen.

»Robert Earl stand von dem Moment an, als wir die Leiche des Mädchens entdeckten, auf der kurzen Liste der Hauptverdächtigen auf Platz eins.«

»Und wieso?«

»Weil er schon bei anderen Übergriffen der Hauptverdächtige war.«

»Was? Das ist mir neu. Was für Übergriffe?«

»Ein halbes Dutzend Vergewaltigungen, im County Santa Rosa und hinter der Grenze in Alabama, in der Nähe von Atmore und Bay Minette.«

»Welche Beweise haben Sie, dass er in andere Gewalttätigkeiten verwickelt war?«

Brown schüttelte den Kopf. »Keine Beweise. Er kam der Personenbeschreibung am nächsten, die wir zusammen mit den dortigen Kollegen erarbeitet haben. Außerdem fanden sämtliche Vergewaltigungen statt, wenn er gerade nicht am College war und in den Ferien seine Großmutter besuchte.«

»Ja, und?«

»Das ist alles.«

Cowart schwieg einen Moment. »Das ist alles? Keinerlei forensische Beweise, die ihn mit diesen anderen Delikten in Verbindung bringen? Ich nehme mal an, Sie haben den Frauen sein Foto gezeigt?«

»Ja. Keine konnte ihn identifizieren.«

»Und das Haar, das Sie in seinem Wagen gefunden haben und das nicht von Joanie Shriver stammte, zweifellos haben Sie das mit den Opfern dieser anderen Fälle abgeglichen?«

»Ja.«

»Und?«

»Keine Übereinstimmungen.«

»Der Modus Operandi bei diesen anderen Delikten – glich er dem der Entführung der kleinen Shriver?«

»Nein. Bei allen diesen Fällen gab es Übereinstimmungen, aber auch Unterschiede. In manchen Fällen wurde das Opfer mit einer Pistole bedroht, in anderen mit einem Messer. Ein paar Frauen wurden auf dem Heimweg verfolgt. Eine draußen beim Joggen. Kein einheitliches Handlungsmuster.«

»Waren es immer Weiße?«

»Ja.«

»So jung wie Joanie Shriver?«

»Nein, alles erwachsene Frauen.«

Cowart schwieg und wog seine nächste Frage ab.

»Lieutenant, kennen Sie die Statistik des FBI über Vergewaltigungen weißer Opfer durch schwarze Täter?«

»Nein, klären Sie mich auf.«

»Unter vier Prozent der landesweit gemeldeten Fälle. Entgegen dem Stereotyp und der Paranoia. Wie viele Vergewaltigungen weißer Frauen durch schwarze Männer sind Ihnen vor Robert Earl Ferguson in Pachoula bekannt?«

»Keine, soweit ich mich erinnere. Und halten Sie mir keine Vorträge über Stereotypen.« Brown sah Cowart mit einem argwöhnischen Blick an. Wilcox hielt es vor Wut kaum auf seinem Stuhl.

»Statistiken besagen nicht viel«, fügte Brown ruhig hinzu.

»Ach nein?«, entgegnete Cowart. »Na schön. Aber er war während der Ferien hier.«

»Richtig.«

»Und wie Sie mir hinlänglich klargemacht haben, konnte ihn hier niemand leiden.«

»Stimmt. Er war ein Schnösel. Ein Kotzbrocken. Hielt sich für was Besseres.«

Cowart starrte den Polizisten an. »Ist Ihnen eigentlich klar, wie lächerlich das klingt? Ein unbeliebter Junge ist bei seiner Großmutter zu Besuch, und Sie wollen ihm Vergewaltigungen anhängen? Vielleicht kein Wunder, dass er hier nicht so ganz heimisch geworden ist.«

Tanny Brown hatte schon eine wütende Antwort auf den Lippen, verkniff sie sich aber und durchbohrte Cowart mit seinem Blick. Schließlich sagte er gedehnt: »Ja, ich weiß, wie lächerlich das klingt. So sind wir nun mal.«

Cowart beugte sich vor und fuhr in ruhigem, sachlichem Ton mit seinen Fragen fort: »Aber deshalb sind Sie als Erstes zu seiner Großmutter gefahren und haben da nach ihm gesucht?«

»Richtig.«

Brown lag noch etwas auf der Zunge, doch er presste die Lippen zusammen.

Cowart spürte, wie die Spannung zwischen ihnen wuchs, und er wusste in dem Moment, was der Polizist sich verkniffen hatte. Also sprach er es an seiner Stelle aus. »Weil Sie so ein Gefühl hatten, nicht wahr? Diesen sechsten Sinn des Polizisten. Einen Verdacht, dem Sie nachgehen mussten. Das wollten Sie doch gerade sagen, nicht wahr?«

Brown sah ihn giftig an. »Ganz recht. Genau das wollte ich gerade sagen.« Er drehte sich kurz zu Wilcox um. »Bruce hat mich schon gewarnt, Sie seien aalglatt«, fügte er bedächtig hinzu und nahm Cowart wieder ins Visier. »Er hat recht.«

Cowart erwiderte den kalten Blick des Polizisten. »Ich bin nicht aalglatt. Ich tue nichts anderes als das, was Sie an meiner Stelle täten.«

»Nein, da liegen Sie falsch«, entgegnete Brown in bissigem Ton. »Ich würde nicht versuchen, diesen verdammten Mörder aus dem Todestrakt zu holen.«

Für eine Weile herrschte zwischen dem Reporter und dem Gesetzeshüter eisiges Schweigen.

Schließlich sagte Brown: »Das hier läuft nicht gut.«

»Falls Sie gehofft hatten, mich davon zu überzeugen, dass Ferguson ein Lügner ist, kann ich Ihre Einschätzung des Gesprächsverlaufs nur teilen.«

Brown stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während er offensichtlich angestrengt überlegte. Dabei erinnerte er mit seiner angespannten Haltung, seiner geladenen Energie an einen Sprinter, der dem Startschuss entgegenfiebert. Deutlich ließ er Cowart spüren, dass er ein Mensch war, der sich nicht gerne einengen ließ, ob in einem kleinen Zimmer oder von Vorschriften und Regeln.

»Mit dem Jungen stimmte etwas nicht«, sagte der Polizist, »das wusste ich vom ersten Moment an, lange bevor Joanie ermordet wurde. Mir ist schon klar, dass so etwas keine Beweiskraft hat, aber ich wusste es.«

»Wann war das?«

»Ein Jahr vor dem Mord. Ich hab ihn vom Eingang der Highschool verscheucht. Er saß einfach nur im Wagen und beobachtete, wie die Kinder aus der Schule kamen.«

»Und was wollten Sie da?«

»Meine Tochter abholen. Dabei habe ich ihn entdeckt. Auch danach habe ich ihn noch ein paar Mal gesehen, und jedes Mal hat er irgendwas getan, das mir Bauchschmerzen bereitete. Trieb sich zur falschen Zeit am falschen Ort herum. Oder fuhr auf der Straße langsam hinter einer jungen Frau her. Ich war nicht der Einzige, dem das aufgefallen ist. Ein paar Streifenpolizisten von Pachoula sind zu mir gekommen und haben dasselbe erzählt. Einmal haben sie ihn festgenommen; er stand so um Mitternacht direkt hinter einem kleinen Mehrfamilienhaus, lungerte da einfach nur rum. Versuchte, sich zu verstecken, als der Streifenwagen vorbeikam. Zwar wurden die Vorwürfe sofort fallen gelassen, aber trotzdem ...«

»Ich warte immer noch auf so was wie Beweise.«

»Gottverdammte!« Zum ersten Mal erhob der Lieutenant die Stimme. »Haben Sie nicht zugehört? Wir hatten keine. Wir hatten nichts weiter als Eindrücke, Beobachtungen. Zum Beispiel, wenn man zu

Fergusons Haus kommt und er dabei ist, seinen Wagen zu waschen – und bereits ein Stück Bodenmatte entsorgt hat. Oder wenn Sie noch kein Wort gesagt haben und er ungefragt beteuert: »Ich war das nicht mit dem Mädchen.« Oder wie er im Verhörzimmer sitzt und lacht, weil er weiß, dass man nichts gegen ihn in der Hand hat. Aber alle diese Eindrücke summieren sich, und dann ist es mehr als nur ein sechster Sinn, weil er endlich den Mund aufmacht und sich all diese Eindrücke bewahrheiten, weil er gesteht, dass er dieses Mädchen ermordet hat.«

»Wo ist dann das Messer? Wo sind seine dreck- und blutverschmierten Kleider?«

»Das hat er uns nicht gesagt.«

»Hat er Ihnen wenigstens verraten, wie er sie dazu gebracht hat, in den Wagen einzusteigen? Was er zu ihr gesagt hat? Ob sie sich gewehrt hat? Was hat er Ihnen dazu gesagt?«

»Da, lesen Sie's doch selbst!«

Lieutenant Brown nahm einen Stapel Papiere aus der Akte auf seinem Schreibtisch und knallte ihn Cowart vor die Nase. Dieser senkte den Blick und stellte fest, dass es sich um die Niederschrift des Verhörs durch einen Stenographen handelte. Es war kurz, insgesamt gerade einmal drei Seiten. Die beiden Detectives hatten ihn über seine Rechte aufgeklärt, vor allem das Recht auf einen Anwalt. Dieser Teil des Gesprächs nahm bereits eine ganze Seite des Geständnisses ein. Sie hatten ihn gefragt, ob er alles verstanden habe, und er hatte ja gesagt. Die erste Frage war im typischen Polizeijargon verfasst: »Hatten Sie am 4. Mai 1987, etwa um 15:00 Uhr, Gelegenheit, sich an oder nahe der Grand, Ecke Spring Street, unweit der Grundschule King, aufzuhalten?« Und Ferguson hatte einsilbig mit »Ja« geantwortet. Als Nächstes hatten die Detectives ihn gefragt, ob er dort das Mädchen gesehen habe, bei der es sich, wie er später erfuhr, um Joanie Shriver handelte, und wieder bejahte er. Von da an waren sie mit ihm das gesamte Szenario in allen Einzelheiten durchgegangen, indem sie ihre eigene Schilderung in Frageform kleideten, woraufhin sie eine Bestätigung nach der anderen erhielten, wenn auch ohne eine einzige Ergänzung, irgendein noch so winziges Detail. Als sie zur Tatwaffe und anderen entscheidenden Aspekten des Verbrechens kamen, hatte er erklärt, er könne sich nicht erinnern.

Die letzte Frage zielte auf den Vorsatz ab. Diese Frage hatte Ferguson das Todesurteil eingebracht: »Sind Sie an dem Tag mit der Absicht zu jener Stelle gefahren, ein junges Mädchen zu entführen und zu töten?« Und wieder antwortete er mit einem kurzen, verheerenden »Ja«.

Cowart schüttelte den Kopf. Ferguson hatte zu dem ganzen Verhör nur ein einziges Wort beigetragen: »ja«, ein ums andere Mal. Der Reporter sah zu Brown und Wilcox auf. »Nicht gerade ein Geständnis nach dem Lehrbuch, oder?«

Wilcox, der bis dahin vor wachsender Frustration wie auf einer Sprungfeder gesessen hatte, schnellte jetzt mit hochrotem Kopf von seinem Stuhl und fuchtelte Cowart mit der Faust vor dem Gesicht herum. »Was wollen Sie eigentlich, verdammt noch mal? So wahr ich hier stehe, hat der Kerl dieses kleine Mädchen auf dem Gewissen! Sie wollen die Wahrheit einfach nicht hören.«

»Wahrheit?« Cowart schüttelte den Kopf, und Wilcox schien zu explodieren. Er schoss hinter dem Schreibtisch hervor, packte Cowart am Revers seines Jacketts und zog ihn hoch. »Sie machen mich richtig wütend, Sie Arschloch! Ich warne Sie!«

Im selben Moment hechtete Tanny Brown in voller Länge über den Schreibtisch, packte den Detective, zog den kleineren, drahtigen Mann mit einem Ruck nach hinten und brachte ihn unter Kontrolle. Dabei sagte er kein Wort, auch nicht, als sich Wilcox' kochende Wut gegen seinen Vorgesetzten richtete. Der Untergebene wollte etwas zu Brown sagen, drehte sich dann jedoch zu Cowart um. Im letzten Moment schluckte er seine Bemerkung herunter und stürmte mit geballten Fäusten aus dem Büro.

Cowart strich sich das Jackett glatt und sank auf seinen Stuhl. Er keuchte und spürte das Adrenalin in den Ohren. Eine ganze Weile herrschte Schweigen, dann sah er Brown ins Gesicht.

»Und Sie wollen mir weismachen, er hätte Ferguson nicht geschlagen? Bei einer Vernehmung, die sich über sechssunddreißig Stunden hinzog, hätte der Kerl nie die Nerven verloren?«

Der Lieutenant ließ sich mit der Antwort Zeit, als wollte er zuerst den Schaden abschätzen, den der Ausbruch angerichtet hatte, bevor er etwas sagte. Schließlich schüttelte er den Kopf.

»Nein. Es stimmt, er hat ihn geschlagen, schon ziemlich früh, ein- oder zweimal, bevor ich eingeschritten bin. Er hat Ferguson nur geohrfeigt.«

»Kein Magentiefschlag?«

»Hab ich jedenfalls nicht gesehen.«

»Mit Telefonbüchern?«

»Alter Trick«, sagte Brown in gedrücktem und inzwischen ruhigerem Ton. »Nein, was auch immer Mr. Ferguson Ihnen erzählt haben mag.«

Zum ersten Mal wandte der Lieutenant sich ab und sah aus dem Fenster. Nach einer Weile sagte er: »Mr. Cowart, ich glaube, ich kann Ihnen das nicht begreiflich machen. Der Tod dieses kleinen Mädchens ist uns einfach unter die Haut gegangen. Bis heute. In gewisser Hinsicht war es für uns mit am schlimmsten. Wir mussten es schaffen, in dieser schrecklich emotional aufgeladenen Situation genügend Material für eine Anklage zusammenzutragen. Wir haben uns verbogen. Wir waren keine böartigen oder schlechten Menschen. Wir wollten nur, dass dieser Mörder hinter Gitter kommt. Ich hab damals drei Tage lang nicht geschlafen. Keiner von uns. Aber wir hatten ihn, und da sitzt dieser Kerl vor uns und grinst uns ins Gesicht, als könnte er kein Wässerchen trüben. Ich kann's Bruce Wilcox nicht einmal verübeln, dass er ein bisschen durchgedreht ist. Ich denke, wir waren alle am Rande unserer Kräfte. Und selbst, als wir das Geständnis hatten – Sie haben natürlich recht, das war nicht gerade nach dem Lehrbuch, es war einfach nur das Beste, was wir aus diesem mauelfaulen Mistkerl rausbekommen konnten –, stand die Anklage auf tönernen Füßen. Diese Verurteilung hängt an einem seidenen Faden, das wissen wir so gut wie Sie. Und jetzt kommen Sie daher und stellen alle diese Fragen, und jede dieser Fragen dröseln diesen Faden ein bisschen auf, und wir schnappen ein wenig über. So. Das ist meine Entschuldigung für meinen Kollegen. Und dafür, dass ich Sie zu den Shrivvers geschickt habe. Ich will nicht, dass diese Verurteilung nichtig wird. Und am allerwenigsten will ich, dass dieser Mensch wieder auf freien Fuß gesetzt wird. Ich könnte der Familie nicht unter die Augen treten. Ich könnte meiner eigenen Familie nicht unter die Augen treten. Ich könnte nicht mehr in den Spiegel sehen. Ich will, dass dieser Mann für das, was er getan hat, stirbt.«

Der Lieutenant endete und wartete auf Cowarts Antwort. Für einen Moment fühlte sich der Reporter überlegen, und so beschloss er, seinen Vorteil zu nutzen. »Wie steht Ihre Wache dazu, Waffen ins Vernehmungszimmer mitzunehmen?«

»Klare Antwort: verboten. Fragen Sie den diensthabenden Sergeant. Das weiß jeder Polizist. Wieso?«

»Würden Sie vielleicht einen Moment aufstehen?«

Brown zuckte die Achseln und erhob sich.

»Und jetzt würde ich gerne mal einen Blick auf Ihre Knöchel werfen.«

Brown schien überrascht und zögerte. »Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Tun Sie mir bitte den Gefallen, Lieutenant.«

Brown starrte ihn verärgert an. »Sind Sie darauf aus?« Er hob das Bein, stellte den Schuh auf den Schreibtisch und zog gleichzeitig die Hose ein Stück hoch. In einem kleinen, an seiner Wade festgeschnallten Knöchelholster steckte eine kurzläufige Pistole Kaliber .38.

Der Lieutenant ließ das Hosenbein herunter.

»Und Sie haben nicht zufällig mit dieser Waffe auf Ferguson gezielt und ihm gedroht, ihn umzubringen, falls er den Mord nicht gesteht?«

»Nein, selbstverständlich nicht«, sagte der Detective empört.

»Und Sie haben auch nie mit einer leeren Trommel abgedrückt?«

»Nein.«

»Wenn Sie ihm diese Waffe nicht gezeigt haben, wie hätte er dann davon wissen können?«

Mit eisigem Blick starrte Brown Cowart über den Schreibtisch hinweg an. »Dieses Gespräch ist beendet«, sagte er und zeigte auf die Tür.

»Da irren Sie«, entgegnete Cowart, während er aufstand, »das ist erst der Anfang.«

Wie der Scharfschütze, der sich so auf seine Zielperson konzentriert, dass alles, was außerhalb seines Fokus liegt, aus seinem Blickfeld schwindet, so gelangt auch der Reporter an einen Punkt, an dem alle anderen Belange in den Hintergrund treten, während die Story, die er erzählen will, in seiner Phantasie Gestalt annimmt. Dabei treten auch die Lücken in der Argumentation zutage, die Leerstellen in der Geschichte, die durch weitere Informationen präzisiert werden müssen, um zu überzeugen.

Matthew Cowart hatte dieses Stadium erreicht.

Ungeduldig trommelte er mit den Fingern auf der Linoleumplatte des Tisches, während er darauf wartete, dass Sergeant Rogers Ferguson ins Vernehmungszimmer brachte. Seine Fahrt nach Pachoula hatte ihn beflügelt, hatte ihm eine Fülle von Antworten beschert, aber ebenso viele neue Fragen aufgeworfen, die ihm unter den Nägeln brannten. Von dem Moment an, als Tanny Brown wütend eingeräumt hatte, dass Ferguson von Wilcox geohrfeigt worden war, hatte er die Reportage halb fertig im Kopf. Dieses kleine Geständnis hatte ihm die Augen für ein ganzes Lügengeschpinst geöffnet. Auch wenn Matthew Cowart nicht wusste, was genau zwischen den beiden Detectives und ihrer Beute vorgefallen war, zweifelte er nicht, dass es genügend Fragen, genügend Ungereimtheiten gab, die seinen Artikel rechtfertigten und vermutlich auch zur Wiederaufnahme des Verfahrens reichten. Jetzt richtete sich sein ganzer Reporterinstinkt auf das zweite Element. Wenn Ferguson das kleine Mädchen nicht umgebracht hatte, wer dann? Als Ferguson mit einer nicht angezündeten Zigarette im Mund und einem Stapel Ordner unter dem Arm den Raum betrat, musste sich Cowart zur Ruhe ermahnen.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand, und Cowart sah zu, wie Ferguson es sich ihm gegenüber bequem machte. »Ich warte dann draußen«, sagte der Sergeant, bevor er den Journalisten mit dem Häftling einschloss. Das Klicken eines Bolzenschlusses war nicht zu überhören. Der Gefangene lächelte – kein freudiges, sondern eher ein selbstgefälliges Lächeln, und als er dieses Grinsen gegen die kalte Wut abwog, die er in Tanny Browns Augen gesehen hatte, spürte Cowart, wie er einen Moment schwankte. Dann war das Gefühl verflogen, und Ferguson ließ seine Unterlagen auf den Tisch fallen.

»Ich wusste, dass Sie wiederkommen würden«, sagte der Häftling. »Ich wusste, was Sie dort finden würden.«

»Und das wäre?«

»Dass ich die Wahrheit gesagt habe.«

Cowart überlegte einen Moment und beschloss, der Siegesgewissheit des Häftlings einen kleinen Dämpfer zu verpassen. »Ich habe herausgefunden, dass einiges von dem, was Sie gesagt haben, der Wahrheit entspricht.«

Ferguson reagierte gereizt. »Was soll das heißen? Haben Sie nicht mit diesen Cops gesprochen? Haben Sie diese Stadt mit ihren hinterwäldlerischen Proleten nicht gesehen? Haben Sie nicht gemerkt, wie die Leute da ticken?«

»Bei einem von diesen hinterwäldlerischen Polizisten handelt es sich um einen Schwarzen. Das vergaßen Sie zu erwähnen.«

»Und Sie meinen, nur weil er dieselbe Hautfarbe hat wie ich, hätte ich von ihm nichts zu befürchten? Sie meinen, der ist automatisch mein Bruder und nicht genauso ein Rassist wie dieser Giftzwerg, sein Partner? Ist Ihnen wirklich entgangen, Mr. Reporter, dass Tanny Brown schlimmer ist als der übelste weiße Cop, den Sie sich vorstellen können? Gegen den sind all die anderen Bluthunde, all die anderen Südstaaten-Cops Waisenknaben. Der ist weiß bis ins Mark, und das Einzige, was er mehr hasst als sich selbst, sind Leute, die seine Hautfarbe haben. Hören Sie sich mal in Pachoula um.

Fragen Sie die Leute, wer da der schärfste Hund ist, und Sie würden nichts anderes zu hören bekommen, als was ich Ihnen sage – dieser verdammte Cop.« Ferguson war aufgesprungen. Er lief in dem kleinen Zimmer hin und her und schlug im Takt zu seiner Tirade mit der Faust in die offene Hand. »Haben Sie nicht mit diesem alten Säufer geredet, diesem Anwalt, der mich seelenruhig ins Messer laufen ließ?«

»Ja, hab ich.«

»Und mit meiner Großmutter?«

»Ja.«

»Und sind Sie die Anklageschrift durchgegangen?«

»Ich habe gesehen, dass sie nicht viel in der Hand hatten.«

»Dann ist Ihnen sicher auch nicht entgangen, wieso sie dieses Geständnis brauchten?«

»Ja.«

»Haben Sie die kleine Pistole nicht gesehen?«

»Doch.«

»Haben Sie dieses Geständnis nicht gelesen?«

»Hab ich.«

»Sie haben mich geschlagen, diese Mistkerle.«

»Sie geben zu, Sie ein, zwei Mal geohrfeigt zu haben ...«

»Ein, zwei Mal! Das wird ja immer schöner. Ein paar Streicheleinheiten, ja? Ihnen ist die Hand ausgerutscht, war nicht so gemeint ... die würden doch niemanden schlagen!«

»Das wollten sie mir, glaube ich, sagen.«

»Mistkerle!«

»Beruhigen Sie sich ...«

»Beruhigen! Diese Lügner sitzen da seelenruhig in ihrem Sessel und erzählen das Blaue vom Himmel herunter. Ich dagegen starre nur an die Wände und warte auf den Stuhl.«

Ferguson war laut geworden, und er hatte schon den Mund geöffnet, um noch etwas zu sagen, doch dann beherrschte er sich und blieb mitten im Raum wie angewurzelt stehen. Er sah Cowart an, rang um Fassung. Seine nächsten Worte wählte er mit Bedacht.

»Wussten Sie, Mr. Cowart, dass wir bis heute Morgen nicht aus den Zellen durften? Wir hatten einen Lockdown. Wissen Sie, was das ist?« Es kostete ihn offenbar große Mühe, zu einem sachlichen Ton zurückzufinden.

»Klären Sie mich auf.«

»Der Gouverneur hat einen Hinrichtungsbefehl unterzeichnet. Dann dürfen wir alle den ganzen Tag nicht aus unseren Zellen, bis der Befehl entweder außer Kraft gesetzt oder die Exekution durchgeführt ist.«

»Und wie war es in diesem Fall?«

»Der Mann hat vom fünften Bezirksgericht einen Aufschub bekommen.« Ferguson schüttelte den Kopf. »Aber er ist nur noch mal so gerade eben davongekommen. Sie wissen ja, wie das läuft. Zuerst nutzen Sie alle Einspruchsmöglichkeiten, die der ursprüngliche Prozess hergibt. Wenn das nichts bringt, versuchen Sie es mit den Grundsatzthemen, zum Beispiel der Verfassungsmäßigkeit der Todesstrafe. Oder meinetwegen auch der ethnischen Zusammensetzung der Geschworenen. Einer der Favoriten hier bei uns. Schöpfen Sie alle Argumente aus, lassen Sie sich was Neues einfallen, irgendetwas, das den Juristen selbst noch nicht in den Sinn gekommen ist. Und die ganze Zeit tickt die Uhr.«

Ferguson kehrte zu seinem Platz zurück, setzte sich und faltete die Hände auf dem Tisch. »Wissen Sie, was ein Lockdown mit Ihnen macht? Sie haben das Gefühl, als würden Sie zu Eis gefrieren. Sie sitzen in der Falle, und dann hört sich jedes Ticken dieser verdammten Uhr wie Ihr eigenes

Herzklopfen an, so als wären Sie selbst an der Reihe, weil Sie genau wissen, dass irgendwann jemand mit diesem Hinrichtungsbefehl kommt, die Leute in den Zellen einsperrt ... und dann steht plötzlich Ihr Name drauf. Im Grunde stirbt man schon vorher, als ob sie einem Tropfen für Tropfen das Blut aus den Adern ließen. Im Trakt ist dann jedes Mal die Hölle los. Fragen Sie Sergeant Rogers, der kann es Ihnen bestätigen. Zuerst gibt's ne Menge wütendes Gebrüll, aber das ist nach ein paar Minuten vorbei. Dann tritt von einem Moment zum anderen eine gespenstische Stille ein, und man meint zu hören, wie die Männer in ihren Alpträumen Blut und Wasser schwitzen. In dem Moment braucht nur irgendwas zu passieren, irgendeine Kleinigkeit, und mit der Ruhe ist es vorbei, denn dann fangen einige wieder an zu schreien, manche unerträglich laut. Wir hatten mal einen, der hat zwölf Stunden durchgebrüllt wie am Spieß, bis er ohnmächtig wurde. Ein Lockdown treibt einen schier in den Wahnsinn, am Ende ist da nur noch der Hass und kein Funken gesunder Menschenverstand. Dann holen sie einen.«

Die letzten Worte sprach Ferguson sehr leise, dann stand er wieder auf und lief hin und her. »Wissen Sie, was ich an Pachoula am meisten gehasst habe? Diese träge Selbstgefälligkeit. Es war alles so hübsch und so nett und so verdammt ruhig.«

Ferguson ballte die Faust. »Alles gehörte an seinen Platz, es hatte so zu sein und nicht anders. Jeder kannte jeden, und jeder wusste haargenau, wo es langgeht, wie man sein Leben zu führen hat. Du stehst morgens auf. Gehst zur Arbeit. Ja, Sir, nein, Sir. Fährst nach Hause. Genehmigst dir einen Drink. Dann gibt's Abendessen. Nach dem Abendessen machst du die Glotze an. Gehst schlafen. Am nächsten Tag alles von vorne. Freitagabend siehst du dir das Highschool-Match an. Samstag geht's zum Picknick raus ins Grüne. Sonntag, ab in die Kirche. Machte keinen großen Unterschied, ob du schwarz oder weiß warst – nur dass die Weißen das Sagen hatten und die Schwarzen für die Drecksarbeit zuständig waren, so wie schon immer im Süden. Und vor allem hab ich gehasst, dass alle das offenbar in Ordnung fanden. Die liebten diesen Trott – ein Tag wie der andere, gestern, heute, morgen, alle Jahre wieder.«

»Und Sie?«

»Sie haben recht. Ich hab da nicht reingepasst, weil ich was anderes wollte, weil ich mir Ziele gesetzt habe. Meine Granny ist vom selben Schlag. Für die Schwarzen in der Nachbarschaft ist sie eine harte alte Frau, die sich für was Besseres hält, obwohl sie in einer kleinen Hütte ohne Innentoilette und mit einem Hühnerstall dahinter lebt. Diejenigen, die es zu was gebracht haben – wie Ihr gottverdammter Tanny Brown –, haben ihr nie verziehen, dass sie Stolz hat. Haben es ihr verübelt, dass sie vor niemandem katzbuckelt. Sie haben sie ja kennengelernt. Können Sie sich vorstellen, dass sie auf dem Bürgersteig zur Seite tritt, um jemanden vorbeizulassen?«

»Nein, sicher nicht.«

»Sie war ihr Leben lang eine Kämpfernaut. Und als ich dann auf der Bildfläche erschien, war ich genauso wenig wie sie der Typ, der es allen recht machen will. Also hatten sie es auf mich abgesehen.«

Ferguson schien sich warm zu laufen, doch Cowart fiel ihm ins Wort. »Also gut, nehmen wir mal an, das alles wäre wahr und ich würde meinen Artikel schreiben: dürftige Beweislage. Fragwürdige Identifizierung. Schlechter Anwalt. Herausgeprägelter Geständnis. Das ist allerdings erst die Hälfte von dem, was Sie mir versprochen haben.« Jetzt hatte er Fergusons volle Aufmerksamkeit. »Ich will den Namen. Den Namen des wahren Mörders, haben Sie gesagt. Reden wir also nicht länger um den heißen Brei herum.«

»Und was versprechen Sie mir ...«

»Nichts. Nur meinen Artikel, die ganze Geschichte aus meiner Sicht.«

»Schon verstanden, aber es geht um mein Leben. Vielleicht um meinen Tod.«

»Keine Versprechen.«

Ferguson setzte sich und sah Cowart an. »Was wissen Sie wirklich über mich?«, fragte er.

Die Frage brachte Cowart aus dem Konzept. Was wusste er? »Was Sie mir erzählt haben. Was andere mir erzählt haben.«

»Glauben Sie, dass Sie mich kennen?«

»Ein bisschen vielleicht.«

Ferguson schnaubte. »Da liegen Sie falsch.« Er schien zu zögern, als wollte er das, was er gerade gesagt hatte, noch einmal überdenken. »Was Sie vor sich sehen, das bin ich unter anderem. Ich hab meine Fehler, ich hab vielleicht Sachen gesagt, die ich besser für mich behalten hätte. Vielleicht hätte ich nicht dieser ganzen Stadt ans Bein pinkeln sollen. Dann hätten sie sich vielleicht nicht gleich auf mich eingeschossen, als auf der Straße gewaltiger Ärger auf sie zukam und sie den Wagen, ohne es auch nur zu wissen, einfach vorbeifahren ließen.«

»Ich kann nicht folgen.«

»Werden Sie noch.« Ferguson schloss die Augen. »Ich weiß, dass ich manchmal ein bisschen auftrumpfe, aber man ist nun mal so, wie man ist, nicht wahr?«

»Vermutlich.«

»Sehen Sie, genau das ist in Pachoula passiert. Es kam Ärger in die Stadt. Ist ein paar Minuten dageblieben und weitergezogen. Hat mich und den ganzen anderen Scherbenhaufen zurückgelassen.« Er lachte über Cowarts Gesichtsausdruck. »Noch mal von vorne. Nehmen wir mal an, ein Mann – ein wirklich böser Mann – fährt in einem Wagen Richtung Süden und macht einen Abstecher nach Pachoula. Nicht weit von der Schule hält er unter einem Baum, um sich vielleicht einen Burger und Fritten zu besorgen. Entdeckt ein junges Mädchen. Beschwatzt sie, bei ihm einzusteigen, weil er vielleicht einigermaßen nett aussieht. Sie haben die Stelle gesehen. Ist wirklich nicht schwer, in wenigen Minuten aus der Stadt raus in den Sumpf zu kommen, wo man ganz allein und ungestört ist. Genau da treibt er es mit ihr und bringt sie um. Verlässt den Ort für immer und denkt keine drei Minuten mehr darüber nach, was er getan hat, und auch das nur, um sich daran zu erinnern, wie gut es sich angefühlt hat, dieses kleine Mädchen umzubringen.«

»Fahren Sie fort.«

»Der Mann tingelt kreuz und quer durch den Bundesstaat. Ein bisschen Ärger in Bay City, ein bisschen in Tallahassee. Orlando. Lakeland. Tampa. Bis runter nach Miami. Schulmädchen. Ein Touristenpaar. 'ne Kellnerin in einer Bar. Dumm für ihn, dass er, als er in die Großstadt kommt, ein bisschen leichtsinnig wird, und er macht Fehler, wird im großen Stil verhaftet. Vorsätzlicher Mord. Dämmert es bei Ihnen?«

»Ja, so allmählich. Ich bin ganz Ohr.«

»Der Prozess dauert Jahre, am Ende landet der Kerl hier im Trakt. Und was stellt sich raus, als er bei uns eintrifft? Ein echter Brüller. Der größte Brüller, den Sie sich vorstellen können. Der Mann in der Zelle neben ihm wartet auf seinen Hinrichtungstermin für ein Verbrechen, das er begangen und inzwischen schon fast vergessen hat, weil es so viele sind, dass er sie im Kopf nicht mehr ganz auseinanderhalten kann. Kriegt sich nicht mehr ein vor Lachen. Nur dass es für den Mann in der Zelle nebenan nicht ganz so komisch ist, nicht wahr?«

»Wollen Sie damit sagen ...«

»Genau das, Mr. Cowart. Der Mann, der Joanie Shriver ermordet hat, sitzt hier im Todestrakt ein. Kennen Sie einen Mann namens Sullivan?«

Cowart schnappte ein wenig nach Luft. Der Name explodierte wie ein Schrapnell in seinem Kopf. »Allerdings.«

»Jeder kennt Blair Sullivan, richtig, Mr. Reporter?«

»Richtig.«

»Nun ja, der hat sie umgebracht.«

Cowarts Gesicht glühte. Er hätte am liebsten seine Krawatte gelockert, den Kopf zu einem Fenster

hinausgehalten oder irgendwo in einer Brise gestanden, Hauptsache, Luft. »Woher wissen Sie das?«

»Er hat es mir höchstpersönlich gesagt! Der Mann fand das urkomisch.«

»Was genau hat er gesagt?«

»Nicht allzu lange, nachdem er hierher verlegt wurde, kam er in die Zelle neben mir. Er ist nicht ganz dicht, wissen Sie. Lacht, wenn niemand einen Witz gemacht hat. Flennt ohne Grund. Führt Selbstgespräche. Redet mit Gott, Mann, der Kerl spricht in so einem Flüsterton, klingt wie das Zischen einer Schlange oder so. Das ist der verrückteste Wichser, der mir je untergekommen ist. Aber zugleich schlau wie ein Fuchs.

Na, jedenfalls kommen wir nach ein, zwei Wochen so ins Gespräch, und natürlich fragt er mich, wieso ich hier bin. Also sag ich ihm die Wahrheit, dass ich für eine Sache auf den Henker warte, die ich nicht begangen habe. Er grinst und kichert und fragt mich, was für eine Sache. Also sag ich ihm: kleines blondes Mädchen in Pachoula. Kleines blondes Mädchen, fragt er, mit Zahnsperre? Ja, sag ich. Und dann lacht er los und hört nicht mehr auf. Anfang Mai?, will er wissen. Ja, sag ich. Kleines Mädchen, mit dem Messer aufgeschlitzt? Leiche in den Sumpf geworfen?, hakt er nach. Genau, sag ich. Aber woher weißt du das alles? Und der Kerl kriegt sich überhaupt nicht mehr ein, hört überhaupt nicht mehr auf zu kichern, zu prusten und zu schnauben, bekommt kaum noch Luft, weil er das Ganze für einen Riesenspaß hält. Mann, sagt er schließlich, ich weiß, dass du die Kleine nicht umgelegt hast, denn das war ich. Und die war erste Sahne. Mann, sagt er, du bist der erbärmlichste Arsch hier im Trakt, und dann lacht er weiter. Ich hätte den Kerl auf der Stelle umbringen können, wissen Sie, auf der Stelle, und ich brülle und schreie und tobe und rüttle am Gitter. Schließlich kommt so 'n Schlägertrupp mit Schutzwesten und Schlagstöcken, mit Helmen und diesen Plastikdingern vor den Augen. Die klopfen mir erst mal den Arsch weich und schleifen mich in eine Isolationszelle. Man kommt in einen kleinen Raum ohne Fenster, mit einem Eimer und einem Zementblock zum Schlafen. Da schmeißen sie einen splitter nackt rein, bis man wieder einigermaßen bei Verstand ist.

Als ich da wieder raus war, hatten sie ihn auf eine andere Etage verlegt. Wir haben nicht zur gleichen Zeit Hofgang, daher bekomme ich ihn nicht zu sehen, hab mir nur sagen lassen, er sei inzwischen völlig übergeschnappt. Manchmal höre ich nachts, wie er nach mir ruft. Bobby Earl, schreit er in diesem schrillen, schadenfrohen Ton. *Bobbbbbby Earrrrrl! Wieso antwortest du niiiiicht?* Und wenn ich mich nicht melde, lacht er nur. Hört gar nicht mehr auf.«

Cowart zitterte. Er hatte das Bedürfnis, einen Moment Abstand zu bekommen, das Ungeheuerliche, das er gehört hatte, zu verdauen und einzuordnen, doch er hatte keine Zeit. Er stand unter dem Bann der unfassbaren Geschichte.

»Wie soll ich das beweisen?«

»Keine Ahnung, Mann! Ist nicht meine Aufgabe, was zu beweisen!«

»Kann das jemand bestätigen?«

»Verdammt! Fragen Sie den Sergeant, ob es stimmt, dass sie Sullivan verlegt haben, damit er nicht in meiner Nähe ist. Allerdings weiß er nicht, wieso. Außer Ihnen, mir und ihm weiß niemand, wieso.«

»Aber ich kann ...«

»Ich will nicht hören, was Sie können und nicht können, Mr. Reporter. Mein ganzes Leben lang habe ich mir immer wieder angehört, was ich nicht kann und darf. Du kannst dies nicht sein, das nicht tun, jenes nicht bekommen, du darfst es dir nicht mal wünschen. Immer wieder dasselbe Wort, fasst sozusagen mein Leben zusammen. Ich kann das nicht mehr hören.«

Cowart schwieg. »Na schön«, sagte er, »ich gehe der Sache nach ...«

Ferguson wandte sich blitzschnell zu ihm um und streckte ihm wütend das Gesicht hin. »Tun Sie das. *Gehen Sie der Sache nach ...*«, imitierte ihn der Häftling höhnisch. »Fragen Sie den Bastard. Sie werden schon sehen, verdammt, Sie werden schon sehen.«

Ferguson stand mit einer abrupten Bewegung auf und trat vom Tisch zurück. »Jetzt wissen Sie

Bescheid. Was beabsichtigen Sie zu unternehmen? Was *können* Sie unternehmen? Nur zu, stellen Sie noch ein paar verdammte Fragen, aber passen Sie auf, dass ich nicht schon tot bin, bevor Sie damit durch sind.«

Der Häftling ging zur Tür und klopfte mehrmals hintereinander daran, so dass es in dem kleinen Raum wie Schüsse von den Wänden widerhallte. »Wir sind hier drinnen fertig!«, rief er. »Sergeant Rogers! Verdammt!« Die Tür schien unter dem Ansturm zu beben, und als der Officer sie aufriss, warf Ferguson einen letzten Blick über die Schulter und sagte: »Ich möchte in meine Zelle zurück. Ich möchte allein sein. Ich hab kein Bedürfnis mehr zu reden. Nicht das geringste.« Damit streckte er die Arme vor sich aus, und die Handschellen schnappten zu. Ein letztes Mal blickte er sich zu dem Reporter um – eindringlich, herausfordernd, hart. Dann wandte er sich zur Tür und ließ Cowart mit dem Gefühl zurück, als baumelte er mit den Füßen über einem Abgrund und drohte von dem Strudel unter sich in die Tiefe gezogen zu werden.

Auf dem Weg aus dem Gefängnis fragte Cowart den Sergeant: »Wo ist Blair Sullivan?«

Sergeant Rogers sah ihn erstaunt an. »Sully? In Block Q. Bleibt den ganzen Tag in seiner Zelle. Liest in der Bibel oder schreibt Briefe an mehrere Psychiater und die Familien der Opfer. Beschreibt in abartigen Einzelheiten, was er mit ihnen gemacht hat. Die gehen nicht raus. Das sagen wir ihm zwar nicht, aber vermutlich kann er sich das denken. Der hat nicht mehr alle Tassen im Schrank, und er hat es echt auf Robert Earl abgesehen. Ruft ständig seinen Namen, irgendwie hämisch, manchmal mitten in der Nacht. Hat Bobby Earl Ihnen erzählt, dass er versucht hat, Sullivan umzubringen, als ihre Zellen nebeneinanderlagen? War schon seltsam. Anfangs haben sie sich ganz gut verstanden, sich durch die Gitter unterhalten. Und dann dreht Robert Earl auf einmal völlig durch, schreit, schlägt um sich und geht auf Sullivan los. Das einzige Mal, dass er uns echte Schwierigkeiten gemacht hat. Ist auf Kurzurlaub im Loch gelandet. Jetzt stehen sie auf der Trennungsliste.«

»Was bedeutet das?«

»Das, wonach es klingt. Keinerlei Kontakt. Es ist eine Liste, die wir führen, um zu verhindern, dass sich ein paar der Jungs gegenseitig an die Gurgel gehen, bevor der Bundesstaat sie legal schmort.«

»Und wenn ich mich mit Sullivan unterhalten wollte?«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Der Kerl ist wirklich durch und durch böse, Cowart. Mann, der jagt sogar mir Angst ein, und ich hab bestimmt schon so ziemlich jede Sorte von durchgeknallten Mördern zu Gesicht bekommen, die es gibt.«

»Wieso?«

»Na ja, wir haben hier einige Kerle, die Sie umlegen würden, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, denen es nicht das Geringste bedeutet, jemandem das Leben zu nehmen. Wir haben Irre, Sexualmörder und Psychopathen. Wir haben Auftragskiller, Leute, die den Kick suchen, das ganze Programm. Aber Sullivan, also, der tickt irgendwie anders, dabei kann ich Ihnen nicht mal sagen, wie; auf seine Art scheint er in sämtliche Kategorien zu passen, die ich gerade aufgezählt habe, wie eine dieser Echsen, die ständig die Farbe wechseln ...«

»Ein Chamäleon?«

»Ja, richtig. Als wäre er alles auf einmal, und deshalb bekommen Sie ihn nicht zu fassen.« Sergeant Rogers schwieg. »Der Kerl macht mir einfach Angst. Kann nicht sagen, dass ich jemals glücklich bin, wenn einer von den Jungs auf den Stuhl kommt. Aber wenn ich den Spinner anschnalle, lass ich mir darüber bestimmt keine grauen Haare wachsen. Ist übrigens bald so weit.«

»Tatsächlich? Der ist doch erst ein, zwei Jahre im Todestrakt, nicht wahr?«

»Stimmt. Aber er hat seine sämtlichen Anwälte gefeuert, so wie dieser Typ in Utah vor ein paar Jahren. Das Einzige, was jetzt noch ansteht, ist die automatische Berufung beim Obersten Gerichtshof des Bundesstaates, und er weiß, wenn das gelaufen ist, war's das für ihn. Er meint, er kann es kaum

erwarten, zur Hölle zu gehen; da rollen sie den roten Teppich für ihn aus, hat er gesagt.«

»Und Sie glauben, er bleibt dabei?«

»Wie gesagt, der tickt anders. Auch anders als die übrigen Mörder. Ich denke, er hält sich dran. Leben und Sterben macht bei dem Kerl offenbar keinen großen Unterschied. Würde mich nicht wundern, wenn der einfach nur lacht, so wie er über alles lacht, und sich dann auf den Stuhl fallen lässt, als wär's keine große Sache.«

»Ich muss mit ihm reden.«

»Niemand muss mit dem Kerl reden.«

»Ich schon. Könnten Sie das für mich arrangieren?«

Rogers verstummte eine Weile und starrte Cowart nur an. »Hat das was mit Bobby Earl zu tun?«

»Schon möglich.«

Der Sergeant zuckte mit den Achseln. »Also, ich kann den Kerl fragen. Falls er ja sagt, richte ich es für Sie ein. Falls er nicht will, Ende der Vorstellung.«

»Einverstanden.«

»Das läuft dann allerdings ein bisschen anders als mit Bobby Earl in der Luxussuite. Da muss der Käfig her.«

»Kein Problem. Wenn Sie's einfach für mich versuchen.«

»In Ordnung, Mr. Cowart. Rufen Sie mich morgen früh an. Ich versuche, bis dahin eine Antwort für Sie zu bekommen.«

Schweigend begaben sie sich durch die Schleusen der Haftanstalt. Einen Moment lang blieben sie im Eingangsbereich vor den Türen stehen, dann trat Rogers zusammen mit Cowart in die Sonne. Der Reporter sah, wie der Officer die Hand über die Augen legte und in die blendende Sonne am blassblauen Himmel blickte. Der Sergeant sog die saubere Luft ein und schloss die Lider, als genösse er es in vollen Zügen, aus der klammen Atmosphäre der geschlossenen Räume zu kommen. Dann schüttelte er den Kopf und kehrte ohne ein weiteres Wort in die Anstalt zurück.

Ferguson hatte recht, räumte Cowart ein. Jeder kannte Blair Sullivan.

Florida brachte seltsamerweise monströsere Mörder als andere Staaten hervor, fast als schlug das Böse hier wie die verwachsenen Mangroven im salzhaltigen, sandigen Boden in der Nähe der Meeresküste Wurzeln und sei nicht mehr auszurotten. Darüber hinaus zieht der Bundesstaat in alarmierender Zahl auch die Mörder an, die nicht hier geboren sind, als folgten sie einer ungewöhnlichen Verschiebung der Gravitation und ihren schrecklichen Begierden. So ist man im Sunshine State mit den menschlichen Abgründen vertraut: Der Paranoiker, der in einem Schnellimbiss mit einer automatischen Waffe um sich schießt, oder die von Maden wimmelnden aufgedunsenen Leichen von Drogenkurieren in den Everglades werden mit Achselzucken quittiert. Herumtreiber, Verrückte, gekaufte Killer, irre Mörder, die aus Leidenschaft oder kaltblütig und grundlos töten, treibt es, so könnte man meinen, alle nach Florida.

Blair Sullivan hatte auf seiner Fahrt Richtung Süden nach eigenem Geständnis zwölf Menschen ermordet. Dabei handelte es sich um Gelegenheitsmorde – Menschen, die zufällig seinen Weg kreuzten und es mit dem Leben bezahlten: der Nachtportier eines kleinen Motels, eine Kellnerin in einem Café, der Verkäufer eines kleinen Ladens, ein altes Touristen-Ehepaar, das am Straßenrand einen Reifen wechselte. Das Furchterregendste an seinem Blutrausch war die Beliebigkeit seiner Opfer und seiner Verbrechen. Einige wurden beraubt. Andere vergewaltigt, manche ohne jeden ersichtlichen oder nachvollziehbaren Grund ermordet: Den Angestellten einer Tankstelle traf die Kugel durch das Schutzgitter nicht etwa, weil er beraubt werden sollte, sondern weil er auf einen Zwanzig-Dollar-Schein nicht schnell genug herausgeben konnte. Schließlich war Sullivan in Miami verhaftet worden, als er wenige Minuten zuvor mit einem jungen Paar, das er in einer einsamen Straße

beim Knutschen entdeckt hatte, fertig war. Bei den zwei jungen Opfern hatte er keine Eile gehabt. Den Mann hatte er gefesselt und gezwungen, dabei zuzusehen, wie er das Mädchen missbrauchte, und hinterher hatte er vor den Augen des Mädchens dem Freund die Kehle aufgeschlitzt. Als ein junger State Trooper ihn auf seiner Streife zufällig entdeckte, war er gerade dabei, auf die Leiche der jungen Frau einzustechen. »Einfach Pech gehabt«, erklärte Sullivan dem Richter bei der Urteilsverkündung arrogant und ohne eine Spur von Reue. »Wäre ich ein bisschen schneller gewesen, hätte ich mir auch den Cop vorgenommen.«

Cowart griff in seinem Zimmer zum Telefon und war in wenigen Minuten mit der Lokalredaktion des *Miami Journal* verbunden. Er ließ sich mit Edna McGee, der Gerichtsreporterin, verbinden, die über Sullivans Verurteilung und Strafmaß berichtet hatte. Für einen Moment wurde Musik eingespielt, dann meldete sie sich in der Leitung.

»He, Edna?«

»Matty? Wo steckst du?«

»In einem Zwanzig-Dollar-Motel in Starke und immer noch dabei, das Puzzle zusammenzusetzen.«

»Du meldest dich doch bei mir, wenn du so weit bist? Und, wie laufen die Recherchen? In der Nachrichtenredaktion brodeln die Gerüchte, du wärest einer richtig heißen Sache auf der Spur.«

»Kann mich nicht beklagen.«

»Hat der Kerl nun dieses Mädchen umgebracht oder nicht?«

»Kann ich nicht sagen. Da gibt es ein paar ernste Fragen. Die Polizisten haben sogar zugegeben, dass sie ihn geschlagen haben, bevor sie sein Geständnis bekamen. Nicht so schlimm, wie er es mir geschildert hat, aber immerhin.«

»Im Ernst? Klingt gut. Wenn auch nur ein Hauch von Nötigung im Spiel war, hätte der Richter das Geständnis vom Tisch fegen müssen. Und wenn die Cops zugegeben haben, dass sie gelogen haben, wenn auch nur ein bisschen, na, jedenfalls müssen da bei dir ja sämtliche Alarmglocken schrillen.«

»Das macht mir irgendwie zu schaffen, Edna. Wieso geben die zu, dass sie den Mann geschlagen haben? Macht ihre Situation ja nicht eben leichter.«

»Matty, du weißt so gut wie ich, dass Polizisten die lausigsten Lügner sind. Sie versuchen es, und schon haben sie sich heillos verheddert. Es liegt ihnen einfach nicht, und so sagen sie am Ende die Wahrheit. Man muss nur lange genug dranbleiben, nachhaken. Am Ende rücken sie immer damit raus. Und wie kann ich dir helfen?«

»Blair Sullivan.«

»Sully? Mann, jetzt machst du mich aber neugierig. Was hat der denn damit zu tun?«

»Na ja, sein Name kam in einem seltsamen Zusammenhang auf, im Moment kann ich noch nicht drüber reden.«

»Komm schon, raus damit.«

»Alles zu seiner Zeit, Edna. Sobald ich mir sicher bin, erfährst du's als Erste.«

»Versprochen?«

»Ja.«

»Großes Ehrenwort?«

»Edna, bitte.«

»Schon gut, schon gut. Blair Sullivan. Sully. Gott. Du kennst ja meine liberalen Ansichten, aber der Kerl, ich weiß nicht. Weißt du, wozu er dieses Mädchen gezwungen hat, bevor er sie umbrachte? Ich hab's nicht geschrieben. Konnte ich einfach nicht. Als die Geschworenen das hörten, hat sich einer von ihnen übergeben, direkt auf der Bank. Die mussten unterbrechen, bis jemand die Schweinerei weggemacht hat. Nachdem sie zugesehen hatte, wie ihr Freund verblutet ist, hat Sully sie gezwungen, sich runterzubeugen und ...«

»Ich will's nicht wissen«, fiel ihr Cowart ins Wort.

Im selben Moment verstummte die Frau in der Leitung. Nach einer Weile fragte sie: »Also, dann sag, was du wissen willst.«

»Kannst du mir was über seine Fahrt nach Süden erzählen?«

»Sicher. Die Boulevardpresse nannte es den ›Todestrip‹. Na ja, war ziemlich gut dokumentiert. Zuerst hat er seine Vermieterin in Louisiana, nicht weit von New Orleans, umgebracht, dann eine Prostituierte in Mobile, Alabama. Er behauptet, er hätte einen Matrosen in Pensacola niedergestochen, einen Mann, den er in einer Schwulenbar aufgefischt hat, und hätte ihn auf einer Müllhalde entsorgt, dann ...«

»Wann war das?«

»Hab ich in meinen Notizen, warte einen Moment, hab ich hier irgendwo im Schreibtisch.« Matthew Cowart hörte, wie das Telefon auf der Tischplatte abgelegt wurde, bevor Schubladen auf- und zugingen. »Hab's, Sekunde: Müsste Ende April, spätestens Anfang Mai gewesen sein, unmittelbar nachdem er die Grenze zum Sunshine State überquert hat.«

»Und danach?«

»Ist er weiter langsam gen Süden gefahren. Unglaublich, wenn man mal drüber nachdenkt. In drei Bundesstaaten zur Fahndung ausgeschrieben, als Verdächtiger an sämtliche Polizeistationen rausgegangen, dann FBI-Flyer mit seinem Foto, Warnhinweise über die zentrale Computerdatenbank. Und niemand bekommt ihn zu Gesicht. Jedenfalls niemand, der es überlebt. Als er in Miami ankam, war es schon Ende Juni. Muss lange gebraucht haben, um all das Blut aus den Klamotten zu waschen.«

»Wie sieht es mit den Fahrzeugen aus?«

»Also, er hat drei benutzt, alle gestohlen. Einen Chevy, einen Mercury und ein Oldsmobile. Hat sie einfach der Reihe nach stehen gelassen und einen neuen kurzgeschlossen. Jedes Mal andere Nummernschilder geklaut, unauffällige Autos genommen, Allerweltskarren, die keine Aufmerksamkeit erregen. Sagt, er hätte drauf geachtet, unter dem Tempolimit zu bleiben.«

»Was hat er gefahren, als er über die Grenze nach Florida kam?«

»Warte, ich seh mal nach. Wusstest du übrigens, dass ein Kollege von der *Tampa Tribune* versucht, ein Buch über ihn zu schreiben? Hat probiert, mit ihm zu sprechen, doch Sullivan hat ihn hochkant rausgeschmissen. Er wollte nicht mit ihm reden, hab ich von der Staatsanwaltschaft gehört. Ich geh immer noch meine Notizen durch. Er hat alle seine Anwälte gefeuert, hast du das gewusst? Denke, er ist noch in diesem Jahr fällig. Mann, der Gouverneur muss darauf versessen sein, einen Hinrichtungsbefehl für Sully zu unterzeichnen. Da ist es: brauner Mercury Monarch.«

»Kein Ford?«

»Nein. Aber weißt du was? Der Mercury ist fast identisch. Gleiches Chassis, gleiche Form. Leicht zu verwechseln.«

»Hellbraun?«

»Nein, dunkel.«

Cowart atmete heftig ein. Passt, dachte er.

»Also, Matty, jetzt sag mir endlich, was das alles soll?«

»Ich muss nur noch ein paar Dinge überprüfen, dann erzähl ich dir alles.«

»Ach, komm schon, Matty. Ich hasse es, im Ungewissen zu sein.«

»Ich melde mich.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

»Du weißt, dass die Gerüchte hier umso schlimmer brodeln?«

»Ich weiß.«

Sie legte auf, und Matthew Cowart war wieder allein. Das Zimmer, in dem er saß, füllte sich schnell mit furchterregenden Gedanken und schrecklichen Erklärungen: Mercury statt Ford. Braun statt grün.

Weißer statt Schwarzer. Ein Mann anstelle eines anderen.

»Ich weiß zwar nicht, wieso, aber Sie haben Glück, Junge«, sagte der Sergeant trotz der frühen Morgenstunde gut gelaunt.

»Inwiefern?«

»Mr. Sullivan sagt, er möchte mit Ihnen sprechen. Dabei hat er diesen Kerl aus Tampa, der neulich hier war, abblitzen lassen. Wollte den Mann ums Verrecken nicht sehen. Bei diesen verdammten Anwälten, die sich hier um Sullivan gerissen haben, war es genau das Gleiche. Die Einzigen, die er empfängt, sind diese Seelenklumpner, die das FBI von der Abteilung für Verhaltensforschung schickt, Sie wissen schon, die Jungs, die Massenmörder studieren, und ich glaube, die akzeptiert er nur, damit aufgrund mangelnder Fachkompetenz keiner von den verdammten Anwälten Schriftsätze verfassen und dann vom Gericht mit seinem Revisionsverfahren beauftragt werden kann. Sagte ich nicht bereits, dass unser Mr. Sullivan ein ziemlich seltsamer Zeitgenosse ist?«

»Ich werd verrückt«, sagte Cowart.

»Vielleicht, wenn Sie mit dem Kerl gesprochen haben, also, machen Sie sich auf was gefasst.«

»Ich fahre sofort los.«

»Lassen Sie sich nur Zeit. Wir holen unseren Logisgast nämlich nicht aus seiner Zelle, ohne einige Vorkehrungen zu treffen. Jedenfalls nicht mehr, seit er vor neun Monaten vor der Dusche auf einen unserer Wachmänner losgegangen ist und ihm das ganze Ohr abgebissen hat. Meinte nur, es hätte gut geschmeckt; und er hätte auch noch den ganzen Kopf gegessen, wenn wir ihn nicht von ihm weggezerrt hätten. Das ist Sully, wie er leibt und lebt.«

»Wieso tut er so was?«

»Der Mann hatte zu ihm gesagt, er wäre verrückt. Nichts Besonderes also. Nur so, wie Sie vielleicht zu Ihrer besseren Hälfte sagen würden, du bist wohl verrückt, so ein Kleid zu kaufen, oder wie Sie vielleicht im Stillen denken, ich muss verrückt sein, meine Steuern pünktlich zu zahlen. Also nix Besonderes, oder? Aber Sullivan sah gleich rot. Der hatte den Mann unter sich und nagte wie ein Straßenköter an ihm herum. Außerdem war er im Vergleich zu dem Brocken, auf den er sich gestürzt hat, eine halbe Portion. Machte keinen Unterschied. Also wälzen sie sich auf dem Boden, das Blut spritzt in alle Richtungen, während der Mann die ganze Zeit brüllt: ›Runter, du Scheißkerl!‹ Und natürlich legt sich Sullivan erst recht ins Zeug. Wir mussten ihn mit Gummiknütteln von dem Kerl trennen und dann ein paar Monate im Loch zur Raison bringen. Ich schätze, dieses eine Wort hat es ausgelöst, als hätte der Mann einen Schuss abgefeuert, und Sullivan ist explodiert. War mir eine Lehre, war allen im Trakt eine Lehre, unsere Worte ein bisschen vorsichtiger zu wählen. Jedenfalls scheint Sully sehr auf den richtigen Sprachgebrauch bedacht zu sein.«

Rogers schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Der Wachmann inzwischen auch.«

Cowart wurde von einem jungen Wachmann in grauer Uniform begleitet, der keinen Ton sagte und sich fast so aufführte, als schleuste er einen hochansteckenden Kranken durch den weiß getünchten Korridor. Der Flur wurde durch eine Fensterreihe hoch über ihnen von grellem Sonnenlicht durchflutet, das alle Konturen verwischte. Auf ihrem Weg über das gewachste Linoleum versuchte der Reporter, einen klaren Kopf zu bekommen. Dazu verzichtete er bewusst darauf, sich von dem bevorstehenden Interview irgendwelche Vorstellungen zu machen oder sich an frühere Artikel zu erinnern, die er oder Bekannte von ihm geschrieben hatten – nichts. Wie ein Löschpapier wollte er jeden Laut und jeden visuellen Eindruck der Begegnung in sich aufsaugen.

Er zählte die Schritte des Vollzugsbeamten und war kurz vor einhundert, als sie durch eine Sicherheitstür in einen offenen Bereich gelangten, den zwei Aufseher von einem über die Treppen und Stege mit den Zellenreihen verbundenen Büro aus überwachten. Da, wo alle diese Wege

zusammenliefen, befand sich ein Drahtkäfig. In der Mitte des Käfigs standen ein stahlgrauer Tisch und zwei Bänke; alle drei Einrichtungsstücke waren im Boden verbolzt, an einer Seite des Tisches war ein großer Metallring verschweißt. Cowart wurde durch die einzige Öffnung des Käfigs geleitet und angewiesen, auf der Bank ohne Ringvorrichtung Platz zu nehmen.

»Der Hurensohn kommt gleich. Warten Sie bitte hier«, sagte der Wachmann. Dann verließ er mit zügigen Schritten den Käfig und verschwand über eine Treppe und einen Gang aus Cowarts Blickfeld.

Wenig später erklang ein lautes Scheppern an einer der Türen zum offenen Bereich, und über die Sprechanlage ertönte eine Stimme: »Schutzmaßnahmen! Einlass für fünf Männer!«

Unter schrillum Getöse öffnete sich ein elektronisches Schloss, und als Cowart aufsaß, fiel sein Blick auf Sergeant Rogers, der in Schutzweste und Helm einen Trupp von Männern anführte. Der Häftling wurde außer dem Sergeant von drei weiteren Beamten links und rechts sowie in seinem Rücken eskortiert. Dadurch war sein orangefarbener Overall fast völlig verdeckt. Die Gruppe eilte im Schnellschritt geradewegs zum Käfig.

Blair Sullivan humpelte aufgrund der Ketten und Schellen an Händen und Füßen. Sein Geleittrupp marschierte mit militärischer Präzision im Gleichschritt, während er selbst wie ein Kind, das bei einer Parade zum vierten Juli mithalten will, so schnell hüpfte, wie er konnte.

Sullivan war knochendürr, nicht groß, mit purpurroten Tätowierungen, die seine bleichen Unterarme zierten, und dichtem, graumeliertem schwarzem Haar. Mit wenigen, blitzschnellen Blicken hatte er den Käfig, die Wachleute und Matthew Cowart erfasst. Ein Lid schien ein wenig zu zucken, als funktionierten seine Augen unabhängig voneinander. Während er sich vom Sergeant die Kette zwischen den Handschellen und den Füßen abnehmen ließ, wirkten sein Grinsen und seine Körperhaltung betont lässig. Die Vollzugsbeamten, die ihn flankierten, hielten die Schlagstöcke einsatzbereit vor der Brust, und der Häftling lächelte sie betont freundlich an. Schließlich führte der Sergeant die Eisenkette durch den Ring am Tisch und befestigte sie erneut am Gefangenen, diesmal an einem breiten Ledergürtel um dessen Taille.

»Setzen«, befahl Rogers brüsk.

Die drei Wachmänner traten im selben Moment zurück, als der Häftling sich auf dem Stahlsitz niederließ. Während er Cowart ins Visier nahm, spielte das leichte Grinsen immer noch um seine Lippen. Mit zusammengekniffenen Augen sah er ihn forschend an.

»Also dann«, sagte Sergeant Rogers. »Legen Sie los.«

Er führte die Wachmänner aus dem Käfig und blieb stehen, um ihn sicher zu verschließen.

»Die mögen mich nicht«, sagte Sullivan mit einem Seufzer.

»Und wieso nicht?«

»Kulinarische Vorlieben«, antwortete er und lachte plötzlich los. Binnen Sekunden ging das Gelächter in Keuchen und schließlich in einen trockenen Husten über. Sullivan zog eine Packung Zigaretten und eine Schachtel Streichhölzer aus der Hemdtasche. Da seine Handgelenke mit der Kette am Tisch befestigt waren, musste er sich herunterbeugen, um eine Zigarette anzuzünden.

»Natürlich müssen sie mich nicht mögen, um mich zu töten. Was dagegen, dass ich eine rauche?«

»Nein, nur zu.«

»Ist schon irgendwie komisch, finden Sie nicht?«

»Was?«

»Dass der Verurteilte eine Zigarette raucht. Während alle versuchen, sich das Rauchen abzugewöhnen, sind die Leute hier im Todestrakt natürlich Kettenraucher. Mann, vermutlich sind wir R. J. Reynolds' beste Kundschaft. Wahrscheinlich würden wir jedem gesundheitsschädlichen oder gefährlichen Laster frönen, wenn sie uns lassen würden. Wenigstens lassen sie uns rauchen. Und ich glaube nicht, dass sich hier jemand ernste Sorgen wegen Lungenkrebs macht, auch wenn ich mir vorstellen könnte, dass der Staat, wenn man hier so richtig krank, ich meine, todkrank würde,

vielleicht Bedenken hätte, einen auf den Stuhl zu setzen. Da sind die da oben zart besaitet, Cowart. Sie exekutieren nicht gerne einen, der psychisch oder körperlich krank ist, nee, nee, die wollen, dass die Männer, die sie brutzeln, gesund und stark sind. Vor ein paar Jahren gab es in Texas einen riesigen Aufschrei, als sie versuchten, so einen armen Tropf ins Jenseits zu befördern, der einen Herzinfarkt bekommen hatte, als sein Hinrichtungsbefehl eintraf. Sie haben ihn so lange aufgepäppelt, bis er auf eigenen Beinen zu seinem Tod laufen konnte. Wollten ihn keinesfalls auf einer Krankenbahre in die Kammer schieben. Hätte die Gefühle der Gutmenschen und der Weicheier zu sehr verletzt. Und dann gibt es noch eine tolle Geschichte aus den Dreißigern, über einen Gangster in New York. Sehen Sie, kaum traf der Kerl im Trakt ein, fing er zu fressen an. Der futterte alles in sich hinein, was er kriegen konnte. War vorher schon ziemlich gut dabei und legte immer weiter zu. Aß Brot und Kartoffeln und Spaghetti, bis es ihm aus den Ohren rauskam. Stärke, verstehen Sie? Hoffte, er käme um den Stuhl herum, wenn er so dick würde, dass er nicht mehr draufpasst. Köstlich, was? Nur dass er es nicht ganz geschafft hat. War zwar knapp, aber, na ja, die Gurte im äußersten Loch. Und dann war er natürlich die Witzfigur. Bis sie mit ihm fertig waren, muss er wie ein Schweinebraten ausgesehen haben. Jetzt sagen Sie mir, wo da die Logik ist.«

Wieder lachte er. »Es gibt keinen besseren Ort als den Todestrakt, um die Ironie des Schicksals zu verstehen.« Er starrte Cowart an, und wieder zuckte eins seiner Augenlider.

»Lassen Sie hören, Cowart, sind Sie auch ein Mörder?«

»Was?«

»Ich meine, haben Sie schon mal jemanden umgebracht? Vielleicht in der Army? Sie sind alt genug für Vietnam. Waren Sie da? Nein, wohl eher nicht. Sie haben nicht diesen weggetretenen Blick der Veteranen, wenn ihnen die Erinnerungen hochkommen. Aber vielleicht sind Sie als Teenager jemandem mit Vollgas reingefahren. Haben Sie vielleicht eines Samstagabends Ihren besten Kumpel oder die Braut getötet, die Sie gerade gebumst haben? Oder haben Sie einem Arzt gesagt, er soll den Stecker ziehen, als Ihre Mom oder Ihr Dad so klapprig war, dass sie oder er nur noch mit künstlicher Beatmung am Leben blieb? Haben Sie das getan, Cowart? Oder wie steht's damit? Schon mal Ihrer Frau oder Freundin gesagt, dass sie abtreiben soll? Weil Sie keine Gören gebrauchen können, die Ihrer Karriere in die Quere kommen? Das ist Ihnen vielleicht alles zu primitiv, Cowart, wie? Aber mal ehrlich. Sie wollen mir bestimmt nicht weismachen, dass Sie sich noch nie auf irgendeiner Party in Miami ein, zwei Pfeifchen Koks reingezogen hätten. Wissen Sie, wie viele arme Schweine wegen dieser einen Lieferung ins Gras beißen? Raten Sie mal, nennen Sie einfach eine Zahl. Na los, Cowart, sind Sie auch ein Mörder?«

»Nein, ich bin kein Mörder«, erwiderte Cowart.

Blair Sullivan schnaubte. »Sie irren sich. Jeder ist ein Mörder, sehen Sie nur genau hin. Legen Sie das Wort nicht zu eng aus. Haben Sie noch nie in einer Einkaufspassage gesehen, wie eine richtig miese Mutter auf ihr Kind losgeht und es vor aller Augen verdrischt? Was meinen Sie, was da gerade vor sich geht? Schauen Sie in die Augen des Kindes, und Sie stellen fest, die werden eiskalt, Sir. Und irgendwann wird aus dem Kleinen ein Mörder. Wieso werfen Sie dann nicht auch einen Blick in Ihr eigenes Innenleben? Sie haben nämlich auch diese eiskalten Augen, Cowart. Sie sind dazu fähig, so viel steht fest. Dazu brauche ich Sie nur anzusehen.«

»Geniale Gabe.«

»Nein, genial wäre übertrieben, nur eine besondere Fähigkeit. Gleich und Gleich ... Sie wissen schon. Wenn man nur oft genug mit dem Tod zu tun gehabt hat, Cowart, dann erkennt man die Zeichen.«

»Jedenfalls liegen Sie in diesem Fall daneben.«

»Tatsächlich? Werden wir ja sehen. Warten wir's ab.«

Sullivan lümmelte sich auf den harten Metallstuhl, doch so entspannt er sich auch gab, er

durchbohrte er Cowart mit seinem Blick. »Es wird immer leichter, wissen Sie?«

»Was?«

»Das Töten.«

»Und wie kommt das?«

»Gewöhnung. Man lernt sehr schnell, wie Menschen sterben. Manche sterben schwer, andere leicht. Die einen wehren sich wie der Teufel, die anderen lassen es einfach geschehen. Manche flehen um ihr Leben, andere spucken einem in die Augen. Die einen weinen, andere lachen. Manche rufen nach ihrer Mom, andere sagen dir: ›Wir sehen uns in der Hölle wieder.« Es gibt welche, die sich mit Zähnen und Klauen ans Leben klammern, und andere, die sich einfach fügen. Aber am Ende ist es bei allen gleich. Wir werden kalt und starr. Sie. Ich. Am Ende macht es keinen Unterschied.«

»Am Ende vielleicht. Die Frage ist, wie wir dahin kommen. Da sehe ich – mit Verlaub – große Unterschiede.«

Sullivan lachte. »Stimmt. Übrigens ein Klassiker hier im Todestrakt, Cowart. Genau das würde jemand sagen, der hier acht Jahre abgesessen hat und dessen Zeit nach hundert Revisionsanträgen und Gnadengesuchen abgelaufen ist. Man stirbt auf tausend verschiedene Arten.«

Er nahm einen tiefen Zug an seiner Zigarette und blies den Rauch in die abgestandene Gefängnisluft. Sein Blick folgte der weißen Wolke, bis sie sich verflüchtigt hatte. »Wir sind alle Staub und Rauch, nicht wahr? Unterm Strich. Das hab ich auch diesen Seelenklempnern gesagt, obwohl sie, glaube ich, was anderes hören wollten.«

»Was für Seelenklempner?«

»Die vom FBI. Sie haben diese spezielle Abteilung für Verhaltensforschung, wo sie sich mächtig ins Zeug legen, um rauszufinden, was einen zum Massenmörder macht, damit sie gegen dieses amerikanische Freizeitvergnügen etwas unternehmen können ...« Er grinste. »Natürlich ist ihre Erfolgsquote bis jetzt eher bescheiden, denn schließlich hat jeder von uns seine eigenen Gründe, die sie nicht unbedingt auf die anderen übertragen können. Trotzdem, richtig nette Kerle. Kommen ganz gerne, machen mit mir diesen Minnesota Multiphasic Personality Inventory, dann Thematische Auffassungstests, Rorschach-Tests, IQ-Tests und Gott weiß, was noch alles, das nächste Mal besteh ich bei denen wahrscheinlich das College-Examen. Am liebsten haben sie es, wenn ich mit ihnen viel über meine Mutter rede und wie ich die alte Hexe gehasst habe, von meinem Stiefvater ganz zu schweigen. Er hat mich verprügelt, wissen Sie. Übel verprügelt. Ich brauchte nur den Mund aufzumachen. Hat mich mit den Fäusten, dem Gürtel, dem Schwanz traktiert. Verprügelt und gefickt, verprügelt und gefickt, tagein, tagaus, so regelmäßig, dass man die Uhr danach stellen konnte. Mann, hab ich die gehasst. Tu ich bis heute, können Sie schriftlich haben. Sind jetzt über siebzig, wohnen immer noch in einem kleinen Bungalow in den Upper Keys, mit einem Kruzifix an der Wand und einem knallbunten Bild von Jesus. Und bilden sich immer noch ein, ihr Heiland würde eines Tages zur Tür reinmarschieren, und sie kämen geradewegs in den Himmel. Wenn sie meinen Namen hören, bekreuzigen sie sich und sagen so Sachen wie: ›Der Junge war schon immer vom Teufel besessen.« Da hängen die Jungs vom FBI mir an den Lippen. Sie auch, Mr. Cowart? Oder wollen Sie nur wissen, wieso ich all diese Leute umgebracht habe, auch solche, die ich kaum kannte?«

»Ja.«

Er stieß ein zynisches Lachen aus. »Also, die Antwort ist furchtbar einfach. Ich war auf dem Weg nach Hause und hab mich irgendwie ablenken lassen. Und dann hab ich es nicht mehr bis nach Hause geschafft. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Nicht ganz.«

Sullivan grinste und verdrehte die Augen. »Das Leben ist ein Mysterium, nicht wahr?«

»Wenn Sie's sagen.«

»Richtig. Wenn ich's sage. Sie interessieren sich nicht für all diese Leute, die ich umgebracht habe,

richtig? Deshalb sind Sie nicht gekommen.«

»Nein.«

»Dann lassen Sie mal hören, wieso Sie mit einem bösen alten Mann wie mir reden wollen?«

»Robert Earl Ferguson und Pachoula, Florida.«

Soweit es ihm die Fesseln erlaubten, warf Blair Sullivan den Kopf zurück und brach in ein brüllendes Gelächter aus, das von den Gefängniswänden widerhallte. Cowart sah, dass für einen Moment einige Wachmänner herumfuhren, bevor sie sich wieder ihren Aufgaben zuwandten.

»Nun ja, Cowart, allerdings ein interessantes Thema. Sogar sehr interessant. Aber ich fürchte, das muss noch ein bisschen warten.«

»Wie Sie wollen. Und weshalb?«

Blair Sullivan beugte sich blitzschnell über den Tisch. Die Kette, die ihn mit dem Ring verband, rasselte, an Sullivans Hals trat eine Vene hervor, und sein Gesicht war puterrot. »Weil Sie mich noch nicht gut genug kennen.« Dann lehnte er sich ebenso unerwartet zurück und griff nach einer weiteren Zigarette, die er am Stummel der ersten anzündete. »Reden wir ein bisschen über Sie, Cowart, dann beantworte ich vielleicht Ihre Fragen. Ich weiß gerne, mit wem ich es zu tun habe.«

»Was wollen Sie wissen?«

»Verheiratet?«

»Geschieden.«

Der Häftling johlte. »Kinder?«

Matthew Cowart zögerte, bevor er antwortete: »Nein.«

»Lügner. Leben Sie allein oder haben Sie eine Freundin?«

»Allein.«

»Wohnung oder Haus?«

»In einer kleinen Wohnung.«

»Irgendwelche engen Freunde?«

Wieder zögerte er. »Sicher.«

»Lügner. Das ist das zweite Mal. Ich zähle mit. Was machen Sie so nach Feierabend?«

»Rumsitzen. Lesen. Oder ich sehe Sport.«

»Die meiste Zeit allein, he?«

»Stimmt.«

Wieder zuckte er mit dem Augenlid. »Schlafprobleme?«

»Nein.«

»Lügner. Das dritte Mal. Sie sollten sich was schämen, einen Todeskandidaten anzulügen. Genau wie Petrus, ehe denn der Hahn kräht. Träumen Sie nachts?«

»Was zum Teufel ...«

»Spielen Sie mit, Cowart, oder ich marschier hier raus und beantworte keine von Ihren Scheißfragen.«

»Natürlich träume ich. Wer tut das nicht?«

»Wovon?«

»Leuten wie Ihnen«, platzte Cowart wütend heraus.

Was Sullivan wieder zum Brüllen komisch fand. »Der Punkt geht an Sie.« Er saß lässig auf seinem Stuhl und beobachtete sein Gegenüber. »Alpträume, ja? Das sind wir doch, ein einziger Alptraum.«

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen«, antwortete Cowart.

»Genau das wollte ich auch den Typen vom FBI erklären, aber die wollten nichts davon hören. Wir sind nichts weiter als Alpträume und Rauch. Wir reden, lassen Taten folgen und bringen ein bisschen Angst und Finsternis in die Welt. Wie heißt es so schön im Johannes-Evangelium? ›Ihr habt den Teufel zum Vater, und nach eures Vaters Gelüste wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang an und

steht nicht in der Wahrheit.« Sie verstehen, was ich meine? Johannes 8,44. Auch wenn es ein paar Seelenklempner-Ausdrücke dafür geben mag, ändert das medizinische Kauderwelsch auch nichts an der Sache, oder?«

»Vermutlich nicht.«

»Wissen Sie was? Sie müssen ein freier Mann sein, um ein guter Mörder zu sein. Frei, Cowart. Sie können sich nicht an all den blöden Scheiß hängen, in dem die meisten feststecken. Sie müssen ein freier Mann sein.«

Cowart antwortete nicht.

»Und ich sag Ihnen noch was: Es ist nicht schwer, jemanden umzubringen. Genau das hab ich ihnen gesagt. Und hinterher denkt man wirklich nicht mehr viel darüber nach. Ich meine, man hat dann sowieso den Kopf voll, man muss die Leichen beseitigen, die Waffen, das Blut abwaschen und all solche Sachen. Ich meine, nach einem Mord haben Sie alle Hände voll zu tun. Sie konzentrieren sich auf die nächsten Schritte, und dann nichts wie weg.«

»Wenn Töten leicht war, was war dann schwer?«

Sullivan lächelte. »Gute Frage. Die haben sie mir nie gestellt.« Er blickte einen Moment lang überlegend zur Decke. »Schätze, am meisten hat mir zu schaffen gemacht, hierher in den Todestrakt zu kommen und zu wissen, dass es mir nicht mehr vergönnt ist, diejenigen umzubringen, die ich mehr als jeden anderen tot sehen wollte.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ist das nicht immer das Schwerste im Leben, Cowart? Vertane Chancen? Die bedauern wir am meisten, hab ich recht? Die bringen uns nachts um den Schlaf.«

»Ich verstehe immer noch nicht, was Sie meinen.«

Sullivan wechselte die Stellung auf seinem Sitz und lehnte sich noch weiter zu Sullivan vor, um in konspirativem Ton zu flüstern: »Aber genau das müssen Sie begreifen. Wenn nicht jetzt, dann später. Merken Sie sich meine Worte, denn das wird mal wichtig. Früher oder später, wenn Sie am wenigsten damit rechnen, fällt es Ihnen wieder ein: Wer waren noch die Menschen, die Blair Sullivan am meisten hasst? Wieso kann er die Vorstellung kaum ertragen, dass sie immer noch am Leben sind bis ans Ende ihrer Tage? Es ist wirklich wichtig, Cowart, dass Sie sich das merken.«

»Sie wollen es mir also nicht erzählen?«

»Nein.«

»Gütiger Gott ...«

»Du sollst den Namen des Herrn nicht unnütz führen! In solchen Dingen bin ich empfindlich.«

»Ich meinte nur ...«

Wieder reckte Sullivan Cowart das Gesicht entgegen. »Meinen Sie, diese Ketten könnten mich wirklich davon abhalten, Ihnen in die Visage zu springen, wenn ich es wirklich wollte? Meinen Sie, diese mickrigen Gitter hier könnten mich an irgendetwas hindern? Meinen Sie, ich könnte nicht von einer Sekunde zur anderen aufstehen, mich losreißen, Sie in Stücke reißen und Ihr Blut trinken, als wär's das Wasser des Lebens?«

Cowart zuckte heftig zurück.

»Ich kann, wenn ich will. Also verärgern Sie mich nicht, Cowart.«

Er starrte über den Tisch.

»Ich bin nicht verrückt, und ich glaube an Jesus, auch wenn er meinen Hintern vermutlich auf dem schnellsten Wege in die Hölle befördert. Aber das macht nichts, wo mein Leben schon die Hölle gewesen ist, wieso sollte mein Tod dann anders sein?«

Blair Sullivan verstummte. Schließlich lehnte er sich zurück und verfiel wieder in seinen trägen, beinahe beleidigend lässigen Ton. »Sehen Sie, Cowart, was mich von Ihnen trennt, sind nicht diese Gitter und Ketten und all der Scheiß, sondern eine einzige Kleinigkeit. Ich habe keine Angst davor zu

sterben. Tod, wo ist dein Stachel? Ich hab keine Angst davor. Die mögen mich auf den Stuhl setzen, mir eine tödliche Spritze verpassen, mich vor ein Erschießungskommando stellen oder mich am nächsten Baum aufknüpfen. Meinetwegen könnten sie mich den Löwen vorwerfen, und ich würde mitgehen, meine Gebete sprechen und mich auf die nächste Welt freuen, wo ich vermutlich genauso unangenehm auffallen würde wie in dieser. Wissen Sie, was seltsam ist, Cowart?»

»Was?»

»Es macht mir mehr Angst, hier zu leben und wie ein wildes Tier gehalten zu werden, als zu sterben. Ich mag es nicht, mir von Seelenklempnern in meiner Psyche herumstochern zu lassen; ich will auch nicht, dass Anwälte meinen Fall bis zum Gehtnichtmehr diskutieren. Mann, ich will auch nicht, dass ihr Schmierfinken über mich schreibt. Ich will das einfach hinter mir lassen. Ein für alle Male.«

»Haben Sie deshalb die Anwälte gefeuert? Fechten Sie deshalb Ihre Verurteilung nicht an?»

Er prustete los. »Was dachten Sie denn? Mann, Cowart, schauen Sie mich an. Was sehen Sie vor sich?»

»Einen Mörder.«

»Genau.« Sullivan lächelte. »Ganz genau. Ich habe diese Leute getötet. Hätten sie mich nicht geschnappt, wären noch einige mehr draufgegangen. Natürlich hätte ich auch diesen Staatspolizisten umgebracht – Mann, hat der Kerl Schwein gehabt. Blöderweise hatte ich nur mein Messer zur Hand, mit dem ich gerade bei dem kleinen Mädchen meinen Spaß hatte. Meine verdammte Knarre hatte ich mit der Hose weggelegt, also zog er schneller. Ist mir immer noch schleierhaft, wieso er mich nicht auf der Stelle abgeknallt und allen unendlich viel Ärger erspart hat. Aber er hat mich ganz nach Vorschrift verhaftet, da kann man nicht meckern. Ich hatte meine Chance. Er hat mir die Handschellen angelegt und die Rechte vorgelesen, zwar mit wackeliger Stimme und zuckenden Händen, aber immerhin. Jedenfalls war der Kerl bei weitem nervöser als ich. Und wie man hört, hat er dank meiner Verhaftung auf der Karriereleiter gleich ein paar Sprossen auf einmal genommen, und das macht mich auch ein bisschen stolz. Worüber soll ich mich also streiten? Nur damit noch ein paar Scheißanwälte noch mehr Arbeit bekommen? Die können mich mal. So toll finde ich das Leben nun auch wieder nicht, dass ich unbedingt möglichst lange hier rumhängen müsste.«

Beide Männer schwiegen und dachten über die Worte nach, die im Käfig zwischen ihnen gefallen waren.

»Also, Cowart, Sie haben eine Frage?»

»Ja. Pachoula.«

»Nette kleine Stadt. Bin da gewesen. Nette Leute. Aber das ist nicht die Frage.«

»Was ist in Pachoula passiert?»

»Sie haben mit Robert Earl Ferguson gesprochen. Sie schreiben einen Artikel über ihn? Meinen alten Zellennachbarn?»

»Was ist zwischen Ihnen beiden vorgefallen?»

»Wir haben geredet, weiter nichts.«

Ein schwaches Lächeln huschte über Blair Sullivans Gesicht; er wirkte entspannt und ließ sich die Antworten aus der Nase ziehen. Cowart hätte den Mann am liebsten geschüttelt, bis er die Wahrheit ausspuckte. Doch stattdessen stellte er ihm weitere Fragen. »Worüber haben Sie gesprochen?»

»Seine unfaire Verurteilung. Sie wissen, dass diese Cops den Jungen verprügelt haben, um sein Geständnis zu kriegen? Himmel, mir mussten sie nur eine Cola bringen, und ich hab geredet, bis ihnen die Ohren abfielen.«

»Worüber noch?»

»Wir haben uns über Autos unterhalten. Scheinbar hatten wir einen ähnlichen Geschmack.«

»Und?»

»Über Zufälle. Wir kamen drauf, wie seltsam es eigentlich ist, dass wir ungefähr zur selben Zeit am selben Ort gewesen sind. Schon bemerkenswert, finden Sie nicht?«

»Ja.«

»Wir haben über diese kleine Stadt gesprochen und wie sie sozusagen ihre Jungfräulichkeit verloren hat.« Wieder verzog Sullivan den Mund zu einem breiten Grinsen. »Das gefällt mir. Ihre Jungfräulichkeit verloren hat. Ist doch so, oder? Dieses kleine Mädchen und die Stadt.«

»Haben Sie dieses Mädchen ermordet? Joanie Shriver? Waren Sie das?«

»War ich das?« Blair Sullivan verdrehte die Augen und lächelte. »Warten Sie, mal sehen, ob ich mich erinnern kann. Wissen Sie, Cowart, mir gerät da in der Erinnerung schon mal einiges durcheinander ...«

»Waren Sie das?«

»Mann, Cowart. Sie klingen schon fast so hysterisch wie Bobby Earl. Meine etwas langsamen Erinnerungsversuche haben ihn so wahnsinnig gemacht, dass er mir am liebsten an die Gurgel gesprungen wäre. Und das will was heißen, selbst hier im Todestrakt, oder?«

»Waren Sie's?«

Plötzlich schoss Blair Sullivan wieder nach vorn, und von einer Sekunde zur anderen war sein scherzhaft-stichelnder Ton verflogen. Stattdessen zischte er: »Das wüssten Sie wohl gerne?« Er machte einen Ruck nach hinten und bäugte den Reporter erwartungsvoll. »Jetzt wüsste ich gerne was von Ihnen, Cowart.«

»Was?«

»Haben Sie jemals erlebt, wie es ist, die Macht über Leben und Tod in Händen zu haben? Kennen Sie diese Macht über einen Menschen, der Ihnen restlos ausgeliefert ist? Leben und Tod einzig und allein in Ihrer Hand. Haben Sie das schon mal erlebt, Cowart?«

»Nein.«

»Die beste Droge, die es gibt, als jagten Sie sich mit der Nadel Strom ins Herz. Zu wissen, das Leben eines anderen ist in Ihrer Hand ...«

Er reckte die Hand in die Höhe, als hielte er darin eine Frucht, und schloss die Faust. Die Kette seiner Handschellen rasselte in der Metallhalterung. »Ein paar Dinge sollten Sie wissen, Cowart.« Er verstummte und starrte den Reporter an. »Erstens: Ich strotze vor Kraft. In Ihren Augen mag ich ein hilfloser Häftling in Handschellen und Fußfesseln sein, den sie Tag und Nacht in eine Zelle von zwei zehn mal zwei vierzig sperren, aber ich besitze eine Macht, die über diese Gitter hinausreicht. Weit darüber hinaus. Wenn ich will, kann ich mit jedem in Berührung kommen, so mühelos, als würde ich seine Telefonnummer wählen. Niemand ist außerhalb meiner Reichweite, Cowart. Niemand.«

Er hielt inne und fragte: »Haben Sie das verstanden?«

Cowart nickte.

»Zweitens: Ich werde Ihnen nicht verraten, ob ich dieses kleine Mädchen getötet habe oder nicht. Überlegen Sie doch mal, wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen würde, wäre die Sache allzu simpel. Und wieso sollten Sie mir glauben? Besonders nach all den Dingen, die über mich in der Zeitung standen. Wie glaubwürdig werde ich wohl sein? Wenn Sie wissen, wie leicht es für mich ist, jemanden zu ermorden, was glauben Sie dann, welche Überwindung es mich kostet zu lügen?«

Cowart wollte etwas erwidern, doch ein einziger Blick von Sullivan ließ ihn mit offenem Mund verstummen.

»Soll ich Ihnen was sagen, Cowart? Ich bin in der zehnten Klasse von der Schule gegangen, aber ich hab nie aufgehört zu lernen. Ich wette, ich bin belesener und gebildeter als Sie. Was lesen Sie? *Time* und *Newsweek*. Vielleicht noch den *New York Times Book Review*? Wahrscheinlich *Sports Illustrated* auf dem Klo. Aber ich hab Freud und Jung gelesen und ziehe den Schüler dem Meister vor. Ich hab Shakespeare gelesen, elisabethanische Lyrik und amerikanische Geschichte, mit Schwerpunkt auf dem

Bürgerkrieg. Ich mag auch Romane, besonders liebe ich Autoren wie James Joyce, Faulkner, Conrad oder Orwell, die schreiben voller Ironie. Dann lese ich auch gerne die Klassiker. Ein bisschen Dickens und Proust. Thukydides hat mir gefallen, wie er über die Arroganz der Athener schreibt, und Sophokles, weil jeder von uns sich bei ihm wiedererkennen kann. Das Gefängnis ist ein großartiger Ort zum Lesen, Cowart. Da schreibt Ihnen auch keiner vor, was Sie lesen sollen und was nicht. Und Sie haben alle Zeit der Welt. Schätze, keine Hochschule reicht als Lehranstalt an den Knast ran. Nur dass ich diesmal natürlich nicht mehr allzu viel Zeit habe, und deshalb hab ich mich ganz auf das Buch der Bücher verlegt.«

»Und hat Ihnen das gar nichts über Wahrheit und über Mitgefühl vermittelt?«

Blair Sullivan stieß ein derart schrilles Lachen aus, dass es quer durch den Käfig schallte. »Irgendwie mag ich Sie, Cowart. Sie sind ein Witzbold. Wissen Sie, worum es in der Bibel von vorn bis hinten geht? Um Betrug und Töten und Lügen und Mord und Raub und Götzendienst – alles absolut meine Wellenlänge.«

Der Häftling starrte Cowart an. Ein boshafes Lächeln spielte um seinen Mund. »Na schön, Cowart, nun zum unterhaltsamen Teil unseres kleinen Gedankenaustauschs.«

»Unterhaltsam?«

»Klar.« Er kicherte und keuchte. »Ungefähr sieben Meilen von der Stelle entfernt, wo Joanie Shriver ermordet wurde, ist eine Kreuzung zwischen der Landstraße fünfzig und der Bundesstraße hundertzwanzig. Hundert Meter vor dieser Kreuzung ist ein kleines Regenrohr, das unterhalb der Straße verläuft, dicht neben einer Gruppe Weiden, die da runterhängen und im Sommer etwas Schatten auf die Straße werfen. Wenn Sie an der Stelle ranfahren, von rechts zu diesem Rohr runtergehen und mit der Hand unter das Rohr fassen, dort, wo es aus der Erde tritt, wenn Sie mit der Hand direkt in dem Dreck wühlen, der da durchfließt, könnten Sie möglicherweise etwas finden. Etwas Wichtiges finden. Etwas richtig Interessantes finden.«

»Was?«

»Ich bitte Sie, Cowart. Sie erwarten doch nicht von mir, dass ich Ihnen die Überraschung versaue?«

»Nehmen wir mal an, ich finde dieses Etwas, was dann?«

»Dann haben Sie eine richtig faszinierende Frage, die Sie Ihren Lesern stellen können, Cowart.«

»Was für eine Frage?«

»Woher weiß Blair Sullivan, wie dieser Gegenstand an diesen Ort gekommen ist?«

»Ich ...«

»Auf die Frage läuft es doch letztlich immer hinaus: Woher weiß er dieses oder jenes? Sie werden es selbst rausfinden müssen, Cowart, weil Sie und ich uns nicht noch einmal unterhalten werden. Jedenfalls nicht, bevor mir der Tod unmittelbar im Nacken sitzt.«

Im selben Moment stand Blair Sullivan auf und brüllte: »Sergeant! Ich bin fertig mit dem Scheißkerl! Schaffen Sie ihn mir aus den Augen, bevor ich ihm den Kopf abbeiße!«

Grinsend rasselte er mit den Ketten, während seine Stimme noch von den Wänden hallte und eilige Schritte sich dem Käfig näherten.

Ein leichter Südwind strich durch die morgendliche schwüle Luft, jagte grauweiße Wolken über den strahlend blauen Himmel und milderte die zunehmende Hitze, als Cowart den Parkplatz des Hotels überquerte. Er hatte einen Beutel mit Gärtnerhandschuhen und eine Taschenlampe dabei, die er am Abend zuvor in einem Baumarkt erstanden hatte. Während er in zügigem Tempo zu seinem Wagen ging, war er in Gedanken in die Gespräche mit den beiden Todeskandidaten vertieft und versuchte fieberhaft, ein Puzzleteil zu finden, das ihm weitere Klarheit und einen handgreiflichen Beweis verschaffte. Den Detective sah er erst, als er fast über ihn stolperte.

Tanny Brown lehnte an Cowarts Wagen und blickte ihm entgegen, die Hand zum Schutz vor der blendenden Sonne über die Augen gelegt.

»Sie scheinen es eilig zu haben«, sagte der Detective zum Gruß.

Cowart blieb abrupt stehen. »Sie scheinen über gut unterrichtete Quellen zu verfügen. Ich bin erst gestern Abend angekommen.«

Tanny Brown nickte. »Das nehme ich als Kompliment. In einem Städtchen wie Pachoula entgeht einem nicht viel.«

»Sind Sie sich da so sicher?«

Der Detective ließ sich nicht provozieren. »Vielleicht sollte ich es doch nicht als Kompliment nehmen«, sagte er gedehnt und fügte hinzu: »Wie lange wollen Sie bleiben?«

Cowart antwortete ausweichend: »Das klingt wie eine Unterhaltung in einem schlechten Film.«

Der Polizist runzelte die Stirn. »Sagen wir mal so: Ich habe gestern Abend erfahren, dass Sie sich in diesem Motel ein Zimmer genommen haben. Offensichtlich beschäftigen Sie immer noch offene Fragen, sonst wären Sie nicht hier.«

»Stimmt.«

»Was für Fragen?«

Cowart blieb ihm eine Antwort schuldig und beobachtete nur, wie der Detective die Stellung wechselte. Selbst am helllichten Tage besaß der Polizist die Gabe, sein Gegenüber ohne große Worte in die Enge zu treiben. Cowart entging nicht, dass der Mann dennoch ein wenig nervös und defensiv schien.

»Ich dachte, Sie hätten über Mr. Ferguson und uns schon ein Urteil gefällt.«

»Da haben Sie falsch gedacht.«

Der Detective lächelte und schüttelte langsam den Kopf, um ihm klarzumachen, dass er ihm die Lüge nicht abnahm. »Sie sind ein harter Brocken, nicht wahr, Mr. Cowart?«

Die Bemerkung klang weder ärgerlich noch aggressiv, sondern fast nachsichtig, als versuchte er, den Journalisten zu verstehen.

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, Lieutenant.«

»Ich will darauf hinaus, dass Sie, wenn Sie sich eine Theorie in den Kopf gesetzt haben, stur daran festhalten, egal, was kommt.«

»Falls Sie damit sagen wollen, dass ich ernsthaft an der Schuld von Robert Earl Ferguson zweifle, dann in der Tat, das will ich nicht leugnen.«

»Kann ich Sie was fragen, Mr. Cowart?«

»Nur zu.«

Der Detective holte tief Luft, dann beugte er sich vor und sprach fast im Flüsterton. »Sie haben ihn getroffen. Sie haben mit ihm geredet. Sie waren auf Tuchfühlung mit dem Mann, haben ihn sozusagen gerochen. Gespürt. Wofür halten Sie ihn?«

»Kann ich noch nicht sagen.«

»Sie machen mir nicht weis, dass Sie keine Gänsehaut hatten, dass Ihnen bei der Unterredung mit Mr. Ferguson nicht ein bisschen Schweiß unter den Achseln stand. Finden Sie das normal, wenn Sie mit einem Unschuldigen reden?«

»Das sind Eindrücke, Empfindungen, keine Fakten.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Aber seit wann geht es in Ihrem Metier nur um Fakten? Also, wofür halten Sie den Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ach, kommen Sie.«

In diesem Moment erinnerte sich Cowart wieder an die Tätowierungen auf Blair Sullivans bleicher Haut. In mühsamer Kleinarbeit hatte ihm ein Künstler zwei prächtig verschnörkelte Drachen ins Fleisch gestochen und geritzt, die ihm bei jeder noch so kleinen Muskelanspannung die Arme herunterzugleiten schienen. Sie waren zartblau und rot, mit grünen Schuppen. Sie hatten die Krallen ausgefahren und das Maul weit aufgerissen, so dass jedes Mal, wenn Sullivan die Arme ausstreckte, um nach etwas oder jemandem zu greifen, auch das Drachenpaar zuzuschnappen drohte. In diesem Moment war er in Versuchung, Sullivans Namen laut auszusprechen, um zu sehen, wie der Detective reagierte, doch der Hinweis war zu wichtig, um ihn auf diese Weise zu vergeuden.

Unterdessen beugte sich der Lieutenant noch ein wenig weiter vor und fragte leise: »Haben Sie schon mal zwei alte, böartige Hunde beobachtet, Mr. Cowart? Wie die sich gegenseitig beschnüffeln, umkreisen und abschätzen, wer von ihnen stärker ist? Hab mich immer gefragt, was genau diese Köter dazu bringt, aufeinander loszugehen. Manchmal schnuppern sie einfach nur aneinander und trotten weiter, wedeln vielleicht sogar mit dem Schwanz. Aber dann kann es auch sein, dass plötzlich einer von beiden knurrt und die Zähne fletscht und sie aufeinander losgehen, als hinge ihr Leben daran, dem anderen die Gurgel durchzubeißen. Sagen Sie's mir, Mr. Cowart: Wieso ziehen diese Hunde das eine Mal ab und beißen das nächste Mal zu?«

»Keine Ahnung.«

»Vermutlich riechen sie was?«

»Kann schon sein.«

Tanny Brown lehnte sich wieder an den Wagen, hob das Gesicht in die Sonne und sah den vorbeiziehenden Wolken hinterher. Er richtete seine Worte an die endlose Weite des Himmels. »Wissen Sie, als kleiner Junge hab ich gedacht, alle Weißen wären irgendwie was Besonderes. Der Gedanke lag nahe. Ich brauchte nur die Augen aufzumachen und zu sehen, dass immer sie die guten Jobs und die großen Autos und die schönen Häuser hatten. Ich hab die Weißen lange gehasst. Als ich älter wurde, bin ich mit den weißen Kindern zur Highschool gegangen, dann zur Army, da habe ich Seite an Seite mit den Weißen gekämpft. Bin zurückgekommen, hab zusammen mit Weißen meinen College-Abschluss gemacht. Wurde Polizist, einer der ersten schwarzen Cops überhaupt. Inzwischen haben wir zwanzig Prozent Schwarze, mit steigender Tendenz. Wir bringen Weiße wie Schwarze hinter Gitter. Bei jedem Schritt auf meinem Weg hab ich ein bisschen dazugelernt. Und wissen Sie was? Das Böse ist farbenblind. Für mich zählt längst nicht mehr, was für eine Hautfarbe Sie haben. Wenn Sie was zu verbergen haben, dann haben Sie was zu verbergen, ob schwarz oder weiß oder meinetwegen grün, gelb, rot spielt dabei keine Rolle.«

Er senkte den Kopf und sah Cowart an. »Das ist nun wirklich einfach, finden Sie nicht?«

»Zu einfach.«

»Liegt wohl daran, dass ich innerlich immer ein Landei geblieben bin«, erwiderte Tanny Brown. »Ich bin ein alter Hund. Und ich hab eine gute Nase.«

Die beiden Männer standen am Wagen und starrten einander stumm an. Brown seufzte leise und strich sich mit der großen Hand über das kurz geschorene Haar. »Eigentlich ist das hier zum Lachen.«

»Ich versteh nicht ganz.«

»Werden Sie schon noch. Wo wollen Sie jetzt hin?«

»Auf Schatzsuche, könnte man sagen.«

Der Detective lächelte. »Nehmen Sie mich mit? Klingt wie ein Spiel, und ein bisschen kindlicher Zeitvertreib täte mir sicher ganz gut. Bei der Polizei gibt's wenig Grund zum Lachen, allenfalls Galgenhumor. Oder muss ich Ihnen heimlich folgen?«

Cowart begriff, dass er, so sehr er auch wollte, keine Chance hatte, den Polizisten abzuhängen. Also entschied er sich für den einfachsten Weg. »Steigen Sie ein«, sagte er und deutete auf den Beifahrersitz.

Ein paar Meilen fuhren die beiden Männer, ohne etwas zu sagen. Cowart starrte durch die Windschutzscheibe auf den Asphalt, der Detective durchs Beifahrerfenster auf die vorbeifliegende Landschaft. Das Schweigen war unangenehm; Cowart konnte nicht stillsitzen und hielt das Lenkrad steif mit durchgedrückten Armen. Er war es gewohnt, sich schnell ein Bild von Menschen zu machen, doch Tanny Brown blieb ihm bislang ein Rätsel. Ein verstohlener Blick zu seinem Begleiter verriet ihm, dass auch dieser seinen eigenen Gedanken nachhing. Wie ein Auktionator vor dem ersten Gebot versuchte Cowart, den Mann zu taxieren. Trotz seiner Größe und seines imposanten, muskulösen Körperbaus hing Brown der unscheinbare beige Anzug lose von Armen und Schultern, als hätte er ihn bewusst zwei Nummern zu groß gekauft, um sich kleiner zu machen. Obwohl es im Verlauf des Vormittags immer wärmer wurde, trug er die rote Krawatte zu seinem hellblauen Button-down-Hemd eng um den Hals geknotet. Als Cowart wieder verstohlene Blicke zur Seite warf, sah er, dass der Detective eine Brille mit Goldrand polierte und, nachdem er sie aufgesetzt hatte, wie ein Intellektueller aussah, was zu seinen Muskeln in Widerspruch stand. Schließlich zog Brown, ähnlich wie ein Reporter, einen kleinen Stift und einen Block heraus und machte sich Notizen. Als er mit dem Schreiben fertig war, steckte der Detective Stift, Papier und Brille wieder ein und starrte erneut aus dem Fenster. Er deutete vage auf die Landschaft. »Vor zehn Jahren sah es hier noch ganz anders aus, und noch mal zwanzig Jahre zurück wieder ganz anders.«

»Inwiefern?«

»Sehen Sie die Exxon-Tankstelle? Mit den Selbstbedienungstanksäulen und dem Mini-Markt mit der Lebensmittelabteilung?«

Im nächsten Moment waren sie daran vorbei.

»Ja, was ist damit?«

»Vor fünf Jahren war das eine kleine Dixie Gas, im Besitz eines Mannes, der in den Fünfigern wahrscheinlich dem Ku-Klux-Klan angehört hatte. Ein paar alte Pumpen, eine Nationalflagge im Fenster und ein Schild mit der Aufschrift KÖDER UND KUGELN. So schlicht formuliert, wie der Kerl gestrickt war. Aber erstklassige Lage. Hat den Laden verkauft, einen Batzen Geld gemacht und sich wahrscheinlich zur Ruhe gesetzt in einem dieser kleinen Häuser, die hier überall wie Pilze aus dem Boden schießen. Die Viertel haben diese poetischen Namen: Fuchslauf oder Barschbach oder Elysische Gefilde.« Der Detective lachte leise in sich hinein. »Das gefällt mir. Wenn ich in den Ruhestand gehe, tu ich's nicht unter Elysischen Gefilden. Oder vielleicht besser Walhalla? Angemessener für einen Cop, finden Sie nicht? Die Krieger der modernen Gesellschaft. Allerdings müsste ich dann mit der Waffe in der Hand sterben, oder?«

»Ja.« Cowart war angespannt. Der Detective füllte den kleinen Wagen aus, als sei da mehr an dem Mann als das, was Cowart sehen konnte. »Hat sich also viel verändert?«

»Schauen Sie sich um. Die Straße ist gut, das heißt, es kommen genügend Steuern herein. Keine Tante-Emma-Läden mehr. Stattdessen 7-Eleven und Winn-Dixie und Southland Service Center. Sie müssen in die Markenwerkstatt, nur um einen Ölwechsel machen zu lassen. Einen Zahnarzt finden Sie

nur über den Berufsverband. Zum Einkaufen fahren Sie in die Mall. Der Quarterback der Football-Mannschaft der Highschool ist der Sohn eines Lehrers und schwarz, der beste Passfänger weit und breit ist der Sohn eines Monteurs und weiß. Wie finden Sie das?»

»Da, wo Fergusons Großmutter wohnt, scheint sich nicht viel verändert zu haben.«

»Nein, das stimmt. Alter Süden. Bitterarm. Im Sommer heiß, im Winter kalt. Holzofen und Außentoilette und barfuß durch den Dreck. Alles hat sich noch nicht geändert, und so eine Gegend zeigt einem, wie viel sich noch ändern muss.«

»Tankstellen sind eine Sache«, sagte Cowart, »aber wie sieht es mit der Einstellung aus?»

Brown lachte. »Da dauert es mit dem Wandel ein bisschen länger, nicht wahr? Alle klatschen Beifall, wenn der Junge des Lehrers den Ball wirft und der Sohn des Monteurs ihn fängt und einen Touchdown einfährt. Wenn allerdings einer von den beiden mit der Schwester des anderen was anfangen wollte, wäre es mit dem Applaus verdammt schnell vorbei. Aber bei Ihrem Beruf ist Ihnen das alles natürlich nicht neu, oder?»

Der Reporter nickte, obwohl er nicht sagen konnte, ob das als Spöttelei, als Beleidigung oder als Kompliment gemeint war. Sie fuhren an den Rohbauten einer Reihenhaussiedlung vorbei, die inmitten von Wiesen und Feldern buchstäblich aus dem Boden gestampft wurde. Ein gelber Bulldozer riss in das grüne Gelände eine Wunde aus roter Erde. Für einen Moment war der Wagen vom Lärm des Mahlens und Grabens erfüllt. Ein Arbeitstrupp in Schutzhelmen und schweißgetränkten Hemden stapelte Holz und Porenbeton. Im Auto herrschte zwischen den beiden Männern Schweigen, bis sie die Baustelle hinter sich hatten. Dann fragte Cowart: »Und wo haben Sie Wilcox heute gelassen?»

»Bruce? Wir hatten letzte Nacht ein paar Verkehrstote. Ich hab ihn zur Gerichtsmedizin geschickt, damit er bei den Autopsien dabei ist. Eine heilsame Lehre hinsichtlich Trunkenheit am Steuer. Zeigt einem, was passieren kann, wenn Bauarbeiter wie die, an denen wir eben vorbeigekommen sind, donnerstags Zahltag haben.«

»Er braucht solche Lektionen?»

»Wer braucht die nicht? Das gehört zu den Dingen, die er in diesem Beruf lernen muss.«

»Und sein aufbrausendes Temperament?»

»Das muss er in den Griff bekommen. Aber der erste Eindruck täuscht; er ist ein scharfer Beobachter und ein kluger Kopf. Sie würden staunen, wie gut er mit Beweisen und mit Menschen umgehen kann. Es kommt nicht oft vor, dass es so mit ihm durchgeht.«

»Er hätte sich bei Ferguson im Griff haben sollen.«

»Ich glaube, Ihnen ist noch nicht ganz klar, wie das, was mit dem kleinen Mädchen passiert ist, uns allen zugesetzt hat.«

»Das tut nichts zur Sache, das wissen Sie so gut wie ich.«

»Nein, Sie wollen das nur nicht hören.«

Der Vorwurf des Detectives brachte Cowart zum Schweigen. Doch nach einer Weile nahm er den Faden wieder auf. »Sie wissen, was passiert, wenn ich schreibe, dass er Ferguson geschlagen hat?»

»Ich weiß, womit Sie rechnen.«

»Der Prozess wird neu aufgerollt.«

»Mag sein. Ziemlich wahrscheinlich sogar.«

»Sie hören sich wie jemand an, der etwas weiß, aber schweigt.«

»Nein, Mr. Cowart, ich höre mich wie jemand an, der das Rechtssystem kennt.«

»Nun, das Rechtssystem besagt, dass man aus einem Angeklagten kein Geständnis rausprügeln darf.«

»Und das haben wir getan? Ich glaube, ich sagte Ihnen bereits, dass Wilcox Ferguson ein, zwei Mal geohrfeigt hat. Geohrfeigt. Mit der flachen Hand. Kaum mehr als eine nachdrückliche Geste, damit er ihm gut zuhört. Glauben Sie, einem Mörder ein Geständnis aus der Nase zu ziehen, wäre ein

Zuckerschlecken? Du liebe Güte. Und nebenbei: Er hat sich mit seinem Geständnis vierundzwanzig Stunden Zeit gelassen. Wo sehen Sie da den Kausalzusammenhang?«

»Fergusons Version klingt anders.«

»Wahrscheinlich behauptet er, wir hätten ihn die ganze Zeit gefoltert.«

»Ja.«

»Fortwährende körperliche Misshandlung gepaart mit Nahrungs-, Flüssigkeits- und Schlafentzug, dazu noch die Angst. Uralte Masche, überaus erfolgreich. Das hat er behauptet?«

»Mehr oder weniger, ja. War es nicht so?«

Tanny Brown lächelte und schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. So war es ganz und gar nicht. Meinen Sie, mit der Taktik hätten wir aus diesem mundfaulen Arschloch kein besseres Geständnis rausbekommen? Wir hätten rausgefunden, wie er Joanie überredet hat, zu ihm in den Wagen zu steigen, und wo er seine Kleider versteckt hat und all den anderen Mist, zu dem er die Klappe gehalten hat.«

Cowart merkte, wie seine Überzeugung ins Wanken geriet. Was der Polizist sagte, war nicht von der Hand zu weisen.

Brown schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Ein offizielles Dementi – das würde sich gut in Ihrem Artikel machen, nicht wahr? Tu ich doch gern für Sie.«

»Besten Dank.«

»Aber Sie schreiben ihn, egal was ich sage, oder?«

»Ja.«

»Na ja, ich kann nachvollziehen, dass es Ihnen besser ins Konzept passt, ihm zu glauben.«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Nicht? Was macht seine Version plausibler als meine?«

»Darüber habe ich mir noch kein Urteil gebildet.«

»Von wegen.« Brown fuhr auf seinem Sitz herum und sah Cowart wütend an. »Die klassische Ausrede des Reporters, nicht wahr? ›Ich weiß gar nicht, was Sie wollen, ich lege dem Leser alle Aussagen vor, damit er selbst entscheiden kann, welcher er glaubt ...‹ Die alte Leier, oder?«

Cowart antwortete mit einem unbestimmten Nicken.

Der Detective nickte ebenfalls und wandte sich wieder zum Fenster.

Auf der weiteren langsamen Fahrt versank Cowart in Schweigen. Er sah, dass er die Kreuzung hinter sich ließ, die Blair Sullivan beschrieben hatte. Er suchte die Wegstrecke vor ihnen nach den Weiden ab.

»Wonach suchen Sie?«, fragte Brown.

»Nach Weiden und einem Regenrohr, das unterhalb der Straße verläuft.«

Der Detective überlegte, dann antwortete er: »Einfach die Straße lang, nicht so schnell, ich zeig's Ihnen.«

Er deutete auf eine Stelle weiter vorn, und Matthew Cowart sah die Bäume und einen schmalen Streifen am Straßenrand. Er fuhr heran und stieg aus.

»Also«, sagte der Detective. »Wir haben die Weiden gefunden. Und wonach suchen wir jetzt?«

»Wenn ich das so genau wüsste.«

»Mr. Cowart, muss man Ihnen jedes Wort aus der Nase ziehen?«

»Etwas unter dem Regenrohr. Ich soll unter dem Rohr nachsehen.«

»Wer hat Ihnen aufgetragen, unter dem Rohr zu suchen, und wonach?«

Der Reporter schüttelte den Kopf »Gedulden Sie sich. Werfen wir erst mal einen Blick darauf.«

Der Polizist schnaubte verächtlich, folgte ihm aber.

Matthew Cowart ging zur Böschung und starrte auf die Öffnung des schiefergrauen, rostigen Rohrs, das in dichtes Gestrüpp und bemoostes Geröll hineinragte und vom unvermeidlichen Müll umgeben

war: Bierdosen, leere Limo- und Cola-Flaschen, zur Unkenntlichkeit verdreckte Papierverpackungen, ein alter, erdverklumpter Turnschuh und eine stinkende, halb leer gegessene Brathähnchen-Packung aus Styropor. Aus der Leitung tropfte schmutziges Wasser. Er zögerte einen Moment, dann kletterte er ins feuchte, dornige Gestrüpp, in dem er mit den Kleidern hängenblieb, während er mit den Füßen im Schlamm versank. Der Detective folgte ihm auf dem Fuß, ohne im mindesten darauf zu achten, dass er sich den Anzug zerriss und beschmutzte.

»Sagen Sie«, fragte der Reporter, »ist das Ding immer so oder ...«

»Nein. Bei starken Regenfällen steht das hier alles unter Wasser, eine einzige Brühe. Dann braucht es ein, zwei Tage, um wieder zu trocknen. Immer wieder.«

Cowart zog sich die Handschuhe an. »Halten Sie bitte die Taschenlampe«, sagte er.

Vorsichtig ging er auf die Knie, und der Polizist, der sich neben ihn hockte, hielt die Taschenlampe unter die Rohröffnung, während Cowart anfang, Dreck und Geröll wegzukratzen.

»Mr. Cowart, wissen Sie eigentlich, was Sie da tun?«

Ohne zu antworten, entfernte der Reporter weitere Schichten.

»Wenn Sie mir freundlicherweise ...«

Er sah etwas im Lichtstrahl und grub noch eifriger weiter. Der Detective merkte, dass Cowart etwas entdeckt haben musste, und versuchte, mehr zu erkennen. Matthew Cowart scharrte nasses Laub und Erde zur Seite. Zum Vorschein kam ein Griff. Er packte zu und zog fest daran. Einen Moment stieß er auf Widerstand, als sei die Erde nicht bereit, ihm den Gegenstand kampflos zu überlassen, doch dann löste er sich aus der Verkrustung. Triumphierend stand Cowart auf. »Eindrucksvolles Messer«, sagte er gedehnt.

Der Detective starrte Cowarts Fund an.

»Eindrucksvolle Mordwaffe, nehme ich an.«

Die zehn Zentimeter lange Klinge und der Griff des Messers waren verrostet und verschmiert. Es war fast schwarz, und für eine Schrecksekunde fürchtete Cowart, die Waffe könnte ihm in der Hand zerbröseln.

Tanny Brown sah Matthew Cowart mit einem stummen, eindringlichen Blick an, bevor er ein Tuch aus der Tasche zog, das Messer an der Spitze packte und es behutsam einwickelte. »Dasnehm ich an mich«, sagte er entschieden und verstaute das Beweisstück in seiner Anzugtasche. »Nicht mehr viel dran an dem Ding«, sagte er enttäuscht. »Wir schicken es natürlich ins Labor, aber allzu viel verspreche ich mir nicht davon.« Er starrte auf das Rohr, dann in den Himmel. »Treten Sie bitte zurück«, sagte er schließlich. »Und fassen Sie nichts mehr an. Falls es hier noch irgendwas für die Spurensuche zu holen gibt, möchte ich nicht, dass es beeinträchtigt wird. Wenn diese Stelle mit einer Straftat in Verbindung steht, möchte ich, dass sie so gut wie möglich erhalten bleibt.«

»Sie wissen, womit sie in Verbindung steht«, erwiderte Cowart.

Brown trat einen Moment zur Seite und schüttelte den Kopf. »Sie Mistkerl«, sagte er ohne Nachdruck und kletterte wieder die Böschung zu Cowarts Wagen hinauf. Mit geballter Faust und angespannter Miene stand er eine Weile am Straßenrand. Plötzlich trat er so heftig gegen die Autotür, dass das Scheppern durch den heißen Dunst des Vormittags hallte.

Cowart saß allein im Polizeirevier und wartete. Durch das Fenster sah er, wie der Abend über die Häuser hereinbrach und die Dunkelheit aus schattigen Winkeln und unter den Baumkronen hervorkroch, um die Herrschaft zu übernehmen. Es war ein schneller, winterlicher Wechsel und nicht der gleitende Rückzug eines langen Sommertages.

Er war über Stunden auf eine harte Geduldsprobe gestellt worden. Zunächst hatte er zugesehen, wie ein Team von Kriminaltechnikern das Rohr sorgfältig nach weiteren Beweismitteln absuchte, wie sie all ihre Proben von Rückständen und Schmutz sowie einige undefinierbare Abfälle in Plastiktüten

verstaubten und etikettierten. Auch wenn er wusste, dass sie nichts finden würden, hatte er während der ganzen Suchaktion geduldig gewartet.

Am Spätnachmittag waren er und Tanny Brown zum Revier zurückgefahren, wo er warten sollte, bis die Laboruntersuchungen des Messers abgeschlossen waren und der Detective die Ergebnisse auf den Tisch bekam. Die meiste Zeit über hatten die beiden Männer sich angeschwiegen.

Cowart betrachtete ein gerahmtes Foto des Detectives mit seiner Familie vor einer weiß getünchten Kirche. Eine Frau und zwei Töchter, eine davon mit Rastazöpfen, Zahnsperre und einem unbekümmerten Lächeln, das sogar die Strenge der Sonntagskleider überstrahlte; die andere eine heranwachsende Schönheit mit makelloser Haut und einer ebensolchen Figur, die sich durch die frisch gestärkte weiße Bluse abzeichnete. Der Detective und seine Frau lächelten still in die Kamera und bemühten sich um eine unverkrampfte Miene.

Das Bild gab ihm einen Stich. Nach der Scheidung hatte er sämtliche Bilder, auf denen er mit seiner Frau und seiner Tochter vereint war, weggeworfen. Jetzt fragte er sich, wieso.

Er ließ den Blick über die weitere Wanddekoration schweifen: eine Reihe Siegerplaketten vom örtlichen Schützenverein; eine Belobigung des Bürgermeisters wegen besonderer Tapferkeit; eine Medaille, genauer gesagt ein Bronze Star, neben einer anderen militärischen Ehrung. Daneben hing ein Foto von einem wesentlich schmaleren Tanny Brown im Tarnanzug, das offenbar in Südostasien entstanden war.

Hinter ihm ging die Tür auf, und Cowart drehte sich um. Der Detective sah ihn mit undurchdringlicher Miene an.

»He«, sagte Cowart, »wofür haben Sie den Orden bekommen?«

»Was für einen Orden?«

Cowart deutete auf die Wand.

»Ach so. Ich war Sanitäter. Der Zug geriet in einen Hinterhalt, und vier Jungs hatte es in einem Reisfeld erwischt. Ich bin raus und hab einen nach dem anderen reingeholt. War eigentlich nichts Besonderes, nur dass wir an dem Tag einen Reporter von der *Washington Post* bei uns hatten. Mein Lieutenant begriff ziemlich schnell, dass er richtig Scheiße gebaut hatte, indem er uns in die Falle tappen ließ, und deshalb hat er mich als Anwärter für einen Star vorgeschlagen – kleines Ablenkungsmanöver für den Typ von der Zeitung. Nach vier Stunden mit dem Hintern im Kugelhagel und dem Gesicht im Morast, in dem es von Blutegeln wimmelte, sollte er noch einen positiven Eindruck mit nach Hause nehmen. Waren Sie da?«

»Nein«, sagte Cowart. »Meine Lotterienummer war dreiundzwanzig. Wurde nie gezogen.«

Der Detective nickte und deutete auf einen Stuhl, während er selbst auf den Sessel hinter dem Schreibtisch sackte.

»Nichts«, fasste der Detective die Laborergebnisse zusammen.

»Keine Fingerabdrücke? Blut? Irgendetwas?«

»Bisher nicht. Wir schicken alles auch noch mal ins FBI-Labor, um zu sehen, ob die vielleicht was damit anfangen können. Die sind technisch wesentlich besser ausgerüstet als wir.«

»Aber rein gar nichts?«

»Na ja, der Gerichtsmediziner sagt, dass die Klinge zur Größe der Stichwunden passt. Die tiefste entsprach genau der Länge der Klinge. Immerhin etwas.«

Cowart zückte seinen Block und fing an, sich Notizen zu machen. »Irgendwas zur Herkunft des Messers?«

»Es ist ein billiges Allweltschneider, wie man es in jedem Sportgeschäft bekommt. Wir tun zwar, was wir können, aber es hat weder eine Seriennummer noch ein Herstellersiegel.« Er zögerte und sah Cowart forschend an. »Aber worauf wollen Sie hinaus?«

»Was?«

»Sie haben mich schon verstanden. Lassen wir die Spielchen. Woher wussten Sie von dem Versteck? Ist es das Messer, mit dem Joanie Shriver ermordet wurde? Reden Sie.«

Cowart kämpfte mit sich.

»Soll ich es vielleicht erst aus der Zeitung erfahren, oder wie hatten Sie sich das gedacht?«

In die Erschöpfung mischte sich ein fordernder Ton.

»Zunächst mal so viel: Ich hab nicht von Robert Earl Ferguson erfahren, wo ich nach dem Messer suchen soll.«

»Wollen Sie damit sagen, jemand anders hätte Ihnen gesteckt, wo Sie die Waffe finden, mit der möglicherweise Joanie Shriver ermordet wurde?«

»Ja.«

»Und hätten Sie die Güte, mir mitzuteilen, wer?«

Matthew Cowart blickte von seinen Notizen auf. »Dann verraten Sie mir zuerst bitte eins, Lieutenant: Werden Sie die Mordermittlungen wiederaufnehmen, wenn ich Ihnen sage, wer mir von dem Messer erzählt hat? Sind Sie bereit, zum Staatsanwalt zu gehen? Zum Richter, um ihm zu erklären, dass der Fall noch einmal aufgerollt werden muss?«

Der Detective sah ihn finster an. »Solange ich im Dunkeln tappe, werde ich Ihnen gar nichts versprechen. Kommen Sie schon, Cowart. Raus damit.«

Cowart schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen trauen kann, Lieutenant, so einfach ist das.«

In dem Moment schien Tanny Brown drauf und dran, zu explodieren. »Ich dachte, eins hätten Sie mittlerweile kapiert«, sagte der Detective kaum lauter als im Flüsterton.

»Was?«

»Dass der Mordfall Joanie Shriver in dieser Stadt niemals abgeschlossen sein wird, bis der Mann dafür bezahlt hat.«

»Genau das ist die Frage, nicht wahr? Wer bezahlt dafür?«

»Wir bezahlen alle. Jeder von uns. Die ganze Zeit.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch, so dass es in dem kleinen Raum widerhallte. »Wenn Sie mir was zu sagen haben, dann sagen Sie es jetzt!«

Matthew Cowart überlegte fieberhaft, was er mit Sicherheit wusste und was nicht, bevor er schließlich antwortete: »Ich weiß von Blair Sullivan, wo das Messer zu finden war.«

Der Name zeigte die zu erwartende Wirkung auf den Polizisten. Er war offensichtlich verblüfft, dann fassungslos.

»Sullivan? Was hat der denn damit zu tun?«

»Sollten Sie eigentlich wissen. Er ist im Mai 1987 hier in Pachoula vorbeigekommen, als er unterwegs jede Menge Leute umgelegt hat.«

»Das weiß ich ...«

»Und er wusste, wo das Messer ist.«

Brown starrte ihn an. Das Schweigen im Raum war mit Händen zu greifen. »Hat Sullivan gesagt, er hätte Joanie Shriver getötet?«

»Nein.«

»Hat er gesagt, Ferguson hätte sie *nicht* getötet?«

»Nicht direkt, aber ...«

»Hat er irgendetwas gesagt, das explizit dem ursprünglichen Prozess widerspricht?«

»Er wusste von dem Messer.«

»Er wusste von *einem* Messer, und ohne forensische Beweise ist es erst einmal nur ein Stück rostiges Metall. Ich bitte Sie, Cowart, Ihnen dürfte doch nicht entgangen sein, dass Sullivan vollkommen irre ist. Hat er Ihnen irgendetwas an die Hand gegeben, das auch nur im entferntesten Beweischarakter hat?«

Brown hatte die Augen zusammengekniffen, und Cowart sah ihm an, wie es in seinem Kopf arbeitete, wie er Schlüsse zog und wieder verwarf. Er bringt es nicht über sich, dachte Cowart in diesem Moment, er wird die Möglichkeit eines Irrtums weit von sich weisen. Er hat seinen Mörder und will nicht daran rühren.

»Nein, sonst nichts.«

»Dann reicht es nicht, um ein Ermittlungsverfahren wiederaufzunehmen, das bereits zu einer Verurteilung geführt hat.«

»Ach nein? Wie Sie wollen. Dann merken Sie sich schon mal vor, die Zeitung zu kaufen; wir werden ja sehen, ob es reicht.«

Der Polizist funkelte Cowart böse an und deutete zur Tür. »Raus, Mr. Cowart, sofort. Steigen Sie in Ihren Leihwagen und fahren Sie in Ihr Motel. Packen Sie Ihre Sachen. Nehmen Sie den nächsten Flieger nach Miami. Und lassen Sie sich nie wieder hier blicken. Verstanden?«

Auch Cowart, der seine Wut und Frustration die ganze Zeit heruntergeschluckt hatte, war drauf und dran, die Beherrschung zu verlieren. »Drohen Sie mir?«

Der Detective schüttelte den Kopf. »Nein, das war ein wohlgemeinter Rat.«

»Und?«

»Nehmen Sie ihn an.«

Matthew Cowart erhob sich von seinem Stuhl und starrte den Polizisten an, der seinen Blick ebenso eisig erwiderte – ein visuelles Kräftemessen. Als der Detective ihm schließlich den Rücken kehrte, fuhr Cowart herum, knallte unüberhörbar die Tür hinter sich zu und lief so zielstrebig durch den neonbeleuchteten Flur zum Ausgang des Polizeireviers, als treibe er eine Woge vor sich her, und mehrere Beamte, denen er begegnete, traten unwillkürlich zur Seite. Er registrierte, wie Gespräche abrupt verstummten und sich Augenpaare in seinen Rücken bohrten. Er schnappte das eine oder andere gemurmelte Wort auf und hörte mehrmals in abfälligem Ton seinen Namen, sah sich jedoch nicht um und änderte auch nicht das Tempo. Im Fahrstuhl nach unten war er allein, und erst, als er durch die Glastür ins Freie getreten war, wandte er sich ein letztes Mal zurück. Für einen Moment sah er Tanny Brown am Fenster. Noch einmal trafen sich ihre Blicke. Matthew Cowart schüttelte kaum merklich den Kopf.

Er sah, wie der Detective mit seinem Bürostuhl zurückrollte und aus seinem Gesichtsfeld verschwand.

Einige Sekunden lang verharrte Cowart reglos in der Dunkelheit. Dann setzte er sich in Bewegung, zunächst langsam, dann immer schneller, bis er im Eiltempo durch die Stadt marschierte, während im Stakkato seiner Schritte der Artikel in seinen Gedanken immer deutlicher Gestalt annahm.

Als Cowart seinen Wohnblock erreichte, sorgte jedoch eine tiefe Erschöpfung dafür, dass die Lebenden in seinen Notizen verblassten und die Toten von seiner Vorstellungskraft Besitz ergriffen.

Es war schon nach Mitternacht. Die schwarze Nacht über Miami schien mit einem endlosen Netz funkelnder Sterne überspannt. Er sehnte sich danach, mit jemandem über seinen bevorstehenden Triumph zu sprechen, doch mit wem? Von den Menschen, mit denen er sein Hochgefühl hätte teilen können, war keiner mehr da, verloren durch Scheidung, Alter oder Tod. Vor allem dachte er an seine Eltern, doch sie lebten schon lange nicht mehr.

Beim Tod seiner Mutter war er noch ein junger Mann gewesen. Er sah die unscheinbare, stille Frau vor sich; bei ihrer sportlich-hageren Figur hatte sich jede Umarmung kantig und spröde angefühlt. Dafür hatte sie eine wohlklingende, volle Stimme, die sie mit allen Facetten zum Einsatz brachte, wenn sie Geschichten erzählte. Wie die meisten Frauen ihrer Generation war sie auf die Rolle der Hausfrau beschränkt geblieben und hatte ihn zusammen mit seinen Geschwistern großgezogen – ein endloser Zyklus von Windeln, Babynahrung und Zahnen, von blutig geschürften Knien, vermeintlichen Ungerechtigkeiten, Hausaufgaben und Basketballtraining bis hin zu Liebeskummer zwischen zwölf und siebzehn.

Sie war noch nicht wirklich alt gewesen, als sie – schnell, doch ohne große Dramatik – starb. In gerade einmal fünf Wochen durchlief sie alle Stadien von ungetrübter Gesundheit bis zum Tod, die an der gelben Verfärbung ihrer Haut, der entkräfteten Stimme und ihrem gebrechlichen Gang abzulesen waren. Sein Vater war praktisch an ihrer Seite gestorben, was ihn verwundert hatte. Als junger Mann hatte Cowart von den stürmischen Affären seines Vaters erfahren – alle von kurzer Dauer und höchst ungeschickt verheimlicht. Im Nachhinein erschien es ihm fast, als hätten sie weniger Schaden angerichtet als die Passion seines Vaters für die Zeitung, die allzu viel von seiner Zeit verschlang, so dass seine Familie viel zu stark in den Hintergrund trat. Daher konnten es die Kinder nicht glauben, als sich ihr Vater nach der Beerdigung sechs Monate lang wie besessen in die Arbeit stürzte und dann von einem Tag auf den anderen erklärte, er wolle in Frührente gehen.

Sie hatten alle lange mit ihm telefoniert und seine Entscheidung angezweifelt, ihn gefragt, was er danach ganz allein in einem großen, bedrückend leeren Haus mit sich anfangen wollte, noch dazu in der Vorstadt, mitten unter jungen Familien, die seine Nachbarschaft vielleicht befremdlich finden würden. Matthew Cowart war das jüngste von sechs Kindern, die zu Lehrern, einem Anwalt, einer Ärztin und einer Künstlerin herangewachsen waren und inzwischen quer über die Vereinigten Staaten verstreut lebten, keiner von ihnen nah genug, um ihrem plötzlich alten Vater zu helfen. Keiner von ihnen hatte das Offensichtliche kommen sehen. Er erschoss sich an seinem Hochzeitstag. Zwei Tage zuvor hatte er seinen Sohn Matthew abends angerufen. Sie hatten behutsam und distanziert über Reportagen und Artikel gesprochen. »Immer dran denken: Sie wollen nicht die Fakten, sondern die Wahrheit.« So etwas hatte er bis dahin kaum einmal zu ihm gesagt, und als Matthew versuchte, das Thema mit ihm weiterzuspinnen, hatte er das Gespräch unwirsch beendet.

Die Polizei hatte ihn mit einem kleinen Revolver in der Hand, einer Schusswunde in der Stirn und ihrem Foto auf dem Schoß an seinem Schreibtisch vorgefunden. Später hatte Cowart – einmal Reporter, immer Reporter – mit den Detectives geredet und sie gezwungen, die Szene in allen Einzelheiten zu beschreiben, damit er sie, nachdem er sie einmal gehört hatte, nie wieder vergessen konnte, auch wenn sie ausgesprochen nüchtern und prosaisch war: Sein Vater hatte ausgetretene alte Hausschuhe zu einem blauen Anzug und einer geblühten Krawatte getragen, die seine Frau ihm zu irgendeinem Vatertag geschenkt hatte. Vor ihm auf dem Tisch hatte die neueste Ausgabe der Zeitung

mit seinen Anmerkungen in Rot neben einer Limonade und einem angegessenen Sandwich gelegen. Er hatte sogar daran gedacht, der Putzfrau einen Scheck auszustellen, und ihn an den grünen Glasschirm seiner Leselampe geklebt. Rings um seinen Sessel war ein halbes Dutzend zerknüllte Papierblätter verstreut gewesen, als hätte er die Abschiedsgrüße an seine Kinder verworfen, ohne sie zu Ende zu führen.

Über Matthew funkelten die Sterne. *Ich war der Einzige, der es mit seinem Beruf versucht hat. Ich dachte, das würde uns einander näherbringen. Ich dachte, ich würde es besser machen, ich dachte, er wäre stolz auf mich. Oder auch eifersüchtig.*

Stattdessen war er unnahbarer geworden. Matthew dachte an das Lächeln seiner Mutter. Seine Tochter hatte es geerbt. Bei dem Gedanken empfand er plötzlich eine dunkle Leere, die augenblicklich dem Alptraum der Tatortfotos von Joanie Shriver wich.

Er senkte den Kopf und blickte die Straße entlang. In der Ferne sah er, wie der Boulevard im Licht der gelben Straßenlaternen und der vorbeihuschenden Autoscheinwerfer glitzerte. Er wandte sich ab und trat unter dem fernen Heulen einer Sirene in den Flur seines Wohnblocks. Er stieg in den Fahrstuhl und ging die wenigen Schritte zu seiner Wohnung. Einen Moment lang blieb er unschlüssig in der Tür stehen, knipste die Lichter an und sah sich um. Ihm schlug die typische Unordnung des Junggesellen entgegen, Bücher kreuz und quer in die Regale gestopft, gerahmte Poster an den Wänden, ein mit Zeitungen, Magazinen und ausgeschnittenen Artikeln übersäter Schreibtisch. Er suchte nach etwas, das ihm vertraut erschien und ihm das Gefühl gab, zu Hause zu sein. Mit einem Seufzer schloss er die Tür hinter sich ab und machte sich daran, seine Sachen auszupacken und schlafen zu gehen.

Cowart verbrachte eine arbeitsreiche Woche mit Telefonaten und bemühte sich, die letzten Lücken in der Geschichte zu füllen. Die Anrufe bei den Staatsanwälten, die die Klage gegen Ferguson geführt hatten und nicht mit Reportern reden wollten, fielen kurz und schroff aus. Mit den Männern, die bei den Anklagen und Verfahren gegen Blair Sullivan mitgearbeitet hatten, konnte er ausführlicher sprechen. Ein Detective in Pensacola bestätigte, dass sich Sullivan zu der Zeit, als Joanie Shriver den Tod fand, in Escambia County aufgehalten habe; die Kreditkartenquittung einer Tankstelle unweit von Pachoula stammte vom Vortag ihrer Ermordung. Die Staatsanwälte in Miami zeigten Cowart das Messer, das Sullivan bei seiner Verhaftung benutzt hatte; es handelte sich um eine billige, zehn Zentimeter lange, unauffällige, nicht weiter bestimmbare Klinge – dem Fund im Kanalrohr ähnlich, aber nicht damit identisch.

Er hatte das Messer in der Hand gehalten und gedacht: Das passt.

Dasselbe galt für andere Puzzleteile.

Er sprach ausführlich mit Vertretern der Rutgers University und erfuhr von Fergusons eher bescheidenem Notenschnitt. Er war durchgehend ein eher schwacher, desinteressierter Student gewesen, dem es im Wesentlichen darum gegangen war, seine Kurse zu bestehen, was ihm, wenn auch mit mäßigem Erfolg, durchwegs gelungen war. Der Verwalter eines Studentenheims hatte ihn als einen stillen, unfreundlichen Studienanfänger in Erinnerung, der sich wenig aus Partys machte und wenig Umgang pflegte. Ein Einzelgänger, sagte der Mann, die meiste Zeit allein. Schon kurz nach dem ersten Jahr an der Universität war er in eine Wohnung umgezogen.

Cowart sprach mit Fergusons Vertrauenslehrer an der Highschool, der im Großen und Ganzen die bisherigen Erkenntnisse bestätigte, jedoch darauf hinwies, dass Fergusons Leistungen in Newark deutlich besser gewesen waren.

So sah der Journalist Ferguson am Ende als einen Mann, der im Leben wenig Halt gefunden, der immer am Rand gestanden und nicht so recht gewusst hatte, wer er war und wo er hingehörte, der jederzeit mit etwas Unvorhergesehenem rechnete, bis es ihn tatsächlich mit voller Wucht erwischte. In

Cowarts Augen war er weniger das Unschuldslamm als das Opfer seiner eigenen Apathie. Ein Mann, an dem man sich schadlos halten konnte. Diese Einschätzung half ihm dabei, zu verstehen, was drei Jahre zuvor in Pachoula passiert war. Er führte sich den Gegensatz der beiden schwarzen Männer vor Augen, die in seiner Version der Geschichte die Hauptrollen spielten: Der eine hasste es, sich auf der Rückbank eines Busses durchschaukeln zu lassen. Der andere rannte in den feindlichen Kugelhagel, um Menschen zu retten. Der eine ließ sich am College treiben, der andere wurde Polizist. Gegen die Persönlichkeit von Tanny Brown hatte Ferguson keine Chance.

Ende der Woche war ein Fotograf, den das *Journal* nach Nordflorida geschickt hatte, zurückgekehrt. Er breitete seine Fotos vor Cowart auf einem Layouttisch aus: eine Farbaufnahme von Ferguson in seiner Zelle, wie er durch die Gitterstäbe in die Kamera blickt; eine Reihe von Bildern vom Regenrohr und von Pachoula, darunter das Haus der Shivers und die Schule; dasselbe Porträt des Opfers, das Cowart in der Grundschule gesehen hatte. Auf einem Schnappschuss kamen Tanny Brown und Bruce Wilcox in zügigem Schritt aus dem Morddezernat von Escambia County.

»Wie sind Sie daran gekommen?«, fragte Cowart.

»Ich hab mich an dem Tag auf die Lauer gelegt, bis sie zur Tür rausmarschierten. Sie schienen nicht eben begeistert.«

Cowart nickte und war froh, dass er nicht dabei gewesen war. »Und Sully?«

»Der wollte nicht«, sagte der Fotograf. »Aber ich hab eine gute Aufnahme von seinem Prozess aufgestöbert. Hier.« Er reichte Cowart das Foto.

Auf dem Bild war Blair Sullivan zu sehen, wie er, an Händen und Füßen gefesselt, zwischen zwei Hünen von Polizisten einen Flur im Gericht entlangging. Er blickte mit einem höhnischen, ein wenig bedrohlichen Grinsen in die Kamera.

»Eins ist mir schleierhaft«, sagte der Fotograf.

»Was denn?«

»Na ja, wenn ich dem Mann irgendwo begegnen würde, wäre ich mit Sicherheit so schnell wie möglich auf der anderen Straßenseite. Und ganz bestimmt würde ich nicht zu ihm in den Wagen steigen. Ferguson dagegen, na ja, selbst wenn er einen wütend anstarrt, sieht er deswegen noch lange nicht abgrundtief böse aus oder so. Ich meine, ich kann mir durchaus vorstellen, dass er mich in sein Auto bekommen würde.«

»Mit Sicherheit können Sie das nicht sagen«, antwortete Cowart. Er nahm das Foto von Sullivan in die Hand. »Der Mann ist ein psychopathischer Serienmörder. Der könnte Sie wahrscheinlich zu allem überreden. Schließlich hat er es nicht nur bei dem kleinen Mädchen geschafft. Denken Sie an all die anderen, die er umgebracht hat. Nehmen Sie dieses alte Ehepaar, denen er beim Reifenwechsel geholfen hat. Wahrscheinlich haben sie sich bei ihm bedankt, bevor er sie getötet hat. Oder die Kellnerin. Die ist mit ihm mitgekommen, schon vergessen? Wollte sich einfach nur ein bisschen amüsieren, dachte, es ginge auf eine Party. Die hat auch nicht den Killer in ihm gesehen. Und der junge Verkäufer in dem Laden? Der hatte einen von diesen Alarmknöpfen direkt unter der Kasse, aber er hat ihn nicht gedrückt.«

»Ist wahrscheinlich nicht mehr dazu gekommen.«

Cowart zuckte die Achseln.

»Jedenfalls«, beharrte der Fotograf, »wäre ich nie und nimmer bei ihm eingestiegen.«

»Da gebe ich Ihnen absolut recht. Sonst wären Sie längst tot.«

Er nahm seinen alten Schreibtisch in einer hinteren Ecke der Nachrichtenredaktion in Beschlag, breitete seine sämtlichen Notizen aus und starrte auf den Computerbildschirm. Nur für einen kurzen Moment überfiel ihn beim Anblick des leeren Dokuments eine gewisse Nervosität. Es war schon eine Weile her, dass er einen Artikel geschrieben hatte, und er fragte sich, ob er sein Handwerk noch

beherrschte. Doch dann wischte er die Zweifel beiseite und folgte der Faszination der Geschichte. Wenig später beschrieb er die beiden Männer in ihren Zellen, vermittelte dem Leser ihr Erscheinungsbild, ihr Verhalten, die Art und Weise, wie sie mit ihm gesprochen hatten. Als Nächstes skizzierte er seine Erlebnisse in Pachoula, beschrieb den hünenhaften Detective mit der einschüchternd starken Ausstrahlung und den anderen mit seinem Hang zum Jähzorn. Die Worte flogen ihm stetig und mühelos zu. Er konnte an nichts anderes denken.

Für den ersten Artikel brauchte er drei Tage, für den Folgeartikel zwei. Einen Tag verwandte er auf den Feinschliff, einen weiteren auf das Verfassen von kurzen Informationstexten, die den Artikeln beigelegt werden sollten. Zwei Tage kostete es, den gesamten Text Zeile für Zeile mit dem Lokalredakteur durchzugehen. Einen weiteren vollen Tag brauchten die Anwälte, um jedes Wort kritisch abzuklopfen, eine frustrierende Angelegenheit. Cowart hockte immer noch an seinem Tisch, als das Layout für seinen Beitrag auf der Titelseite der Sonntagsausgabe vorbereitet wurde. Die Schlagzeile lautete: ZUERST DIE STRAFE, DANN DAS URTEIL ... Das gefiel ihm. Als Untertitel folgte: ZWEI MÄNNER, EIN VERBRECHEN UND EIN MORD, DEN NIEMAND VERGESSEN KANN. Auch das fand er nicht schlecht.

Nachts lag er schlaflos im Bett und dachte: So. Ich hab's getan.

Am Samstag vor Erscheinen des Artikels rief er Tanny Brown an. Der Detective war zu Hause und das Morddezernat weigerte sich, Cowart die nicht eingetragene Privatnummer zu geben. Er ließ Brown die Bitte um einen Rückruf ausrichten; eine Stunde später meldete dieser sich.

»Cowart? Tanny Brown am Apparat. Ich dachte, zwischen uns wäre erst mal alles gesagt.«

»Ich wollte Ihnen nur Gelegenheit geben, zu dem Artikel vor Erscheinen Stellung zu nehmen.«

»So wie Ihr verdammter Fotograf uns um Zustimmung gebeten hat?«

»Die Sache tut mir leid.«

»Er hat uns aufgelauert.«

»Ich entschuldige mich für sein Benehmen.«

Brown schwieg einen Moment. »Ich hoffe, dass wir wenigstens nicht allzu unvorteilhaft getroffen sind. Schließlich sind wir alle ein bisschen eitel.«

Cowart war nicht sicher, ob das als Witz oder ernst gemeint war.

»Das Bild ist nicht schlecht«, sagte er. »Ein bisschen wie aus *Miami Vice*.«

»Okay, das muss genügen. Und jetzt sagen Sie, was Sie von mir wollen.«

»Möchten Sie zu dem Artikel, den wir morgen bringen, noch etwas sagen?«

»Morgen? Ich werd verrückt. Muss ich wohl früh aus den Federn und mir ein druckfrisches Exemplar besorgen. Die Geschichte kommt ganz groß raus, nehme ich an?«

»Ja.«

»Titelseite, was? Macht Sie zum Star, Cowart, hab ich recht? Richtig berühmt?«

»Was weiß ich.«

Der Detective lachte spöttisch. »Und Robert Earl, die Chance seines Lebens, oder? Mal ehrlich, Sie glauben schon, dass Sie ihn damit aus der Todeszelle holen?«

»Kann ich nicht sagen. Ist jedenfalls eine ziemlich interessante Geschichte.«

»Glaub ich Ihnen aufs Wort.«

»Ich wollte Ihnen nur Gelegenheit geben, sich dazu zu äußern.«

»Und Sie sagen mir, was drinsteht?«

»Jetzt, da er geschrieben ist, ja.«

Für ein paar Sekunden war es still in der Leitung. »Ich nehme mal an, Sie bringen auch diesen Blödsinn, wir hätten das Geständnis aus ihm rausgeprügelt? Und diese pikante kleine Anekdote mit der Pistole?«

»Es steht Aussage gegen Aussage. Seine gegen Ihre.«

»Nur unsere mit weniger Überzeugungskraft, stimmt's?«

»Nein, beide Darstellungen werden ausgewogen wiedergegeben.«

Brown lachte. »Wer's glaubt.«

»Also noch mal: Möchten Sie sich an dieser Stelle dazu äußern?«

»Das gefällt mir, ›dazu äußern‹. Spricht Bände, die Formulierung, finden Sie nicht? So unverfänglich. Ich soll mich zu dem, was Sie schreiben, *äußern*?« Die Bemerkung triefte vor Sarkasmus.

»Ja, ich wollte Ihnen Gelegenheit dazu geben.«

»Schon verstanden. Die Gelegenheit, mich noch tiefer in die Scheiße zu reiten«, sagte der Polizist.

»Mir noch mehr Ärger einzuhandeln, als ich auch so schon am Hals haben werde, nur weil ich Ihnen nichts vorgemacht habe. Klar doch.« Er holte Luft und fügte in fast traurigem Ton hinzu: »Ich hätte mauern können, hab ich aber nicht. Steht das auch in Ihrem Artikel?«

»Selbstverständlich.«

Tanny Brown stieß ein trockenes Lachen aus. »Ich weiß, wohin der Stein, den Sie da lostreten, Ihrer Meinung nach rollen soll. Aber ich sag Ihnen eins: Sie liegen daneben. Sie liegen absolut daneben.«

»Soll ich das zitieren?«

»Die Dinge sind nie so einfach, wie manche von uns denken. Es gibt immer Widersprüche, offene Fragen, berechtigte Zweifel.«

»Ist *das* Ihre Anmerkung zu dem Artikel?«

»Nein. Das möchte ich nur Ihnen begreiflich machen.« Der Detective lachte. »Sie sind eine harte Nuss, Cowart, wissen Sie das? Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich weiß, wie die Antwort lautet.« Er schwieg ein paar Sekunden.

Cowart hörte seinen wütenden Atem, bevor Tanny Brown wie fernes Donnerrollen sagte: »Na schön, hier haben Sie meine Stellungnahme: Sie können mich mal.«

Dann legte er auf.

*Ein weiterer Brief
aus dem Todestrakt*

Bis zur Anhörung sah und hörte Cowart nichts mehr von Ferguson. Dasselbe galt für die Polizisten, die sich in den Wochen nach Veröffentlichung der Artikel beharrlich weigerten, ihn zurückzurufen. Die Informationen, um die er bat, kamen im Telegrammstil von der Staatsanwaltschaft von Escambia County, die versuchte, sich zu einer einheitlichen Strategie durchzuringen. Umso überschwenglicher fielen die Reaktionen von Fergusons Anwälten aus. Jeden Tag riefen sie bei ihm an, um ihn über die neuesten Entwicklungen zu unterrichten, während sie den Richter, der beim ersten Prozess den Vorsitz geführt hatte, mit Anträgen bombardierten.

Kaum war sein Artikel erschienen, hatte Cowart der Wirbel erfasst, für den er mit seinen Anschuldigungen selbst gesorgt hatte. Fernsehen und Printmedien stürzten sich wie Aasgeier auf den Fall und suchten die Menschen und die Orte des Geschehens auf, um die sich seine Geschichte drehte, und in immer neuen Variationen, mit neuen Details ausgeschmückt, doch mit derselben Kernaussage wurde sie dutzendfach nacherzählt. Der Reiz lag für alle in denselben Elementen: den zweifelhaften Umständen des Geständnisses, den aufgewühlten Bürgern der kleinen Stadt, die den Schock über die Ermordung des Kindes immer noch nicht überwunden hatten, den beinharten Detectives und nicht zuletzt der bitterbösen Ironie, die darin lag, dass ein verurteilter Mörder einen anderen Todeskandidaten auf den elektrischen Stuhl bringen konnte, indem er einfach nur schwieg. Denn genau das tat Blair Sullivan, indem er kategorisch alle Besuchsanfragen zurückwies, ob es sich um Reporter, Anwälte oder Polizisten handelte; selbst eine Crew von *60 Minutes* ließ er abblitzen.

Ein einziges Mal – vielleicht zehn Tage nach Erscheinen der Reportage – rief er Matthew Cowart an.

Es war ein R-Gespräch. Cowart saß, nunmehr wieder in der Redaktion, an seinem Schreibtisch und las die Version der Geschichte in der *New York Times* (FRAGWÜRDIGES TODESURTEIL IN NORTHWEST-FLORIDA), als die Ferngesprächsvermittlung ihn fragte, ob er einen Anruf von einem Mr. Sullivan in Starke, Florida, entgegennehmen wolle. Einen Moment war er perplex, dann aber hellwach. Er beugte sich vor und hörte die vertraute, melodische Intonation von Sergeant Rogers aus der Haftanstalt.

»Cowart? Sind Sie dran, mein Freund?«

»Hallo, Sergeant, ja. Was gibt's?«

»Wir holen gerade Sully rüber. Er will mit Ihnen reden.«

»Wie läuft's denn so bei Ihnen?«

Der Sergeant lachte. »Verfluchte Kiste, ich hätte es mir dreimal überlegen sollen, als ich Sie hier reingelassen habe. Seit Ihren Artikeln geht es hier zu wie im Taubenschlag. Jeder Häftling ruft bei jedem XY-Reporter quer durch den Bundesstaat an. Und jeder XY-Schmierfink steht hier auf der Matte, will die Männer interviewen, sich unsere Herberge zeigen lassen und weiß der Kuckuck was noch alles.« Das Lachen des Sergeants dröhnte in der Leitung. »Die Jungs sind mehr aus dem Häuschen als bei der Geschichte damals mit dem Stromausfall, wo auch noch der Notgenerator schlappgemacht hat und die Brüder glaubten, die Hand des Schicksals hätte ihnen die Tore geöffnet.«

»Tut mir leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe ...«

»Ach, was soll's. Bringt ein bisschen Abwechslung in den grauen Alltag. Schwierig wird es natürlich, wenn sich der ganze Wirbel wieder legt und Normalität einkehrt. Was früher oder später unweigerlich der Fall sein wird.«

»Und Ferguson?«

»Bobby Earl? Der gibt nur noch Interviews, Vollzeitjob, die sollten ihm eine eigene Late-Night-Show im Fernsehen anbieten, der neue Johnny Carson oder Letterman.«

Cowart schmunzelte. »Und Sully?«

Es trat Stille ein, dann senkte der Sergeant die Stimme. »Das genaue Gegenteil. Stumm wie ein Fisch. Nicht nur gegenüber Reportern oder Seelenklumpnern. Bobby Earls Anwalt hat's schon fünf, sechs Mal bei ihm versucht. Vorladungen, Drohungen, Versprechen, das ganze Programm. Nichts hat gefruchtet. Der will einfach nicht reden, schon gar nicht über dieses kleine Mädchen in Pachoula. Er singt Kirchenlieder in seiner Zelle, schreibt noch mehr Briefe und liest stundenlang in der Bibel. Trotzdem fragt er mich aber immer wieder, was läuft, also halte ich ihn so gut ich kann auf dem neuesten Stand, bring ihm Zeitungen und Magazine. Er sieht jeden Abend fern, und er bekommt mit, wie diese beiden Polizisten Sie beschimpfen. Am Ende lacht er nur über das Ganze.«

»Was halten Sie davon?«

»Ich denke, er hat seinen Spaß. Nach seinem etwas eigenwilligen Geschmack.«

»Das ist unheimlich.«

»Seltsamer Vogel, sagte ich Ihnen ja bereits.«

»Und wieso will er dann mit mir reden?«

»Keine Ahnung. Hat mich heute früh einfach gefragt, ob ich ihn mit Ihnen verbinden kann.«

»Dann holen Sie ihn an den Apparat.«

Der Sergeant hüstelte. »So einfach geht das leider nicht. Sie haben sicher nicht vergessen, dass wir ungern auf gewisse Vorsichtsmaßnahmen verzichten, wenn wir Mr. Sullivan irgendwohin bringen.«

»Selbstverständlich. Wie sieht er aus?«

»Nicht anders als damals, als Sie ihn gesehen haben, außer vielleicht, dass er Spaß zu haben scheint. Ist förmlich aufgeblüht. Man könnte meinen, er hätte ein paar Pfündchen zugelegt, was nicht der Fall ist, so wenig, wie er isst. Wie gesagt, ich glaube, er amüsiert sich irgendwie, wirkt richtig lebendig.«

»Verstehe. Ach, übrigens, Sergeant, Sie haben mir noch nicht verraten, was Sie von der Reportage halten.«

»Nicht? Also, ich fand's wirklich interessant.«

»Aber?«

»Na ja, Mr. Cowart, wenn Sie so wie ich lange genug in Gefängnissen gearbeitet haben, besonders im Todestrakt, dann gibt es mit ziemlicher Sicherheit keine noch so abwegige Geschichte, die Sie nicht irgendwann schon mal gehört haben.«

Bevor Cowart nachhaken konnte, hörte er laute Stimmen durch die Leitung und dann schabende, schleifende Geräusche in der Nähe des Telefons. »Da kommt er«, sagte der Sergeant.

»Wird das Gespräch überwacht?«, fragte Cowart.

»Sie meinen, ob der Apparat hier verwandt ist? Wenn ich das wüsste. Das ist die Leitung, die wir in erster Linie für Gespräche mit den Anwälten benutzen, daher wohl eher nicht, denn wenn so was rauskäme, würden die ein Affentheater machen. Na, jedenfalls ist er jetzt da. Kleinen Moment, wir müssen ihm Handschellen anlegen.«

Für Sekunden herrschte Stille. Cowart hörte den Sergeant im Hintergrund fragen: »Ist das zu eng, Sully?«, und die Antwort: »Nö, geht schon.« Es folgten ein paar diffuse Geräusche und das Zuschlagen einer Tür, dann endlich war Sullivan am Apparat.

»Also, was sagt man dazu, Mr. Cowart. Der weltberühmte Reporter. Wie geht's, wie steht's?«

»Gut, Mr. Sullivan.«

»Freut mich zu hören. Also, was meinen Sie, Cowart? Wird unser guter Bobby Earl die Luft der Freiheit schnuppern? Meinen Sie, Fortuna öffnet ihm die Gittertür und rettet ihn aus dem Schatten des Todes? Glauben Sie, die Mühlen der Gerechtigkeit kommen langsam wieder in Gang?« Sullivan stieß

ein heiseres Lachen aus.

»Kann ich nicht sagen. Sein Anwalt hat Revision vor demselben Gericht beantragt, das ihn verurteilt hatte ...«

»Und das bringt's?«

»Warten wir's ab.«

Sullivan hüstelte. »Sicher, Sie haben recht.«

Beide Männer schwiegen.

Nach einer Weile fragte Cowart: »Also, weshalb rufen Sie an?«

»Sekunde«, erwiderte Sullivan. »Ich versuche gerade, diese verdammte Kippe anzuzünden. Gar nicht so einfach. Ich muss den Hörer weglegen.« Etwas prallte auf eine harte Fläche, bevor er sich wieder meldete. »Na also, geht doch. Wie war noch Ihre Frage?«

»Wieso Sie angerufen haben.«

»Ich wollte nur hören, wie berühmt Sie werden.«

»Was?«

»Ich bitte Sie, Cowart, Ihre Geschichte kommt auf sämtlichen Kanälen. Wetten, dass sich alle um Sie reißen? Nur weil Sie die Hand unter ein dreckiges, altes Regenrohr gesteckt haben.«

»Ja, vermutlich.«

»Ziemlich einfache Methode, berühmt zu werden, wie?«

»Ganz so einfach war es nun auch wieder nicht.«

Sullivan prustete wieder los. »Sicher, ist anzunehmen. Aber Sie machen sich wirklich gut, wie Sie da bei *Nightline* alle Register ziehen. Souverän und Ihrer Sache sicher.«

»Sie haben es ja abgelehnt, mit denen zu reden.«

»Kein Interesse. Dachte mir einfach, ich überlass das Reden Ihnen und Bobby Earl.« Sullivan schwieg einen Moment und piffte dann durch die Zähne. »Natürlich ist mir nicht entgangen, dass diese Polizisten aus Pachoula auch nicht allzu gesprächig waren. Schätze, die glauben Bobby Earl nicht. Ihnen auch nicht. Und mir schon gar nicht.«

Sullivan brach in ein spöttisches Wiehern aus. »Das zeigt nur mal wieder, wie starrköpfig manche Leute sein können. Einfach mit Blindheit geschlagen, auch wenn etwas noch so offensichtlich ist, was?«

Cowart antwortete nicht.

»Hatte ich Sie nicht gerade was gefragt, Cowart? Haben Sie nicht zugehört?«, zischte Blair Sullivan.

»Ja«, beeilte sich Cowart zu sagen. »Manche Menschen sind dafür einfach blind.«

Der Häftling schwieg einen Moment. »Na ja, wir sollten ihnen die Augen öffnen, vor allem Sie als berühmter Reporter, ihnen ein Licht aufsetzen, finden Sie nicht?«

»Und wie?« Cowart beugte sich auf seinem Schreibtisch vor. Er merkte, wie ihm der Schweiß in die Achseln trat und an seinen Rippen herabfloss.

»Nehmen wir mal an, ich würde Ihnen noch etwas verraten. Etwas wirklich Interessantes.«

Cowart griff unwillkürlich zu einem Bleistift und einem Stoß Papier, um mitzuschreiben. »Und das wäre?«

»Ich überleg noch. Drängeln Sie mich nicht.«

»Kein Problem. Lassen Sie sich Zeit.« Jetzt kommt der Knüller, dachte Cowart.

»Es wär schon interessant zu wissen, wie dieses kleine Mädchen in den Wagen gekommen ist, oder? Fänden Sie das nicht spannend, Cowart?«

»Ja. Und wie?«

»Immer langsam, ich rede nicht einfach so drauflos. Ich muss derzeit jedes Wort auf die Waagschale legen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Wussten Sie, dass an dem Tag, an dem die

arme Kleine gestorben ist, prächtiges Wetter herrschte, Cowart? Haben Sie das recherchiert? Es war zwar heiß, aber trocken, mit einer angenehmen kühlen Brise. Oben ein endloser strahlend blauer Himmel und unten lauter Frühlingsblumen. Ein richtig schöner Tag zum Sterben. Und nun stellen Sie sich mal vor, wie wunderbar kühl es im Sumpf gewesen sein muss, im Schatten der Pflanzen und Bäume. Vielleicht hat der Mann, der die kleine Joanie – was für ein hübscher Name – getötet hat, sich hinterher einfach noch ein Weilchen auf den Rücken gelegt und ein paar Minuten den prächtigen Tag genossen? Und sich im Schatten ein bisschen abgekühlt?«

»Wie kühl war es denn?«

Blair Sullivan stieß ein spitzes Lachen aus. »Also, wirklich, Cowart, woher soll ich das denn wissen?«

Er zog keuchend die Luft ein und pfiß zwischen den Zähnen. »Überlegen Sie mal, was diese beiden Holzköpfe von Polizisten liebend gerne wissen würden. Zum Beispiel über Kleider und Blutflecken und wieso sie keine Fingerabdrücke oder Haare oder Schmutzpartikel und all so 'n Zeug gefunden haben.«

»Und wieso nicht?«

»Na ja«, erwiderte Sullivan vergnügt, »wenn Sie mich fragen, kannte der Mörder der kleinen Joanie sich gut genug aus, um ein Bündel frische Kleider dabeizuhaben. So dass er die blut- und dreckverschmierten Sachen ausziehen und irgendwo entsorgen konnte. Wahrscheinlich war er so gescheit und hatte in seinem Wagen auch ein paar extragroße alte Müllsäcke dabei, in die er die blutigen Klamotten packen konnte, damit sie niemandem auffielen.«

Cowart zog sich der Magen zusammen. Er entsann sich, wie ihm ein Detective aus Miami erzählt hatte, an dem Abend seiner Festnahme hätten sie im Kofferraum von Blair Sullivans Wagen Kleider zum Wechseln und eine Rolle Müllsäcke gefunden.

Einen Moment schloss er die Augen, dann fragte er nach: »Wo würde der Mörder die Sachen entsorgen?«

»Na ja, zum Beispiel bei einer Altkleidersammelstelle der Heilsarmee, so was gibt's in dem Einkaufszentrum kurz vor Pensacola. Allerdings natürlich nur, wenn sie nicht allzu dreckig sind. Oder, wenn er richtig vorsichtig ist, in einem dieser Altkleidercontainer, diesen Dingern, die immer an den Highway-Raststätten stehen. Zum Beispiel an dieser richtig großen am Willow Creek. Die werden jede Woche geleert, und der Inhalt kommt direkt auf die Mülldeponie. Niemand wirft auch nur einen Blick auf das Zeugs, das sie da abkippen, es verschwindet unter Tonnen von Müll. Finden Sie nie wieder.«

»Ist es so gewesen?«

Sullivan beantwortete die Frage nicht, sondern redete einfach weiter: »Ich wette zehn zu eins, dass diese Cops und Sie natürlich auch und vielleicht die trauernden Eltern der Kleinen gerne wüssten, wieso in aller Welt das Mädchen bei dem Mann eingestiegen ist, he? Ich meine, ist das nicht höchst seltsam? Wie kam sie nur dazu?«

»Sagen Sie's mir.«

Er zischte in die Leitung: »Gottes Wille, Cowart.«

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen.

»Oder vielleicht des Satans, Cowart? Vielleicht hatte Gott einfach einen schlechten Tag und hat seinem ehemaligen Generalbevollmächtigten freie Hand gelassen?«

Cowart sagte nichts, sondern horchte nur auf die geflüsterten Worte, die ihm in den Ohren widerhallten.

»Wie auch immer, Cowart, wetten, dass derjenige, der dieses kleine Mädchen in seinen Wagen gelockt hat, so was in der Art gesagt hat: ›Hallo, wärst du wohl so nett, mir zu sagen, wo ich lang muss? Ich hab mich verfahren und weiß nicht, wo ich hier eigentlich bin.‹ Und jetzt sagen Sie bloß, da hätte nicht Gott die Hand im Spiel gehabt. Diesen Mann im Auto, also, ich seh den Kerl klar und

deutlich vor mir. Und wieso er nicht mehr wusste, wo's langging, Cowart, im doppelten Sinne. Aber an dem Tag hat er ja wieder zu sich gefunden, nicht wahr?«

Sullivan inhalierte hörbar den Rauch seiner Zigarette, bevor er fortfuhr: »Und was wird er wohl sagen, als das kleine Mädchen ihm seine Aufmerksamkeit schenkt? Vielleicht sagt er: ›Soll ich dich das kurze Stück nach Hause mitnehmen?‹ In völlig normalem Ton.«

Erneut zögerte Sullivan. »Als wär's das Selbstverständlichste auf der Welt. Nur dass ein Alptraum draus wird – genau das, wovor diese guten Leute die Kinder immer warnen, wenn sie ihnen einschärfen, sich von Fremden fernzuhalten.«

Er legte eine Pause ein, bevor er in beschwingtem Ton hinzufügte: »Nur dass sie nicht drauf gehört hat, he?«

»Haben Sie das zu ihr gesagt?«, fragte Cowart mit brüchiger Stimme.

»Habe ich etwa behauptet, ich hätte das zu ihr gesagt? Habe ich das mit einer Silbe behauptet? Nein! Ich habe lediglich die Vermutung angestellt, dass *jemand* wahrscheinlich etwas in dieser Art zu ihr gesagt hat. Jemand mit niederträchtigen, blutrünstigen Neigungen, der an dem Tag einfach nur Glück gehabt hat, dass dieses kleine Mädel vor ihm auftauchte.«

Wieder lachte er. Dann folgte lautes Niesen.

»Wieso haben Sie das getan?«, fragte Cowart unvermittelt.

»Hab ich etwa behauptet, ich hätte das getan?«

»Nein, Sie ergehen sich nur in Andeutungen ...«

»Tja, wir brauchen doch alle unseren Spaß, sehen Sie's mir also nach.«

»Wieso sagen Sie mir nicht ganz einfach die Wahrheit? Wieso rücken Sie nicht einfach damit raus, wie es wirklich gewesen ist?«

»Was? Sie Spielverderber! Cowart, Sie haben wirklich keine Ahnung, wie man sich im Todestrakt ein bisschen Abwechslung verschafft.«

»Indem Sie zulassen, dass ein Unschuldiger auf den elektrischen Stuhl kommt und ...«

»Wer sagt denn, dass ich das beabsichtige? Ich dachte immer, wir hätten eine starke Strafjustiz, die sich um solche Dinge kümmert. Dafür sorgt, dass kein Unschuldiger sich den Hintern verbrennt?«

»Sie haben mich schon verstanden.«

»Darauf können Sie einen lassen, Cowart«, antwortete Sullivan leise und bedrohlich. »Und wissen Sie was? Mir ist das scheißegal.«

»Also noch mal: Wieso rufen Sie an?«

Sullivan schwieg am anderen Ende der Leitung. Als er wieder sprach, klang er todernt. »Sie sollen nur wissen, wie sehr ich mich inzwischen für Ihre Karriere interessiere, Cowart.«

»Das ist ...«

»Ich bin noch nicht fertig!«, fiel ihm Sullivan ins Wort. »Wie oft muss ich das noch sagen! Wenn ich rede, hören Sie mir gefälligst zu, Mr. Reporter, kapiert?«

»Ja.«

»Weil ich Ihnen nämlich was sagen will.«

»Und das wäre?«

»Ich will Ihnen sagen, dass es noch nicht vorbei ist. Es fängt gerade erst an.«

»Wie meinen Sie das?«

»Werden Sie schon sehen.«

Cowart wartete. Nach einer Weile sagte Sullivan: »Ich denke, wir unterhalten uns irgendwann noch mal. Immer wieder ein Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern. Wenn wir uns ausgetauscht haben, ist hinterher immer was los. Ach, eh ich's vergesse.«

»Ja?«

»Haben Sie mitbekommen, dass der Oberste Gerichtshof meine automatische Berufung für die

Sitzungsperiode im Herbst anberaumt hat? Die lieben es offenbar, einen Mann schmoren zu lassen ... im übertragenen Sinne, versteht sich. Vermutlich glauben sie, ich kippe noch um oder so und mach doch von sämtlichen Berufungsmöglichkeiten Gebrauch. Heuer mir vielleicht wie Bobby Earl irgend so ein Ass an, um vor Gericht zu klären, ob es nicht vielleicht verfassungswidrig ist, meinen alten Arsch unter Strom zu setzen. Irgendwie rührend, wie die sich um den alten Sully kümmern.«

Kurzes Schweigen, dann: »Aber Sie und ich wissen natürlich, was Sache ist, nicht wahr, Mr. Reporter?«

»Und was ist Sache?«

»Dass sie damit völlig danebenliegen. Nicht mal, wenn Jesus höchstpersönlich herniederkäme und mich recht lieb darum bäte, wäre an meinem Entschluss zu rütteln.«

Im selben Moment legte er auf.

Cowart erhob sich von seinem Schreibtischstuhl. Es zog ihn zur Herrentoilette, wo er die Handgelenke mehrere Minuten lang unter kaltes Wasser hielt, um die Hitzewogen im ganzen Körper in den Griff zu bekommen und seinen Herzschlag zu normalisieren.

Am Abend, als er nach seinem Auftritt bei *Nightline* gerade Feierabend machen wollte, rief seine Ex-Frau an.

»Matty?«, sagte Sandy. »Wir haben dich in der Glotze gesehen.«

Dabei klang sie aufgeregt wie ein kleines Mädchen, was ihn an bessere Zeiten erinnerte, als sie jung und ihre Beziehung unbeschwert war. Er hatte nicht damit gerechnet, von ihr zu hören. Es bereitete ihm ein heimliches Vergnügen, das er unter dem Deckmantel falscher Bescheidenheit kaschierte.

»Hallo, Sandy, wie geht's?«

»Gut. Ich werde fett, bin ständig müde, du weißt ja noch, wie das ist.«

Wenn er ehrlich war, nicht. Er erinnerte sich, wie er den größten Teil ihrer Schwangerschaft hindurch vierzehn Stunden am Tag in der Lokalredaktion gearbeitet hatte.

»Wie fandst du's?«

»Muss wahnsinnig aufregend für dich gewesen sein. Eine Bombengeschichte.«

»Ist es nach wie vor.«

»Wie geht's mit diesen beiden Männern weiter?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich schätze, Ferguson bekommt ein neues Verfahren. Der andere ...«

Sie unterbrach ihn. »Der hat mir richtig Angst gemacht.«

»Ist auch ein völlig kaputter Typ.«

»Und was wird mit ihm?«

»Wenn er sich jetzt nicht dranmacht, Berufungsgesuche einzureichen, wird der Gouverneur den Hinrichtungsbefehl für ihn unterschreiben, sobald der Oberste Gerichtshof Florida seine Verurteilung bestätigt. Und das ist so gut wie sicher.«

»Und wann?«

»Keine Ahnung. Das Gericht verkündet seine Entscheidungen zu mehreren Terminen, bis Neujahr. In dem ganzen Stapel von Entscheidungen macht das dann eine magere Zeile aus: In der Sache Bundesstaat Florida gegen Blair Sullivan ergeht folgendes Urteil: Die richterliche Entscheidung und der Urteilsspruch des erstinstanzlichen Gerichts werden bestätigt. Ziemlich unblutige Angelegenheit, bis der Vollstreckungsbefehl des Gouverneurs im Gefängnis eintrifft. Zunächst mal gibt es nur einen Wust von Papierkram und Unterschriften und amtlichen Stempeln, bis im Todestrakt jemand tatsächlich den Auftrag bekommt, Sullivan an die Kabel zu hängen.«

»Ich glaube, die Welt wird es verschmerzen«, sagte Sandy mit einem kaum merklichen Zittern in der Stimme.

Cowart antwortete nicht.

»Und was passiert mit Ferguson, wenn Sullivan die Tat nie gesteht?«

»Keine Ahnung. Nicht auszuschließen, dass der Gerichtshof ihn zum zweiten Mal verurteilt. Er könnte mit einer Berufung durchkommen. Ebenso gut könnte er aber auch weiter im Todestrakt sitzen. Denkbar ist vieles.«

»Wenn sie nun Sullivan hinrichten, meinst du, die Wahrheit kommt dann je ans Licht?«

»Ans Licht? Ich denke, die Wahrheit ist mittlerweile hinlänglich bekannt: Ferguson hat nichts im Todestrakt zu suchen. Nur ist es was anderes, die Wahrheit auch zu beweisen. Das wird nicht leicht.«

»Und wie geht's bei dir jetzt weiter?«

»So wie immer. Ich bring diese Geschichte zu Ende. Dann widme ich mich wieder hingebungsvoll dem einen oder anderen Leitartikel, bis ich alt und grau werde, mir die Zähne ausfallen und sie Klebstoff aus mir machen. Das machen sie mit Rennpferden und Leitartiklern.«

Sie lachte. »Blödsinn. Du bekommst den Pulitzer.«

Er schmunzelte. »Wohl kaum«, log er.

»Und ob. Sagt mir mein Bauchgefühl. Und du hast ihn verdient. Dann verwenden sie dich wahrscheinlich eher als Deckhengst.«

»Verlockende Aussicht.«

»Du bekommst den Preis, du wirst schon sehen. Hast du dir einfach verdient. Es war eine tolle Reportage. Genauso wie die von Pitts und Lee.«

Auch sie konnte sich also an den Fall erinnern, stellte er fest. »Klar doch. Weißt du auch, was mit den beiden Männern passiert ist, nachdem der Richter endlich einem Revisionsverfahren zugestimmt hat? Sie wurden wieder verurteilt, von genauso idiotischen, rassistischen Geschworenen wie im ursprünglichen Prozess. Erst als der Gouverneur sie begnadigte, kamen sie aus der Todeszelle. Das wird immer gerne vergessen. Hat sie zwölf Jahre ihres Lebens gekostet.«

»Aber am Ende sind sie rausgekommen, und der Reporter hat den Pulitzer gewonnen.«

Er lachte. »Wo du recht hast, da hast du recht.«

»Du auch. Und diesmal dauert es keine zwölf Jahre.«

»Schauen wir mal.«

»Hast du vor, beim *Journal* zu bleiben?«

»Wüsste nicht, wieso ich gehen sollte.«

»Ach, komm schon. Und wenn die *New York Times* oder die *Washington Post* anruft?«

»Dann sehen wir weiter.«

Sie lachten beide. Dann fügte sie hinzu: »Ich hab's immer gewusst. Eines Tages findest du die richtige Geschichte. Eines Tages hast du's geschafft.«

»Was willst du von mir hören?«

»Nichts. Ich wusste nur, dass du es eines Tages schaffst.«

»Ist Becky aufgeblieben und hat mich auf *Nightline* gesehen?«

Sandy zögerte. »Ähm, nein. Da war sie längst im Bett ...«

»Du hättest es aufnehmen können.«

»Damit sie hört, wie ihr Daddy über jemanden redet, der ein kleines Mädchen getötet hat? Ein kleines Mädchen, das zuerst vergewaltigt und dann, lass mich überlegen, mit sechsunddreißig Messerstichen ermordet wurde? Und zuletzt in den Sumpf geworfen wurde? Ich hielt das für keine gute Idee.«

Sie hatte recht, räumte er widerstrebend ein. »Trotzdem hätte ich mir irgendwie gewünscht, dass sie es sieht.«

»Hier ist es sicher. Tampa ist keine Großstadt. Ich meine, es ist ziemlich groß, aber nicht hektisch. Hier herrscht noch ein anderer Lebensrhythmus. Nichts im Vergleich zu Miami. Keine Drogen, Aufstände, Exzesse. Sie braucht nicht zu wissen, dass kleine Mädchen entführt, vergewaltigt und

erstochen werden. Jedenfalls *noch* nicht. Sie kann noch eine Weile unbeschwert Kind sein. Ohne ständig Angst zu haben.«

»Du meinst, *du* brauchst dir nicht die ganze Zeit Sorgen zu machen.«

»Und was wäre daran verkehrt?«

»Nichts.«

»Weißt du, was ich nie verstehen werde? Wieso alle, die bei der Presse arbeiten, grundsätzlich davon ausgehen, dass die schlimmen Dinge nur anderen passieren.«

»So denken wir gar nicht.«

»Kommt einem aber schon manchmal so vor.«

Ihm war nicht danach, sich mit ihr zu streiten. »Na ja, mag sein.«

Sie zwang sich zu einem Lachen. »Tut mir leid, wenn ich dir die Laune verdorben habe. Im Ernst, ich wollte mich nur melden und dir gratulieren und dir sagen, dass ich wirklich stolz auf dich bin.«

»Stolz, aber geschieden.«

Einen Moment trat Schweigen ein. »Ja. Einvernehmlich, dachte ich.«

»Tut mir leid. War nicht so gemeint.«

»Schon gut.«

Wieder herrschte Stille.

»Wann können wir Beckys nächsten Besuch besprechen?«

»Kann ich im Moment noch nicht sagen. Diese Geschichte hält mich in Trab, bis es zu irgendeiner Entscheidung kommt. Im Moment kann ich noch nicht absehen, wann.«

»Ich melde mich wieder.«

»Ist gut.«

»Und noch mal: herzlichen Glückwunsch.«

»Danke.«

In dem Moment, in dem er auflegte, wurde ihm bewusst, dass er sich manchmal wie ein Narr benahm und einfach nicht über die Lippen brachte, was er eigentlich sagen wollte. Frustriert schlug er mit der Faust auf seinen Schreibtisch. Dann stand er auf, trat ans Fenster seiner Arbeitsnische und blickte über die Stadt. Abendliche Rushhour. Das Verkehrsnetz erinnerte an pulsierende Arterien in einem Blutkreislauf: Auf sämtlichen Straßen strebte eine Blechlawine Richtung Highway. Jeder wollte so schnell wie möglich nach Hause. Die Einsamkeit war erdrückend. Die City brütete unter einem heißen, blauen Himmel, die hellen Gebäude reflektierten das gleißende Licht. Er beobachtete, wie sich an einer Kreuzung mehrere Fahrzeuge gegenseitig blockierten und so aggressiv manövierten, dass sie an gefährliche Insekten erinnerten. Hier ist es tatsächlich gefährlich, dachte er.

Es ist nicht sicher.

Erst vor zwei Tagen hatten sich nach einem Unfall mit Blechschaden die beiden Fahrer, jeder mit fast der gleichen teuren, halbautomatischen Selbstladepistole bewaffnet, mitten im Berufsverkehr einen Schusswechsel geliefert. Während keiner der Männer zu Schaden gekommen war, hatte ein vorbeifahrender Teenager einen Querschläger in die Lunge abbekommen und lag in einem kritischen Zustand im Krankenhaus – in Miami eine alltägliche Geschichte, eine Begleiterscheinung der Hitze, der Spannungen zwischen den Kulturen und einer Bevölkerung, die Handfeuerwaffen als einen unverzichtbaren Bestandteil ihrer Zivilisation betrachtete.

Nur zu gut konnte er sich daran erinnern, wie er über eine fast identische Geschichte sechs Jahre zuvor geschrieben hatte. Auf Anhieb fiel ihm noch ein Dutzend solcher Meldungen ein, nur dass sie mit zunehmender Häufigkeit längst von der Titelseite verschwunden waren und allenfalls sechs Absätze füllten.

Er dachte an seine Tochter und stellte sich dieselbe Frage wie seine Ex-Frau: Wieso soll sie davon erfahren? Wieso soll sie überhaupt etwas von den Abgründen des Bösen und den entsetzlichen

Begierden mancher Männer erfahren?

Er wusste keine Antwort.

Aus dem Eingang zum Gerichtssaal schlängelten sich dicke schwarze Fernseekabel. Im Flur installierten mehrere Techniker Videorekorder, die alle von der einzigen im Saal erlaubten Kamera gespeist wurden. Im eiligen Getriebe der Berichtersteller pflegten die Printreporter bewusst ein etwas saloppes, uneitles Erscheinungsbild, um sich von den modischer gestylten, properen Kollegen der Fernsehkanäle abzuheben.

»Großaufgebot«, sagte der Fotograf, der neben ihm lief und dabei am Objektiv seiner Leica herumnestelte. »Die Nummer lässt sich keiner entgehen.«

Seit dem Erscheinen der Artikel waren zehn Wochen vergangen. Dank einer Flut von Eingaben sowie anderer Hinhaltenmanöver war die Anhörung zweimal verschoben worden. Außerhalb der Mauern des Bezirksgerichts Escambia brannte die unbarmherzige Sonne. Im Gemäuer des modernen Baus war es kühl. Von den hohen Decken hallten die Stimmen wider, so dass die meisten unwillkürlich im Flüsterton sprachen. Neben der breiten braunen Flügeltür zum Gerichtssaal stand auf einem kleinen Schild in Goldbuchstaben: ERSTINSTANZLICHER RICHTER HARLEY TRENCH.

»Ist das der Kerl, der ihn als wildes Tier bezeichnet hat?«, fragte der Fotograf.

»Eben der.«

»Schätze, der ist von diesem Spektakel wenig angetan.«

Der Fotograf deutete mit der Leica auf die Schar der Reporter und Kameralleute.

»Nein, im Gegenteil. Es ist Wahljahr, was Besseres als diesen Rummel kann er sich gar nicht wünschen.«

»Allerdings nur, wenn er das Richtige tut.«

»Wenn er tut, was die Leute von ihm erwarten.«

»Ich bezweifle, dass das eine mit dem anderen übereinstimmt.«

Cowart nickte. »Ich auch. Aber man weiß nie. Wetten, dass er in diesem Moment in seinem Amtszimmer sitzt und jeden kleinen Lokalpolitiker zwischen hier und der Grenze nach Alabama anruft, um rauszukriegen, was er machen soll?«

Der Fotograf lachte. »Die ihrerseits wahrscheinlich jeden kleinen Bezirksangestellten anrufen, um zu entscheiden, was sie ihm raten sollen. Was meinst du, Matty? Glaubst du, er lässt ihn frei?«

»Keine Ahnung.«

In einiger Entfernung sah er eine Gruppe junger Leute in Jeans, die sich um einen kleinen schwarzen Mann im Anzug scharten. »Mach einen Schnappschuss von denen«, bat er den Fotografen. »Das sind Aktivisten zur Abschaffung der Todesstrafe, die ein bisschen Krach schlagen wollen.«

»Wo steckt der Ku-Klux-Klan?«

»Irgendwo unters Volk gemischt. Die sind nicht mehr so organisiert. Wahrscheinlich kommen sie zu spät. Oder sie haben das Gericht nicht gefunden.«

»Oder das Datum verwechselt. Wahrscheinlich waren sie gestern da und sind nach einer Weile gelangweilt und verwirrt wieder abgezogen.«

Die beiden Männer lachten.

»Also dann, auf in die Höhle des Löwen«, sagte Cowart.

Der Fotograf blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. »Und da sind auch schon die Löwen mit ausgefahrenen Krallen.«

Cowart folgte der unauffälligen Geste und sah Tanny Brown und Bruce Wilcox, die im toten Winkel der Kameralleute an einer Wand lehnten.

Er zögerte einen Moment. »Dann sehen wir doch mal, was uns in der Höhle des Löwen erwartet.« Mit zügigen Schritten ging er auf die beiden Männer zu.

Bruce Wilcox fuhr herum und wandte Cowart den Rücken zu, Tanny Brown dagegen stieß sich von der Wand ab und grüßte ihn und den Fotografen mit einem kurzen Nicken. »Muss man Ihnen lassen, Mr. Cowart. Sie haben einigen Staub aufgewirbelt.«

»Kann passieren, Lieutenant.«

»Und? Zufrieden?«

»Ich mach nur meine Arbeit. So wie Sie. So wie Wilcox.«

Browns Blick wanderte an Cowart vorbei zu dem Fotografen. »He, Freund, das nächste Mal versuchen Sie gefälligst, mein Profil von rechts zu treffen. Macht mich zehn Jahre jünger, und meine Kinder sehen es bedeutend lieber. Die finden, dass ich für so was allmählich zu alt bin, ich meine, wer braucht schon diesen ganzen Ärger?«

Brown lächelte, wandte für den Fotografen ein wenig den Kopf und legte den Finger an die Wange.

»Sehen Sie?«, sagte er. »Viel besser als dieser heimliche Schnappschuss, den Sie gemacht haben, auf dem ich so bärbeißig aussehe.«

»Tut mir leid.«

Der Polizist zuckte die Achseln. »Berufsrisiko, nehme ich an.«

»Wieso haben Sie nie zurückgerufen?«, fragte Cowart.

»Es war alles gesagt.«

Cowart schüttelte den Kopf. »Auch über Blair Sullivan?«

»Der war es nicht«, antwortete Brown.

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Kann ich nicht, im Moment jedenfalls noch nicht. Nur so ein Gefühl.«

»Sie irren«, sagte Cowart ruhig. »Motiv. Gelegenheit. Einschlägig bekannt. Sie wissen über den Mann Bescheid. Und Sie können sich nicht vorstellen, dass er dieses Verbrechen begangen hat? Und das Messer unterm Rohr?«

Der Lieutenant zuckte wieder die Achseln. »Natürlich kann ich mir vorstellen, dass er es gewesen ist, keine Frage. Aber das heißt doch nichts.«

»Wieder einmal Ihr untrüglicher Instinkt, Lieutenant?«

Tanny Brown lachte. »Ich werde mit Ihnen keine substanziellen Fragen des Falls diskutieren«, sagte er und verfiel in den geübten Ton eines Mannes, der schon hunderte Male vor hunderten Richtern ausgesagt hat. »Sehen wir erst mal, was da drinnen abläuft.« Er zeigte auf den Gerichtssaal. »Danach können wir vielleicht reden.«

Bei diesen Worten wirbelte Detective Wilcox herum und starrte seinen Vorgesetzten fassungslos an. »Danach reden Sie vielleicht! Danach! Ich glaub's einfach nicht, dass Sie den Wichser auch nur begrüßen, nachdem er uns derart reingeritten hat, dass wir wie die letzten ...«

Der Lieutenant brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Ersparen Sie uns, wie wir dastehen, ich kann's nicht mehr hören.« Er drehte sich zu Cowart um. »Melden Sie sich, wenn dieser ganze Zirkus vorbei ist, dann können wir wieder reden. Nur eins noch.«

»Ja?«

»Sie erinnern sich noch, was ich Ihnen zuletzt gesagt habe?«

»Sicher«, antwortete Cowart. »Sie sagten, ich könnte Sie mal.«

Tanny Brown grinste. »Also«, sagte er ruhig, »bleiben Sie dran.«

Der muskelbepackte Ordnungshüter legte eine Pause ein, bevor er sagte: »Richtig schön in die Falle getappt, der gute Mr. Cowart.«

Wilcox prustete los und schlug dem Vorgesetzten auf den Rücken. Mit Faust und Zeigefinger zielte er auf Cowart und drückte langsam ab. »Peng!«, sagte er. Dann schlenderten die beiden Polizisten zum Gerichtssaal und ließen Cowart mit dem Fotografen auf dem Flur zurück.

Robert Earl Ferguson betrat mit forschenden Schritten zwischen zwei uniformierten Wachmännern in einem neuen blauen Nadelstreifenanzug und mit einem linierten Schreibblock bewaffnet den Saal. Cowart hörte, wie ein Reporter murmelte: »Sieht aus wie ein Jurastudent im ersten Semester«, und sah zu, wie Ferguson Black und dessen jungen Assistenten die Hand schüttelte und einen kurzen finsternen Blick Richtung Brown und Wilcox warf, bevor er Cowart mit Kopfnicken grüßte und dem Publikum den Rücken zuwandte, um auf das Erscheinen des Richters zu warten.

Wenige Sekunden später erhoben sich alle Anwesenden im Gerichtssaal.

Richter Harley Trench war ein kleiner, rundlicher Mann mit silbergrauem Haar und einer beginnenden Glatze am Hinterkopf, die ihm etwas Mönchisches verlieh. So, wie er an seinem Platz in wenigen Sekunden seine Papiere ordnete und zu den Anwälten aufsaß, wirkte sein Auftreten herrisch, kurz angebunden und pedantisch. Die Art, wie er eine randlose Brille aus seiner Robe zog und auf dem Nasenrücken zurechtrückte, erinnerte Cowart an eine Krähe auf einem Drahtseil.

»Also. Kann's losgehen?«, kam er unverzüglich zur Sache.

Die Frage richtete sich an Fergusons Verteidiger Black, der augenblicklich senkrecht stand. Der Mann war groß und hager, sein Haar kräuselte sich bis in seinen Kragen hinein. Sein Auftreten wirkte theatralisch, jedes Argument unterstrich er mit einstudierten Gesten, und Cowart schätzte, dass er die Geduld des kleinen Mannes auf der Richterbank, auf dessen Stirn im Laufe des Vortrags immer tiefere Furchen zu erkennen sein würden, schnell überstrapazieren würde.

»Euer Ehren, wir sind hier, um über einen Antrag auf ein neues Verfahren zu verhandeln. Dieser Antrag stützt sich auf mehrere Begründungen: Wir machen geltend, dass es im Mordfall Joanie Shriver neue entlastende Beweise gibt; wir machen daher geltend, dass die Geschworenen Mr. Ferguson in einem neuen Verfahren wegen berechtigter Zweifel an seiner Täterschaft für nicht schuldig befinden müssen. Schließlich machen wir geltend, dass die Entscheidung im ersten Prozess, das angebliche Geständnis von Mr. Ferguson vor Gericht zuzulassen, einen Verfahrensfehler darstellt.«

Bei dem Stichwort »angeblich« drehte sich der Verteidiger zu den beiden Detectives um und ließ das Wort voller Sarkasmus auf der Zunge zergehen.

»Ist das kein Fall für das Berufungsgericht?«, fragte der Richter knapp zurück.

»Nein, Sir. Gemäß Rivkind, 320 Florida 12, 1978, sowie Bundesstaat Florida gegen Stark, 211 Florida 13, 1982, und anderen Verfahren weisen wir darauf hin, dass damals Ihnen, Euer Ehren, zur Zeit Ihres Urteilspruchs Beweise vorenthalten worden waren ...«

»Einspruch!«

Cowart sah, dass der stellvertretende Staatsanwalt aufgesprungen war. Der Mann war gerade einmal Ende zwanzig, und sein Jura-Examen lag vermutlich nur wenige Jahre zurück. Er trug einen hellbraunen Anzug mit Weste und sprach in abgehackten Sätzen. Die Tatsache, dass ein so unerfahrener Mann mit diesem Verfahren betraut worden war, hatte im Vorfeld für einige Spekulationen gesorgt. Angesichts der Publicity und des beträchtlichen öffentlichen Interesses an dem Fall hatte die Vermutung nahegelegt, dass der Bezirksstaatsanwalt selbst Escambia County vertreten würde, um sein Prestige in die Waagschale zu werfen. Als der junge Staatsanwalt allein erschienen war, hatten die altgedienten Reporter nur vielsagend genickt. Der Mann hieß Boylan, und er hatte Cowart nicht einmal unmittelbar vor Prozessbeginn eine Minute Zeit eingeräumt.

»Mr. Black erweckt den Eindruck, als seien Informationen vorenthalten worden. Dem wird jedoch mit aller Entschiedenheit widersprochen. Euer Ehren, diese Entscheidung obliegt einem Berufungsgericht.«

»Euer Ehren, wenn ich meine Ausführungen zu Ende bringen dürfte?«

»Nur zu, Mr. Black. Einspruch abgewiesen.«

Boylan setzte sich, und Black fuhr fort.

»Wir machen geltend, Sir, dass die ursprüngliche Anhörung einen anderen Ausgang genommen hätte und dass die Staatsanwaltschaft ohne Mr. Fergusons angebliches Geständnis die Anklage fallen gelassen hätte. Selbst wenn es im schlimmsten Fall doch zur Hauptverhandlung gekommen wäre, hätte Mr. Fergusons Verteidiger ein sehr gewichtiges Argument auf seiner Seite gehabt.«

»Verstehe«, sagte der Richter und entzog dem Verteidiger zugleich mit erhobener Hand das Wort. »Mr. Boylan?«

»Euer Ehren, die Staatsanwaltschaft vertritt die Auffassung, dass dieser Fall vor einem Berufungsgericht verhandelt werden sollte. Und was eine neue Beweislage betrifft, Sir, so sind Behauptungen, die in Zeitungen erhoben werden, nicht als Bona-fides-Beweise zu werten und vor einem Gericht zu verhandeln.«

»Und wieso nicht?«, fragte der Richter nach und blickte den Staatsanwalt dabei finster an. »Inwiefern sind solche Behauptungen weniger relevant, vorausgesetzt, die Verteidigung kann beweisen, dass sie der Wahrheit entsprechen? Ich habe zwar keine Ahnung, wie sie das anstellen wird, aber weshalb sollte sie nicht Gelegenheit dazu haben?«

»Wir machen geltend, dass diese sogenannten Beweise auf Hörensagen beruhen und daher nicht gerichtsverwertbar sind.«

Der Richter schüttelte den Kopf. »Ich muss Ihnen doch wohl nicht sagen, dass es alle möglichen Ausnahmen bei Beweisen im Rahmen von Hörensagen gibt, Mr. Boylan. Vor einer Woche haben Sie in diesem Gerichtssaal genau andersherum argumentiert.« Der Richter blickte ins Publikum. »Ich entscheide, die Sache zu verhandeln«, verkündete er ohne Umschweife. »Rufen Sie Ihren ersten Zeugen auf.«

»Das ist es«, flüsterte Cowart dem Fotografen zu.

»Was?«

»Wenn er es verhandelt, hat er sich schon entschieden.«

Der Fotograf zuckte mit den Achseln. Der Gerichtsdienner erhob sich und rief: »Detective Bruce Wilcox.«

Während Wilcox vereidigt wurde, stand der stellvertretende Staatsanwalt auf und sagte: »Euer Ehren, ich sehe mehrere Zeugen im Saal und denke, dass die Zeugenregel gelten sollte.«

Der Richter nickte. »Alle Zeugen warten bitte draußen.«

Tanny Brown erhob sich von seinem Stuhl, und Cowart verfolgte seine Schritte den Gang hinunter, bis er im Flur verschwand. Ihm folgte ein kleinerer Mann, in dem Cowart einen stellvertretenden Gerichtsmediziner wiedererkannte, und zu seinem Staunen entdeckte er auch noch einen Mitarbeiter aus dem Gefängnis, den er bei einem seiner Besuche im Todestrakt gesehen hatte. Als er sich wieder nach vorn wandte, sah er den Finger des Staatsanwalts auf sich gerichtet.

»Ist Mr. Cowart kein Zeuge?«

»Vorerst nicht«, erwiderte Black mit einem zarten Lächeln. Dem Staatsanwalt lag eine weitere Bemerkung auf der Zunge, doch er überlegte es sich offenbar anders.

Der Richter beugte sich vor und fragte in forschendem, ein wenig ungläubigem Ton noch einmal nach. »Sie beabsichtigen nicht, Mr. Cowart in den Zeugenstand zu rufen?«

»Derzeit nicht, Euer Ehren. Ebenso wenig wie Mr. und Mrs. Shriver.«

Er deutete auf die erste Reihe, in der die Eltern des ermordeten Mädchens saßen und mit stoischer Miene zum Richtertisch blickten, um die Fernsehkameras zu ignorieren, die, so wie aller Augen im Zuschauerraum, in ihre Richtung schwenkten.

Der Richter zuckte mit den Achseln. »Fahren Sie fort«, sagte er.

Der Verteidiger trat ans Rednerpult und legte eine Pause ein, bevor er Detective Wilcox ins Visier nahm, der inzwischen auf dem Zeugenstuhl saß und sich, die Hände am Geländer, wie vor dem Startschuss zu einem Pferderennen leicht nach vorne lehnte.

Der Anwalt leitete seine Befragung zunächst mit der Aufforderung ein, die Umstände von Fergusons Verhaftung zu beschreiben. Dabei ließ er sich bestätigen, dass Ferguson klaglos und ohne jede Gegenwehr mitgekommen war und dass zunächst die Ähnlichkeit des Fahrzeugs das Einzige gewesen sei, das Ferguson mit dem Mord in Verbindung brachte. Schließlich fragte er: »Demnach wurde er wegen des Autos verhaftet?«

»Nein, Sir. Er wurde erst in Untersuchungshaft genommen, nachdem er das Verbrechen gestanden hatte.«

»Aber beträchtliche Zeit, nachdem Sie ihn in Gewahrsam genommen hatten? Mehr als vierundzwanzig Stunden, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und glauben Sie, er stand während der Vernehmung unter dem Eindruck, dass er die Wache jederzeit verlassen kann?«

»Er hat nie darum gebeten.«

»Glauben Sie, er wusste, dass es ihm zustand?«

»Ich weiß nicht, was er dachte.«

»Kommen wir zur Vernehmung. Erinnern Sie sich daran, wie Sie bei einer Anhörung hier in diesem Gerichtssaal vor drei Jahren als Zeuge ausgesagt haben?«

»Ja.«

»Und erinnern Sie sich an die Frage von Mr. Burns: ›Haben Sie Mr. Ferguson im Zuge seines Geständnisses geschlagen?‹, und an Ihre Antwort: ›Nein‹? Entsprach diese Aussage der Wahrheit, Sir?«

»Ja.«

»Ist Ihnen eine Reportage bekannt, die vor einigen Wochen im Zusammenhang mit diesem Fall im *Miami Journal* erschienen ist?«

»Ja.«

»Dann gestatten Sie mir, Ihnen einen Absatz daraus vorzulesen. Zitat: ›Die Detectives leugneten, dass Ferguson geschlagen wurde, damit er ein Geständnis ablegt. Allerdings räumten sie ein, dass er zu Beginn der Vernehmung geohrfeigt wurde.‹ Ist Ihnen diese Aussage in der Zeitung bekannt?«

»Ja.«

»Und entspricht sie der Wahrheit?«

»Ja.«

Black schritt plötzlich, sichtlich genervt, vor dem Zeugenstuhl auf und ab. »Also, was ist denn nun wahr?«

Detective Wilcox lehnte sich zurück. Mit dem Anflug eines Lächelns sagte er: »Beide Aussagen sind wahr. Es stimmt, dass ich ihn zu Beginn der Vernehmung zweimal geohrfeigt habe – mit der offenen Hand. Nicht fest. Nachdem er mich mit einem Schimpfwort belegt hatte, und für diesen einen Moment konnte ich mich nicht beherrschen. Aber bis zu seinem Geständnis vergingen danach noch viele Stunden, fast ein ganzer Tag. Da haben wir in freundlichem Ton miteinander gesprochen, sogar ein paar Witze gerissen. Er bekam zu essen und Zeit, sich auszuruhen. Um einen Anwalt hat er nie gebeten, auch nicht darum, nach Hause zu dürfen. Ich hatte den Eindruck, dass er sich, nachdem er seine Tat gestanden hatte, erleichtert fühlte.«

Detective Wilcox spähte zu Ferguson hinüber, der finster dreinsah, den Kopf schüttelte und sich auf seinem Block Notizen machte. Als sein Blick einen Moment zu Cowart wanderte, lächelte er.

Black wechselte in einen Ton flammender Entrüstung. »Was glauben Sie, Detective, ist in Fergusons Kopf vorgegangen, nachdem Sie ihn geohrfeigt hatten? Meinen Sie, er ging davon aus, in Haft zu sein? Oder hielt es für selbstverständlich, dass er jederzeit nach Hause konnte? Oder hat er vielleicht damit gerechnet, er könnte noch ein paar Schläge von Ihnen abbekommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie hat er sich denn nach den Ohrfeigen verhalten?«

»Er zeigte mehr Respekt. Ich hatte nicht den Eindruck, dass es Ferguson viel ausgemacht hatte.«

»Und?«

»Und auf Bitten meines Vorgesetzten habe ich mich entschuldigt.«

»Wenn er jetzt im Todestrakt daran zurückdenkt, ist ihm diese Entschuldigung zweifellos überaus wichtig«, bemerkte der Verteidiger in sarkastischem Ton.

»Einspruch!« Boylan war halb aufgesprungen.

»Die letzte Bemerkung ziehe ich zurück«, erwiderte Black.

»Gut so«, sagte der Richter. »Kluge Entscheidung.« Dabei strafte er den Anwalt mit einem vernichtenden Blick.

»Keine weiteren Fragen.«

»Die Staatsanwaltschaft?«

»Ja, Euer Ehren. Nur ein, zwei Dinge zur Klärung. Detective Wilcox, hatten Sie schon früher Gelegenheit, Tatverdächtige zu vernehmen, die im Lauf Ihrer Befragung ein Geständnis ablegten?«

»Ja, schon oft.«

»Gab es welche, die vor Gericht nicht zugelassen wurden?«

»Nein.«

»Einspruch! Nicht relevant.«

»Einspruch stattgegeben und Aussage gestrichen. Fahren Sie bitte fort.«

»Nur um das klarzustellen: Sie sagen, Mr. Ferguson legte sein Geständnis erst ab, nachdem er vierundzwanzig Stunden lang aufgefordert worden war, eine Aussage zu machen?«

»Das ist richtig.«

»Und zu den Ohrfeigen, wie Sie es nennen, kam es ...«

»Ungefähr in den ersten fünf Minuten.«

»Und gab es irgendwelche anderen physischen Drohungen gegen Mr. Ferguson?«

»Nein.«

»Danke.« Der Staatsanwalt nahm wieder Platz. Wilcox erhob sich und durchquerte den Saal mit düsterer Miene, bis er die Kameras passiert hatte und zu grinsen begann.

Als Nächstes wurde Tanny Brown als Zeuge gerufen. Die ruhige und entspannte Haltung, die er an den Tag legte, machte deutlich, wie oft er schon an dieser Stelle gesessen hatte. Cowart hörte sehr aufmerksam zu, als der Lieutenant die Schwierigkeiten erläuterte, mit denen sie sich bei diesem Fall herumgeschlagen hatten, und sachlich feststellte, das Fahrzeug sei das erste und im Grunde einzige Beweismittel gewesen, das sich ihnen bot. Er beschrieb Ferguson als nervös, ängstlich und ausweichend, als sie an der Hütte seiner Großmutter eintrafen. Sein Verhalten sei verstohlen, seine Bewegungen fahrig gewesen, und er habe sich geweigert, ihre Frage zu beantworten, wieso er seinen Wagen von oben bis unten putzte, oder ihnen plausibel zu erklären, wo das fehlende Stück in der Fußmatte sei. Brown erklärte, diese mit Händen zu greifende Nervosität habe bei ihm den Eindruck erweckt, dass Ferguson ihnen Informationen vorenthalte. Anschließend bestätigte er, Ferguson sei zweimal geohrfeigt worden, nicht häufiger.

Er wählte fast dieselben Worte wie zuvor sein Partner. »Detective Wilcox schlug den Tatverdächtigen zwei Mal, mit der offenen Hand. Nicht fest. Danach zeigte er mehr Respekt. Ich habe mich dennoch persönlich bei ihm entschuldigt und darauf bestanden, dass Detective Wilcox meinem Beispiel folgt.«

»Und wie hat er diese Entschuldigungen aufgenommen?«

»Er schien sich zu entspannen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass Mr. Ferguson den Ohrfeigen große Bedeutung beimaß.«

»Aber sicher. Aus jetziger Sicht haben sie allerdings mehr Bedeutung, nicht wahr, Lieutenant?«

Tanny Brown ließ sich mit der Antwort auf die verärgerte Frage Zeit. »Das ist richtig. Aus heutiger Sicht haben sie wesentlich mehr Bedeutung.«

»Und Sie haben während der Befragung natürlich nie eine Handfeuerwaffe gezogen und auf meinen Klienten gerichtet?«

»Nein.«

»Sie haben nie bei leerer Kammer abgedrückt und ihn aufgefordert, die Tat zu gestehen?«

»Nein.«

»Er musste zu keinem Zeitpunkt um sein Leben fürchten?«

»Nein.«

»Aus Ihrer Sicht hat er das Geständnis ganz und gar freiwillig abgelegt?«

»Ja.«

»Bitte erheben Sie sich, Lieutenant.«

»Verzeihung?«

»Bitte erheben Sie sich und treten Sie aus dem Zeugenstand.«

Tanny Brown folgte der Aufforderung. Der Verteidiger ging zu ihm und hob einen Stuhl, der hinter seinem Tisch stand, zu sich herüber.

Der Staatsanwalt stand auf. »Euer Ehren, ich sehe nicht ganz, was mit dieser Vorführung bezweckt werden soll.«

Der Richter beugte sich vor. »Mr. Black?«

»Würden Euer Ehren mich bitte einen Moment gewähren lassen ...«

Der Richter warf einen Blick auf die Fernsehkamera, die sich jetzt auf den Detective richtete. »Meinetwegen, aber machen Sie's kurz.«

»Bitte bleiben Sie so stehen, Lieutenant.«

Tanny Brown stand, die Hände im Rücken verschränkt, entspannt mitten im Saal und wartete.

Black wandte sich an Ferguson und nickte.

Der Häftling stand auf und kam zügig hinter dem Tisch der Verteidigung hervor. Für einen Moment stellte er sich neben den Lieutenant – lange genug, um den Größenunterschied zwischen den beiden Männern wirkungsvoll in Szene zu setzen. Dann setzte er sich auf den Stuhl. Neben Tanny Brown wirkte er geradezu schwächling.

»Als er so dasaß, in Handschellen und ganz auf sich gestellt – glauben Sie wirklich, er hätte nicht um sein Leben gefürchtet?«

»Nein.«

»Nein? Danke. Bitte kehren Sie auf Ihren Platz zurück.«

Cowart schmunzelte. Ein bisschen Theater für die Presse, dachte er. Diese Bilder würden in sämtlichen Abendnachrichten erscheinen und sich in den Köpfen der Zuschauer einnisten: der Hüne von einem Mann neben dem ohnmächtigen, zart gebauten Jungen. Auf die Entscheidung des Richters würde es nicht den geringsten Einfluss haben, doch Cowart war klar, dass Black mit seiner Bühnenkunst nicht nur das Publikum im Saal im Auge hatte.

»Kommen wir zu einem anderen Punkt, Lieutenant.«

»Gut.«

»Erinnern Sie sich daran, wie Sie ein Messer in Empfang genommen haben, das unter einem Regenrohr etwa drei, vier Meilen vom Tatort entfernt gefunden wurde?«

»Ja.«

»Wie sind Sie an das Messer gekommen?«

»Mr. Cowart vom *Miami Journal* hat es entdeckt.«

»Und was ergab die Laboruntersuchung dieses Messers?«

»Die Länge der Klinge stimmte mit einigen der tiefen Stichwunden beim Opfer überein.«

»Sonst noch etwas?«

»Ja. Durch eine mikroskopische Analyse der Klinge und des Schafts wurden kleine Partikel von Blutrückständen nachgewiesen.«

Cowart saß senkrecht. Das hörte er zum ersten Mal.

»Und zu welchem Ergebnis kamen die Untersuchungen dieser Blutrückstände?«

»Die Blutgruppe stimmte mit der des Opfers überein.«

»Wer hat diese Tests durchgeführt?«

»Die Labors des FBI.«

»Und zu welchem Schluss sind Sie gelangt?«

»Dass es sich bei dem Messer um die Mordwaffe handeln könnte.«

Cowart schrieb – ebenso wie die anderen Reporter – fieberhaft mit.

»Wem gehörte dieses Messer, Lieutenant?«

»Das können wir nicht sagen. Weder konnten darauf Fingerabdrücke noch irgendwelche anderen Merkmale nachgewiesen werden, die sich einer Person zuordnen ließen.«

»Und woher wusste der Reporter, wo es zu finden war?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Kennen Sie einen Mann namens Blair Sullivan?«

»Ja. Er ist ein Serienmörder.«

»Galt er bei diesem Mordfall zu irgendeinem Zeitpunkt als Tatverdächtiger?«

»Nein.«

»Und inzwischen?«

»Nein.«

»Aber hat er sich, als Joanie Shriver ermordet wurde, in Escambia County aufgehalten?«

Nach kurzem Zögern antwortete Tanny Brown: »Ja.«

»Wussten Sie, dass Mr. Cowart von Mr. Sullivan erfahren hat, wo er das Messer finden würde?«

»Das habe ich in der Zeitung gelesen, aber ich *weiß* es nicht. Ich habe keinen Einfluss auf das, was in der Presse steht.«

»Natürlich nicht. Haben Sie versucht, Mr. Sullivan in Verbindung mit diesem Fall zu vernehmen?«

»Ja. Er hat sich geweigert, mit uns zu sprechen.«

»Wie genau haben wir uns diese Weigerung vorzustellen?«

»Er hat uns ausgelacht und jede Stellungnahme abgelehnt.«

»Was hat er im Wortlaut gesagt, als er eine Aussage verweigerte? Und wie kam es dazu?«

Tanny Brown biss die Zähne zusammen und sah den Anwalt wütend an.

»Ich glaube, Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet, Lieutenant.«

»Wir haben ihn in seiner Zelle im Staatsgefängnis in Starke zur Rede gestellt. Wir, das heißt Detective Wilcox und ich, erklärten ihm, zu welchem Zweck wir gekommen wären, und wir haben ihn über seine Rechte belehrt. Er hat uns sein entblößtes Hinterteil gezeigt und gesagt: ›Ich weigere mich, Ihre Fragen zu beantworten, und zwar, weil ich mich selbst belasten könnte.««

»Der fünfte Zusatzartikel zur Verfassung.«

»Ja.«

»Wie oft hat er das wiederholt?«

»Keine Ahnung, vielleicht ein Dutzend Mal.«

»Und hat er das in normalem Ton wiederholt gesagt?«

Tanny Brown wechselte auf dem Zeugenstuhl die Stellung und zeigte zum ersten Mal eine gewisse Anspannung. Matthew Cowart beobachtete den Detective genau und sah, dass er mit sich kämpfte.

»Nein, nicht in normalem Ton.«

»Wie dann, Lieutenant?«

Tanny Browns Miene verfinsterte sich noch mehr. »Er hat gesungen. Zuerst eine Art Singsang, wie ein Kinderreim. Als wir auf dem Weg nach draußen waren, hat er es, so laut er konnte, gegrölt.«

»Er hat also gesungen, ja?«

»Richtig«, erwiderte Brown mit kaum verhohlenem Ärger. »Und gelacht.«

»Danke, Lieutenant.«

Als der kräftige Mann aus dem Zeugenstand trat, hatte er die Hände geballt, und im ganzen Gerichtssaal war zu sehen, wie seine Nackenmuskeln vor Wut hervortraten. Doch das Bild, das in der drückenden Atmosphäre des voll besetzten Gerichtssaals haften blieb, war das des Mörders in seiner Zelle, der seine Weigerung wie ein Spottvogel im Käfig sang.

Die Befragung des stellvertretenden Gerichtsmediziners beschränkte sich im Wesentlichen auf die Bestätigung der Übereinstimmungen zwischen Messer und Stichwunden des Opfers, zu denen sich bereits Brown geäußert hatte. Dann war Ferguson an der Reihe. Cowart registrierte, wie selbstbewusst der Verurteilte den Saal durchquerte und wie er sich, nachdem er Platz genommen hatte, ein wenig nach vorn beugte, um, wie es schien, den Fragen seines Anwalts mit größter Konzentration zu folgen. Ferguson sprach leise; er antwortete zügig, doch ruhig, als versuchte er, seine Präsenz im Zeugenstand herunterzuspielen. Seine Worte waren nicht überhastet, sondern artikuliert.

Gut einstudiert, dachte Cowart.

Er erinnerte sich an die Beschreibung von Ferguson bei seinem ersten Prozess, dass sein unsteter Blick nach irgendeiner Zuflucht zu suchen schien, an der er sich vor den Fakten, die von den Zeugen auf ihn niederprasselten, verstecken konnte.

Diesmal nicht, stellte Cowart fest und merkte sich auf seinem Block vor, den Unterschied herauszuarbeiten.

Er hörte gespannt zu, wie Black mit Ferguson die inzwischen bekannte Geschichte des erzwungenen Geständnisses durchging. Ferguson sagte erneut aus, man habe ihn geschlagen und mit der Pistole bedroht. Anschließend beschrieb er, wie er in die Zelle im Todestrakt gekommen und wie einige Zeit später Blair Sullivan sein Zellennachbar geworden war.

»Und was hat Mr. Sullivan zu Ihnen gesagt?«

»Einspruch. Hörensagen.« Die Stimme des Staatsanwalts klang entschlossen und selbstgefällig. »Er kann nur sagen, was er gesagt oder getan hat.«

»Stattgegeben.«

»In Ordnung«, lenkte Black augenblicklich ein. »Haben Sie sich mit Mr. Sullivan unterhalten?«

»Ja.«

»Und was kam bei diesem Gespräch heraus?«

»Ich wurde sehr wütend und habe versucht, auf ihn loszugehen. Daraufhin wurden wir in verschiedene Trakte verlegt.«

»Und was haben Sie infolge dieses Wortwechsels unternommen?«

»Ich habe an Mr. Cowart vom *Miami Journal* geschrieben.«

»Was haben Sie ihm mitgeteilt?«

»Ich habe ihm mitgeteilt, dass Blair Sullivan Joanie Shriver ermordet hat.«

»Einspruch!«

»Mit welcher Begründung?«

Der Richter hielt die Hand hoch. »Ich werde das zulassen. Deshalb sind wir schließlich hier.« Mit einer stummen Geste forderte er den Verteidiger auf, fortzufahren.

Black stockte einen kurzen Moment mit offenem Mund, als wollte er die Windströmung im Gerichtssaal mit der Zunge schmecken oder auch riechen, wie es für ihn lief.

»Keine weiteren Fragen, Euer Ehren.«

Der junge Staatsanwalt sprang, sichtlich aufgebracht, zum Podium. »Welche Beweise haben Sie dafür, dass sich das alles so abgespielt hat?«

»Keine. Ich weiß nur, dass Mr. Cowart mit Mr. Sullivan gesprochen hat und anschließend losfuhr und das Messer fand.«

»Meinen Sie wirklich, dieses Gericht kauft Ihnen ab, dass ein Mann Ihnen in einer Gefängniszelle einen Mord gestanden hat?«

»So etwas kommt häufig vor.«

»Das beantwortet nicht meine Frage.«

»Ich meine gar nichts.«

»Als Sie den Mord an Joanie Shriver gestanden, haben Sie die Wahrheit gesagt, richtig?«

»Nein.«

»Aber Sie standen unter Eid.«

»Ja.«

»Und für dieses Verbrechen drohte Ihnen die Todesstrafe, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und Sie würden lügen, um Ihre Haut zu retten, oder etwa nicht?«

Als diese Frage im Raum stand, sah Cowart, wie Ferguson seinem Anwalt einen kurzen Blick zuwarf, der seinerseits die Mundwinkel zu einem angedeuteten, vielsagenden Lächeln verzog und dem Mann im Zeugenstand kaum merklich zunicke.

Sie hatten damit gerechnet, stellte Cowart fest.

»Sie würden lügen, um Ihr Leben zu retten, nicht wahr, Mr. Ferguson?«, wiederholte der Staatsanwalt in scharfem Ton seine Frage.

»Ja«, erwiderte Ferguson langsam. »Das würde ich.«

»Danke«, sagte Boylan und griff zu einem Stoß von Papieren.

»Aber ich tue es nicht«, fügte Ferguson genau in dem Moment hinzu, als der Staatsanwalt sich wieder an seinen Platz begeben wollte, so dass der Mann mitten in der Bewegung verharrte.

»Sie meinen, jetzt lügen Sie nicht?«

»Nein.«

»Obwohl Ihr Leben daran hängt?«

»Mein Leben hängt an der Wahrheit, Mr. Boylan«, erwiderte Ferguson.

Der Staatsanwalt machte eine wütende Bewegung, als wollte er sich auf den Häftling stürzen, doch im letzten Moment hatte er sich wieder im Griff. »Wer wollte da widersprechen«, sagte er sarkastisch.

»Keine weiteren Fragen.«

Während Ferguson wieder am Tisch der Verteidigung Platz nahm, herrschte eine kurze Pause.

»War's das, Mr. Black?«, fragte der Richter.

»Ja, Sir. Eine letzte Frage. Wir möchten Mr. Norman Sims in den Zeugenstand rufen.«

Wenig später kam ein kleiner, bebrillter Mann mit braunem Haar und farblich passendem, schlecht sitzendem Anzug in den Gerichtssaal und trat in den Zeugenstand. Black war fast mit einem Satz bei ihm.

»Mr. Sims, würden Sie sich dem Gericht bitte vorstellen?«

»Ich heiße Norman Sims. Ich bin stellvertretender Direktor des Staatsgefängnisses in Starke.«

»Und was gehört zu Ihren Aufgaben?«

Der Mann zögerte. Er sprach in bedächtigem Ton und mit leichtem Akzent. »Soll ich alles aufzählen, was ich mache?«

Black schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mr. Sims. Lassen Sie es mich anders sagen: Gehört es zu Ihren Pflichten, die Post, welche die Insassen des Todestrakts schreiben oder empfangen,

durchzusehen und zu zensieren?«

»Ich mag das Wort nicht ...«

»Zensieren?«

»Ja. Ich nehme Einsicht in die Post. Gelegentlich sehen wir uns gezwungen, etwas abzufangen. Meist geht es dabei um Schmuggel. Aber ich halte niemanden davon ab zu schreiben, was er will.«

»Im Fall von Mr. Blair Sullivan allerdings ...«

»Das ist ein spezieller Fall, Sir.«

»Inwiefern?«

»Er schreibt obszöne Briefe an die Familien seiner Opfer.«

»Was machen Sie mit diesen Briefen?«

»Na ja, ich habe in allen diesen Fällen versucht, mich mit den Angehörigen, an die sie adressiert sind, in Verbindung zu setzen. Dann unterrichte ich sie über den jeweiligen Brief und frage sie, ob sie ihn haben wollen oder nicht. Ich versuche, ihnen klarzumachen, was drinsteht. Die meisten wollen nichts davon sehen.«

»Ausgezeichnet, bewundernswert rücksichtsvoll. Weiß Mr. Sullivan, dass Sie seine Post abfangen?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich schon. Er scheint über den letzten Dreck Bescheid zu wissen, über alles, was in der Haftanstalt vor sich geht. Verzeihung, Euer Ehren.«

Der Richter nickte, und Black fuhr fort. »Und hatten Sie in den letzten drei Wochen Gelegenheit, einen Brief von ihm abzufangen?«

»Ja.«

»An wen war der gerichtet?«

»An einen Mr. und eine Mrs. Shriver hier in Pachoula.«

Black hechtete quer durch den Saal, holte ein Blatt Papier und hielt es dem Zeugen vor die Nase. »Ist das der Brief?«

Der Gefängnisaufseher starrte einen Moment darauf. »Ja, Sir, es sind oben meine Initialen drauf, und ein Stempel. Ich habe auch einen kurzen Vermerk geschrieben, der mein diesbezügliches Gespräch mit den Shrivers wiedergibt. Sie wollten nichts davon hören, nachdem ich angedeutet hatte, was drinsteht.«

Black nahm den Brief, reichte ihn dem Urkundsbeamten des Gerichts, der ihn als Beweisstück kennzeichnete und dem Anwalt wieder aushändigte. Black setzte zu einer Frage an, brach jedoch mitten im Satz ab. Er kehrte dem Richter und dem Zeugen den Rücken und lief zur Schranke des Zuschauerraums, hinter der die Shrivers saßen. Cowart hörte, wie er flüsterte: »Also, ich lasse ihn den Brief vorlesen. Er dürfte für Sie unerträglich sein, tut mir wirklich leid. Aber falls Sie so lange lieber rausgehen wollen, dann jetzt. Ich werde dafür sorgen, dass Sie Ihre Plätze wiederbekommen, wenn Sie wieder reinkommen.«

Cowart war über den schlichten, menschlichen Ton des scharfzüngigen Anwalts erstaunt. Er sah, wie Mr. und Mrs. Shriver nickten und die Köpfe zusammensteckten.

Dann erhob sich der schwere Mann und nahm seine Frau bei der Hand. Auf ihrem Weg nach draußen herrschte im Saal absolute Stille. Ihre Schritte verhallten, und die Tür fiel knarrend hinter ihnen zu. Black nickte dem Zeugen zu.

»Mr. Sims, bitte lesen Sie den Brief vor.«

Der Zeuge hüstelte und wandte sich dem Richter zu. »Er ist ziemlich abstoßend, Euer Ehren. Ich weiß nicht ...«

Der Richter fiel ihm ins Wort. »Lesen Sie vor.«

Sims neigte ein wenig den Kopf und rückte seine Brille zurecht. Er las hastig, in verlegenem Ton, und kam bei den Obszönitäten ins Stottern.

»Sehr geehrte Mrs. Shriver, sehr geehrter Mr. Shriver, ich hätte Ihnen schon viel früher schreiben

sollen, aber ich hatte wirklich alle Hände voll damit zu tun, mich auf das Sterben vorzubereiten. Ich wollte Ihnen nur sagen, was für ein besonderer Leckerbissen es war, Ihre Kleine zu ficken. Den Schwanz in ihre Möse zu stoßen, rein und raus, rein und raus, das war wie Kirschenpflücken an einem Sommermorgen. Es war einfach die leckerste, frische, kleine Muschi, die man sich nur vorstellen kann. Das Einzige, was noch besser war, als sie zu ficken, war, sie zu töten. Ihr das Messer in die pralle, glatte Haut zu stechen, war, als würde man eine Melone zerschneiden. Genau das war sie. Wie eine Frucht. Zu schade, dass sie längst verfault und ungenießbar ist, nicht wahr? Grün und madenzerfressen, seit sie unter der Erde ist. Ein Jammer. Jetzt wäre sie ein schrecklich kalter, dreckiger Fick. Aber frisch und sonnengereift war sie wirklich ein Leckerbissen ...« Sims sah zum Verteidiger auf. »Er war unterzeichnet mit: In inniger Verbundenheit, Ihr Blair Sullivan.«

Black sah zur Decke und gab den Anwesenden Zeit, das Gehörte zu verdauen. Dann fragte er: »Der Mann hat auch an die Familien anderer Opfer geschrieben?«

»Ja. Eigentlich an alle Angehörigen von sämtlichen Opfern, deren Ermordung er gestanden hat.«

»Schreibt er regelmäßig?«

»Nein, offenbar nur, wenn es ihn dazu drängt. Die meisten Briefe sind sogar noch schlimmer als der hier. Manchmal geht er noch mehr ins Detail.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Ja.«

»Keine weiteren Fragen.«

Der Staatsanwalt erhob sich langsam und schüttelte den Kopf. »Mr. Sims, er sagt in dem Brief nicht ausdrücklich, er hätte Joanie Shriver getötet, nicht wahr?«

»Nein. Er sagt, was ich vorgelesen habe. Er sagt, sie sei lecker gewesen. Er sagt nicht, er hätte sie getötet, nein, aber indirekt natürlich schon.«

Der Staatsanwalt schien aus dem Konzept gekommen zu sein. Er öffnete den Mund, überlegte es sich aber anders. Schließlich sagte er: »Keine weiteren Fragen.«

Mr. Sims erhob sich vom Zeugenstuhl und verließ zügig den Gerichtssaal. Es dauerte ein, zwei Minuten, bis die Shriver wiederkamen. Cowart sah, dass ihre Augen vom Weinen gerötet waren.

»Bringen Sie jetzt Ihre Ausführungen vor«, forderte Richter Trench die Vertreter der Anklage und der Verteidigung auf.

Zu Cowarts Verwunderung hielten sich die beiden Kontrahenten in ihren Ausführungen wohltuend kurz. Und an das Vorhersehbare. Er versuchte, sich Notizen zu machen, ertappte sich jedoch dabei, immer wieder auf den Mann und die Frau zu starren, die in der ersten Reihe mit den Tränen kämpften. Er sah, dass sie sich nicht zu Ferguson umdrehten. Vielmehr fixierten sie den Richter, während sie sich mit reglosen, steifen Schultern ein wenig nach vorn neigten, als kämpften sie gegen einen mächtigen Sturm an.

Als die Anwälte geendet hatten, sagte der Richter in scharfem Ton: »Für beide Rechtsauffassungen erwarte ich entsprechende Fallbeispiele. Ich werde meine Entscheidung treffen, nachdem ich die Rechtslage geprüft habe. Heute in einer Woche ist der nächste Termin.«

Im selben Moment stand er auf und begab sich durch eine Tür in seinem Rücken zum Richterzimmer.

Als das Publikum sich erhob, herrschte zunächst wirres Gedränge. Cowart sah noch, wie sich Ferguson per Handschlag von seinem Anwalt verabschiedete und den Wachmännern zu einer Tür an der Rückseite des Gerichtssaals folgte, wo sich eine Zelle befand. Als Cowart wieder nach vorn blickte, registrierte er, wie die Shriver, umgeben von einer dichten Traube von Reportern, Mühe hatten, die Meute abzuschütteln und über den schmalen Mittelgang aus dem Saal zu kommen. Im selben Moment sah er, wie Black den Staatsanwalt mit Handzeichen auf die Schwierigkeiten des Elternpaares aufmerksam machte. Mrs. Shriver hielt die Hand hoch, als könnte sie so die Fragen

abwehren, die auf sie niederprasselten. George Shriver legte einen Arm um seine Frau und bekam ein rotes Gesicht, als er sich durch die Menschenmenge kämpfte. Im nächsten Moment war Boylan an ihrer Seite und führte sie an der Vorderseite zum Richterzimmer hinaus. Der Fotograf an Cowarts Seite bemerkte: »Ich hab einen Schnappschuss im Kasten, keine Bange.« Für Sekunden wechselte der Verteidiger einen Blick mit ihm und machte unauffällig das Siegeszeichen. Doch unerklärlicherweise empfand Cowart zuerst eine seltsame Leere und dann eine Nervosität, die zu der Aufbruchsstimmung im Raum im Widerspruch stand.

Rings um ihn herrschte Stimmengewirr: Black gab vor einer Minikamera einem Fernsichteam ein Interview. Er sagte: »Natürlich sind wir zuversichtlich, unseren Standpunkt hinlänglich klargemacht zu haben. Es ist einfach nicht zu übersehen, dass es bei diesem Verfahren allzu viele offene Fragen gibt. Mir ist unbegreiflich, wieso die Staatsanwaltschaft das nicht genauso sieht ...«

Im selben Moment stand Boylan, nur wenige Schritte entfernt, vor einer anderen Kamera und erläuterte mit derselben Inbrunst den entgegengesetzten Standpunkt: »Wir sind davon überzeugt, dass der richtige Mann für ein entsetzliches Verbrechen im Todestrakt sitzt. Wir sehen keinen Grund, von dieser Auffassung abzurücken. Selbst wenn der Richter einer Revision zustimmen sollte, sind wir zuversichtlich, dass die Beweislage gegen Mr. Ferguson für eine erneute Verurteilung mehr als ausreicht.«

Ein Reporter rief dazwischen: »Auch ohne ein Geständnis?«

»Selbstverständlich«, kam prompt die Antwort. Jemand lachte, verstummte jedoch, als Boylan mit verärgelter Miene herumfuhr.

»Wieso ist eigentlich nicht Ihr Vorgesetzter als Anklagevertreter gekommen? Wieso wurden Sie geschickt? Sie gehörten nicht mal dem ursprünglichen Team der Anklagevertretung an. Wieso Sie?«

»Das hat sich einfach so ergeben«, erklärte Boylan, ohne es zu erklären.

Unterdessen beantwortete Black drei Meter entfernt dieselbe Frage: »Weil gewählte Amtsträger nicht gerne in Gerichtssäle kommen und sich die Köpfe einschlagen lassen. Die haben regelrecht gerochen, dass sie hier auf verlorenem Posten stehen, und das dürft ihr gerne wörtlich zitieren, Jungs.«

Plötzlich richtete sich eine Kamera mit ihrem unbarmherzigen Scheinwerferlicht auf Cowart, und jemand rief ihm eine Frage zu: »Cowart? Das war Ihre Geschichte. Wie ist die Anhörung Ihrer Meinung nach gelaufen? Was halten Sie von diesem Brief?«

Er versuchte, sich irgendeine clevere, schlagfertige Bemerkung einfallen zu lassen, und schüttelte schließlich den Kopf. »Ach, komm schon, Matt«, rief jemand ihm zu, »zier dich nicht so.« Doch er drängte an den Kollegen vorbei. »Mimose«, hörte er jemanden sagen.

Cowart eilte durch den Flur und fuhr mit der Rolltreppe zur Eingangshalle hinunter. Kaum hatte er das Gerichtsgebäude durch die Haupttür verlassen, blieb er auf den Eingangsstufen stehen. Ihm schlug ein heißer Wind entgegen, der an den drei Flaggen im Eingangsbereich zerrte: eine für den Bezirk, eine für den Bundesstaat und eine für die Nation. Mit jeder erneuten Brise machten sie ein knatterndes Geräusch. Auf der anderen Straßenseite sah er Tanny Brown stehen. Der Detective starrte ihn an, bevor er mit resignierter Miene wortlos in seinen Wagen stieg. Cowart sah, wie er sich langsam in den Verkehr einfädelt und verschwand.

Eine Woche später ordnete der Richter in einer schriftlichen Erklärung die Wiederaufnahme des Strafverfahrens gegen Robert Earl Ferguson an. Diesmal wurde der Angeklagte nicht als »wilde Bestie« charakterisiert. Auf die zahlreichen Leitartikel, in denen ein neuer Prozess für Ferguson gefordert wurde, einschließlich derer, die in Escambia County gelesen wurden, ging er ebenfalls mit keiner Silbe ein. Dafür ordnete der Richter an, Fergusons Aussagen gegenüber den beiden Detectives beim anberaumten Verfahren nicht zuzulassen. Schließlich stellte Black den nicht öffentlichen Antrag, Ferguson gegen Kautions freizulassen. Mehrere Protestvereinigungen gegen die Todesstrafe

hinterlegten die Summe. Erst später erfuhr Cowart, dass ein Produzent ihnen den Betrag vorgestreckt hatte, ein Mann, der die Filmrechte an Robert Earl Fergusons Lebensgeschichte erworben hatte.

Es folgte eine Zeit der Rastlosigkeit.

Cowart hatte das Gefühl, als wäre sein Leben plötzlich in eine Aneinanderreihung von Momenten zersplittert, und er sehnte sich danach, dass alles wieder seinen gewohnten Gang nahm. Sosehr er sich auch bemühte, er konnte ein nagendes Unbehagen nicht abschütteln, eine ungute Ahnung, die er sich nicht erklären konnte. Er fuhr an dem Tag ins Gefängnis, an dem Robert Earl Ferguson im Vorgriff auf seinen neuen Prozess aus dem Todestrakt entlassen wurde. Der Richter hatte diesen auf den Dezember verschoben. Es war die erste Juliwoche und die Straße zur Anstalt daher mit behelfsmäßigen Verkaufsständen gesäumt, an denen man Feuerwerkskörper, Wunderkerzen und rot-weiß-blaue Wimpel erwerben konnte. Der Frühling war im Sonnenstaat mit Macht in den Sommer übergegangen, und die Glut dörrte die Erde unbarmherzig aus, bis sie sich wie rissiger Zement unter den Füßen anfühlte. Über dem Boden flirrte die Hitze wie Traumbilder, so unabweislich wie ein Schneesturm in New England und genauso kräfteraubend – sie zehrte an der Energie der Menschen, an ihren Ambitionen und Wünschen. Je höher die Temperaturen stiegen, desto langsamer schien sich die Erde zu drehen.

Draußen vor dem Gefängnistor wartete eine schwitzende Meute Presseleute auf Ferguson. Eine beträchtliche Zahl Demonstranten gegen die Todesstrafe hatte sich dazugesellt. Einige von ihnen hielten Transparente, auf denen sie seine Freilassung willkommen hießen, und ihre Sprechchöre waren nicht zu überhören: »Mit der Todesstrafe Schluss! Menschenrechte sind ein Muss.« Als der Gefangene schließlich aus der Anstalt trat, ertönten Hochrufe und hier und da Applaus. Ferguson warf einen kurzen Blick in den strahlend blauen Himmel, dann blieb er zwischen seinem hochgewachsenen Anwalt und seiner zerbrechlich zarten, grauhaarigen Großmutter stehen, die für die Reporter nur einen finsternen Blick übrig hatte. Als die Berichtersteller mitsamt Kameralenten auf sie zudrängten, hielt sich die alte Frau mit beiden Armen am Ellbogen ihres Enkels fest. Von der erhobenen Warte der Eingangsstufen aus richtete Ferguson ein paar Worte an die Wartenden. Sein Fall, erklärte er, zeige zum einen, wie das Rechtssystem nicht funktionierte und wie doch. Er sei froh, wieder frei zu sein. Als Erstes, verriet er, freue er sich auf eine richtig gute Mahlzeit, Brathähnchen mit Gemüse und einem extra großen Schokoladeneisbecher zum Nachtsch. Er empfinde keine Bitterkeit, was ihm niemand abnahm. Er endete mit den Worten: »Ich möchte nur meinem Schöpfer dafür danken, dass er mir den Weg gewiesen hat, natürlich auch meinem Anwalt und dem *Miami Journal* sowie insbesondere Mr. Cowart, der zugehört hat, als ich bei niemandem ein offenes Ohr fand. Ohne ihn stünde ich jetzt nicht vor Ihnen.«

Cowart bezweifelte, dass es dieser letzte Teil seiner kleinen Ansprache in die Spätnachrichten schaffen oder er in irgendeiner der anderen Zeitungen als Zitat erscheinen würde. Er schmunzelte.

Die Reporter bombardierten den Entlassenen mit Fragen.

»Wollen Sie nach Pachoula zurück?«

»Ja, das ist meine einzige richtige Heimat.«

»Was haben Sie für Pläne?«

»Ich möchte studieren. Vielleicht Jura oder Kriminologie. In Strafrecht kenne ich mich inzwischen recht gut aus.«

Dafür erntete er Gelächter.

»Und der Prozess?«

»Was gibt es da zu sagen? Mir soll noch einmal der Prozess gemacht werden, allerdings sehe ich nicht, worauf sich eine Anklage stützen will. Ich denke, ich werde freigesprochen. Ich möchte nur

mein Leben zurück, nicht länger im Rampenlicht stehen, wieder ganz normal sein. Nicht, dass ich was gegen Sie hätte ...«

Wieder erntete er Gelächter. Die Presse schien den eher zart gebauten Mann, der im Hagel der Reporterfragen jedes Mal mit dem Kopf herumfuhr, um dem Betreffenden ins Gesicht zu sehen, aufzusaugen. Cowart entging nicht, wie souverän, entspannt und sogar humorvoll Ferguson die Fragen der improvisierten Pressekonferenz parierte. Offenbar genoss er die Situation.

»Aus welchem Grund wird man Ihrer Meinung nach noch einmal Anklage gegen Sie erheben?«

»Um das Gesicht zu wahren. Andernfalls müsste die Staatsanwaltschaft einräumen, dass sie versucht hat, einen Unschuldigen hinzurichten. Einen unschuldigen Schwarzen. Sie würde wohl eher an einer Lüge festhalten, als sich der Wahrheit zu stellen.«

»Haargenau, Mann!«, rief jemand aus der Gruppe der Demonstranten. »Wird Zeit, dass das mal gesagt wird.«

Von einem Kollegen wusste Cowart, dass diese eingeschworene Schar bei jeder Exekution aufkreuzte, Kerzenmahnwachen hielt und »We Shall Overcome« oder »I Shall Be Released« sang, bis der Gefängnisdirektor erschien und erklärte, der Hinrichtungsbefehl sei vollstreckt. Normalerweise gesellte sich dann ebenso zuverlässig eine Schar Aktivisten in Jeans und weißem T-Shirt sowie spitzen Cowboystiefeln hinzu, die dafür eintraten, am besten gleich »das ganze Pack auf dem Bratrost schmoren zu lassen«, und die sich mit den Gegnern das eine oder andere Gerangel lieferten. Heute glänzten sie jedoch durch Abwesenheit.

Die Presse wiederum sah, wenn möglich, über beide Gruppierungen geflissentlich hinweg.

»Können Sie uns etwas zu Blair Sullivan sagen?«, brüllte ein Fernsehreporter und hielt Ferguson sein Mikrophon vors Gesicht.

»Was soll mit ihm sein? Ich denke, er ist ein gefährlicher, schwer gestörter Mensch.«

»Hassen Sie ihn?«

»Nein, schließlich sollen wir die andere Wange hinhalten, aber ich gebe zu, dass das wahrhaftig nicht immer einfach ist.«

»Glauben Sie, er legt ein Geständnis ab und erspart Ihnen den Prozess?«

»Nein. Ich denke, der bereitet sich nur noch auf das Geständnis vor, das er ablegen muss, wenn er seinem Schöpfer gegenübertritt.«

»Haben Sie mit ihm über den Mord gesprochen?«

»Er redet mit niemandem. Schon gar nicht darüber, was er in Pachoula getan hat.«

»Was halten Sie von den beiden Detectives?«

Er zögerte einen Moment. »Kein Kommentar«, sagte er schließlich. Ferguson grinste. »Mein Anwalt hat mir geraten, wenn mir nichts Nettes oder Neutrales über die beiden einfallen sollte, ›kein Kommentar‹ zu sagen. Bitte schön.«

Womit er bei den Reportern noch eine Lachsalve auslöste.

Er lächelte gewinnend, und als die Kameraleute und die Tontechniker mit ihren Galgenmikrophonen um die letzten Aufnahmen kämpften, herrschte noch einmal Chaos. Das Surren der Kameras klang wie das Summen von Insekten an einem stillen Abend. Schließlich hob Ferguson die Hand zum Siegeszeichen, dann wurde er durch die Menge zu einem Auto geschleust, wo er auf dem Rücksitz verschwand und durch das geschlossene Fenster einer Handvoll Fotografen zuwinkte, die ihre letzten Bilder schossen. Dann fuhr der Wagen los und entschwand über die lange Gefängniszufahrt in einer feinen Staubwolke über dem heißen Asphalt, während ihm ein Arbeitstrupp von Anstaltsinsassen entgegenkam, die schweißgetränkt, die Spitzhacken auf den Schultern, zur Mittagspause zurückkehrten. Die Männer sangen ein Arbeitslied, und auch wenn Cowart die Worte nicht ausmachen konnte, hallte ihm der monotone Rhythmus noch lange in den Ohren.

Ein paar Wochen später fuhr er mit seiner Tochter nach Disney World, wo sie sich im Contemporary Hotel in einem der obersten Stockwerke mit Blick über den Vergnügungspark einquartierten. Becky war mit kindlichem Vergnügen zur Expertin für das reichhaltige Angebot geworden und entwarf für jeden Tag einen detaillierten Plan, welche Achterbahnfahrten und andere Attraktionen sie in welcher Reihenfolge in Angriff nehmen sollten. Nur allzu gerne ließ Cowart ihr freie Hand. Wenn sie vier oder fünf Mal hintereinander auf der »Space Mountain«- oder der »Mr. Toad's Wild Ride«-Achterbahn fahren wollte, wieso nicht? Wenn ihr nach einer schwindelerregenden Mischung aus Hotdogs, Fritten und Zuckerwatte war, verknipte er sich jede Bemerkung über den Nährwert.

An den Nachmittagen war es zu warm, um für die Fahrten anzustehen, und so verbrachten sie stattdessen Stunden im Hotelpool, alberten herum und tauchten sich gegenseitig unter. Unzählige Male warf er sie ins Wasser, ließ sie auf seiner Schulter reiten oder zwischen seinen Beinen schwimmen. Sobald mit Sonnenuntergang ein wenig Kühle eintrat, zogen sie sich an und kehrten ins Wunderland zurück, um sich Feuerwerks- und Lichtschauspektakel anzusehen.

Jeden Abend fuhr er mit seiner erschöpft schlafenden Tochter in der Einschienenbahn zum Hotel, trug sie in ihr Zimmer, legte sie behutsam in ihr Bett und lauschte, nachdem er sie zugedeckt hatte, auf ihren regelmäßigen, unbeschwerten Atem, der für eine Weile alle Gedanken aus seinem Kopf verbannte und ihm einen gewissen Frieden brachte.

Während ihres gesamten Aufenthalts hatte er nur einen einzigen lebhaften Alptraum, in dem Ferguson und Sullivan ihn zu einer Achterbahnfahrt zwangen und ihm seine Tochter aus den Armen rissen.

Als er keuchend erwachte, hörte er Beckys besorgte Frage: »Daddy?«

»Alles in Ordnung, Schatz, alles in bester Ordnung.«

Sie seufzte und drehte sich auf die andere Seite, bevor sie wieder in Tiefschlaf verfiel.

Er jedoch lag in seinen nassgeschwitzten Laken wach.

Dank Beckys unermüdlichem Tatendrang verging die Woche wie im Flug. Als es so weit war, sie heimzufahren, ließ er sich alle Zeit der Welt. Sie legten eine Pause für die Wasserrutsche in der Water World ein und ließen sich in einer Highway-Raststätte Hamburger schmecken. Es folgte eine weitere Pause auf ein Eis und schließlich eine vierte Unterbrechung an einem Spielzeugladen, wo er ihr noch ein Geschenk kaufte. Als sie schließlich das teure Vorstadtviertel von Tampa erreichten, in dem seine Ex-Frau und ihr neuer Ehemann wohnten, rollte er nur noch im Schneckentempo durch die Straßen, während sein Widerstreben, sich von ihr zu trennen, im fröhlichen Mitteilungsdrang seiner Tochter unterging, die ihm unterwegs sämtliche Häuser ihrer Freundinnen zeigte.

Zu Beckys Haus führte eine lange, halbkreisförmige Einfahrt; ein älterer Schwarzer schob den Mäher über die weite Fläche des saftig grünen Rasens. Sein ramponierter kleiner Lkw, ursprünglich rot, jetzt eher rostbraun, parkte unauffällig am Rand. An der Seite stand in weißen Lettern NED'S RUNDUM-RASENSERVICE. Der alte Mann blieb nur kurz stehen, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen und Becky zuzuwinken, die seinen Gruß übermütig erwiderte. Cowart sah, wie sich der Mann wieder vorbeugte und der Aufgabe widmete, das Gras auf eine einheitliche Höhe zu trimmen. Sein Hemdkragen hatte eine dunklere Farbe angenommen als seine Haut.

Cowart blickte zur Haustür. Sie war zweiflügelig und aus Holz. Bei dem Haus selbst handelte es sich um einen weitläufigen Bungalow, der an einem leichten Hang zu liegen schien, denn auf der Rückseite ragte der schwarze Gitterzaun eines eingeschlossenen Swimmingpools so eben über das Dach. Den Vorgarten zierte eine Reihe von Pflanzen, die mit ihrem gepflegten Schnitt an ein sorgfältiges Make-up in einem Gesicht erinnerten. Becky sprang aus dem Wagen und rannte zur Tür hinein.

Er blieb stehen und wartete, bis Sandy erschien.

Die Schwangerschaft war fortgeschritten, und sie bewegte sich in der Hitze mühsam und bedächtig.

Sie hatte den Arm um ihre Tochter gelegt. »Und? War es schön?«

»Wir haben nichts ausgelassen.«

»Dachte ich mir. Bist du erschöpft?«

»Ein bisschen.«

»Und wie läuft's sonst?«

»Nichts zu klagen.«

»Du weißt, dass ich mir immer noch Sorgen um dich mache.«

»Danke, das ist nett, aber ich komm schon klar. Alles ist in Ordnung.«

»Ich würde gerne mit dir reden. Möchtest du nicht kurz reinkommen? Auf einen Kaffee? Oder was Kaltes?« Sie lächelte. »Ich möchte alles hören. Wir haben so viel zu bereden.«

»Becky wird dir alles erzählen.«

»Das meine ich nicht«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Ich muss los. Bin ohnehin schon spät dran.«

»Tom kommt ungefähr in einer halben Stunde zurück. Er würde sich freuen, dich zu sehen. Deine Artikel haben ihm mächtig imponiert.«

Er schüttelte weiterhin den Kopf. »Richte ihm bitte meinen Dank aus, aber ich muss wirklich zusehen, dass ich nach Hause komme. Ich schaffe es auch so kaum vor Mitternacht bis nach Miami.«

»Ich möchte nur ...«, fing sie an, überlegte es sich aber anders und sagte schließlich: »Also gut, ich melde mich bei dir.«

Er nickte. »Lass dich noch mal drücken, Schatz.« Er ging in die Hocke und schloss seine Tochter in die Arme. Für einen kurzen Augenblick durchströmte ihn ihre Energie, ihr kindlicher Überschwang. Dann trat sie zurück. »Wiedersehen, Daddy«, sagte sie, und diesmal klang es ein wenig bedrückt. Er strich ihr über die Wange und sagte: »Und verrate deiner Mom lieber nicht, was du gegessen hast ...« Er senkte die Stimme zu einem Bühnenflüstern. »Und verrate ihr nichts von all den Geschenken, die du bekommen hast. Sonst wird sie noch eifersüchtig.« Becky grinste und nickte heftig mit dem Kopf.

Bevor er einstieg, drehte er sich noch einmal um und winkte ihr betont unbekümmert zu. Den geschiedenen Vater hast du schon richtig gut drauf, bescheinigte er sich. Bis in die letzten Gesten hinein.

Noch Stunden danach hätte er sich für sein Verhalten ohrfeigen können.

In der Redaktion versuchte Will Martin mit mäßigem Erfolg, ihn für eine Reihe redaktioneller Vorstöße zu begeistern. Immer wieder ertappte Cowart sich dabei, in Gedanken abzudriften und über Fergusons bevorstehenden Prozess nachzudenken, auch wenn er im Grunde nicht damit rechnete, dass es überhaupt dazu kam. Als der unbarmherzige Sommer in den Herbst überging, ohne dass die schwüle Hitze nachließ, beschloss er, noch einmal nach Pachoula zu fahren und einen Artikel darüber zu schreiben, wie die Stadt auf Fergusons Freilassung reagierte. Der erste Anruf von seinem Hotelzimmer aus galt Tanny Brown.

»Lieutenant? Matthew Cowart. Ich wollte Ihnen nur die Mühe ersparen, auf Ihre Spione und Gewährsleute zurückzugreifen. Ich bin für ein paar Tage in der Stadt.«

»Darf man fragen, wozu?«

»Nur für einen kleinen Nachtrag zum Fall Ferguson. Planen Sie immer noch, Anklage zu erheben?«

Der Detective lachte. »Das entscheidet der Staatsanwalt, ich habe damit nichts zu tun.«

»Sicher, aber seine Entscheidung richtet sich nach den Informationen, die er von Ihnen bekommt. Gibt es irgendwas Neues?«

»Und wenn dem so wäre, erwarten Sie, dass ich es Ihnen sage?«

»Fragen kostet zumindest nichts.«

»Na ja, da Sie es ohnehin von Black erfahren würden – nein, nichts Neues.«

»Und was macht Ferguson?«

»Wieso fragen Sie ihn nicht selbst?«

»Mach ich noch.«

»Ich schlage vor, Sie fahren erst zu seiner Großmutter raus und rufen dann noch mal bei mir an.«

Als Cowart auflegte, beschlich ihn das vage Gefühl, dass der Detective sich über ihn lustig machte.

Er holperte den schattigen Feldweg zwischen den Kiefern zur Hütte von Fergusons Großmutter entlang und stoppte den Wagen schließlich inmitten von ein paar Hühnern. Für einen Moment blieb er auf der steinharten Erde stehen. Da er draußen niemanden sehen konnte, ging er die Eingangsstufen hoch und klopfte fest an den Holzrahmen der Tür. Wenig später hörte er schlurfende Schritte, dann öffnete sich die Tür einen Spalt.

»Mrs. Ferguson? Ich bin's, Matthew Cowart, vom *Journal*.«

Der Spalt wurde breiter.

»Was wollen Sie denn jetzt schon wieder?«

»Wo steckt Bobby Earl? Ich würde gerne mit ihm reden.«

»In den Norden zurück.«

»Was?«

»Er ist wieder an dieses College in New Jersey zurück.«

»Wann ist er abgereist?«

»Letzte Woche. Hier hielt ihn nichts. Das wissen Sie doch so gut wie ich.«

»Und was ist mit seinem Prozess?«

»Der schien ihm keine allzu großen Sorgen zu machen.«

»Wie kann ich ihn erreichen?«

»Er hat gesagt, er schreibt mir, sobald er eine Bleibe gefunden hat. Bisher hab ich noch nichts von ihm gehört.«

»Ist hier in Pachoula etwas passiert? Bevor er weggegangen ist?«

»Hat er zumindest nicht gesagt. Haben Sie noch mehr Fragen, Mr. Reporter?«

»Nein.«

Cowart ging die Stufen hinunter und blickte sich noch einmal zum Haus um.

Noch am selben Nachmittag rief er Black an.

»Wo steckt Ferguson?«, fragte er geradeheraus.

»In New Jersey. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen seine Adresse und Telefonnummer geben.«

»Aber wie kann er den Bundesstaat verlassen? Was ist mit seinem Prozess, der Kaution?«

»Der Richter hat es ihm erlaubt. Hat keine großen Überredungskünste gekostet. Ich hab ihm erklärt, dass es das Beste für ihn ist, wieder ein normales Leben zu führen, und er wollte seinen College-Abschluss machen. Was ist daran so verwunderlich? Die Staatsanwaltschaft muss uns gegebenenfalls neues Beweismaterial vorlegen, über das sie verfügt, und bis jetzt haben sie nichts geschickt. Ich weiß ja nicht, was die vorhaben, aber mit großen Überraschungen rechne ich nicht.«

»Sie meinen, der Fall verläuft einfach im Sande?«

»Schon möglich. Fragen Sie die Detectives.«

»Habe ich auch vor.«

»Sie müssen sich klarmachen, Mr. Cowart, wie diese Staatsanwälte es hassen, bei einem Prozess eins auf die Rübe zu bekommen. Die gewählten Amtsträger stehen nun mal nicht darauf, sich in aller Öffentlichkeit zu blamieren. Da lassen sie lieber ein bisschen Zeit ins Land gehen, Gras über die ganze Sache wachsen. Und wenn es so weit ist, wird die Klage bei einem netten kleinen Plausch im Richterzimmer vom Programm gestrichen. Schieben die ganze Schuld ihm in die Schuhe, weil er dieses Geständnis zugelassen hat. Der dreht den Spieß natürlich um und sagt, die Anklagevertreter seien schuld. Vor allem aber bleibt es an diesen beiden Polizisten hängen. Schluss, aus. Ist für Sie

doch bestimmt nicht das erste Mal, dass in unserer Strafjustiz etwas sang- und klanglos untergeht?«

»Vom Todestrakt runter auf null?«

»Genau. Kommt vor. Nicht alle Tage, aber immer mal wieder. Gibt nichts an diesem Fall, das ich nicht so oder ähnlich schon mal gehört hätte.«

»Nach diesen drei Jahren macht man einfach so weiter?«

»Ganz genau. Als wäre nichts gewesen, ein stinknormales Leben. Mit einer Ausnahme natürlich.«

»Als da wäre?«

»Dieses kleine Mädchen ist tot.«

Er rief Tanny Brown an. »Ferguson ist nach New Jersey zurückgekehrt. Wussten Sie das?«

»War nicht gerade ein Geheimnis. Die Lokalzeitung brachte einen Artikel über seinen Abgang. Es hieß, er wollte mit seiner Ausbildung weiterkommen. Hat dem Blatt erklärt, so wie die Leute ihn hier ansähen, hätte er in Pachoula keine Aussicht auf einen Job. Kann ich nicht ganz nachvollziehen. Ich weiß nicht mal, ob er es auch nur versucht hat. Jedenfalls ist er weg. Ich glaube eher, er wollte verschwinden, bevor ihm jemand was antut.«

»Wer zum Beispiel?«

»Kann ich nicht sagen. Der eine oder andere war ziemlich erschüttert, als er auf freien Fuß kam. Manche fanden es in Ordnung. Kleinstadt eben, Sie wissen schon. Die Leute sind unterschiedlicher Meinung. Die meisten wussten einfach nicht, was sie davon halten sollten.«

»Wer war erschüttert?«

Tanny Brown zögerte einen Moment mit seiner Antwort. »Ich zum Beispiel. Das genügt.«

»Und wie geht's jetzt weiter?«

»Sagen Sie's mir.«

Cowart musste passen.

Am Ende schrieb er den beabsichtigten Artikel doch nicht, sondern kehrte in die Redaktion zurück, wo er sich in die Arbeit zu den bevorstehenden Gemeindewahlen stürzte. Er verwandte Stunden darauf, die Kandidaten zu befragen, Positionspapiere zu lesen und mit den Kollegen der Redaktion zu diskutieren, welche Stellung die Zeitung beziehen sollte. Es herrschte eine anregende Stimmung im Team. Mit ihren abwegigen Themen wie der Forderung, Englisch zur Amtssprache im Bundesstaat zu erklären, der unergründlichen Frage der Demokratie in Kuba oder gar der Diskussion um Schusswaffenkontrolle besaß die Lokalpolitik in Südflorida einen hohen Unterhaltungswert. Nach den Wahlen stürzte Cowart sich in eine weitere Reportage, diesmal über die Wasserversorgung in den Keys. Er sah sich genötigt, Haushaltsentwürfe und ökologische Prognosen zu studieren, so dass sich auf seinem Tisch immer mehr Tabellen und Grafiken stapelten. Er nahm, so viel war ihm vage bewusst, Zuflucht zu Zahlen.

In der ersten Dezemberwoche ließ die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen Robert Earl Ferguson wegen vorsätzlichen Mordes fallen. Einer kleinen Reporterschar erklärte man achselzuckend, ohne das Geständnis gebe es wenig belastbare Beweise. Anklage wie Verteidigung machten ein großes Tamtam darum, wie wichtig das Rechtssystem sei, und betonten, kein einziger Fall könne so wichtig sein wie die Rechtsnormen, die bei jeder Entscheidung anzuwenden seien.

Tanny Brown und Bruce Wilcox glänzten bei der Anhörung durch Abwesenheit.

»Mir steht im Moment wirklich nicht der Sinn danach, über den Fall zu reden«, sagte Brown, als Cowart ihn in seinem Büro aufsuchte, und Wilcox fügte hinzu: »Gütiger Gott, ich hab ihn ja kaum angefasst. Glauben Sie, er hätte keine Spuren davongetragen, wenn ich wirklich zugeschlagen hätte? Meinen Sie, der könnte noch gerade stehen? Gott, ich hätte dem Kerl den Kopf abgerissen.«

In der stickig schwülen Abendluft fuhr Cowart an der Schule und der Weide vorbei, an der Joanie Shriver ihr Leben gelassen hatte. Vor der Straßengabelung blieb er stehen und starrte einen Moment den Weg entlang, auf den der Mörder abgebogen war.

Als sich Cowart zum Haus der Shriver umdrehte, entdeckte er George Shriver im Garten, wo er mit einer Motorsäge die Hecke schnitt. Der füllige Mann war schweißgebadet, als Cowart heranfuhr. Er hielt mit seiner Arbeit inne, schaltete den Motor ab und japste nach Luft, während der Reporter sich zu ihm gesellte und sein Notizbuch bereithielt.

»Wir haben es gehört«, sagte er leise. »Tanny Brown hat uns angerufen. Sagt, es wäre jetzt amtlich. Natürlich kam es nicht wirklich überraschend. Wir wussten längst, dass es darauf hinauslief. Tanny Brown hat uns mal erzählt, dass die Anklage auf ziemlich tönernen Füßen steht. Hat wohl nicht standgehalten, jedenfalls, nachdem Sie den Fall unter die Lupe genommen haben.«

Cowart hatte gegenüber dem Mann mit dem roten Gesicht ein unbehagliches Gefühl. »Glauben Sie nach wie vor, dass Ferguson Ihre Tochter getötet hat? Was ist mit Sullivan? Diesem Brief, den er geschrieben hat?«

»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich von alldem halten soll. Schätze, für meine Frau und mich ist es genauso verwirrend wie für jeden anderen auch. Aber, wenn ich in mich hineinhorche, wissen Sie, dann glaube ich immer noch, dass er es gewesen ist. Seinen Gesichtsausdruck beim Prozess, den werde ich nie vergessen. Niemals.«

Mrs. Shriver brachte ihrem Mann ein Glas eisgekühltes Wasser, und als sie Cowart entdeckte, schwang in ihrem erstaunten Blick Ärger mit.

»Ich begreife einfach nicht«, sagte sie, »wieso wir das alles zum zweiten Mal durchmachen mussten. Zuerst Sie, dann der ganze Presserummel. Als ob sie noch einmal ermordet worden wäre. Das wurde so schlimm, dass ich nicht mehr gewagt habe, den Fernseher anzumachen, aus Angst, sie würden ständig wieder ein Foto bringen. Nicht, weil wir es auf die Weise nie vergessen können, wir wollen nicht vergessen. Aber auf einmal ging es um was ganz anderes, um das, was dieser Ferguson gesagt hatte oder was dieser Sullivan gesagt hatte. Es ging darum, was diese beiden Kerle getan hatten. Dass mir mein kleines Mädchen genommen worden war, das war nicht mehr wichtig. Und das hat weh getan, Mr. Cowart, verstehen Sie das? Das tut immer noch weh.«

Die Frau weinte, während sie sprach, doch ihre Stimme wankte nicht.

George Shriver holte tief Luft und nahm einen großen Schluck von seinem Wasser. »Natürlich geben wir nicht Ihnen die Schuld, Mr. Cowart.« Er schwieg. »Na ja, vielleicht schon ein bisschen. Wir werden einfach das Gefühl nicht los, dass irgendwo etwas schiefgegangen ist. Natürlich können Sie nichts dafür. Ganz und gar nicht. Wie gesagt, auf tönernen Füßen. Hat nicht standgehalten.«

Der Bär von einem Mann nahm seine Frau bei der Hand, und Matthew Cowart blieb zusammen mit der Heckenschere im Vorgarten zurück, während die beiden im Dunkel ihres Hauses Zuflucht suchten.

Als er Ferguson anrief, schlug Cowart ein so intensives Hochgefühl entgegen, dass es ihm vorkam, als stünde er dem Mann direkt gegenüber, statt ein Ferngespräch mit ihm zu führen.

»Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll, Mr. Cowart. Ohne Ihre Hilfe wäre es nie dazu gekommen.«

»Doch, früher oder später schon.«

»Oh nein, Sie waren derjenige, der die Sache ins Rollen gebracht hat. Ohne Sie säße ich jetzt immer noch im Todestrakt.«

»Was haben Sie nun vor?«

»Ich habe Pläne, Mr. Cowart. Ich will etwas aus meinem Leben machen. Meinen Studienabschluss. Karriere. Ich kann jetzt tun, was ich will.«

Irgendwie kam Cowart der Satz bekannt vor, doch er konnte nicht sagen, woher. Stattdessen fragte

er: »Wie läuft's denn am College?«

»Ich hab eine Menge gelernt«, sagte Ferguson und lachte. »Ich glaube, ich bin um einiges klüger geworden. Diese Zeit hat alles grundlegend verändert. Lektionen fürs Leben.«

»Haben Sie vor, in Newark zu bleiben?«

»Wohl eher nicht. Hier ist es kälter, als ich es in Erinnerung habe. Ich denke, ich gehe wieder in den Süden.«

»Nach Pachoula?«

Ferguson antwortete nicht sofort. »Also, das wage ich zu bezweifeln. Nach meiner Freilassung haben die mir nicht unbedingt das Gefühl gegeben, dass ich da willkommen bin. Die Leute haben mich angestarrt. Hinter meinem Rücken über mich getuschelt, mit dem Finger auf mich gezeigt. Ich konnte nicht mal in den Laden um die Ecke, ohne dass ein Streifenwagen draußen stand, wenn ich wieder rauskam. Sie haben mich nicht aus den Augen gelassen, als ob sie vermuteten, dass ich jeden Moment was anstellen würde. Ich bin sonntags mit meiner Granny in den Gottesdienst gegangen, und sobald wir zur Tür reinkamen, fuhren alle Köpfe zu uns rum. Hab mich nach einem Job umgesehen, aber egal, wo ich hinkam, hatten sie die Stelle angeblich ein paar Minuten vorher vergeben, es spielte keine Rolle, ob der Chef schwarz oder weiß war. Sie haben mich alle nur angesehen, als wäre ich das personifizierte Böse, das mitten unter ihnen lebt, ohne dass sie was dagegen machen können. Das war nicht in Ordnung, Mr. Cowart, ganz und gar nicht in Ordnung, ich konnte trotzdem nichts dagegen machen. Aber Florida ist groß. Sie werden's nicht glauben: Vor ein paar Tagen hat mich eine Kirche in Ocala eingeladen, bei ihnen eine kleine Rede über meine Erfahrungen zu halten. Und die waren nicht die Ersten. Nicht überall werde ich wie ein tollwütiger Hund behandelt. Vielleicht überhaupt nur in Pachoula. Und solange Tanny Brown dort das Sagen hat, wird sich daran auch nichts ändern.«

»Halten Sie mich auf dem Laufenden?«

»Selbstverständlich«, versprach Ferguson.

Ende Januar, fast ein Jahr, nachdem er den Brief von Robert Earl Ferguson bekommen hatte, wurde Cowart für seine Reportage vom Presseverband Florida ausgezeichnet. Kurz darauf folgten Auszeichnungen von der Journalistenschule Penney-Missouri und ein Ernie-Pyle-Preis der Scripps-Howard-Stiftung.

Genau zu dieser Zeit bestätigte der Oberste Gerichtshof den Schuldspruch und das Strafmaß gegen Blair Sullivan, und Cowart bekam einen weiteren Anruf als R-Gespräch.

»Cowart? Sind Sie das?«

»Ja, am Apparat, Mr. Sullivan.«

»Haben Sie von dieser Gerichtsentscheidung gehört?«

»Ja. Was haben Sie vor? Sie brauchten nur einen Anwalt einzuschalten. Was halten Sie davon, Black anzurufen?«

»Mr. Cowart, halten Sie mich für einen Mann ohne Rückgrat?«, fragte er lachend. »Ich bin ein Überzeugungstäter. Das sollte ein Witz sein. Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, ich könnte es mir plötzlich anders überlegen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht, weil für mich das Leben ein kostbares Gut ist.«

»Sie hatten nicht mein Leben, vergessen Sie das nicht.«

»Da haben Sie recht.«

»Und Sie haben nicht meine Zukunft. Jetzt fragen Sie sich natürlich, was für eine Zukunft. Aber Sie werden staunen.«

»Bin ganz Ohr.«

»Soll ich Ihnen was sagen, Mr. Cowart? So komisch das klingt, aber mir geht's gerade richtig gut.«

»Freut mich zu hören.«

»Und soll ich Ihnen noch was sagen, Mr. Cowart? Wir sprechen uns wieder. Wenn die Uhr tickt.«

»Haben Sie schon irgendwas über den Zeitpunkt erfahren?«

»Nein. Ich frag mich, wieso der Gouverneur so lange braucht.«

»Wollen Sie wirklich sterben, Mr. Sullivan?«

»Ich habe Pläne, Mr. Cowart. Große Pläne. Der Tod ist da nur eine Begleiterscheinung. Ich melde mich wieder.«

Er legte auf, und Cowart unterdrückte einen Schauer. Es war ihm, als hätte er mit einer Leiche gesprochen.

Am ersten April wurde Matthew Cowart für seine herausragende Lokalreportage der Pulitzer-Preis verliehen.

In den guten alten Zeiten, als Fernschreiber eine endlose Flut von Worten in alle Welt verbreiteten, fand alljährlich an dem Tag, an dem die Preisträger bekanntgegeben wurden, ein Wettbewerb statt: Die Associated Press und die United Press International konkurrierten gewöhnlich darum, welche der beiden Agenturen die Bekanntgabe am schnellsten hereinbekam und verbreitete. Die alten Maschinen waren mit Klingeln ausgestattet, die jedes Mal schrillten, wenn eine wichtige Meldung hereinkam, und so wurde die Verkündigung der Preisträgernamen von quasireligiösem Geläut begleitet, gefolgt von Jubelrufen oder enttäuschten Seufzern, sobald der Fernschreiber die Namen herausgerattert hatte. Das alles war der Computerübertragung in Echtzeit gewichen, und die Namen erschienen im selben Moment auf sämtlichen Monitoren, wie sie jede moderne Nachrichtenagentur beherrschten. An den Jubelrufen und den Seufzern hatte sich allerdings nichts geändert.

An dem betreffenden Nachmittag war Cowart auf einer Konferenz zum Thema Wasserwirtschaft gewesen. Als er danach das Großraumbüro betrat, erhoben sich sämtliche Mitarbeiter und applaudierten.

Jemand reichte ihm ein Glas Champagner und schob ihn vor einen Bildschirm, damit er die Neuigkeit selbst lesen konnte. Jemand hielt den denkwürdigen Moment auf Fotos fest. Der Redaktionsleiter und der Lokalredakteur drückten ihm die Hand, und Will Martin sagte: »Ich hab's gewusst.«

Die Gratulationsanrufe nahmen kein Ende. Black meldete sich ebenso wie Robert Earl Ferguson, der nur ein paar Worte mit ihm wechselte. Tanny Brown beschränkte sich auf die kryptische Bemerkung: »Freut mich, dass wenigstens einer was von der Sache hat.«

Seine Ex-Frau war am Telefon zu Tränen gerührt. »Ich wusste, dass du das Zeug dazu hast«, beteuerte sie. Im Hintergrund hörte er ein Baby krähen. Als sie seine Tochter an den Apparat holte, stieß diese einen Freudenschrei aus, auch wenn sie nicht ganz verstand, worum es ging. Er wurde von drei Lokalsendern interviewt und bekam einen Anruf von einem Literaturagenten, der wissen wollte, ob er vielleicht ein Buch schreiben wolle. Der Produzent, der die Rechte an Robert Earls Biographie erworben hatte, schlug Cowart vor, ebenfalls einen Deal mit ihm einzugehen. Der Mann war nur schwer abzuschütteln und hatte es schließlich geschafft, über die Telefonrezeptionistin, die darüber entschied, welche Anrufe sie weiterleitete, Matthew Cowart an die Strippe zu bekommen.

»Mr. Cowart? Jeffrey Maynard am Apparat. Ich rufe im Auftrag der Produktionsfirma Instacom an. Wir wären sehr daran interessiert, einen Film über Ihre Arbeit zu drehen.«

Der Produzent wirkte atemlos, gehetzt, als sei jede ergebnislose Minute vertane Zeit und hinausgeworfenes Geld.

Cowart antwortete betont langsam: »Tut mir leid, Mr. Maynard, aber ...«

»Bitte geben Sie mir keinen Korb, Mr. Cowart. Was halten Sie davon, wenn ich zu Ihnen nach Miami runterfliege und wir uns persönlich unterhalten? Oder noch besser: Sie kommen zu uns, natürlich auf Kosten des Hauses.«

»Ich glaube nicht ...«

»Nur so viel, Mr. Cowart: Wir haben mit fast allen Leuten, die das Sagen haben, darüber gesprochen, und bemühen uns um die entsprechenden Investitionen. Es geht hier um nicht unerhebliche Summen, Sie könnten die Arbeit bei der Zeitung an den Nagel hängen.«

»Ich habe keineswegs vor, meine Arbeit bei der Zeitung an den Nagel zu hängen.«

»Ich dachte, alle Reporter wollen etwas anderes machen.«

»Da irren Sie.«

»Trotzdem würde ich mich gerne persönlich mit Ihnen treffen. Mit den anderen haben wir bereits geredet und viele Kooperationszusagen erhalten ...«

»Ich denk drüber nach, Mr. Maynard.«

»Hör ich wieder von Ihnen?«

»Sicher.«

Ohne die geringste Absicht, sein Versprechen zu halten, legte Cowart auf. Er kehrte zu der aufgeregten Meute in der Redaktion zurück, trank Champagner aus einem Plastikbecher, sonnte sich in der Aufmerksamkeit, die ihm von allen Seiten entgegenschlug, und vergaß unter all dem Schulterklopfen und den Gratulationen die unterschwelligen Fragen und Zweifel.

Doch als er an diesem Abend heimging, war er nach wie vor allein.

Beim Betreten seiner leeren Wohnung musste er an Vernon Hawkins denken, wie dieser sich in seinen letzten, einsamen Tagen langsam die Seele aus dem Leib gehustet hatte. Der tote Detective schien in Cowarts Erinnerung allgegenwärtig zu sein. Er versuchte, das Bild von seinem Freund im Kopf in die Gratulanten einzureihen und sich vorzustellen, Hawkins wäre der Erste gewesen, der ihn angerufen und zur Feier des Tages mit ihm eine teure Flasche Champagner geköpft hätte. Doch das Bild verflüchtigte sich, und stattdessen sah er den alten Polizisten nur in seinem Krankenhausbett liegen und hörte, wie er mit schwacher Stimme durch den Nebel der Medikamente und unter der Sauerstoffmaske murmelte: »Wie lautet das zehnte Gebot der Straße, Matty?«

Und seine Antwort: »Was weiß ich, Vernon, keine Ahnung. Ruh dich aus.«

»Das zehnte Gebot lautet: Es ist immer anders, als es scheint.«

»Vernon, was zum Teufel soll das nun wieder heißen?«

»Das heißt, ich dreh gleich durch. Ruf die verfluchte Schwester, nicht die alte, sondern die junge mit den tollen Titten. Sag ihr, ich brauch eine Spritze. Egal was für eine Spritze, Hauptsache, sie reibt mir ein paar Minuten lang den Allerwertesten zum Desinfizieren mit einem Wattebausch ein, bevor sie zusticht.«

Cowart sah noch vor sich, wie er die Schwester holte, der alte Mann seine Injektion bekam und mit einem irren Grinsen hinüberdämmerte.

Aber ich habe gewonnen, Vernon. Ich hab's geschafft, dachte er und warf einen Blick auf die Morgenausgabe, die er sich unter den Arm geklemmt hatte. Sein Bild und der Artikel prangten auf der Titelseite: VERFASSER DER TODESTRAKT-REPORTAGE MIT PULITZER GEEHRT.

Bis in die frühen Morgenstunden hinein starrte er, zwischen Euphorie und Zweifel hin- und hergerissen, in den endlosen schwarzen Himmel, bis die Droge des Erfolgs über die diffusen Ängste siegte und er im Glücksrausch endlich einschlief.

Zwei Wochen später – Cowart schwamm immer noch auf der Woge seines Hochgefühls – erreichte die Redaktion eine zweite Meldung.

Demnach hatte der Gouverneur den Hinrichtungsbefehl für Blair Sullivan unterschrieben. Der Zeitpunkt für seine Hinrichtung durch den elektrischen Stuhl war auf genau eine Woche nach der Unterzeichnung, um 24:00 Uhr, festgesetzt.

Es wurde darüber spekuliert, ob Sullivan sich doch noch vor dem Stuhl retten würde, indem er

Berufung einlegte, was ihm, wie der Gouverneur bei der Unterzeichnung selbst einräumte, jederzeit offenstand. Doch der Häftling hüllte sich in Schweigen.

Ein Tag verging, der zweite, dritte und vierte. Am Morgen des fünften Tages seit Unterzeichnung des Hinrichtungsbefehls klingelte Cowarts Telefon. Gespannt griff er nach dem Hörer.

Es war Sergeant Rogers aus der Haftanstalt.

»Cowart? Sind Sie das, Kumpel?«

»Ja, Sergeant. Ich hab mit Ihrem Anruf gerechnet.«

»Tja, jetzt wird's ernst, nicht wahr?«

Cowart verstand dies als eine rhetorische Frage. »Und Sullivan?«

»Mann, waren Sie schon mal im Zoo in einem Reptilienhaus? Und haben diese Schlagen hinter den Glasscheiben beobachtet? Die bewegen sich kaum, aber ihr Blick schießt in alle Richtungen, die haben alles im Visier. So müssen Sie sich Sully vorstellen. Es ist unsere Aufgabe, ihn zu bewachen, aber er hat diesen Schlangenblick, als rechnete er mit irgendetwas. So was hab ich noch bei keinem Kandidaten kurz vor der Vollstreckung gesehen.«

»Was wäre normal?«

»Normalerweise wimmelt es hier von Anwälten, Priestern und Demonstranten. Alle hängen ständig am Telefon, rennen zu diesem oder jenem Richter, eine Besprechung jagt die andere. Und dann kommt der Tag, und es ist so weit. Also, eins kann ich Ihnen sagen: Wenn der Staat einen schließlich brutzelt, muss man es nicht allein durchstehen. Es kommen Angehörige und Gutmenschen und alle möglichen Leute, die so lange über Gott und Gerechtigkeit und alles Mögliche reden, bis einem die Ohren abfallen. Das ist normal. Das hier ist nicht normal. Für Sully ist niemand da, weder draußen noch drinnen. Er ist einfach allein. Ich rechne jeden Moment damit, dass der Bursche platzt, so angespannt und verschlossen, wie der Kerl ist.«

»Wird er Berufung einlegen?«

»Er sagt nein.«

»Und was tippen Sie?«

»Der steht zu seinem Wort.«

»Und was meinen die anderen?«

»Na ja, die meisten glauben, er knickt doch noch ein, vielleicht am letzten Tag, und bittet irgendjemanden, doch noch schnell was einzureichen – die Vollstreckung wird ausgesetzt, und er hat noch zehn Jahre, in denen er in schöner Regelmäßigkeit seine Berufungen einreicht. Aber jetzt läuft eine Wette – falls er sich doch grillen lässt, springt für die Betroffenen ein Fünfziger raus. Ich hab selbst darauf gesetzt. Der Vertreter des Gouverneurs sieht es genauso. Vor allem, sagt er, wollten sie, dass der Mann endlich Farbe bekennt. Aber der Kerl macht's ganz schön spannend, das muss man ihm lassen.«

»Mein Gott.«

»Kann man wohl sagen. Mit dem hat er es in letzter Zeit auch mächtig.«

»Und wie weit sind die Vorbereitungen?«

»Na ja, der Stuhl funktioniert einwandfrei, haben wir heute früh getestet. Befördert den Kerl in null Komma nichts ins Jenseits. Jedenfalls kommt er vierundzwanzig Stunden vorher in Einzelhaft. Er darf sich eine Mahlzeit bestellen, das ist Tradition. Erst wenige Stunden vorher nehmen wir uns den Mann vor, scheren ihm die Haare und so. Bis dahin versuchen wir, so viel Normalität wie möglich aufrechtzuerhalten. Die anderen im Trakt sind auch so schon nervös genug. Die mögen es nicht, wenn es jemand kampflos hinnimmt, wissen Sie. Als Ferguson freikam, war das für alle so was wie ein Hoffnungsschimmer. Auf Sully sind alle stinksauer. So was entmutigt die Jungs. Keine Ahnung, was uns noch bevorsteht.«

»Schwierige Situation für Sie, kann ich mir denken.«

»Sicher, aber letztendlich gehört das einfach zum Job.«

»Hat Sully mit irgendjemandem gesprochen?«

»Nein, aber deshalb rufe ich an.«

»Wie?«

»Er will Sie noch einmal sehen. So schnell wie möglich.«

»Mich?«

»Ganz recht. Wahrscheinlich, damit Sie über den Alptraum berichten. Er hat Sie auf die Zeugenliste gesetzt.«

»Was ist das?«

»Wonach klingt es denn? Die handverlesenen Ehrengäste zu Blair Sullivans kleiner Abschiedsfete.«

»Du liebe Güte. Ich soll seiner Exekution beiwohnen?«

»Genau.«

»Himmel, ich weiß nicht, ob ich ...«

»Wie wär's, wenn Sie ihn selber fragen würden? Sie müssen bedenken, Mr. Cowart, dass die Zeit verdammt knapp wird. Statt dass wir weiter am Telefon plaudern, sollten Sie schleunigst einen Flug buchen, um heute Nachmittag hier zu sein.«

»Ja, ja, Sie haben recht, ich werde kommen. Mein Gott.«

»Immerhin war es Ihre Geschichte, Mr. Cowart. Schätze, der alte Sully will nur sicherstellen, dass Sie auch das letzte Kapitel schreiben. Ehrlich gesagt überrascht mich das nicht.«

Matthew Cowart legte, ohne noch etwas hinzuzufügen, auf. Dann schaute er kurz in Will Martins Büro vorbei und erklärte ihm in aller Eile den ungewöhnlichen Anruf. »Worauf wartest du?«, erwiderte der Ältere. »Du solltest längst weg sein. Das ist eine Wahnsinnsstory. Ab die Post.« Zwischen Tür und Angel folgte ein kurzer Wortwechsel mit dem Redaktionsleiter, dann eine hastige Fahrt zu seiner Wohnung, um das Nötigste zu packen.

Mit knapper Not erwischte er noch einen Mittagsflug.

Obwohl er mit dem Leihwagen hart am Tempolimit gefahren war, traf er erst am späten Nachmittag am Gefängnis ein. Es war ein regnerischer Tag, und das rhythmische Geräusch der Scheibenwischer hatte ihn wie das Ticken einer Uhr weiter vorangetrieben. Sergeant Rogers empfing ihn im Verwaltungstrakt und schüttelte ihm wie beim Wiedersehen mit einem alten Mannschaftskameraden die Hand.

»Von der schnellen Truppe«, kommentierte der Sergeant sein frühes Erscheinen.

»Wissen Sie, für mich ist das der schiere Wahnsinn. Ansteckend irgendwie. Auf der Fahrt hierher war ich mir plötzlich jeder Minute, jeder Sekunde bewusst, die verstreicht.«

»Stimmt«, pflichtete der Sergeant bei. »Geht nichts über einen konkreten Zeitpunkt zum Sterben, um einem klarzumachen, wie kostbar jeder Augenblick ist.«

»Furchterregend.«

»Da will ich nicht widersprechen. Wie gesagt, Mr. Cowart, im Todestrakt sieht man das Leben mit anderen Augen.«

»Keine Demonstranten draußen?«

»Bis jetzt noch nicht. Um sich für den alten Sully in den strömenden Regen zu stellen, muss man die Todesstrafe von ganzem Herzen hassen. Schätze, die lassen sich erst in ein, zwei Tagen sehen. Da soll das Wetter besser werden.«

»Ist sonst jemand gekommen, um ihn zu besuchen?«

»Es sind ein paar Anwälte da, die auf Abruf ihre Anträge vorbereitet haben, aber er hat keinen zu sich gerufen – abgesehen von Ihnen. Auch ein paar Detectives sind da. Gestern sind die beiden aus Pachoula gekommen. Er wollte nicht mit ihnen reden. Einige Leute vom FBI und eine Handvoll

Polizisten aus Orlando und Gainesville. Die wollen alle was über ein paar ungeklärte Morde in ihren Akten erfahren. Auch die lässt er nicht an sich ran. Redet nur mit Ihnen. Vielleicht verrät er ja Ihnen, was die wissen wollen. Würde einigen Leuten auf jeden Fall helfen. Genau das hat auch der alte Ted Bundy gemacht, bevor er auf den Stuhl kam, und damit eine Menge Rätsel gelöst, mit denen sich die Ermittler rumgeschlagen hatten. Ob es ihm drüben was gebracht hat, ist 'ne andere Frage, aber wer weiß.«

»Gehen wir.«

»Sie haben recht.«

Sergeant Rogers überprüfte pro forma Matthew Cowarts Notizblock sowie seine Aktentasche und führte ihn durch die Schleusen und Metalldetektoren in die Eingeweide der Anstalt.

Sullivan wartete in seiner Zelle auf ihn. Der Sergeant zog vor dem Gitter einen Stuhl heran und forderte Cowart mit einer stummen Geste auf, Platz zu nehmen.

»Unter vier Augen«, schnauzte Sullivan.

Er sah blass aus, stellte Cowart fest. Im Licht einer Gitterlampe glänzte sein zurückgegeltes Haar. Mit eingezogenen Schultern lief Sullivan nervös zwischen den Wänden seiner Zelle hin und her.

»Ich kann nur unter vier Augen reden«, wiederholte er.

»Sully, Sie wissen doch, dass in den Zellen links und rechts niemand ist. Sie können hier reden«, erklärte ihm der Sergeant geduldig.

Dem Gefangenen huschte ein kurzes Lächeln über das Gesicht.

»Die sorgen dafür, dass man sich schon vorher wie in einem Grab fühlt«, sagte er zu Matthew Cowart, als der Sergeant sie verließ. »Totenstille, damit man sich schon mal dran gewöhnt, in einem Sarg zu leben.«

Er trat an die Gitterstäbe und rüttelte daran. »Genau wie ein Sarg«, sagte er. »Zugenagelt.«

Blair Sullivan brach in ein wieherndes Lachen aus, das in ein heftiges Keuchen überging. »Also, Cowart, Sie sehen nach einem erfolgsverwöhnten Mann aus.«

»Ich kann mich nicht beklagen. Weshalb wollen Sie mich sprechen?«

»Nur keine Eile. Gönnen Sie mir einen Moment Spaß. Ach, haben Sie von unserem Freund Bobby Earl gehört?«

»Als ich den Preis bekam, hat er angerufen, um mir zu gratulieren. Aber es war nur ein ganz kurzes Gespräch. Wie ich höre, ist er aufs College zurück.«

»Tatsächlich? Irgendwie hätte ich ihn nicht für den wissbegierigen Typ gehalten. Aber wer weiß, vielleicht hat das College dem guten alten Bobby Earl ja noch anderes zu bieten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ach, nur so, nichts Besonderes, nichts, was Sie sich für später merken müssen.«

Blair Sullivan warf den Kopf zurück und zitterte plötzlich am ganzen Körper. »Finden Sie auch, dass es kalt hier drinnen ist, Cowart?«

Cowart rann der Schweiß die Brust herunter. »Nein, es ist heiß.«

Sullivan grinste und lachte trocken. »Ist das nicht ein Witz, Cowart? Auf einmal kann ich es nicht mehr unterscheiden. Kann nicht sagen, ob es heiß ist oder kalt. Tag oder Nacht. Wie bei einem kleinen Kind, nehme ich an. Das gehört wohl dazu, zum Sterben. Als ob die Zeit für einen rückwärts läuft.« Er stand auf und trat an ein kleines Waschbecken in der Ecke seiner Zelle. Er drehte den Hahn auf, beugte sich herunter und trank in großen Schlucken. »Und ich habe Durst, bekomme einen trockenen Mund, als ob irgendwas alle Flüssigkeit aus mir raussaugen würde.«

Cowart schwieg.

»Wenn sie einem das erste Mal diese zweitausendfünfhundert Volt reinjagen, macht das vermutlich allen, die dabei sind, Durst.«

Matthew Cowart merkte, wie es ihm selbst die Kehle zuschnürte. »Werden Sie doch noch Berufung

einlegen?«

Sullivan sah ihn finster an. »Was glauben Sie?«

»Ich glaube gar nichts.«

»Eins sollten Sie begreifen, Cowart«, sagte Sullivan, »im Moment fühle ich mich so lebendig wie nie zuvor.«

»Wieso wollen Sie mit mir sprechen?«

»So was wie meine letztwillige Verfügung, mein Testament. Die berühmten letzten Worte. Wie finden Sie das?«

»Liegt bei Ihnen.«

Sullivan ballte die Faust und boxte in die Luft. »Ich habe Ihnen vor einer Weile erzählt, wie weit mein Arm reicht, erinnern Sie sich? Und wie lächerlich diese Mauern und Gitter hier in Wahrheit sind, nicht wahr, Cowart? Dass ich keine Angst vor dem Tod habe, sondern dass ich ihn sogar willkommen heiße? Ich glaube, die haben mir in der Hölle einen Ehrenplatz reserviert, und Sie werden mir helfen, dahin zu kommen.«

»Darf ich fragen, wie?«

»Sie werden mir ein paar Gefälligkeiten erweisen.«

»Und wenn ich nein sage?«

»Das werden Sie nicht, Cowart, Sie stecken doch schon viel zu tief in der Sache drin, oder etwa nicht?«

Cowart nickte, auch wenn er sich fragte, worauf er sich da gerade einließ.

»Also gut, Cowart, Mr. Super-Reporter. Ich möchte, dass Sie für mich wohin gehen und eine von Ihren Sonderreportagen machen. Es ist ein kleines Haus. Klopfen Sie an die Tür. Wenn niemand aufmacht, gehen Sie einfach rein. Kümmern Sie sich nicht darum, wenn abgeschlossen ist. Haben Sie das so weit verstanden? Egal, wie Sie es anstellen, aber ich will, dass Sie in dieses Haus hineingehen. Halten Sie die Augen offen. Und drinnen merken Sie sich jede Einzelheit, verstanden? Sie *interviewen* jeden, den Sie vorfinden ...«

Sullivan belegte das Wort mit beißendem Sarkasmus. Er lachte. »Dann kommen Sie wieder und erzählen mir, was Sie vorgefunden haben, und ich erzähl Ihnen eine Story, wie Sie noch keine zu hören bekommen haben. Blair Sullivans Vermächtnis.«

Der Mörder legte das Gesicht in beide Hände, strich sich mit den Fingern über die Stirn, schließlich durchs Haar, während er in ein breites Grinsen ausbrach.

»Und die Story wird sich lohnen, das verspreche ich Ihnen.«

Cowart schwieg. Er hatte das Gefühl, in einen dunklen Strudel zu geraten.

»Na schön, Mr. Cowart«, sagte Sullivan. »Sind Sie bereit? Fahren Sie jetzt in den Tarpon Drive, Nummer dreizehn. Wie gefällt Ihnen die Zahl? Tarpon Drive in Islamorada.«

»Das liegt in den Keys. Ich komme doch gerade ...«

»Fahren Sie einfach hin! Und dann kommen Sie zurück und erzählen mir, was Sie da vorgefunden haben. Und lassen Sie nichts aus!«

Für einen Moment sah Cowart den Häftling zögernd an. Dann schwanden die Zweifel, und er stand auf.

»Beeilen Sie sich, Cowart! Fahren Sie los, uns bleibt nicht mehr viel Zeit!« Damit wandte er sich von Cowart ab und brüllte nach draußen: »Sergeant Rogers! Halten Sie mir den Mann vom Leib! Ich will ihn nicht mehr sehen.«

Ein letztes Mal streifte sein Blick den Journalisten. »Bis morgen. Das ist der sechste Tag.«

Cowart nickte und strebte mit eiligen Schritten zum Ausgang.

Nur knapp erwischte Cowart den letzten Flug nach Miami. Erst nach Mitternacht war er endlich in

seiner Wohnung, wo er sich in seinen Kleidern aufs Bett warf. Ihm war so mulmig, als hätte er Lampenfieber – wie ein Schauspieler, den man auf die Bühne vor das Publikum schubst, ohne dass er weiß, welche Figur er in welchem Stück spielen, geschweige denn, welchen Text er sprechen soll. Er verdrängte seine Gedanken, so gut er konnte, und fiel für ein paar Stunden in unruhigen Schlaf.

Am folgenden Tag fuhr er bereits um acht Uhr morgens in der klaren, sich rasch erwärmenden Luft Richtung Süden in die Upper Keys. Am Himmel leuchteten ein paar träge, weiße Wolken in der frühen Morgensonne. Er manövrierte sich am Berufsverkehr vorbei, der sich auf dem verstopften South Dixie Highway in die City quälte, und raste in die entgegengesetzte Richtung. Hier dehnte sich Miami endlos aus, bis nur noch ein flaches Einkaufszentrum mit grell bunten Schildern und leeren Parkplätzen aufs andere folgte. Auf seinem Weg durch die Außenbezirke hatte er freie Bahn. Am Stadtrand ließ er eine Reihe Autohäuser hinter sich, vor deren hochglanzpolierter Flotte hunderte US-Fahnen und übergroße Spruchbänder mit verlockenden Sonderangeboten flatterten. In der kristallklaren Luft steuerten im großen Bogen zwei silberne Kampffjets um die Wette die Basis der Air Force in Homestead an. Begleitet von Maschinenlärm vollführten sie bei ihrem Anflug dicht nebeneinander wie zwei Balletttänzer einen eleganten Pas de deux.

Wenige Meilen weiter überquerte er auf seiner rasanten Fahrt zu den Keys die Card Sound Bridge. Auf einem Telefonmasten entdeckte er ein Storchennest, und als er daran vorüberjagte, erhob sich einer der weißen Vögel und schwang sich in den Himmel hinauf. Ein paar Meilen weiter rauschte Cowart durch eine flache, grüne Landschaft, dann folgten zu seiner Linken in immer dichteren Abständen Buchten und schließlich die riesige Florida Bay. Das blaue Wasser kräuselte sich in der leichten Dünung. Er fuhr zielstrebig weiter.

Die Straße zu den Keys windet sich durch Feuchtgebiete und Wasser; überall da, wo fester Boden ein paar Meter aus dem Wasser ragt, greift die Zivilisation zu. Wo der unwegsame Boden am Rand der Korallenriffe ein festes Fundament für Gebäude bietet, entstehen Jachthäfen und Wohnkomplexe in einem Ausmaß, als bildeten sie Ableger oder Horste: Eine Tankstelle weitet sich zum Mini-Markt aus. Ein grell pink gestrichenes T-Shirt-Geschäft schlägt Wurzeln, aus der die Filiale einer Fastfood-Kette sprießt. An einer Anlegestelle wächst ein Restaurant aus dem Boden, auf der anderen Straßenseite entsteht ein Motel. Wo genug Grund und Boden ist, da sind Schulen und Krankenhäuser, da halten sich Wohnwagenparks hartnäckig auf einer Mischung aus Splitt, Lehm und zerstoßenen weißen Muscheln. Das Meer ist nie weit weg, und seine endlose glitzernde Fläche spottet, so scheint es, den jämmerlichen Anstrengungen des Menschen Hohn. Cowart ließ Marathon hinter sich und erreichte den Eingang zum Pennekamp State Park. Am Jachthafen Whale Harbor erspähte er einen riesigen blauen Marlin aus Plastik, der am Eingang zum Sportfischereihafen prangte und alle lebenden Fische, die je mit dem Golfstrom hierhergekommen waren, in den Schatten stellte. An den Geschäften und dem Supermarkt, die er passierte, verblich die weiße Wandfarbe in der unbarmherzig heißen Sonne der Keys.

Erst am späten Vormittag fand er den Tarpon Drive.

Die Straße lag an der Südspitze des Keys, etwa eine Meile von der Stelle entfernt, an der das Meer so weit vordrang, dass es jede weitere Bautätigkeit vereitelte. Die Straße bog nach links ab: ein schmaler, von ein paar Wohnwagen und einstöckigen Häusern gesäumter Weg aus knirschendem Muschelbelag. Der Straßenverlauf war so unberechenbar, als hätte man die Grundstücke ohne Plan und Verstand so zurechtgeschnitten, wie man sie gerade brauchte. In einem Vorgarten war ein verrosteter VW-Bus mit verblassten, psychedelischen Hippie-Malereien aufgebockt. In einem improvisierten Sandkasten dicht daneben spielten zwei Kleinkinder in Windeln. Eine Frau in engen abgeschnittenen Jeans zum Trägerhemd saß auf einem umgedrehten Ködereimer und rauchte eine Zigarette, während sie über die beiden wachte. Sie warf Matthew Cowart einen misstrauischen Blick zu. Vor einem anderen Haus lag ein Boot mit einem zersplitterten Loch an der Seite. Vor einem

Wohnwagen saß ein älteres Paar auf billigen, grün-weißen Liegestühlen unter einem rosafarbenen Sonnenschirm. Sie bewegten sich keinen Millimeter, als er an ihnen vorbeikam. Als er die Scheibe herunterkurbelte, hörte er ein Radio, das in voller Lautstärke eine Talkshow sendete. Körperlose Stimmen hallten ihm entgegen, die sich in aufgebrachtem Ton über bedeutungslose Themen stritten. Überall ragten verbogene und verdrehte Fernsehantennen in den Himmel. Cowart fühlte sich, als käme er in eine sonnenversengte Welt aus enttäuschten Hoffnungen und widerrechtlich in Besitz genommenem Land.

Ungefähr auf halber Länge der Straße befand sich hinter einem verrosteten Drahtzaun eine Kapelle aus weißem Schindelholz. Vor dem Eingang stand auf einem großen, handgeschriebenen Schild: ERSTE BAPTISTENKIRCHE IN DEN KEYS. ALLE SIND WILLKOMMEN, UM ERLÖSUNG ZU FINDEN. Auf den zweiten Blick sah er, dass das Tor zur Straße schief an einer Angel hing und die Holztreppe zur Tür morsch und brüchig war. Die Tür war mit einem Vorhängeschloss gesichert.

Auf der Suche nach der Nummer dreizehn fuhr er weiter.

Das Haus lag etwa dreißig Meter von der Straße zurückgesetzt unter einem knorrigen Mangrovenbaum, der ein lebhaftes Muster aus Licht und Schatten auf die Vorderseite warf. Es war ein gemauertes Haus, mit alten Jalousien und dunklen Scheiben an den Fenstern, die geöffnet waren, um jede Brise hereinzulassen, die durch den Dschungel aus Bäumen und Gestrüpp ihren Weg fand. An den Fensterläden blätterte die schwarze Farbe ab, und die Haustür schmückte ein großes Kruzifix. Es war ein kleines Haus, mit zwei Propangasflaschen an einer Wand. Der Lehmbooden davor war geschottert, und deshalb war Cowart, als er vor dem Eingang hielt, in eine Staubwolke gehüllt. An der Tür waren die Worte ins Holz geschnitzt: JESUS WOHTNT UNS ALLEN INNE. Irgendwo in der Ferne bellte ein Hund. Die Mangrove bewegte sich kaum merklich in dem Windhauch, den sie irgendwo aufgefangen hatte. Cowart spürte nichts.

Er klopfte energisch. Einmal, zweimal, ein drittes Mal.

Nichts.

Er trat zurück und rief: »Hallo! Jemand zu Hause?«

Er wartete auf Antwort, doch ihm schlug nur Stille entgegen.

Er klopfte noch einmal. Mist!, fluchte er innerlich.

Cowart trat erneut ein Stück von der Tür zurück und sah sich um. Er konnte keinen Wagen entdecken, auch sonst kein Zeichen, dass jemand da war. Er rief noch einmal, diesmal lauter: »Hallo! Ist da jemand?«

Keine Antwort. Für diesen Fall hatte er nichts geplant.

Also ging er zur Straße zurück und wandte sich aus dieser Entfernung noch einmal zum Haus um. Was treibe ich hier eigentlich, verflucht noch mal? Was soll das werden?

Auf dem Weg hörte er Schritte knirschen, und er sah, wie der Postbote aus einem weißen Jeep stieg. Er steckte Wurfsendungen und Briefe in den ersten Kasten, dann in den zweiten. Cowart behielt ihn im Auge, wie er sich allmählich zu Nummer dreizehn vorarbeitete.

»Hallo«, sagte Cowart, als der Mann schließlich auf ihn zukam. Er war in mittlerem Alter, trug die blaugraue Shorts und das hellblaue Hemd der Post, dazu im Kontrast zur Uniform einen straff nach hinten gekämmten Pferdeschwanz sowie einen Seehundschnauzbart. Seine Augen verschwanden hinter einer dunklen Sonnenbrille.

»Wer wohnt hier?«, fragte Cowart ihn.

»Wer will das wissen?«

»Ich bin Reporter beim *Miami Journal*. Matthew Cowart.«

»Ich lese Ihr Blatt«, erwiderte der Briefträger. »Allerdings vor allem den Sportteil.«

»Können Sie mir vielleicht helfen? Ich wollte zu den Leuten, die hier wohnen. Aber es macht niemand auf.«

»Ehrlich? Die verlassen doch praktisch nie das Haus.«

»Wer?«

»Mr. und Mrs. Calhoun. Die alte Dot und der gute Fred. Sitzen normalerweise drinnen und lesen die Bibel, während sie entweder auf das Jüngste Gericht warten oder auf den Sears-Katalog. Der Katalog kommt ziemlich zuverlässig.«

»Leben die beiden schon lange hier?«

»Seit sechs, sieben Jahren. Vielleicht auch schon ein bisschen länger, vor meiner Zeit.«

Cowart war immer noch zwiegespalten, doch er schob rasch eine Frage hinterher. »Bekommen die manchmal Post aus Starke? Aus dem Staatsgefängnis?«

Der Zusteller ließ den Sack zu Boden fallen und seufzte. »Sicher. Vielleicht einmal im Monat.«

»Wissen Sie, wer Blair Sullivan ist?«

»Was dachten Sie denn«, antwortete der Mann. »Den brutzeln sie auf dem Stuhl. Hab ich dieser Tage in Ihrer Zeitung gelesen. Hat das hier was mit Sullivan zu tun?«

»Kann schon sein, ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Cowart. Während der Briefbote einen Stoß Wurfsendungen hervorzog und die Klappe zum Kasten öffnete, starrte Cowart zum Haus.

»Oh«, sagte der Zusteller.

»Was?«

»Die haben die Post nicht reingeholt.«

Jetzt wanderte auch der Blick des Boten über den staubigen Vorgarten zum Eingang. »So was hasse ich. Alte Leute holen immer ihre Post rein, immer, es sei denn, es stimmt irgendwas nicht. In jüngeren Jahren habe ich in Miami Beach ausgetragen. Man wusste genau, was man drinnen vorfinden würde, wenn sie die Post nicht reingeholt hatten.«

»Wie lange?«

»Offenbar schon seit ein paar Tagen. Mist, Mann, wie ich das hasse.«

Cowart lief zum Haus zurück. Er trat an ein Fenster und blickte hinein. Drinnen konnte er nur billige Möbel in einer kleinen Sitzecke ausmachen. An der Wand hing eine bunte Jesus-Darstellung mit einem Lichtkranz, der seinen Kopf überstrahlte. »Können Sie da drüben irgendwas sehen?«, fragte er den Postboten, der nun ebenfalls an der Vorderseite des Hauses stand und zu einem anderen Fenster hineinspähte, indem er gegen die helle Sonne die Hand über die Augen legte.

»Nur ein Schlafzimmer, niemand drin.«

Beide Männer traten ein paar Schritte zurück, und Cowart rief: »Mr. und Mrs. Calhoun! Hallo!«

Stille. Cowart ging zur Haustür und packte den Knauf. Er ließ sich drehen. Er warf dem Postboten einen Blick zu, den dieser mit einem stummen Nicken quittierte. Er öffnete die Tür und trat ins Haus.

Im selben Moment schlug ihm ein mörderischer Gestank entgegen.

Der Postbote seufzte und legte Cowart die Hand auf die Schulter. »Ich weiß, was das ist«, sagte er. »Hab ich zum ersten Mal in Vietnam gerochen. Bekomme ich nie wieder aus der Nase.« Er verstummte und lauschte. »Hören Sie mal.«

Der Geruch schnürte Cowart die Kehle zu. Wie in einer giftigen Rauchwolke bekam er kaum noch Luft. Dann hörte er ein summendes Geräusch von der Rückseite des Hauses.

Der Briefträger trat den Rückzug an. »Ich hole die Polizei.«

»Ich seh nach«, erwiderte Cowart.

»Lassen Sie das lieber«, sagte der Mann. »Nicht nötig.«

Cowart schüttelte den Kopf. Er begab sich tiefer ins Haus, als zögen ihn der Gestank und das Surren magisch an. Ein kurzer Blick über die Schulter genügte, um festzustellen, dass der Zusteller zum Haus eines Nachbarn gerannt war. Cowart machte noch ein paar Schritte ins Haus hinein. Er spähte in alle Richtungen, prägte sich Einzelheiten ein, um sie später beschreiben zu können – das schäbige alte Mobiliar, die Devotionalien und den unabweislichen Eindruck, dass dies der letzte Ort auf Erden war.

Er tauchte in die Gluthitze und den unerträglichen Gestank ein wie in eine brodelnde Kloake, die ihm in die Kleider, die Nase, in sämtliche Poren drang und ihm den Magen umdrehte. Vom Wohnzimmer ging er in die Küche.

Dort entdeckte er den alten Mann und die alte Frau.

Sie saßen sich, wie zu einer gewöhnlichen Mahlzeit, an einem Esstisch mit Linoleumplatte gegenüber. Die Arme waren hinter der Rückenlehne gefesselt, der Mann trug Kleider, die Frau war nackt.

Man hatte ihnen die Kehle aufgeschlitzt.

Auf dem Boden zu ihren Füßen hatten sich Blutlachen gebildet, unter den wirren Haaren krabbelten Fliegen. Ihre Köpfe waren nach hinten gesackt, so dass ihre leblosen Augen zur Decke starrten.

Mitten auf dem Tisch lag eine aufgeschlagene Bibel.

Cowart würgte, kämpfte gegen die Ohnmacht und seinen Magen an, der sich in einer Woge der Übelkeit zusammenkrampfte.

Als er einen letzten Schritt nach vorn machte, um zu lesen, was auf der aufgeschlagenen Seite stand, schien ihm das Surren der Insekten unerträglich laut. Er starrte auf das Buch der Bücher. Mit Blut war eine Textstelle markiert.

Sie haben einen solchen Namen hinterlassen, dass man noch heute von ihnen erzählt und sie lobt. Aber andere haben keinen Ruhm und sind umgekommen, als wären sie nie gewesen. Und als sie noch lebten, war es, als lebten sie nicht und ebenso ihre Kinder nach ihnen.

Er zuckte zurück und sah sich in der Küche um. In der Ecke führte eine Tür mit einem einfachen aufgebrochenen Kettenschloss zum Garten. Das Schloss hing am zersplitterten, morschen Holz. Er wandte sich wieder zu dem Paar am Tisch um. An den schlaffen Brüsten der Frau klebte braunschwarzes, verkrustetes Blut. Er trat zurück, erst einen Schritt, dann noch einen, dann rannte er los und zur Haustür hinaus. Die Hände auf die Knie gestützt, atmete er tief durch, während der Briefträger gerade von der anderen Straßenseite herüberkam. Cowart wurde plötzlich so schwindelig, dass er sich auf die Eingangstreppe setzen musste.

»Sind sie tot?«, rief der Briefbote ihm zu.

Cowart nickte.

»Mein Gott«, sagte der Mann. »Ist es schlimm?«

Wieder nickte er.

»Die Polizei ist schon unterwegs.«

»Sie wurden ermordet«, sagte Cowart leise.

»Ermordet? Im Ernst?«

Ein drittes Mal senkte er den Kopf.

»Gütiger Gott«, sagte der Postbote. »Wieso?«

Cowart antwortete nicht, sondern schüttelte nur den Kopf, auch wenn tausend Gedanken auf einmal über ihn hereinbrachen.

Ich weiß es, dachte Cowart. Ich weiß, wieso.

Ich weiß, wer sie sind und weshalb sie sterben mussten.

Diese beiden Menschen, hatte Blair Sullivan ihm erzählt, hatte er schon immer töten wollen. Schon immer. Und nun hatte er es schließlich getan – ohne dass ihn Gitter, Tore und Zäune, Gefängnismauern und Stacheldraht daran gehindert hätten, so wie er es angekündigt hatte.

Nur wie, das war die Frage.

*Ein Pakt auf dem Weg
zur Hölle*

Erst am späten Vormittag des siebten Tages traf Cowart wieder im Gefängnis ein.

Die Mordermittlungen hatten sich hingezogen. Er und der Postbote hatten schweigend auf den Eingangsstufen zum Haus gewartet, bis der Streifenwagen kam. »Mann, ist das ein Ding«, hatte der Briefträger gesagt. »Dabei wollte ich auf die Flut am Nachmittag warten und mir einen richtig guten Brocken fürs Abendessen an den Haken holen. Jetzt ist es zu spät, um noch mit dem Boot rauszufahren.« Er schüttelte den Kopf.

Nach einer Weile hörten sie das Knirschen von Reifen auf dem Tarpon Drive, und als sie aufblickten, stellten sie fest, dass ein einziger Polizist gekommen war. Er parkte vor dem Haus, stieg gemächlich aus dem grün-weißen Auto und kam auf die beiden Männer zu.

»Wer hat angerufen?« Es war ein junger Mann mit den Muskeln eines Bodybuilders und einer Pilotensonnenbrille, die seine Augen verbarg.

»Ich«, sagte der Zusteller. »Aber er ist reingegangen.« Dabei zeigte er mit dem Daumen auf Cowart.

»Wer sind Sie?«

»Ein Reporter vom *Miami Journal*«, erwiderte Cowart gedrückt.

»Hm, verstehe. Und was liegt vor?«

»Zwei Tote. Ermordet.«

Der Polizist klang plötzlich lebhaft interessiert.

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Gehen Sie rein und sehen Sie selbst.«

»Rühren Sie sich beide nicht vom Fleck.« Der Polizist drängte an ihnen vorbei.

»Was dachten Sie denn, wo wir hingehen?«, fragte der Postbote leise. »Gütiger Gott, ich hab so was unendlich viel häufiger gesehen als der Bursche. He!«, rief er dem Cop hinterher. »Es ist genau wie im Krimi. Fassen Sie nichts an!«

»Das weiß ich auch«, antwortete der junge Beamte. »Gott!«

Sie beobachteten, wie er mit vorsichtigen Schritten ins Haus ging. »Schätze, dem steht der erste Schock seiner beruflichen Laufbahn bevor«, sagte Cowart.

Der Postbote grinste. »Wahrscheinlich hat er bis jetzt gedacht, sein Job bestünde im Wesentlichen darin, Raser nach Key West zu jagen.«

Noch ehe Cowart etwas erwidern konnte, hörten sie den Polizisten brüllen: »Schei-ße!« Der Ausruf kam gedehnt und schrill, wie von einer Möwe, die sich mit flatternden Flügeln in den Himmel erhebt.

Es trat eine kurze Pause ein, dann hörten sie die eiligen Schritte des jungen Mannes in ihre Richtung kommen. Er schaffte es gerade noch zur Tür hinaus und an den beiden Männern vorbei, dann erbrach er sich vor dem Haus.

»He«, sagte der Postbote in stoischem Ton. »Na so was!« Er zupfte an seinem Pferdeschwanz und lächelte. »Sie haben gesagt, es wäre schlimm. Wahrscheinlich wissen Sie, wovon Sie reden.«

»Muss der Gestank gewesen sein«, sagte Cowart, während er zusah, wie der junge Polizist würgte.

Schließlich richtete der junge Mann sich auf. Seine Frisur hatte ein wenig gelitten, und er war blass. Cowart warf ihm ein Taschentuch zu. Der Polizist nickte. »Aber wer, wieso, mein Gott ...«

»Wer? Blair Sullivans Mutter und Stiefvater«, sagte Cowart. »Warum? Das ist ein bisschen komplizierter. Meinen Sie nicht, dass Sie die Sache melden sollten?«

»Im Ernst?«, fragte der Polizist. »Wollen Sie mich verarschen? Soll der nicht gegrillt werden?«

»Allerdings.«

»Mann. Aber wie kommen Sie hierher?«

Gute Frage, dachte Cowart, sagte aber nur: »War nur auf der Suche nach einer guten Story.«

»Wie's aussieht, sind Sie fündig geworden«, brummte der Briefbote leise.

Cowart hielt sich im Hintergrund, während die Kriminaltechniker am Tatort ganze Arbeit leisteten. Dabei war er sich bewusst, dass ihm die Zeit davonlief. Immerhin war es ihm gelungen, zwischendurch die Lokalredaktion anzurufen und deren Leiter zu informieren, was vorgefallen war. Selbst bei einem Mann, der in Südflorida einiges gewohnt war, sorgte die Nachricht für Staunen.

»Was meinst du, wie wird der Gouverneur reagieren?«, fragte er. »Glaubst du, er setzt die Hinrichtung aus?«

»Keine Ahnung. Und du?«

»Gott, wer weiß das schon? Bis wann schaffst du es wieder zurück, um dieses durchgeknallte Arschloch zu fragen, was Sache ist?«

»Sobald sie mich hier ziehen lassen.«

Doch die Polizisten zwangen ihn zu warten.

Tatortarbeit erfordert Geduld. Kleine Details können große Bedeutung erlangen, das geringste Indiz kann ausschlaggebend sein. Für Profis, denen es Spaß macht, einem Gewaltverbrechen mit den Methoden der Wissenschaft auf den Grund zu gehen, ist es eine anspruchsvolle Tätigkeit.

Cowart saß wie auf Kohlen, wenn er daran dachte, wie Blair Sullivan in seiner Zelle auf ihn wartete. Alle paar Sekunden starrte er auf seine Armbanduhr. Erst am späten Nachmittag kamen endlich zwei Detectives aus Monroe County auf ihn zu, ein Mann mittleren Alters in einem beigen, verschwitzten Anzug und eine wesentlich jüngere Frau mit dunkelblondem, streng nach hinten gekämmtem Haar. Die betont männliche Baumwolljacke umspielte ihre schlanke, durchtrainierte Figur ebenso wie die weit sitzende Baumwollhose. Cowart erhaschte einen Blick auf eine halbautomatische Pistole in einem Schulterholster unter dem Blazer. Beide Ermittler trugen Sonnenbrillen, doch die Frau nahm ihre ab, als sie auf Cowart zutrat und ihn mit ihren grauen Augen musterte, bevor sie das Wort ergriff.

»Mr. Cowart? Andrea Shaeffer, Detective beim Morddezernat. Mein Partner, Michael Weiss. Wir leiten die Ermittlungen in diesem Fall und würden Sie gerne befragen.« Sie zückte einen kleinen Notizblock und einen Kugelschreiber.

Cowart nickte. Auch er griff zum Notizbuch, und die Frau lächelte. »Ihres ist größer als meins«, sagte sie.

»Was können Sie mir über den Tatort sagen?«, fragte er.

»Fragen Sie als Reporter?«

»Selbstverständlich.«

»Nun, wie wär's, wenn Sie zuerst *unsere* Fragen beantworten würden. Im Gegenzug beantworten wir einige von Ihren.«

»Mr. Cowart, wir ermitteln hier in einem Mordfall«, schaltete sich Detective Weiss ein. »Wir sind es nicht gewohnt, dass Pressevertreter uns auf Verbrechen aufmerksam machen, bevor wir selbst davon erfahren. Folglich wüssten wir gerne, wieso Sie gerade im richtigen Moment hier auftauchen und zwei Leichen entdecken.«

»Die schon seit ein paar Tagen tot sind«, stellte Cowart klar.

Detective Shaeffer nickte. »Offensichtlich. Trotzdem tauchen Sie heute Morgen plötzlich hier auf. Wieso?«

»Blair Sullivan hat mir gesagt, ich solle herkommen. Gestern. In seiner Todeszelle.«

Sie schrieb seine Aussage auf, schüttelte jedoch den Kopf. »Ich kann nicht ganz folgen. Hat er gewusst ...?«

»Ich weiß nicht, was er wusste. Er hat lediglich darauf bestanden, dass ich hierherkomme.«

»Wie hat er sich ausgedrückt?«

»Er hat mich gebeten, hierherzufahren und die Leute im Haus zu interviewen. Erst im Nachhinein wurde mir klar, um wen es sich handelt. Danach soll ich unverzüglich wieder zur Haftanstalt zurückkehren.« Als er daran dachte, wie die Minuten verstrichen, erfasste ihn eine Woge der Nervosität.

»Wissen Sie, wer diese Leute ermordet hat?«, fragte sie.

Er zögerte. »Nein.«

Noch nicht, fügte er in Gedanken hinzu.

»Anders gefragt: Glauben Sie, Blair Sullivan weiß, wer diese Leute getötet hat?«

»Möglicherweise ja.«

Sie seufzte. »Mr. Cowart, Ihnen ist schon bewusst, wie ungewöhnlich das alles ist? Könnten Sie vielleicht ein wenig mitteilsamer sein?«

Cowart spürte den bohrenden Blick von Detective Shaeffer, als könnte sie seinem Gedächtnis durch einen reinen Willensakt auf die Sprünge helfen. Er wechselte unbehaglich die Stellung.

»Ich muss nach Starke zurück«, sagte er. »Vielleicht kann ich Ihnen danach weiterhelfen.«

Sie nickte. »Ich denke, einer von uns kommt am besten mit, vielleicht wir beide.«

»Er wird nicht mit Ihnen reden«, sagte Cowart.

»Tatsächlich? Und wieso nicht?«

»Er mag keine Polizisten.« Doch Cowart wusste, dass dies nur eine lahme Ausrede war.

Als er endlich die Haftanstalt erreichte, war es schon früher Nachmittag. Erst als die Detectives am Abend den Tatort im Tarpon Drive endlich freigaben, hatten sie ihn gehen lassen. Er war unverzüglich zur Nachrichtenagentur des *Journal* gefahren und hatte, während die beiden Detectives im Büro der Chefredaktion warteten, unter dem enormen Zeitdruck einige Einzelheiten in reißerischer Manier zu einem Artikel zusammengeschustert. Einerseits wollten sie ihn nicht gehen lassen, andererseits hatten sie an diesem Abend ihren letzten Flug verpasst. Deshalb hatten sie sich in ein kleines Motel in der Nähe seiner Wohnung eingemietet; sie trafen sich kurz nach Tagesanbruch mit ihm. Schweigend hatten sie den morgendlichen Pendlerflug nach Norden genommen, und jetzt folgten die beiden Ermittler aus Monroe ihm in ihrem eigenen Leihwagen dicht auf den Fersen.

Er war nur vierundzwanzig Stunden weg gewesen, doch die Eingangsseite der Haftanstalt war kaum wiederzuerkennen. Auf dem Parkplatz drängten sich zwei Dutzend Sendewagen mit Namen wie LIVE DABEI oder ACTION NEWS TEAMS, von denen die meisten mit Satellitenübertragungsgeräten für Live-Aufnahmen ausgestattet waren. Kamera-Crews lungerten herum und erzählten sich Geschichten oder überprüften wie Soldaten vor einer Schlacht noch einmal ihre Ausrüstung. Wie der Sergeant vorhergesagt hatte, säumten Demonstranten beider Lager die Zufahrt und lieferten sich mit johlenden Schmährufen den gewohnten verbalen Schlagabtausch.

Cowart parkte seinen Wagen und versuchte, sich unauffällig einen Weg zum Eingang zu bahnen, doch er wurde fast augenblicklich erkannt und von Kameras umringt. Die beiden Detectives schlichen im Rücken der Menschengruppe, die sich um ihn bildete, zum Gebäude.

Er hob abwehrend die Hand. »Nicht jetzt, bitte habt noch ein wenig Geduld.«

»Matt«, rief ein Fernsehreporter, den er von Miami her kannte. »Will Sullivan dich sprechen? Wird er dir erzählen, was da gespielt wird?«

Cowart versuchte, die Augen vor den Scheinwerfern und der blendenden Sonne zu schützen. »Kann ich noch nicht sagen, Tom. Wir werden sehen.«

»Gibt es schon Verdächtige?«, beharrte der Fernsehreporter.

»Das weiß ich nicht.«

»Zieht Sullivan das jetzt durch?«

»Kann ich nicht sagen, kann ich im Moment wirklich nicht sagen.«

»Was hat er dir erzählt?«

»Nichts, noch nicht.«

»Sagen Sie es uns, wenn Sie mit ihm reden?«, brüllte eine andere Stimme.

»Selbstverständlich«, log er, nur um sich aus dem Knäuel herauszuwinden. Während er sich durch die Meute zum Eingang manövrierte, sah er dort schon Sergeant Rogers auf ihn warten.

»He, Matty«, meldete sich der Kollege vom Fernsehen noch einmal zu Wort. »Hast du das Neueste vom Gouverneur gehört?«

»Nein, Tom, was denn?«

»In einer Pressekonferenz hat er gerade erklärt, wenn Sullivan keine Berufung einlegt, gewährt er keinen Aufschub.«

Cowart nickte und schlüpfte unter dem breiten Arm von Sergeant Rogers ins Gebäude. Die beiden Ermittler waren schon vor ihm hineingegangen und entzogen sich mit zügigen Schritten den Scheinwerfern der Kameralleute.

Rogers sagte ihm leise ins Ohr: »Ja nicht zu früh in die Karten schauen lassen, den Trumpf in der Hand halten und erst ausspielen, wenn es so weit ist ...«

»Danke«, erwiderte Cowart in sarkastischem Ton.

»Ziemlich interessant, was da abläuft«, bemerkte der Sergeant.

»Für Sie vielleicht«, entgegnete Cowart, ebenfalls im Flüsterton. »Für mich wird das alles ein bisschen schwierig.«

Der Sergeant lachte. Dann wandte er sich an die beiden Detectives. »Sie müssen Weiss und Shaeffer sein.« Sie schüttelten einander die Hände. »Sie können so lange hier im Büro warten.«

»Warten?«, erwiderte Weiss barsch. »Wir wollen Sullivan sprechen. Auf der Stelle.«

Der Sergeant fasste Cowart unauffällig am Ellbogen und geleitete ihn zur Schleuse, während er unentwegt den Kopf schüttelte und den Polizisten zurief: »Aber er Sie nicht.«

»Hören Sie, Sergeant«, versuchte es Andrea Shaeffer auf die sanfte Tour. »Wir ermitteln in einem Mordfall.«

»Das ist mir bekannt«, antwortete der Wachmann.

»Hören Sie, wir verlangen, mit Sullivan zu reden, aber plötzlich«, wiederholte Weiss mit Nachdruck.

»So läuft das nicht, Detective. Der Mann hat von Amts wegen noch ...«, er blickte auf die Wanduhr und schüttelte den Kopf, »ähm, neun Stunden und zweiundvierzig Minuten zu leben. Wenn er da keinen sehen will, werde ich ihn nicht dazu zwingen. Verstanden?«

»Aber ...«

»Kein Aber.«

»Mit Cowart wird er sprechen?«, fragte Shaeffer.

»Das ist richtig. Tut mir leid, Miss, ich versuche gar nicht erst zu verstehen, was Mr. Sullivan sich bei alledem denkt. Aber wenn Sie Beschwerde einlegen wollen oder wenn Sie glauben, Sullivan überlegt es sich noch anders, dann müssen Sie sich an das Gouverneursbüro wenden. Vielleicht gewähren die Ihnen noch ein bisschen Zeit. Wir dagegen müssen uns an den derzeitigen Stand der Dinge halten, und das bedeutet: nur Mr. Cowart mit seinem Notizbuch und Aufnahmegerät. Allein.«

Die Frau nickte und wandte sich an ihren Partner. »Klingeln Sie im Büro des Gouverneurs Sturm und hören Sie nach, was denen dazu einfällt.« Dann sah sie Cowart an. »Mr. Cowart, Sie tun auch nur Ihren Job, ich weiß, aber würden Sie ihn fragen, ob er mit uns reden will? Bitte!«

»Das kann ich gerne machen«, antwortete Cowart.

»Und«, fuhr die Polizistin fort, »sicher ist nicht allzu schwer zu erraten, was ich ihn fragen würde.

Versuchen Sie, es von ihm auf Band zu bekommen.«

Sie öffnete eine Aktentasche und hielt ihm ein halbes Dutzend zusätzliche Kassetten entgegen. »Ich gehe nirgendwohin. Nicht, bevor wir uns noch einmal gesprochen haben.«

Der Reporter nickte. »Verstehe.«

Shaeffer wandte sich an den Sergeant. »Nimmt das jedes Mal solche Formen an?«, fragte sie mit einem Lächeln.

Rogers drehte sich zu ihr um und erwiderte ihr Lächeln. »Nein, Ma'am«, gab er erschöpfend Auskunft.

Dann sah der Sergeant erneut auf die Wanduhr. »Vielleicht sollten wir das Reden auf ein andermal verschieben, die Uhr tickt.«

Cowart deutete auf die Schleuse und folgte dem Sergeant ins Innere der Anstalt. Die beiden Männer durchquerten zügig einen langen Flur, in dem ihre Schritte auf dem Linoleum widerhallten. Der Sergeant schüttelte den Kopf.

»Was ist?«

»Ach, nichts, ich kann nur dieses Durcheinander nicht leiden«, antwortete Rogers. »Vor dem Sterben sollte alles seine Ordnung haben, geregelt sein. Keine Ungereimtheiten und offene Fragen.«

»Ich denke, genau das hatte er die ganze Zeit im Sinn.«

»Und ich denke, da liegen Sie richtig, Mr. Cowart.«

»Wo geht's lang?«

Der Reporter wurde in einen Trakt geführt, in dem er noch nicht gewesen war.

»Sully ist in der Einzelzelle. Ganz in der Nähe vom Stuhl. Ganz in der Nähe eines Büros mit Telefonen und allem Drum und Dran, so dass wir es sofort erfahren, falls es doch noch einen Aufschub gibt.«

»Wie schlägt er sich?«

»Sehen Sie selbst.« Damit deutete er auf eine Einzelzelle. Vor dem Gitter stand ein Stuhl. Cowart legte die letzten Meter allein zurück und sah, dass Sullivan auf einem Metallbett lag und auf einen Fernseher starrte. Sie hatten ihm das Haar geschoren, so dass sein Kopf an eine Totenmaske erinnerte. Er war von kleinen Kartons umgeben, die von Kleidern, Büchern und Papieren überquollen – seine persönliche Habe, die aus der alten Zelle hier herübergeschafft worden war. Der Häftling drehte sich abrupt im Bett um, forderte Cowart mit einer ausladenden Geste auf, vor der Zelle Platz zu nehmen, während er selbst die Füße von der Liege schwang und sich räkelte, als wäre er müde. In der Hand hielt er eine Bibel.

»Ich muss schon sagen, Cowart. Sie hatten es nicht gerade eilig damit, zu meiner kleinen Abschiedsparty zurückzukehren.«

Er zündete sich eine Zigarette an und hustete.

»Es sind zwei Detectives aus Monroe County hier, Mr. Sullivan. Die wollen Sie sprechen.«

»Die können mich mal.«

»Die wollen Sie zum Tod Ihrer Mutter und Ihres Stiefvaters befragen.«

»Ach ja? Können mich mal.«

»Ich soll Sie bitten, mit ihnen zu reden.«

Er lachte. »Ach so, das ist natürlich was anderes. Wie gesagt, die können mich mal.«

Mit einem Satz sprang Sullivan auf und sah sich einen Moment um, bevor er an die Stangen trat, zwei davon mit den Händen umfasste und das Gesicht dagegendrückte.

»He!«, rief er laut. »Wie spät ist es eigentlich? Ich will wissen, wie spät es ist. Hallo, antwortet mir vielleicht mal jemand?«

»Es ist noch Zeit«, sagte Cowart langsam.

Sullivan trat zurück und starrte ihn wütend an. »Sicher, sicher.«

Der Mann schauderte, schloss die Augen und holte tief Luft. »Wussten Sie, Cowart, dass man auf einmal spürt, wie sich sämtliche Muskeln in der Herzgegend mit jeder Sekunde enger zusammenziehen?«

»Sie können immer noch einen Anwalt herbestellen.«

»Die können mich mal. Man muss das Blatt spielen, das man bekommen hat.«

»Dann werden Sie also nicht ...«

»Nein. Damit eines klar ist: Ich bin vielleicht ein bisschen nervös und hab ein bisschen Schiss. Aber mit dem Sterben kenne ich mich aus, oh ja, Sir, darin bin ich Experte.«

Blair Sullivan lief unruhig in der Zelle auf und ab, dann setzte er sich schließlich auf die Kante der Liege und beugte sich vor. Von einem Moment zum anderen schien er zu entspannen. Er lächelte verschwörerisch und rieb sich aufgeregt die Hände.

»Erzählen Sie mir von Ihren Interviews«, sagte er lachend. »Ich möchte alles wissen.« Sullivan deutete auf den Fernsehapparat. »Die verdamnten Nachrichten und Zeitungen bringen keine Einzelheiten, die labern nur einen Haufen Mist. Ich will es von Ihnen hören.«

Cowart wurde eiskalt. »Einzelheiten?«

»Ganz recht. Lassen Sie nichts aus, schildern Sie es so, dass ich mir alles genau vorstellen kann. Sie sind doch sonst so geschickt mit Worten.«

Cowart holte tief Luft, während ihm der Gedanke kam: Ich bin genauso verrückt wie der Kerl, doch er tat ihm den Gefallen. »Sie waren in der Küche. Sie waren gefesselt ...«

»Gut, gut. Richtig fest, an allen vieren oder wie?«

»Nein, nur die Arme nach hinten gezogen, so ...« Er machte es vor.

Sullivan nickte. »Gut. Reden Sie weiter.«

»Die Kehlen durchgeschnitten.«

Sullivan nickte wieder.

»Es war alles voller Blut. Ihre Mutter war nackt. Ihre Köpfe waren so nach hinten gesackt ...«

»Erzählen Sie weiter. Vergewaltigt?«

»Kann ich nicht sagen. Es wimmelte von Fliegen.«

»Das gefällt mir. Die haben gesurrt, richtig laut?«

»Ja.«

Sowie ihm die Worte über die Lippen kamen, hatte Cowart eine Art Echoeffekt. Ein anderer Teil von ihm, den er bis dahin nicht gekannt hatte, schien Regie zu führen.

»Sind sie qualvoll gestorben?«, fragte der Todeskandidat.

»Wie soll ich das wissen?«

»Kommen Sie schon. Sah es so aus, als hätten sie eine Zeitlang den Tod vor Augen gehabt?«

»Ja. Sie waren an ihre Stühle gefesselt. Sie müssen sich bis zu dem Moment, in dem sie getötet wurden, angesehen haben. Einer hat zugeschaut, wie der andere starb, nehme ich an, es sei denn, es wäre mehr als ein Täter gewesen.«

»Nein, nur einer«, sagte Sullivan ruhig. Er rieb sich die Arme. »Sie saßen auf den Stühlen?«

»Ja. Gefesselt.«

»So wie ich.«

»Wie bitte?«

»Auf einem Stuhl festgebunden und dann hingerichtet.« Er lachte.

»Es lag eine Bibel auf dem Tisch.«

»... aber andere haben keinen Ruhm und sind umgekommen, als wären sie nie gewesen.«

»Richtig.«

»Perfekt. Genau wie geplant.«

Sullivan stand plötzlich auf, schlang die Arme um den Oberkörper, als könnte er so den Aufruhr an

Gefühlen eindämmen. An seinen Armen traten die Muskeln hervor, auf seiner Stirn pulsierte eine Ader. Sein bleiches Gesicht wurde plötzlich rot. Er stieß einen gewaltigen Seufzer aus.

»Ich sehe es vor mir«, sagte der Todeskandidat. »Ich hab's genau vor Augen.«

Sullivan hob die Arme und streckte sich. Dann ließ er sie ebenso plötzlich fallen.

»Gut!«, sagte er. »Es ist getan.« Wie ein Wettkämpfer auf den letzten Metern keuchte er eine Weile, dann starrte er auf seine Hände, während er sie langsam zu Fäusten ballte, so dass die Drachen an seinen Unterarmen lebendig wurden. Er lachte in sich hinein und wandte sich wieder Cowart zu. »Und jetzt kommen wir zu dem kleinen Extra, das, wofür sich das Ganze hier überhaupt lohnt.«

»Ich verstehe kein Wort.«

Sullivan schüttelte den Kopf. »Holen Sie Ihren Notizblock raus. Und dieses Aufnahmegerät. Wird Zeit, dass wir uns ein bisschen eingehender mit dem Tod beschäftigen. Sagte ich Ihnen ja bereits. Mein Vermächtnis, das Testament des alten Sully.«

Während Cowart tat, was Sully sagte, setzte der Todeskandidat sich wieder auf die Liege. Er griff zu seiner Zigarette und genoss jeden einzelnen tiefen Zug.

»Sind Sie so weit, Cowart?«

Cowart nickte.

»Gut. Also, wo fangen wir an? Na ja, logischerweise mit Nummer eins. Cowart, wie viele Morde haben sie mir angehängt?«

»Zwölf. Offiziell.«

»Richtig. Aber wir müssen ein bisschen genauer unterscheiden. Schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt haben sie mich wegen dieses reizenden Pärchens in Miami, dieses süßen kleinen Mädchens und seines Freundes. Das ist sozusagen amtlich. Und dann habe ich noch diese zehn anderen gestanden. Aus reinem Entgegenkommen, schätze ich mal. Die Geschichten habe ich schon den Detectives erzählt, also können wir uns die Einzelheiten sparen. Und dann wäre da noch dieses kleine Mädchen in Pachoula – Nummer dreizehn, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Also, die lassen wir für den Augenblick beiseite. Gehen wir einfach zu Nummer zwölf zurück und rollen es von da auf, einverstanden?«

»Einverstanden. Nummer zwölf.«

Er stieß ein ironisches Lachen aus. »Also, das ist reichlich untertrieben. So was von untertrieben.«

»Wie viele?«

Er grinste. »Ich habe hier gesessen und versucht, auf die Gesamtsumme zu kommen. Ich hab addiert und addiert. Wenn schon, dann präzise, nicht dass es hinterher große Diskussionen gibt.«

»Wie viele?«

»Wie wär's mit neununddreißig, Cowart?«

Der Verurteilte lehnte sich nach hinten und schaukelte ein wenig vor und zurück. Er zog die Beine an und legte die Arme um die Knie.

»Kann natürlich nicht ausschließen, dass ich doch ein, zwei vergessen habe. Soll vorkommen. Manche Morde sind gesichtslos, ohne dieses gewisse Etwas, das sich einem ins Gedächtnis einbrennt.«

Cowart schwieg.

»Beginnen wir mit einer kleinen alten Frau nicht weit von New Orleans. Wohnte allein in einem Seniorenheim. In einer Kleinstadt namens Jefferson. Ich sah sie eines Nachmittags, wie sie allein nach Hause ging, einfach so, genoss den schönen Tag, ahnungslos und unbeschwert. Ich folgte ihr. Die Straße, in der sie wohnte, hieß Lowell Place und die alte Dame, wenn ich mich recht entsinne, Eugenia Mae Phillips. Ich gebe mir redlich Mühe, mir diese Einzelheiten in Erinnerung zu rufen, Cowart, denn wenn Sie mit Ihren Recherchen anfangen, brauchen Sie schließlich ein paar Anhaltspunkte. Das muss

vor ungefähr fünf Jahren gewesen sein, im September. Nach Einbruch der Dunkelheit habe ich die Schiebetür an der Rückseite aufgehebelt. Ihre Wohnung war im Erdgeschoss. Hatte nicht mal ein Bolzenschloss. Kein Außenlicht, kein gar nichts. Wieso tut sich jemand so eine Wohnung an? Geradezu eine Einladung an jeden Vergewaltiger, Einbrecher oder Mörder, der auf sich hält, weil es ein Kinderspiel ist, da reinzukommen. Wenigstens hätte sie sich einen bissigen schwarzen Hund halten sollen. Hat sie aber nicht. Nur einen Sittich. Einen gelben in einem Käfig. Den hab ich auch erledigt. Und das war's dann eigentlich. Natürlich hab ich mir vorher ein bisschen Spaß mit ihr gegönnt. Sie hatte solche Angst, dass sie kaum einen Muckser von sich gegeben hat, als ich ihr das Kissen aufs Gesicht drückte. In derselben Gegend hab ich mir dann noch fünf Leute vorgenommen. Nur Vergewaltigung und Raub. Sie war die Einzige, die dran glauben musste. Dann bin ich weitergezogen. Sie dürfen nur keine Wurzeln schlagen, wissen Sie, dann passiert Ihnen auch nichts.«

Sullivan schwieg. »Das sollten Sie sich merken, Cowart. Immer in Bewegung bleiben. Nie versacken und Wurzeln schlagen. Ziehst du weiter, kriegt dich die Polizei nicht zu fassen. Sie werden's nicht glauben, aber die haben mich wegen Landstreicherei, unbefugten Betretens, Verdacht auf Einbruch und allen möglichen Mists festgenommen. Ich hab ein paar Nächte im Knast zugebracht und einmal vier Wochen in einem Bezirkskittchen in Dothan, Alabama. Das war vielleicht ein Drecksloch, sag ich Ihnen. Kellerasseln und Ratten und ein Gestank nach Scheiße, Mann! Aber keiner hat gemerkt, was ich wirklich war. Wie denn auch? Ich war ein Niemand ...«

Er grinste. »Dachten sie jedenfalls.«

Er überlegte einen Moment und starrte durch die Gitterstäbe. »Das hat sich natürlich geändert, nicht wahr? Im Moment bin ich wer, hab ich recht?«

Er durchbohrte den Reporter mit seinem Blick. »Ob ich recht habe, verdammt!«

»Ja.«

»Dann sagen Sie das auch gefälligst!«

»Im Moment sind Sie wer.«

Sullivan schien sich zu entspannen, er redete langsamer weiter.

»Will ich doch meinen.« Für einen Moment schloss er die Augen, doch als er sie wieder öffnete, war sein Blick so dreist und unbeschwert, dass es Cowart eiskalt den Rücken herunterlief.

»Was sag ich, wahrscheinlich bin ich im Moment der bekannteste Mann in ganz Florida, oder nicht?«

»Möglich.«

»Na ja, alle wollen sie wissen, was der alte Sully weiß, oder etwa nicht?«

»Das stimmt.«

»Sehen allmählich das große Ganze, Cowart?«

»Denke schon.«

»Sag ich doch. Und Sie werden staunen, wie viele Leute sich noch für das interessieren werden«, er ließ sich jedes Wort wie ein Bonbon auf der Zunge zergehen, »was der alte Sully zu sagen hat ...«

Cowart nickte.

»Gut. Es kommt noch besser. Also, auf meinem Weg nach Mobile hab ich in einer 7-Eleven-Filiale einen Jungen getötet. Nur ein kleiner Raubüberfall, keine große Sache. Haben Sie eine Ahnung, wie schwer es bei diesen Fällen für die Cops ist, einen dranzukriegen? Wenn dich keiner reingehen und keiner rauskommen sieht, dann hat es hinterher fast den Anschein, als hätte einfach nur das Schicksal zugeschlagen und zack, jemand stirbt. Der war auch noch nett. Hat mich ein-, zweimal angefleht: ›Nehmen Sie das Geld, nehmen Sie das Geld.‹ Sagte: ›Bitte lassen Sie mich leben. Ich bin noch auf dem College. Bitte lassen Sie mich am Leben!‹ Hab ihm den Gefallen nicht getan. Hab ihm mit der Pistole einen gezielten Schuss in den Hinterkopf verpasst, kurz und schmerzlos. Und ein paar hundert Mäuse eingesackt. Dann hab ich mir noch ein paar Twinkies, ein, zwei Dosen Cola oder Limo

geschnappt, schließlich eine Tüte Chips und den Burschen hinter der Theke liegen gelassen ...«

Er schwieg. Cowart sah einen dünnen Schweißfilm auf der Stirn des Mannes. Seine Stimme zitterte ein wenig vor Erregung. »Falls Sie Fragen haben, fragen Sie ruhig.«

»Können Sie sich an Uhrzeit, Datum und Ort erinnern?«

»Ja, ich weiß. Muss ich noch überlegen. Schließlich brauchen Sie was Konkretes.«

Sullivan entspannte sich, um nachzudenken, dann prustete er heraus: »Mann, ich hätte ein Notizbuch dabeihaben sollen, so wie Sie. Jetzt muss ich mich auf mein Gedächtnis verlassen.«

Er lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und durchforstete seine Geschichte. Nach und nach förderte er Namen, Orte und Einzelheiten zutage.

Cowart hörte aufmerksam zu, warf gelegentlich eine Frage ein, um die Fakten, die er zu hören bekam, mit Einzelheiten zu unterfüttern.

Nachdem er die ersten Morde festgehalten hatte, ließ der Schock allmählich nach. Was blieb, war das Unbegreifliche der Schreckensszenarien, die in ihrer monotonen, kalten Aneinanderreihung als Memoiren eines verurteilten Mörders darüber hinwegtäuschten, was dieser Mann in jedem einzelnen Fall Menschen aus Fleisch und Blut angetan hatte, fast, als stünde der unablässige Wortschwall, den Cowart über sich ergehen ließ, in keiner Beziehung zur realen Welt.

Stunden verstrichen, in denen Blair Sullivan seine Verbrechen in einem Ton vor Cowart ausbreitete, als wären sie kaum der Rede wert.

Sergeant Rogers brachte eine Mahlzeit. Sullivan schickte ihn mit einer stummen Bewegung weg. Die traditionelle Henkersmahlzeit – ein gebratenes Steak mit Kartoffelpüree und Apfelkuchen – blieb unangetastet auf dem Tablett. Cowart hörte einfach weiter zu.

Als Blair Sullivan schließlich endete und ein kurzes Lächeln über seine bleichen Züge huschte, war es kurz nach dreiundzwanzig Uhr. »Das sind alle neununddreißig«, sagte er. »Irre Story, was? Vielleicht kein neuer Rekord, aber vermutlich auch nicht weit davon entfernt.«

Er stieß einen tiefen Seufzer aus. »Das hätte ich eigentlich toll gefunden, wissen Sie. Ich meine, einen Rekord. Was hat jemand wie ich von einem Rekord, Cowart? Haben Sie die Zahlen parat? Bin ich die Nummer eins, oder gebührt die Ehre jemand anderem?« Er lachte trocken. »Aber selbst wenn ich rein zahlenmäßig nicht die Nummer eins wäre, dann bin ich den meisten anderen Trotteln zumindest, wie würden Sie das nennen, Cowart, an Originalität überlegen.«

»Mr. Sullivan, uns bleibt nicht mehr viel Zeit. Wenn Sie wollen, dass ...«

Sullivan sprang auf und sah ihn mit funkelnden Augen an. »Haben Sie nicht zugehört, Junge?«

Cowart hob beschwichtigend die Hand. »Ich wollte nur ...«

»Was Sie wollten, zählt nicht! Hier geht es nur um das, was ich will!«

»In Ordnung.«

Sullivan blickte durch die Gitterstäbe. Er atmete tief ein und senkte die Stimme. »Und jetzt ist es Zeit für eine letzte Geschichte, Cowart. Bevor sie mir Feuer unterm Hintern machen und ich dieser schnöden Welt den Rücken kehre.«

Cowart fühlte sich ausgelaugt. Er bekam einen trockenen Mund und einen Kloß im Hals.

»Und jetzt erzähle ich Ihnen die Wahrheit über die kleine Joanie Shriver. Vor Gericht nennen sie das eine Erklärung auf dem Sterbebett. Sie gehen offenbar davon aus, dass niemand mit einer Lüge auf den Lippen hinübergehen will.«

Er lachte laut. »Das heißt, es muss die Wahrheit sein ...« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »... wenn Sie es glauben können.«

Er starrte Cowart an. »Die schöne kleine Joanie Shriver. Die makellose kleine Joanie.«

»Nummer vierzig«, sagte Cowart.

Blair Sullivan schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Ich verstehe nicht.«

Er lächelte. »Ich hab sie nicht umgebracht.«

Cowart zog sich der Magen zusammen, und er spürte, wie ihm der Schweiß aus den Poren trat.

»Was?«

»Ich hab sie nicht umgebracht. All die anderen gehen auf mein Konto, aber die Kleine nicht. Sicher, ich war in Escambia County, und so viel steht fest: Hätte ich sie da stehen sehen, wäre ich auch in Versuchung geraten. Ich hätte mit ihr genau dasselbe gemacht. Ich hätte die Scheibe runtergekurbelt und gesagt: ›He, kleines Schulmädchen, komm mal rüber ...‹ Klare Sache. Hab ich aber nicht. Nein, ihr Tod geht nicht auf mein Konto.«

Er schwieg einen Moment und wiederholte: »Nicht schuldig.«

»Aber der Brief ...«

»Jeder kann einen Brief schreiben.«

»Und das Messer ...«

»Na ja, da liegen Sie richtig. Das war tatsächlich das Messer, mit dem das arme Mädel ermordet wurde.«

»Aber ich verstehe nicht ...«

Blair Sullivan hielt sich die Seiten. Sein Gelächter ging in einen trockenen Husten über, der durch den Gefängnisflur hallte. »Darauf habe ich gewartet«, sagte er. »Auf dieses Gesicht habe ich so gewartet.«

»Ich ...«

»Das ist unnachahmlich, Cowart. Sie sehen aus, als wären Sie ein bisschen durch den Wind. Als kämen Sie gleich auf den Stuhl und nicht ich. Was läuft da gerade in Ihrem Oberstübchen ab?« Sullivan tippte sich an die Stirn.

Cowart machte den Mund zu und starrte den Mörder an.

»Sie haben sich ja für so schlau gehalten, nicht wahr, Cowart? Sie dachten, Sie hätten den Durchblick. Und jetzt sag ich Ihnen mal was, Mr. Pulitzer-Preis-Reporter: So schlau sind Sie nicht.«

Er lachte und hustete weiter.

»Was ist wirklich geschehen?«, fragte Cowart.

Sullivan sah auf. »Haben wir noch genug Zeit?«

»Ja«, antwortete Cowart mit zusammengeknautschten Zähnen. Der Mann in der Zelle stand auf und fing an, in der Zelle hin und her zu gehen.

»Mir ist kalt«, sagte der Mörder.

»Wer hat Joanie Shriver auf dem Gewissen?«

Blair Sullivan blieb stehen und grinste. »Als ob Sie das nicht wüssten«, erwiderte er.

Cowart hatte das Gefühl, als täte sich der Boden unter ihm auf. Er griff nach dem Stuhl, seinem Notizbuch, seinem Stift und versuchte, sich zu fassen. Er sah, wie sich in der plötzlich eingetretenen Stille die Tonwelle seines Aufnahmegeräts drehte.

»Sagen Sie schon!«

»Na schön, Cowart. Stellen Sie sich zwei Männer in benachbarten Zellen im Todestrakt vor. Einer von ihnen will raus, weil er durch die mieseste Anklage da reingekommen ist, die je ein Detective zusammengestoppelt hat, von Hinterwäldlern auf der Geschworenenbank für schuldig befunden, für die er wahrscheinlich der verrückteste Mörder-Nigger war, den sie je gesehen hatten. Natürlich haben sie ihn zu Recht verurteilt, nur eben mit den lahmsten Begründungen. Dieser Mann ist ungeduldig und wütend. Der andere Mann dagegen weiß, dass er früher oder später mit dem elektrischen Stuhl Bekanntschaft machen wird. Bestenfalls ist ein bisschen Aufschub drin, aber er weiß, der Tag wird kommen. Und was ihm am meisten zu schaffen macht, ist ein Stück unerledigter Hass. Da ist noch dieser glühende Wunsch, er will unbedingt, dass es geschieht, und sei es erst kurz vor seinem Tod –

etwas so abgründig Unrechtes und Böses, dass er nur einen Menschen auf Erden kennt, den er darum bitten könnte.«

»Wen?«

»Jemanden wie er selbst.« Sullivan sah Cowart mit einem so furchterregenden Blick an, dass dieser auf seinem Stuhl erstarrte. »Jemand vom selben Schlag wie er.«

Cowart sagte nichts.

»Und so finden sie raus, dass es zwischen ihnen ein paar zufällige Parallelen gibt. Dass sie zum Beispiel zur selben Zeit am selben Ort gewesen sind, dass sie sehr ähnliche Autos fahren. Und da kommt ihnen eine Idee. Eine richtig gute Idee. Ein Plan, den der Teufel höchstpersönlich kaum besser hätte aushecken können. Der Mann, der nie mehr aus dem Todestrakt rauskommt, gesteht das Verbrechen des anderen. Dafür erledigt der andere, wenn er rauskommt, diese gewisse Kleinigkeit für seinen Partner. Na? Dämmert's bei Ihnen?«

Cowart rührte sich nicht.

»Sie hätten die Geschichte doch nie geglaubt, Sie dämlicher Hund, hätte es nicht so schön ins Bild gepasst: der arme, unschuldig verurteilte Schwarze. Tragisches Opfer rassistischer Vorurteile. Und der wirklich schreckliche, böse Weiße. Andersherum hätte es nie funktioniert. War gar nicht mal schwer, was daraus zu machen. Ich brauchte Ihnen nur von diesem Messer zu erzählen und im richtigen Moment diesen Brief zu schreiben, damit er bei der Anhörung verlesen wird. Und das Beste: Ich musste den Mord beharrlich leugnen. Immer wieder beteuern, ich hätte nichts damit zu tun. Was der Wahrheit entsprach. Beste Methode, überzeugend zu lügen, Cowart, ist ein Funken Wahrheit. Sehen Sie mal, ich wusste, hätte ich einfach nur gestanden, dann wäre es Ihnen irgendwie gelungen zu beweisen, dass ich es doch nicht war. Ich brauchte nur bei Ihnen und all Ihren Kumpeln vom Fernsehen und den anderen Zeitungen den Eindruck zu erwecken, ich wär's gewesen. Es genügte, dass es so aussah, den Rest würden Sie alle miteinander besorgen, sobald ich die Tür einen Spaltbreit geöffnet hätte ...«

Wieder lachte er. »Und Bobby Earl marschierte aus dem Knast, sobald Sie die Tür weit genug aufgemacht hatten.«

»Wieso soll ich Ihnen das glauben ...«

»Weil in Monroe County zwei Tote gesessen haben. Nummer vierzig und einundvierzig.«

»Und wieso erzählen Sie mir das?«

»Tja.« Sullivan lächelte ein letztes Mal. »Das gehört ehrlich gesagt nicht zu dem Deal zwischen mir und Bobby Earl. Er glaubt, wir seien quitt, seit er zum Tarpon Drive runtergefahren ist und diese Sache für mich erledigt hat. Leben gegen Tod, klare Sache. Fang irgendwo anders neu an. So sieht er das. Aber wie gesagt, der Arm vom alten Sully reicht weit ...« Sein Lachen klang hart. Auf seinem kahl geschorenen Schädel spiegelte sich die Glühbirne an der Zellendecke. »Und, na ja, Cowart, ich bin nicht gerade für meine Vertrauenswürdigkeit bekannt.«

Sullivan stand auf und streckte die Finger. »Also kann ich ihn vielleicht doch noch in die Hölle mitnehmen. Nummer zweiundvierzig. Genialer Streich, nicht wahr? Und er gäbe einen netten Reisegefährten ab – auf der Überholspur in die Hölle.«

Sullivan hörte mit einem Schlag zu lachen auf. »Ist das nicht ein guter letzter Streich? Er rechnet nicht im Traum damit, dass ich am Ende noch diesen Joker aus dem Ärmel ziehe.«

»Und wenn ich Ihnen nicht glaube?«

Sullivan kicherte. »Jemand von meinem Schlag, Cowart, vergessen Sie das nicht.« Er sah dem Reporter ins Gesicht. »Sie wollen Beweise, ja? Was hat Bobby Earl Ihrer Meinung nach wohl die ganze Zeit gemacht, seit Sie ihn freigeboxt haben?«

»Er ist aufs College zurückgegangen, er studiert. Er hält kleine Ansprachen in Kirchengemeinden ...«

»Cowart«, fiel ihm Sullivan ins Wort, »merken Sie eigentlich nicht, wie albern das klingt? Glauben Sie, Bobby Earl hätte, als er mit unserer großartigen Strafjustiz Bekanntschaft gemacht hat, nichts dazugelernt? Halten Sie den Burschen für so dämlich?«

»Keine Ahnung ...«

»Da will ich Ihnen nicht widersprechen. Sie haben keine Ahnung. Wäre vielleicht nicht schlecht, wenn Sie's rausfinden würden. Denn ich möchte wetten, dass Bobby Earl in der Zwischenzeit dafür gesorgt hat, dass eine Menge Tränen fließen. Finden Sie's raus.«

Cowart drehte sich unter der Wucht der Ungeheuerlichkeiten, der unsagbaren Schrecken, auf die Sullivan anspielte, der Kopf. »Ich brauche Beweise«, wiederholte er verzagt.

Sullivan pfiff durch die Zähne und verdrehte die Augen. »Wissen Sie was, Cowart? Sie sind wie einer von diesen alten, verrückten Mönchen im Mittelalter, die von morgens bis abends nur dasaßen und über ihren Gottesbeweisen brüteten. Können Sie die Wahrheit nicht einfach erkennen, wenn Sie sie hören, Mann?«

Cowart schüttelte den Kopf.

Sullivan lächelte. »Hatte ich mir gedacht.«

Einen Moment lang schwieg er genüsslich, bevor er fortfuhr. »Also, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, wissen Sie, folglich hab ich, als Bobby Earl und ich unser kleines Arrangement trafen, noch ein bisschen mehr herausgefunden als das, was ich ohnehin wusste. Ich brauchte sozusagen noch ein kleines Pfand, nur um ganz sicherzugehen, dass Bobby Earl seinen Teil der Verabredung erfüllen wird. Und außerdem, um Ihnen ein bisschen auf die Sprünge zu helfen.«

»Was?«

»Ein bisschen Abenteuergeist, Cowart. Hören Sie gut zu. Es gab nicht nur das Versteck mit dem Messer. Es gab auch eins, wo er ein paar andere Sachen verstaubt hat ...«

Er überlegte einen Moment, dann grinste er dem Reporter ins Gesicht. »Allerdings befinden sich diese Dinge an einem richtig widerwärtigen Ort. Aber Sie können sie sehen, Cowart, wenn Sie einen Arsch mit Augen haben.« Er brach in brüllendes Gelächter aus.

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Denken Sie einfach an den genauen Wortlaut, wenn Sie nach Pachoula zurückgehen. Der Weg zur Erkenntnis ist manchmal nicht nur steinig, er kann auch richtig eklig sein.« Während die Worte des Häftlings von den Wänden widerhallten, saß Matthew Cowart sprachlos da.

»Was meinen Sie? Habe ich damit auch Bobby Earls Tod besiegelt?« Er beugte sich vor. »Und wie steht's mit Ihnen, Cowart? Ist das auch Ihr Todesurteil?«

Mit einem Ruck lehnte er sich zurück. »Das war's«, sagte er. »Ende der Geschichte. Ende unserer Unterhaltung. Leben Sie wohl, Cowart. Zeit zum Sterben, bis dann, in der Hölle.«

Der Häftling stand langsam auf, kehrte dem Reporter den Rücken zu, verschränkte die Arme vor der Brust und starrte auf die Wand seiner Zelle, während mit einem Mal in einer schrecklichen Mischung aus Kichern und Angst seine Schultern bebten. Matthew Cowart war plötzlich nicht mehr Herr über seine Glieder und blieb wie angewurzelt sitzen. Er fühlte sich wie ein alter Mann, als lasteten die Worte des Häftlings wie Blei auf seinen Schultern. Ihm pochte der Schädel, seine Kehle schien ausgedörrt. Als er nach seinem Notizblock und dem Aufnahmegerät griff, sah er, wie ihm die Hand zitterte. Unsicher stand er auf. Zaghaft setzte er einen Fuß vor den anderen und entfernte sich mit ungelinken Schritten von dem einsamen Mann, der in seiner Zelle stand und die Wand anstarrte. Am Ende des Flurs hielt er noch einmal an und versuchte, einmal tief durchzuatmen. Ihm war speiübel und heiß, als hätte er Fieber. Als er Schritte hörte, rang er um Fassung und hob den Kopf. Er blickte in das ernste Gesicht von Sergeant Rogers, der mit einem Trupp starker Männer erschien, mehreren Vollstreckungsbeamten, die nervös auf die Armbanduhr sahen, schließlich einem Mann mit Priesterkragen und einem Schweißfilm auf der Stirn. Hoch an der Wand hing eine elektrische Uhr. Er

sah, wie der Sekundenzeiger unerbittlich kreiste. Auf der Uhr war es zehn vor zwölf.

Er stürzte kopfüber in ein schwarzes Loch.

»Mr. Cowart?«

Er schnappte nach Luft.

»Mr. Cowart, alles in Ordnung mit Ihnen?«

Er traf auf dem Boden auf und spürte, wie sein Körper zerschmettert wurde.

»He, Mr. Cowart, hören Sie mich?«

Cowart öffnete die Augen und sah das kantige, blasse Gesicht von Sergeant Rogers.

»Es wird Zeit, Mr. Cowart. Wir warten auf niemanden, die registrierten Zeugen müssen vor Mitternacht ihre Plätze einnehmen.« Der Sergeant schwieg einen Moment und fuhr sich nervös und erschöpft mit der kräftigen Hand durch sein kurzes Haar. »Das ist nicht wie im Kino, wo Sie zu spät kommen können. Alles klar mit Ihnen?«

Cowart nickte.

»Es ist für alle Beteiligten hart«, sagte Rogers. »Gehen Sie rein. Die Tür da vorn. Sie finden Ihren Sitz in der ersten Reihe, neben dem Detective aus Escambia County. Sully hat das so bestimmt. Schien ihm wichtig zu sein. Geht's wieder? Sind Sie sicher, dass Ihnen nichts fehlt?«

»Ich schaff das schon«, krächzte Cowart.

»Es ist nicht so schlimm, wie Sie denken«, sagte der bullige Officer. Dann schüttelte er den Kopf. »Ach, was rede ich da. Es ist so schlimm, wie es nur geht. Wenn es Ihnen nicht den Magen umdreht, dann stimmt was nicht mit Ihnen. Aber Sie stehen das durch, ja?«

Cowart schluckte. »Geht schon.«

Der Wachmann musterte ihn skeptisch. »Ihnen müssen ja die Ohren abgefallen sein, so wie Sully geredet hat. Was hat er Ihnen denn in all den Stunden erzählt? Sie kommen mir wie ein Mann vor, der ein Gespenst gesehen hat.«

Habe ich auch, dachte Cowart. Doch er antwortete nur: »Er hat vom Sterben gesprochen.«

Der Sergeant schnaubte verächtlich. »Damit kennt er sich ja auch aus. Und gleich macht er seine eigene Bekanntschaft damit. Sie müssen jetzt wirklich auf Ihren Platz. Der Tod wartet auf keinen.«

Cowart wusste, wovon er sprach, und schüttelte den Kopf. »Oh doch, das tut er«, antwortete er. »Er wartet den richtigen Augenblick ab.«

Sergeant Rogers sah den Reporter forschend an. »Klingt ja, als würden Sie selbst Ihren letzten Gang antreten. Sind Sie sicher, dass Ihnen nichts fehlt? Ich möchte nicht, dass jemand da drinnen ohnmächtig wird oder eine Szene macht. Wir sorgen für gesittetes Benehmen, wenn wir jemanden grillen.«

Der Wachmann versuchte, über seine Ironie zu schmunzeln.

Cowart wankte auf unsicheren Beinen zur Hinrichtungskammer und drehte sich noch einmal zu Rogers um. »Ich schaff das schon.«

Er hätte sich schütteln können, als er diese Lüge über die Lippen brachte. Ich schaff das, sagte er sich. Ich schaff das. Es war, als redete ihm eine fremde Stimme gut zu. Aber klar, kein Problem. Keine große Sache.

Ich hab doch nur mal eben aus Versehen einen Mörder auf freien Fuß gesetzt.

Plötzlich hatte er vor Augen, wie Robert Earl Ferguson vor dem kleinen Haus in den Keys stand und ihn auslachte, bevor er hineinging und seinen Teil der Abmachung erfüllte. Die Stimme des Mörders hallte ihm durch den Kopf. Dann erinnerte er sich an die Hochglanzfotos, die am Leichenfundort im Sumpf von Joanie Shriver aufgenommen worden waren. Er erinnerte sich, wie glatt sie sich in seiner

Hand angefühlt hatten, wie blutverschmiert.

Ich bin tot, dachte er wieder.

Doch er zwang seine Füße voran. Zwei Minuten vor zwölf trat er durch die Tür.

Das erste Augenpaar, das er entdeckte, gehörte Bruce Wilcox. Der kleine, aufgeblasene Detective saß in der ersten Reihe und trug zur Feier des Tages ein Sportsakko mit leuchtend bunten Karos, ein irrsinniger Widerspruch zu dem schmutzigen Anlass, der bevorstand. Er rang sich ein kurzes Lächeln ab und deutete mit dem Kopf auf den leeren Platz neben sich. Cowart ließ den Blick über die anderen etwa zwanzig Zeugen schweifen, die reglos wie Wachsfiguren in zwei Reihen auf Klappstühlen saßen und gebannt nach vorn starrten, um nichts zu verpassen.

Eine Glaswand trennte sie von der Hinrichtungskammer, so dass es aussah, als verfolgten sie das Geschehen auf einer Bühne oder in einer Art dreidimensionalem Fernsehapparat. In dieser Kammer befanden sich vier Männer: zwei Vollstreckungsbeamte in Uniform; ein dritter Mann, der Arzt mit einer kleinen schwarzen Tasche; ein weiterer Mann im Anzug – irgendwo flüsterte jemand »Vertreter des Generalstaatsanwalts« – wartete unter einer großen elektrischen Uhr.

Cowart starrte auf den Sekundenzeiger, der sich in seinem Kopf in eine Sense verwandelte.

»Setzen Sie sich endlich, Cowart«, zischte der Detective. »Die Show kann jeden Moment losgehen.«

Cowart entdeckte zwei Kollegen, einen von der *Tampa Tribune* und einen von der *St. Petersburg Times*. Mit stummen Gesten forderten auch sie ihn auf, Platz zu nehmen, bevor sie sich mit ernster Miene wieder über ihre kleinen Notizblöcke beugten. Hinter ihnen saß eine Frau von einem Fernsehsender in Miami. Sie hatte nur Augen für den immer noch leeren Stuhl in der Hinrichtungskammer. Er sah, wie sie sich ein einfaches, weißes Taschentuch fest um die geballte Faust wickelte.

Er stolperte zu dem Stuhl, der auf ihn wartete. Die harte Metalllehne drückte ihm in den Rücken.

»Ganz schön hart, Cowart, was?«, flüsterte der Detective.

Er antwortete nicht.

Der Detective schob einen Seufzer hinterher. »Wenn auch nicht ganz so hart wie für jemand anders.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, erwiderte Cowart leise. »Wie sind Sie denn hier reingekommen?«

»Tanny hat Freunde. Er wollte wissen, ob der alte Sully es wirklich durchzieht. Ich kaufe Ihnen diesen Quatsch, den Sie da verzapft haben, dass Sullivan die kleine Joanie auf dem Gewissen hat, jedenfalls nicht ab. Tanny meinte, wenn Sullivan tatsächlich nicht noch im letzten Moment kneift, könnte er mir auch nicht sagen, welchen Reim ich mir darauf machen soll. Aber falls er Ernst macht und ich es mit eigenen Augen sehe, könnte es mir nur Respekt vor dem Justizsystem einflößen. Tanny versucht immer, mir Dinge beizubringen. Meint, es wäre für einen Polizisten eine wichtige Erfahrung, selbst zu sehen, was am Ende passieren kann.«

Die Augen des Detectives blitzten vor Sarkasmus.

»Und?«, fragte Cowart.

Wilcox schüttelte den Kopf. »Es ist ja noch nicht passiert. Die Unterrichtsstunde hat doch gerade erst angefangen.« Er grinste Cowart ins Gesicht. »Sie sind ein bisschen blass um die Nase. Bedrückt Sie was?«

Bevor Cowart antworten konnte, wisperte Wilcox: »Haben Sie seine letzten Worte notiert? Es ist Mitternacht.«

Sie warteten ein, zwei Sekunden.

Eine Seitentür ging auf, und der Gefängnisdirektor trat ein. Hinter ihm kam Blair Sullivan zwischen zwei Wachmännern, gefolgt von einem dritten. Sein Gesicht war starr und bleich, fast wie das eines Toten. Sein ganzer drahtiger Körper schien plötzlich gebrechlich und eingesunken. Er trug ein

einfaches, weißes Hemd, das bis zum Hals zugeknöpft war, und eine dunkelblaue Hose. Der Priester kam mit einer Bibel und einem betretenen Gesichtsausdruck hinterher. Der Kirchenmann ging mit schweren Schritten an eine Seite des Raums, fragte den Wärter mit einer stummen Geste, ob er anfangen sollte, schlug das Buch des Herrn auf und las stumm. Cowart sah, wie Sullivan die Augen aufriss, als er den Stuhl vor sich sah. Im selben Moment fuhr sein Kopf zu dem Telefon an der Wand herum, und für einen winzigen Moment schienen ihm die Knie weich zu werden, so dass er taumelte. Doch binnen Sekunden hatte er sich wieder im Griff, und das Zögern war vorbei. Zum ersten Mal hatte Cowart bei Sullivan ein annähernd normales, menschliches Verhalten gesehen. Von da an ging alles sehr schnell und ruckartig wie in einem Stummfilm.

Sullivan wurde auf den Stuhl gesetzt, zwei Wachmänner gingen auf die Knie, um die Bein- und Armriemen festzuziehen. Dann zurrten sie ihm braune Ledergurte um die Brust, die das weiße Hemd etwas aufbauchten. Ein Beamter brachte eine Elektrode am Bein des Verurteilten an, während ein anderer blitzschnell hinter den Stuhl trat und eine Haube in die Hand nahm, um sie Sullivan im richtigen Moment über den Kopf zu stülpen.

Der Wachmann trat vor und fing an, das schwarz umrandete Schriftstück mit dem Todesurteil zu verlesen, das der Gouverneur von Florida unterzeichnet hatte. Jede Silbe traf Cowart wie ein Nadelstich und machte ihm Angst, als gelte das Urteil ihm. Der Wachmann las hastig, holte dann tief Luft und versuchte, das Tempo zu drosseln. Seine Stimme klang seltsam blechern und wie von ferne. In die Wände waren Lautsprecher eingelassen, und in der Todeskammer selbst versteckte Mikrophone.

Der Vollzugsbeamte endete. Einen Moment lang starrte er auf das Blatt Papier, als hoffte er, dort noch mehr Lesestoff zu finden, dann hob er den Kopf und sah Sullivan an. »Haben Sie vor Ihrer Hinrichtung noch etwas zu sagen?«, fragte er ruhig.

»Leck mich. Legt los«, sagte Sullivan. Anders als sonst zitterte seine Stimme.

Der Beamte gab mit der rechten Hand, in der er den aufgerollten Hinrichtungsbefehl hielt, dem Beamten hinter dem Stuhl Zeichen, der daraufhin dem Gefangenen die schwarze Lederhaube mit Gesichtsmaske über den Schädel stülpte. Anschließend brachte er einen großen Stromleiter an der Haube an. Im selben Moment zuckte Sullivan und bäumte sich mit Macht gegen die Gurte auf, die ihn fixierten. Cowart sah, wie die Drachen-Tätowierungen an den Armen des Mannes zum Leben erwachten, als sich die Muskeln anspannten und bebten. An seinem Hals traten die Sehnen wie straff gespannte Seile hervor. Sullivan brüllte etwas, doch durch den Kinnriemen und die Zungenlasche zwischen den Zähnen brachte er nur unverständliche Laute heraus, ein unartikuliertes Schreien, das mit dem Grad der Panik jeweils lauter und leiser wurde.

Im Zeugenraum war außer langsamem, gequältem Ein- und Ausatmen kein Laut zu hören.

Cowart sah, wie der Vollstreckungsbeamte kaum merklich in Richtung einer Trennwand an der Rückseite der Todeskammer nickte. Darin befand sich ein kleiner Schlitz, und für einen Moment erblickte er darin ein Augenpaar.

Die Augen des Henkers.

Sie richteten sich auf den Mann im Stuhl und verschwanden.

Es gab ein dumpfes Geräusch.

Jemand schnappte nach Luft. Jemand anders hustete heftig. Es waren ein paar geflüsterte Kraftausdrücke zu hören. Für Sekunden verdunkelten sich die Lichter. Dann herrschte wieder Stille im Raum.

Cowart glaubte, nicht mehr atmen zu können, ihm war, als drückte ihm jemand mit dem Arm die Brust so fest zusammen, dass seine Lunge vollkommen leer gepumpt war. Reglos sah er zu, wie sich die Haut an Sullivans Fäusten von Rosa über Weiß zu Grau verfärbte.

Erneut nickte der Vollzugsbeamte in Richtung der rückwärtigen Trennwand. Das ferne Surren eines Generators erklang und ließ den kleinen Raum erzittern. Ihm stieg ein schwacher Geruch nach

verbranntem Fleisch in die Nase, und zum zweiten Mal an diesem Tag wurde ihm speiübel.

Der Arzt wartete kurze Zeit, bis die zweitausendfünfhundert Volt aus dem Körper des Toten entwichen waren. Dann trat er vor und zog ein Stethoskop aus seiner schwarzen Tasche.

Und es war vorbei. Cowart betrachtete die Beamten in der Hinrichtungskammer, die Sullivans Leiche auf dem Stuhl aus polierter Eiche umringten. Sie erinnerten ihn an Schauspieler, die nach der letzten Aufführung eines durchgefallenen Stücks die Kulissen abbauen. Er und die anderen Zeugen starrten unverwandt auf die Bühne, um einen Blick auf das Gesicht des Toten zu erhaschen, der vom Stuhl in einen Leichensack aus schwarzem Gummi verfrachtet wurde. Schließlich wurde der Tote auf einer Bahre durch eine Seitentür hinausgefahren. Es hätte entsetzlich sein müssen, dachte er, aber es war einfach nur Routine. Vielleicht war dies das Schlimmste von allem. Er hatte die Fließbandverarbeitung des Bösen gesehen – ein Prozess, bei dem alle kleinen Produktionsschritte unumkehrbar ineinandergreifen.

»Ein schlimmer Zeitgenosse weniger«, sagte Wilcox voller Genugtuung, ohne jeden scherzhaften Unterton. »Es ist vorbei ...« Der Detective sah Cowart an. »... bis auf das Geschrei.«

Zusammen mit den übrigen Zeugen lief er durch die Gefängnisflure zur Eingangshalle, in der sich das übrige Pressekontingent und die Demonstranten im künstlichen Licht der Fernsehkameras versammelt hatten. Der blank gebohnerte Boden glänzte, die weiß getünchten Wände waren in einen übernatürlichen Schimmer getaucht. Hinter einem behelfsmäßigen Podium war eine Phalanx von Mikrofonen aufgepflanzt. Als der Gefängnisdirektor vor die Presse trat und die Hand hob, um sie zum Schweigen zu bringen, versuchte Cowart, sich seitlich an der Menge vorbei zum Ausgang zu schleichen, doch es gab nirgendwo Schatten, in dessen Schutz er unbemerkt hätte verschwinden können.

»Ich verlese eine kurze Erklärung«, sagte der Gefängnisdirektor. Von der Anspannung klang seine Stimme erschöpft. »Anschließend stehe ich Ihnen Rede und Antwort, und für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an die Berichterstatter, die der Exekution beigewohnt haben.«

Den offiziellen Todeszeitpunkt gab er mit 00:08 Uhr an. In ausdruckslosem Ton fuhr der Direktor fort, sowohl bei den Vorbereitungen des Delinquenten zur Exekution als auch während der Hinrichtung sei ein Vertreter der Generalstaatsanwaltschaft zugegen gewesen, um zu gewährleisten, dass Sullivan keiner Rechte beraubt, verhöhnt oder geschlagen werde. Weiter erklärte er, Sullivan habe bis zuletzt vor der Tür zur Todeskammer seinen Verzicht auf Berufung bekräftigt. Er zitierte die letzten Worte des Toten: »Leck mich. Legt los.«

Die Kameras der Fotografen sirrten und klickten wie ein flatternder Vogelschwarm aus Leichtmetall.

An dieser Stelle übergab der Direktor das Wort den drei Reportern, die bei der Hinrichtung dabei gewesen waren. Nacheinander konsultierten sie ihre Notizen und beschrieben in sachlichem Ton jede winzige Einzelheit der Exekution. Trotz ihrer bleichen Gesichter sprachen sie mit fester Stimme. Die Frau aus Miami berichtete, Sullivans Finger wären erstarrt und hätten sich zur Faust geballt, als ihn der erste Stromschlag durchzuckte, und sein Oberkörper habe sich aufgebäumt. Der Berichterstatter aus St. Petersburg hatte Sullivans kurzes Zögern bemerkt, als er den Stuhl erblickte. Der Reporter von der *Tampa Tribune* hatte mitbekommen, dass Sullivan, als er festgeschnallt wurde, die Zeugen wütend angesehen habe. Auch war ihm aufgefallen, dass einer der Vollstreckungsbeamten den Riemen an Sullivans rechtem Bein noch einmal festschnallen musste; das Leder sei unter der Wucht des Stromschlags spröde geworden, sagte der Reporter, und durch die heftigen Zuckungen unter dem Schock der Exekution fast gerissen, sagte der Reporter. Zweitausendfünfhundert Volt, rief der Journalist den Zuhörern ins Gedächtnis.

Cowart hörte eine andere Stimme dicht hinter ihm. Er fuhr herum und sah die beiden Ermittler aus

Monroe County.

Andrea Shaeffer säuselte: »Was haben Sie von ihm erfahren, Mr. Cowart? Wer hat diese Leute ermordet?«

Vor dem fragenden Blick ihrer grauen Augen gab es kein Entrinnen.

»Er«, antwortete Cowart.

Sie packte ihn am Arm, doch bevor die Polizistin weiter in ihn dringen konnte, wurde die versammelte Reporterschar unruhig.

»Wo steckt Cowart?«

»Cowart, Sie sind dran! Was ist passiert?«

Cowart riss sich von der Polizistin los und begab sich mit unsicheren Schritten zum Rednerpult, während er fieberhaft versuchte, in das, was Sullivan ihm anvertraut hatte, Ordnung zu bringen. Er spürte, wie seine Hand zitterte, wusste, dass er rot wurde und dass seine Stirn schweißnass glänzte. Er zog ein weißes Taschentuch heraus und tupfte sie sich ab, als könnte er so auch die Panik wegwischen.

Ich habe nichts Unrechtes getan, dachte er. Schließlich bin nicht ich der Schuldige. Doch er kaufte sich die Ausrede nicht einmal selber ab. Eigentlich hätte er einen Moment gebraucht, um nachzudenken und sich seine Worte zurechtzulegen, doch er hatte keine Zeit. Also klammerte er sich an die erste Frage, die er aufschnappte.

»Wieso hat er nicht Berufung eingelegt?«, brüllte jemand.

Cowart holte tief Luft und antwortete: »Er wollte nicht im Gefängnis sitzen und warten, bis ihn der Staat irgendwann doch noch holt. Also hat er dafür gesorgt, dass der Staat sofort eingreifen muss. So ungewöhnlich ist das nicht. Das haben schon andere vor ihm getan – in Texas, North Carolina, drüben in Utah. Eine Art Selbstmord, mit amtlicher Genehmigung.«

Er sah, wie mit Kugelschreiber emsig auf Papier gekritzelt wurde.

»Was hat er Ihnen erzählt, als Sie noch mal zu ihm gegangen sind und mit ihm geredet haben?«

Cowart fühlte sich hilflos und gelähmt – bis ihm plötzlich der Trick wieder einfiel, den Sullivan ihm verraten hatte: Wenn man eine Lüge glaubhaft machen will, müsse sie einen Funken Wahrheit enthalten. Und dieses Rezept wandte er an: die richtige Mischung aus Lügen und Wahrheit.

»Er wollte ein volles Geständnis ablegen«, sagte Cowart. »Ein bisschen wie Ted Bundy, als er kurz vor seiner Exekution den Ermittlern sämtliche Verbrechen gestand, die er begangen hatte. Dasselbe hat Sullivan getan.«

»Wieso?«

»Wie viele?«

»Wen?«

Er hob beide Hände. »Leute, mal halblang. Bis jetzt haben wir noch zu keinem einzigen Verbrechen eine Bestätigung. Ich kann nicht mit Sicherheit beurteilen, ob er mir die Wahrheit gesagt hat oder nicht. Er kann genauso gut gelogen haben ...«

»Kurz bevor er auf den Grill kommt? Das glauben Sie doch selbst nicht!«, brüllte jemand von hinten.

Cowart reagierte gereizt. »Hören Sie, ich weiß es nicht! Folgendes hat er nämlich auch gesagt, er meinte: ›Wenn ich kein Problem damit habe, Leute umzubringen, was glauben Sie, wie schwer es mir wohl fällt zu lügen?««

Während die Kollegen seine Worte emsig schwarz auf weiß festhielten, trat ein wenig Ruhe ein.

»Sehen Sie«, fuhr Cowart fort, »wenn ich Ihnen jetzt sage, dass Blair Sullivan den Mord an XY gestanden hat, und es stellt sich heraus, dass es einen solchen Mord gar nicht gab oder dass ein anderer Täter längst überführt ist, dann haben wir einen ganz schönen Schlamassel. So viel kann ich Ihnen versichern: Er hat sich zu einer ganzen Serie von Morden bekannt ...«

»Wie viele?«

»Vierzig.«

Die Zahl schlug die Menge in Bann. Es stürmten weitere Fragen auf ihn ein, und die Scheinwerfer erschienen ihm noch weitaus greller.

»Wo?«

»In Florida, Louisiana und Alabama. Und noch ein paar andere Verbrechen, Vergewaltigungen, Raubüberfälle.«

»Wie lange?«

»Mindestens über Monate, möglicherweise Jahre.«

»Was ist mit diesen Morden in Monroe County? Sein Stiefvater und seine Mutter? Was hat er Ihnen darüber gesagt?«

Cowart holte tief Luft. »Mit diesen Verbrechen hat er jemanden beauftragt. Sagt er jedenfalls.«

Cowarts Blick wanderte zu Shaeffer. Er sah, wie sie sich anspannte und zu ihrem Kollegen hinüberneigte. Weiss bekam ein rotes Gesicht. Cowart wandte sich sofort ab.

»Wen angeheuert?«

»Keine Ahnung«, sagte Cowart. »Das hat er mir nicht gesagt.«

Die erste Lüge.

»Irgendetwas muss er Ihnen doch verraten haben.«

»Er hat sich auf Andeutungen beschränkt.«

Die erste Lüge zog die nächste nach sich.

»Wollen Sie uns weismachen, er hätte einen Doppelmord angezettelt, und Sie hätten ihn nicht gefragt, wie?«

»Doch, natürlich. Aber er wollte es mir nicht verraten.«

»Und wie hat er mit dem Mörder Verbindung aufgenommen? Seine Telefonate wurden überwacht. Seine Post wurde zensiert. Und er saß im Todestrakt in Isolierhaft. Also, wie hat er es angestellt?« Diese Frage stieß auf lautstarke Unterstützung. Sie kam von einem Berichterstatter, der skeptisch den Kopf schüttelte.

»Er deutete an, er hätte es durch eine Art Gefängnisflurfunk gedeichselt.«

Nicht mal ganz gelogen, dachte Cowart. Nur eine missverständlich formulierte Wahrheit.

»Sie verschweigen etwas!«, brüllte jemand.

Er schüttelte den Kopf.

»Einzelheiten!«, forderte jemand anders.

Erneut hob er beschwichtigend die Arme.

»Wir sollen es morgen früh im *Journal* nachlesen, stimmt's?«

Empörung und Eifersucht schwappten ihm entgegen. Ihm wurde bewusst, dass sämtliche Reporter, die sich um ihn scharten, ihre Seele verkauft hätten, um mit ihm zu tauschen. Sie alle wussten, dass etwas passiert war, und sie hassten es, im Trüben zu fischen. Informationen waren ihre Währung, und er machte die Schotten dicht. Niemand hier, so viel war ihm klar, würde ihm das je verzeihen – falls die Wahrheit je ans Licht kam.

»Ich weiß noch nicht, was ich tun werde«, warb er um Verständnis. »Erst mal muss ich endlos viele Aufnahmekassetten abhören. Also ein bisschen Geduld, Kollegen.«

»War er geistesgestört?«

»Er war ein Psychopath. Er verfolgte seine eigenen Ziele.«

Das entsprach ausnahmsweise einmal hundertprozentig der Wahrheit. Und dann kam die Frage, die er gefürchtet hatte.

»Was hat er Ihnen über Joanie Shriver erzählt? Hat er Ihnen den Mord endlich gestanden?«

Cowart wurde bewusst, dass er einfach ja sagen konnte, und die Sache wäre erledigt. Er konnte die entsprechenden Bänder vernichten. Mit dem Geheimnis leben. Stattdessen stolperte er und landete

irgendwo zwischen Wahrheit und Fiktion.

»Sie war Teil seines Geständnisses«, sagte er.

»Also hat er sie umgebracht?«

»Er hat mir die Einzelheiten genannt, er kannte Details, die nur der Mörder wissen konnte.«

»Wieso sagen Sie nicht einfach ja oder nein?«

Cowart versuchte, sich möglichst wenig zu winden. »Leute! Sullivan war ein Fall für sich. Es passte nun mal nicht zu ihm, sich klar und einfach auszudrücken. Selbst bei seinem Geständnis gab er nicht immer eindeutig Auskunft.«

»Was hat er über Ferguson gesagt?«

Cowart holte tief Luft. »Für Ferguson empfand er nichts als Hass.«

»Kommt der bei alledem irgendwo ins Spiel?«

»Nach meinem Eindruck hätte Sullivan am liebsten auch Ferguson umgebracht. Wenn er das irgendwie hätte bewerkstelligen können, dann hätte er auch Ferguson auf seine Liste potenzieller Opfer gesetzt.« Indem er Ferguson als mögliches Opfer hinstellte, war es ihm gelungen, ihm einen anderen Status zu verleihen, als er es verdiente.

»Werden Sie uns eine Niederschrift von dem, was er gesagt hat, zukommen lassen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Berichterstatter.«

Der Ton der Fragen wurde aggressiver.

»Und was haben Sie jetzt vor? Ein Buch zu schreiben?«

»Wieso halten Sie sich bedeckt?«

»Was soll das, spekulieren Sie auf einen zweiten Pulitzer?«

Er schüttelte den Kopf.

Ganz bestimmt nicht. Eher rechnete er damit, dass er sich von dem, den er bereits hatte, bald wieder verabschieden musste. Einen weiteren Preis? Ich kann froh sein, wenn mein Preis das alles hier übersteht.

Er hob die Hand. »Ich wünschte, die Exekution heute Nacht würde einen Schlusstrich unter die Geschichte von Blair Sullivan ziehen, Leute. Aber ganz so weit sind wir noch nicht, es gibt immer noch ungeklärte Fragen. Es gibt Detectives, die mit mir sprechen wollen. Ich habe meine eigene Deadline. Tut mir leid, aber das war's. Machen wir Schluss.«

Er trat vom Rednerpult und floh vor den Kameras und den lautstarken Fragen Richtung Ausgang, während sich das mulmige Gefühl in ihm immer breiter machte. Hände griffen nach ihm, doch er drängte sich durch die Mensentraube, erreichte die Gefängnistür und trat endlich in das tiefschwarze Dunkel nach Mitternacht. Am Straßenrand hatte sich eine Schar Demonstranten gegen die Todesstrafe postiert, die Kerzen und Transparente hielt und Kirchenlieder sang. Die lauten Stimmen zerrten ihn wie ein böiger Wind vom Gefängnis weg. »Welch ein Freund ist unser Jesus ...« Eine junge Frau in einem Kapuzensweatshirt, in dem sie an einen bizarren Inquisitor erinnerte, brüllte schrill und aggressiv: »Ghul! Mörder!«

Er kramte gerade nach seinen Autoschlüsseln, als Andrea Shaeffer ihn einholte. »Ich muss mit Ihnen sprechen«, sagte sie.

»Kein guter Zeitpunkt. Nicht jetzt.«

Sie packte ihn am Hemd und zog ihn zu sich heran. »Wieso nicht? Was sollen die Faxen, Cowart? Gestern war nicht gut. Heute Morgen war nicht gut. Heute Abend ist nicht gut. Wann sind Sie endlich mal offen und ehrlich zu uns?«

»Hören Sie«, sagte er gereizt. »Sie sind tot, verdammt. Sie waren alt, und er hat sie gehasst. Sie wurden ermordet, und daran ist nun absolut nichts mehr zu ändern! Sie brauchen Ihre Antwort nicht heute, das kann bis morgen warten. Heute Nacht stirbt keiner mehr!«

Die Polizistin wollte etwas sagen, biss jedoch die Zähne zusammen. Sie sah ihn mit einem

durchdringenden, grimmigen Blick an, presste die Lippen zusammen und schob das Kinn vor. Dann stach sie ihm dreimal mit dem Zeigefinger in die Brust, bevor sie zur Seite trat, damit er einsteigen konnte.

»Morgen früh«, sagte sie.

»Ja.«

»Wo?«

»In Miami. In meinem Büro.«

»Ich werde da sein. Und sehen Sie zu, dass Sie auch da sind.«

Sie trat vom Wagen zurück und murmelte mit einem drohenden Unterton: »Ja, verdammt, ja. Miami.«

Shaeffer wedelte mit der Hand. Worauf warten Sie noch, schien sie zu sagen. Dabei kniff sie misstrauisch die Augen zusammen.

Er sprang in den Wagen, legte den Gang ein und setzte zurück.

Als er aus der Parklücke fuhr, streiften die Scheinwerfer die grotesken roten Karos von Detective Wilcox' Sportsakko. Er hatte sich mit verschränkten Armen auf der Fahrbahn postiert und verstellte dem Reporter den Weg. Im Zeitlupentempo schüttelte er den Kopf, formte die Faust zu einer Pistole und feuerte auf ihn. Dann trat er zur Seite und ließ ihn durch.

Der Reporter wandte sich ab. Inzwischen war es ihm egal, wohin er fuhr, Hauptsache weit weg. Hinter dem Gefängnistor gab er Vollgas und tauchte in die Nacht.

Teil 2

Der Kirchgänger

There may come a day I will dance on your grave,
If unable to dance I will crawl across it,
Unable to dance I will crawl.

*The Grateful Dead,
Hell in a Bucket*

Die Schlaflosigkeit des Lieutenants

In der Nacht, in der Blair Sullivan hingerichtet wurde, warf Lieutenant Tanny Brown einen flüchtigen Blick auf die Uhr. Zehn vor zwölf. Bei dem Gedanken an den Mann im Todestrakt beschleunigte sich sein Puls. Auf dem abgewetzten Sofa ihm gegenüber saß eine Frau und weinte hemmungslos.

»Mein Gott, oh mein Gott! Wieso? Gott, wieso?«, schluchzte sie so laut, dass an der falschen Holzverkleidung des kleinen Wohnwagens der Nippes und die Bilder klirrten. Draußen herrschte trotz der vorgerückten Stunde bleierne Schwüle. Alle paar Sekunden leuchteten die Warnlampen der Streifenwagen auf, die dort im Halbkreis parkten, und tauchten ein geschnitztes Kruzifix, das neben einem aus einer Zeitung ausgeschnittenen Segensspruch an der Rückwand des beengten Caravans hing, in rot-blaues Licht. Im Takt der Blitze verrannen unerbittlich die Sekunden.

»Gott im Himmel, warum?«, schluchzte die Frau erneut.

Um die Frage scheint er sich immer zu drücken, dachte Tanny Brown. Besonders in Trailer-Parks.

Für einen kurzen Moment fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und versuchte mit reiner Willenskraft etwas Ruhe in seine Umgebung zu bringen. Erstaunlicherweise stieß die Frau einen letzten Klagelaut aus und verstummte.

Er drehte sich zu ihr um. Sie hatte die Beine hochgezogen und sich in einer Ecke wie ein Kind zusammengekauert. Mit ihrem strähnigen, zerzausten braunen Haar und der dünnen Gestalt gab sie eine absonderliche Mörderin ab. Sie hatte ein blaues Auge, um das schmale Handgelenk trug sie eine elastische Binde. Unter den hochgerutschten Ärmeln eines ausgefranst rosa Morgenmantels kamen dunkelviolette Flecken zum Vorschein, die Brown sich für seinen Bericht vormerkte. Als sie die Hände hob, um sich die Tränen aus dem Gesicht zu wischen, die ihr immer noch die Wangen herunterliefen, sah er die Nikotinflecken an ihren Fingern. Sie starrte auf ihre nassen Hände, als wunderte sie sich darüber, dass sie nicht blutverschmiert waren.

In der Stille, die so plötzlich eingetreten war, betrachtete Tanny Brown die Frau. *Sie ist verbraucht*, dachte er und korrigierte sich im selben Moment: *Sie ist jünger als ich*. Jahrelange Prügel hatte sie im Zeitraffer altern lassen.

Er winkte einen der uniformierten Polizisten heran, die hinter dem Raumteiler zur Küche standen. »Fred!«, sagte er ruhig, »hätten Sie vielleicht eine Zigarette für Missus Collins?«

Der Polizist in Uniform trat vor und hielt der Frau eine Packung hin. Während sie danach griff, murmelte sie: »Ich versuche, mir das Rauchen abzugewöhnen.«

Brown beugte sich vor und gab ihr Feuer. »Und jetzt, Missus Collins, erzählen Sie mir in aller Ruhe, was passiert ist, als Buck von der Spätschicht kam.«

Draußen war ein leiser Knall zu hören, und durch die Fenster drang für einen Moment blendendes Licht. Verdammt, dachte er, als er die erschrockenen Augen der Frau sah.

»Das ist nur ein Polizeifotograf, Ma'am. Ein Glas Wasser?«

»Ich könnte was Stärkeres vertragen«, antwortete sie, hob mit zitternden Fingern die Zigarette an die Lippen und nahm einen tiefen Zug, der in einem Hustenanfall endete.

»Ein Glas Wasser, Fred.« Kaum brachte der Mitarbeiter das Getränk, hörte Brown Stimmen. Er sprang auf. »Ma'am, bitte versuchen Sie, sich zu beruhigen. Bin gleich wieder da.«

»Sie gehen bestimmt nicht weg?« Sie schien in Panik.

»Nein, ich muss nur kurz nachsehen, wie die Arbeiten draußen vorangehen, bleiben Sie so lange hier.«

Beim Anblick der Frau, die wie ein gehetztes Tier wild um sich blickte und jeden Moment erneut zusammenzubrechen drohte, wünschte er sich, Wilcox wäre da. Sein Partner hätte instinktiv gewusst, wie er Mrs. Collins beruhigen konnte. Bruce hatte ein Händchen für die Menschen am Rande der Gesellschaft, für die Ausgegrenzten, um die Tag für Tag ihre Arbeit kreiste, besonders die weißen. Wohnwagensiedlungen waren seine Welt, er hatte selbst genügend Schläge eingesteckt, kannte den faden Geschmack enttäuschter Hoffnungen. Wilcox konnte einer Frau wie dieser gegenüber sitzen und sie binnen Sekunden dazu bringen, die ganze Geschichte auszuspecken. Tanny Brown fühlte sich unbehaglich, er passte nicht hierher, fühlte sich nicht wohl inmitten der silbernen Wohnwagen, die mit ihrer Stromlinienform an Patronen erinnerten.

Er kletterte aus dem Caravan und warf einen Blick auf den Polizeifotografen, der immer wieder den Winkel wechselte, um die dunkle Gestalt abzulichten, die auf dem spärlichen Gras und der verkrusteten Erde vor dem Wohnwagen lag. Mehrere andere Beamten vermaßen den Tatort. Andere Polizisten hielten die Nachbarn, die neugierig die Hälse reckten, um einen Blick auf den toten Ehemann der Frau zu werfen, in Schach. Brown ging hinüber und starrte dem Mann am Boden ins Gesicht. Es glich einer grotesken Maske; mit ungläubigem Staunen richtete sich sein toter Blick in den nächtlichen Himmel. In seinem Oberkörper klaffte ein riesiges rotes Loch. Das Blut hatte um seinen Kopf und seine Schultern einen Glorienschein gebildet. Die Druckwelle der tödlichen Schüsse hatte eine halb leere Flasche Scotch und eine billige Pistole ein Stück weggeschleudert. Einige Männer von der Spurensicherung lachten.

»Was ist so komisch?«, fragte Brown.

»Blitzscheidung«, antwortete einer von ihnen, während er sich bückte und die Scotchflasche in einen Beweisbeutel steckte. »Da können nicht mal Tijuana oder Vegas mithalten.«

»Der olle Buck hier hat sich offenbar eingebildet, er könnte seine Herzensdame verdreschen, egal, ob verheiratet oder nicht. Da lag er wohl falsch«, flüsterte ein anderer Techniker, und alle prusteten unwillkürlich los.

»Hört zu, Jungs«, sagte Brown brüsk, »behaltet eure Meinung so lange für euch, bis wir den Tatort räumen.«

»Sicher«, sagte der Fotograf, während er weiterknipste. »Wollen doch Bucks Gefühle nicht verletzen.«

Brown konnte sich selbst ein Grinsen nur mühsam verkneifen, was den anderen Polizisten nicht entging. Mit einer energischen Handbewegung demonstrierte er seine gespielte Entrüstung und sorgte bei den Männern, die an der Leiche und am Tatort ihre Arbeit zu Ende führten, noch einmal für Erheiterung. Er hatte schon reichlich Tote gesehen: Autounfälle, Mordopfer, gefallene Soldaten, Opfer von Jagdunfällen oder auch von Herzinfarkten.

Tanny Brown hatte plötzlich seine alte Großmutter wieder vor Augen, wie sie in einem offenen Sarg aufgebahrt lag, ihre dünne, dunkle Haut spröde und zerknittert, die Hände über der Brust zum Gebet gefaltet. Die Kirche erschien in seiner Erinnerung wie eine riesige Höhle, in der alle weinten. Er wusste noch genau, wie ihm der frisch gestärkte Kragen seines neuen und einzigen Anzughemds die Kehle abschnürte. Er war damals gerade mal sechs gewesen, und am deutlichsten spürte er noch die schwere Hand seines Vaters auf der Schulter, die ihn auf seinem Weg am Sarg vorbei führte und beruhigte. Und dann im Flüsterton: »Sag deiner Grandma Lebewohl, mach schnell, mein Junge, sie ist auf dem Weg in eine bessere Welt, also sag's schnell, damit sie dich hört.«

Noch Jahre später hatte er geglaubt, die Toten könnten einen hören, als seien sie nur kurz eingeschlafen. Er schmunzelte bei dem Gedanken, welchen Eindruck die Worte eines Vaters manchmal hinterlassen. Dann dachte er an die Gefallenen, die er nach kurzer, aber intensiver Kameradschaft in schwarzen Gummisäcken verstaute hatte. Zuerst hatte er immer versucht, etwas zu sagen, ein paar Worte des Trostes zu sprechen, als könnte er ihnen damit die Reise ins Jenseits

erleichtern. Doch dann wurden es immer mehr, er wurde immer frustrierter und erschöpfter. Also begnügte er sich zuerst mit ein paar Abschiedsworten in Gedanken, bis er in den letzten Wochen und Tagen selbst diese kleine Ehrerbietung aufgab und seine Arbeit in bitterem Schweigen verrichtete.

Er sah auf die Uhr. Mitternacht. Jetzt betreten sie die Kammer, dachte er. Er stellte sich den Schweißfilm auf der Oberlippe des Wachmannes vor, die aschfahlen Gesichter der Zeugen, ein kurzes Zögern, dann die zügigen Handgriffe der Vollzugsbeamten, mit denen sie Sullivan die Riemen um Hand- und Fußgelenke festschnallten.

Er wartete eine Minute.

Jetzt der erste Stromschlag, dachte er.

Eine Minute verstrich.

Und der zweite.

Er sah vor sich, wie der Arzt an die Leiche trat. Wie er sich vorbeugte und mit dem Stethoskop das Herz abhorchte. Dann hob er den Kopf und erklärte: »Der Mann ist tot.« Ein Blick auf die Armbanduhr. Der Wachmann trat vor, wandte sich den offiziellen Beobachtern zu und sprach den vorgeschriebenen Satz: »Das Urteil und die Strafe des erstinstanzlichen Gerichts des elften Gerichtskreises im Bundesstaat Florida wurde kraft Gesetzes vollstreckt. Gott gebe deiner Seele Frieden.«

Brown schüttelte den Kopf. Für diese Seele gab es keinen Frieden.

Genauso wenig wie für meine, dachte er.

Brown kehrte in den Wohnwagen zurück. Die Frau war inzwischen vollkommen gefasst.

»Also, Missus Collins, wollen Sie mir sagen, was passiert ist? Oder wollen Sie auf Ihren Anwalt warten? Oder wollen Sie jetzt reden und mit sich ins Reine kommen?«

Die Frau sprach so leise, dass sie kaum zu verstehen war. »Er hat angerufen, wissen Sie, von diesem verdamnten Sportclub aus, wo er immer nach Fabrikschluss hingeht. Meinte, das würde er sich von mir nicht gefallen lassen. Er würde auch ohne Richter und Scheidungsanwälte mit mir fertig.«

»Hat er Ihnen gesagt, er wollte mit einer Waffe kommen?«

»Oh ja, Mr. Brown, und ob er das gesagt hat. Er hat gesagt, er hätte die Knarre seines Bruders dabei, und diesmal würde ich damit Bekanntschaft machen.«

»Diesmal?«

»Er ist schon am Sonntag da gewesen, nicht so betrunken, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, aber trotzdem ganz schön voll, und er hat die Lampen draußen kaputt geschossen. Hat gelacht und mich beschimpft. Und dann hat er angefangen, mich zu verprügeln. Meinem Ältesten, der ist erst elf, dem hat er den Arm gebrochen, als der Junge versucht hat, ihn von mir wegzuziehen. Ich dachte, der bringt uns alle um. Ich hatte solche Angst; deshalb hab ich die Kinder heute früh zu ihrem Cousin geschickt. Hab sie heute Morgen alle in den Bus gesetzt.«

Die Frau nahm ein kleines Fotoalbum mit Kunstledereinband von einem Beistelltisch. Sie schlug es auf und warf es Tanny Brown zu. Er sah drei gewaschene und gekämmte Kinder. Schulfotos. »Es sind gute Kinder«, sagte sie. »Ich bin froh, dass ihnen das hier erspart geblieben ist.«

Er nickte. »Wieso haben Sie am Sonntag nicht die Polizei gerufen?«

»Das hätte nichts gebracht. Ich hab sogar eine richterliche Anordnung, dass er sich fernhalten muss, hat nur nichts gebracht. Wenn er betrunken war, hat gar nichts was gebracht. Außer vielleicht diese Schrotflinte.«

Ihre Oberlippe zitterte, und ihr standen die Tränen in den Augen. »Oh, mein Gott, mein Gott«, wimmerte sie.

»Die Schrotflinte? Wo haben Sie die Schrotflinte her?«

»Ich bin in Pensacola in den nächstbesten Sears gegangen, nachdem sie mich dort im Krankenhaus zusammengeflickt hatten. Ich hatte noch Bucks Sears-Kreditkarte, also hab ich damit bezahlt. Ich

hatte solche Angst, Mr. Brown. Und als ich seinen alten Pick-up kommen hörte, wusste ich, dass er mich umlegen wollte, ich wusste es einfach.«

Die Frau schluchzte wieder los.

»Haben Sie die Waffe in seinen Händen gesehen, bevor Sie geschossen haben?«

»Keine Ahnung. Es war dunkel, und ich hatte solche Angst ...«

Tanny Brown sprach eindringlich und leise, während er das Album mit den Kinderfotos in der Hand behielt. »Überlegen Sie bitte ganz genau, Missus Collins. Was haben Sie gesehen ...?« Der Polizeileutnant warf dem uniformierten Polizisten einen Blick zu; der Beamte nickte unauffällig. »Also, Sie hätten bestimmt nicht geschossen, wenn Sie nicht gesehen hätten, wie er mit dieser Waffe auf Sie zielt, nicht wahr?« Die Frau starrte ihn verständnislos an. »Sie hätten nicht geschossen, hätten Sie nicht Angst um Ihr Leben gehabt?«

»Nein«, antwortete sie langsam.

»Sie hätten nicht geschossen, wenn Sie nicht gewusst hätten, dass Sie sich einzig und allein durch tödliche Gewalt vor ihm retten konnten, richtig?«

Ganz allmählich schien es der Frau zu dämmern, auch wenn Brown wusste, dass sie seine Worte nicht einmal halb verstanden hatte.

»Also«, erwiderte sie leise, »ich hab gesehen, wie er etwas hochgehoben und auf mich gerichtet hat ...«

»Und da er schon einmal auf Sie geschossen hatte ...«

»Ja, genau, Mr. Brown. Ich hatte Angst.«

»Und Sie konnten nirgends hin und sich verstecken?«

Die Frau gestikulierte heftig. »Wo wollen Sie sich denn hier drinnen verstecken? Die reinste Mausefalle.«

»Drei Kinder? Alle von ihm?«

»Nein, Sir. Buck war nicht ihr Daddy. Wahrscheinlich haben sie ihn an meinen anderen Mann erinnert. Aber es sind gute Kinder, Mr. Brown. Gute Kinder.«

»Wo ist ihr richtiger Daddy?«

Die Frau zuckte die Achseln. Die Geste sprach Bände über blaue Flecken und das Elend in Trailer-Parks.

»Wollte nach Louisiana, um sich auf den Bohrsinseln Arbeit zu suchen. Fast sieben Jahre her. Er ist weg, ganz einfach. Wir waren nicht richtig verheiratet.«

Tanny Brown wollte gerade noch eine Frage stellen, als von draußen wütendes Gebrüll ertönte, gefolgt von Rufen der Polizisten.

Die Frau auf dem Sofa schnappte hörbar nach Luft und kauerte sich auf den Boden. »Das ist sein Bruder. Ganz bestimmt. Der bringt mich um, Gott, der bringt mich um!«

»Nein«, sagte Brown ruhig. Er gab der Frau die Fotos ihrer Kinder zurück, und sie drückte das Album fest an die Brust. Dann gab er dem Streifenpolizisten Zeichen, an der Tür Wache zu stehen, während er selbst den Wohnwagen verließ.

Von der Treppe aus sah er, wie sich zwei Polizisten nach Kräften bemühten, einen großen, schweren Mann zu überwältigen, der sie in ohnmächtiger Wut abzuschütteln versuchte. Inzwischen waren die Kriminaltechniker verschwunden. Der Mann war außer Rand und Band und wehrte sich so heftig gegen den Zugriff, dass er die Ordnungshüter mit zu der Leiche zerrte.

»Buck, Buck! Mein Gott, nein! Bitte nicht! Mein Gott! Lasst mich los. Ich bring die Schlampe um! Ich bring sie um!«

Die Polizisten im Schlepptau, stürzte er voran. Im selben Moment verstellten ihm zwei weitere Uniformierte den Weg. Einer der Cops fiel hin und fluchte. Die Menschentraube fing zu pfeifen und zu johlen an, was den Mann nur noch wütender machte.

»Ich bring das Miststück um, verdammt!«, brüllte er in glühendem Zorn. Sein wutverzerrtes Gesicht wurde von den Warnleuchten der Streifenwagen erfasst. Ein Fußtritt traf einen der Polizisten, die ihn festhielten, am Schienbein. Der Mann schrie auf und packte sich im Sturz ans Bein.

Tanny Brown war mit wenigen Schritten bei dem Bruder des Toten. Er stellte sich ihm direkt in den Weg.

»Maul halten!«, brüllte er.

Für einen Moment hielt der wild gewordene Mann inne und starrte den Lieutenant an, dann stürmte er weiter. »Ich bring das Drecksstück um«, kreischte er.

»Ist das Ihr Bruder?«, brüllte Brown ihm hinterher.

Der Mann wand sich unter dem Griff der Polizisten. »Sie hat Buck umgelegt, dafür leg ich sie um. Du verfluchtes Drecksstück! Du bist tot!«, schrie er an Brown vorbei.

»Ist das Ihr Bruder?«, wiederholte Brown seine Frage etwas leiser.

»Du bist tot, du Miststück!«, fauchte der Mann. »Was geht dich das an? Wer bist du, Nigger?«

Innerlich zuckte Brown bei dem Schimpfwort zusammen, doch äußerlich blieb er ungerührt stehen. Eine Sekunde fühlte er sich versucht, dem Mann in den Magen zu boxen, wusste es jedoch besser. So dämlich es von dem Kerl auch war, ihn zu beleidigen, er war höchstwahrscheinlich nicht zu dämlich, um sich über ihn zu beschweren. Vor seinem geistigen Auge sah Brown einen Haufen Schriftkram.

Einer der Beamten, die den Mann zurückhielten, schaffte es in diesem Moment, seinen Schlagstock aus dem Holster zu ziehen. Brown schüttelte den Kopf und trat so dicht an den Bruder des Toten heran, dass er fast sein Gesicht berührte.

»Ich bin Lieutenant Theodore Brown, Arschloch, und wenn du nicht augenblicklich die Schnauze hältst, werde ich richtig ungemütlich. Ich kann dir nur dringend raten, dich nicht mit mir anzulegen, Arschloch.«

Der Mann schwieg einen Moment. »Sie hat ihn umgelegt, die Schlampe.«

»Das sagtest du bereits.«

»Und? Wieso nehmen Sie das Miststück nicht fest?«

Tanny Brown überhörte die Frage. »Ist das Ihre Waffe?«, fragte er.

»Ja, die gehört mir. Hat er sich von mir geliehen.«

»Ihre Waffe? Ihr Bruder?«

»Ja, Mann. Verhaften Sie das Miststück nun, oder muss ich sie allemachen?«

Zwar war die körperliche Gegenwehr des Mannes erlahmt, doch sein Ton wurde immer bedrohlicher.

»Sie wussten, dass er hierherkommen wollte?«

»Das hat er allen an der Bar gesagt.«

»Und wozu brauchte er die Waffe?«

»Wollte ihr nur ein bisschen Feuer unterm Hintern machen, so wie vor ein paar Tagen.«

Brown drehte sich um und sah im Licht, das aus dem Inneren des Wohnwagens fiel, den Polizisten in der Tür stehen – und die Frau ängstlich in seinem Rücken. Er wandte sich wieder zu dem wutschnaubenden Mann um, der – die Arme im eisernen Griff der zwei Beamten hinter sich verschränkt – ihn anstarrte.

Der Lieutenant ging langsam zu dem Toten am Boden, sah ihn an und flüsterte: »Kannst du mich hören? Du bist der Mühe nicht wert.« Dann richtete er den Blick auf den Bruder.

»Tun Sie nun endlich was?«, fragte der Mann.

Tanny Brown verzog den Mund zu einem Lächeln. »Aber ja.«

Er wandte sich an einen der Kriminaltechniker. »Tom, holen Sie bitte die Schrotflinte von Missus Collins.« Der Mann ging in den Wohnwagen und kam wenig später mit dem Gewehr heraus. Brown nahm es, knickte den Vorderlauf ein und lud nach.

Grinsend sah er dem Bruder des Toten ins Gesicht.

»Geben Sie Missus Collins die Flinte zurück«, sagte er, ohne den Blick zu wenden. »Fred?«, rief er laut. »Officer Davis, stellen Sie Missus Collins einen Strafzettel aus, für unbefugte Müllentsorgung. Fünfzig Dollar Ordnungsgeld. Und dann rufen Sie bei der Müllabfuhr an und sagen ihnen, sie sollen diesen Abfall hier entfernen.«

»He«, sagte der Mann.

»Ganz recht. Einen Strafzettel dafür, dass sie dieses Stück Scheiße erschossen und unerlaubt hier draußen liegen gelassen hat.«

»He«, wiederholte der Mann.

»Und sagen Sie Missus Collins, falls sie je wieder Leichenmüll einfach in ihrem Vorgarten ablädt, kostet sie das noch mal einen Fünfinger.«

Er richtete den Zeigefinger auf den Bruder des Toten. »So was wie den hier. Sagen Sie ihr, sie hat meine Erlaubnis, diesem jämmerlichen Arschloch die Rübe wegzublasen. Aber das kostet sie einen Fünfinger extra.«

»Das können Sie nicht machen«, sagte der Mann. Er hatte die Arme sinken lassen.

»So? Meinen Sie?«, sagte Brown, kehrte mit wenigen Schritten zu dem Mann zurück und brüllte ihm ins Gesicht. »Meinen Sie?«

»He, Tanny!«, rief einer der Uniformierten. »Ich kann ihr einen Fünfinger leihen.«

Ein paar andere Polizisten prusteten los.

»Wie wär's mit einer Kollekte? Wir legen alle zusammen, bis sie all diese Arschlöcher weggepusht hat.«

»Ich bin mit zehn dabei«, sagte einer der Polizisten und rieb sich das Kinn.

»He«, sagte der Mann.

»He was?«, herrschte Tanny Brown ihn an.

»Das können Sie nicht machen.«

»Dann wollen wir doch mal sehen, was ich machen kann«, sagte der Lieutenant in gelassenem Ton. »Verhaften Sie diesen Mann.«

»Moment mal!«, rief der Mann, als einer der Polizisten die Handschellen um seine Gelenke zuschnappen ließ.

»Widerrechtliches Betreten. Behinderung der Staatsgewalt. Körperverletzung an einem Polizisten. Belästigung. Und dann wäre noch zu klären, ob wir es hier nicht mit Verabredung zum Mord zu tun haben. Er hat seinem dämlichen besoffenen Bruder eine Waffe geliehen.«

»Das können Sie nicht machen«, wiederholte der Mann, und jeder Anflug von Zorn war ihm vergangen.

»Das sind alles Straftaten, Arschloch. Und wetten, dass du für diese Knarre keinen Waffenschein hast? Und als Letztes Trunkenheit am Steuer.«

»Moment mal, ich bin nicht betrunken.«

Tanny Brown durchbohrte den Mann mit seinem Blick. »Schau ganz genau hin«, sagte er ruhig. »Wenn du dieses Gesicht das nächste Mal zu sehen bekommst, kriegst du richtig Ärger, kapiert?«

»Das können Sie nicht machen.«

»Nehmt ihn in Haft«, sagte Brown zu den Polizisten. »Erweist ihm ein bisschen Gastfreundschaft.«

»Mit Vergnügen«, sagte der Mann, der den Tritt abbekommen hatte, und riss den Mann brutal an seinen Handschellen herum.

»Immer sachte«, sagte Brown. Der Untergebene starrte den Lieutenant an. »Na ja«, fügte Brown mit einem Lächeln hinzu. »Sie müssen es mit der Sanftmut auch nicht übertreiben.« Die letzte Anweisung fügte er im Flüsterton hinzu. »Und stecken Sie den Kerl zu den kräftigsten, bösesten, fiesesten schwarzen Brüdern in die Zelle, die wir haben. Vielleicht können die ihm beibringen, Leute nicht zu

beleidigen.«

Zwei der uniformierten Polizisten brachen in Gelächter aus.

Tanny Brown wandte sich von dem Mann ab, der unter wildem Protest zum Streifenwagen geschleift wurde, und kehrte zu der Frau zurück, die schweigsam im Wohnwagen saß.

»Missus Collins, wir müssen zur Polizeistation. Dort verlesen wir Ihnen Ihre Rechte. Dann möchte ich, dass Sie diesen Anwalt anrufen und ihn kommen lassen, damit er Ihnen hilft. Haben Sie verstanden?«

Sie nickte. »Ich muss meine Kinder anrufen.«

»Das kann warten.«

Er drehte sich zu dem uniformierten Beamten um. »Sorgen Sie dafür, dass so schnell wie möglich eine Kollegin hier rauskommt, um sie zum Revier zu fahren. Sie soll ihr unterwegs was zu essen geben.«

»Wie lautet die Anklage?«, fragte der Polizist.

Tanny Brown drehte sich ein letztes Mal zu dem Klumpen Fleisch um, der vor dem Wohnwagen auf der Erde lag. »Wie wär's mit ›Abfeuern eines Schusses aus einer Feuerwaffe innerhalb der Stadtgrenzen? Das wird reichen, bis ich mit dem Staatsanwalt gesprochen habe.«

Er kehrte nach draußen zurück und blieb neben der Leiche stehen.

Idiotisch, dachte er. Absolut idiotisch.

Er sah auf die Uhr. Heute Nacht wird viel gestorben, dachte er.

Als er in die Augen des Toten blickte, verblasste das Gesicht. Stattdessen sah er Joanie Shrivvers Leichnam vor sich, der, von einem betroffenen, wütenden Suchtrupp umringt, reglos auf dem Boden lag. Sie standen in ihren schlick- und dreckverschmierten Wathosen und Gummistiefeln am Rand des Sumpfs.

Er erinnerte sich, wie er sie berühren, sie zudecken wollte, wie er sich mühsam beherrschte und alle Willenskraft zusammennahm, um Schritt für Schritt, nach ehernen Regeln, die Ermittlungsarbeit zu dem Gewaltverbrechen einzuleiten.

Er schluckte, um das Bild aus seiner Erinnerung zu verbannen. Es war meine Schuld, dachte er. Ich werde es in Ordnung bringen. Diesmal werde ich es nicht vermasseln.

Und so verfolgten die Toten Tanny Brown, während er langsam zu seinem Streifenwagen ging. Dabei war in dieser Nacht nichts endgültig vorbei. Nicht einmal das Leben, das der Staat eingefordert hatte.

In den frühen Morgenstunden rief Bruce Wilcox an. Am Himmel und durch die Bäume schimmerte das erste fahle Licht und gab den Gegenständen Kontur.

Brown hatte sich die verbleibende Nacht mit dem Geständnis von Mrs. Collins um die Ohren geschlagen; zwei Stunden lang hatte er sich die bittere Geschichte sexueller Gewalt und regelmäßiger Prügel angehört, in etwa das, was er erwartet hatte. Die Geschichten sind austauschbar, dachte er, nur die Opfer wechseln. Anschließend hatte er sich mit einem mürrischen stellvertretenden Staatsanwalt angelegt, der nicht gerade begeistert war, aus dem Schlaf gerissen zu werden, und zuletzt mit einem auf Scheidungen spezialisierten Anwalt verhandelt, für den der Fall offenbar eine Nummer zu groß war. Notwehr, hatte Brown gegenüber dem Staatsanwalt argumentiert, der seinerseits auf Mord im Affekt beharrte. Am Ende hatten sie sich auf Totschlag geeinigt, und er hatte dem Mann klargemacht, dass die Verbrechen, die Mrs. Collins im Lauf der Jahre erduldet hatte, das, was in dieser Nacht geschehen war, weit in den Schatten stellten.

Als er im Morgengrauen die letzten Berichte unterzeichnete und die Erschöpfung ihn wie ein Bleigewicht niederdrückte, klingelte das Telefon auf seinem Schreibtisch.

»Ja?«

»Tanny? Hier spricht Bruce. Ein Serienmörder weniger auf der Welt. Er hat es durchgezogen.«

»Lass hören.«

»Im Prinzip hat er allen gesagt, sie könnten ihn mal, und sich auf den Stuhl gesetzt.«

»Gütiger Gott.« Brown merkte, dass seine Erschöpfung wie weggeblasen war.

»Kannst du laut sagen. Der alte Sully war bis zuletzt ein verdammter Wichser. Aber deswegen rufe ich nicht an. Ich hab da noch was viel Interessanteres für dich.«

Tanny Brown hörte seinem Partner die fast kindliche Aufregung an, die zu allem, was in dieser Nacht passiert war, und zu der frühen Stunde so gar nicht passen wollte.

»Schieß los«, sagte er. »Was ist so interessant?«

»Unser guter Mr. Cowart. Mann, der alte Knabe war fast den ganzen Tag mit dem gruseligen Typ allein, um sich anzuhören, wie der Scheißkerl einen Mord nach dem anderen gesteht – über den Daumen rund vierzig! Quer durch Florida, Louisiana und Alabama. Eine regelrechte Verbrechenswelle, nur eben eine One-Man-Show. Na, jedenfalls kommt unser guter alter Cowart kurz vor Mitternacht von seinem Tête-à-Tête zurück, und Junge, ich kann dir sagen, der Kerl ist fix und fertig – kreidebleich, kann sich kaum auf den Beinen halten. Als sich die anderen Presse-Aasgeier auf ihn stürzten, ist er beinahe ausgerastet. Die haben ihn ziemlich gnadenlos mit ihren Fragen bombardiert. Hat mich irgendwie an diese Wrestling-Kämpfe erinnert. Ich meine, du weißt, dass du unterlegen bist, und trotzdem versuchst du einen Griff nach dem anderen, obwohl der Gegner jeden pariert, im selben Moment kontert, bis du keine Chance mehr hast und bis zum Schluss nur einkassierst. Und jedes Mal tut's mehr weh.«

»Das ist allerdings interessant.«

»Mein Reden. Als er es schließlich satt hatte, sich von seinen Kumpeln auseinandernehmen zu lassen, ist er abgezischt, als wär der Leibhaftige hinter ihm her.«

»Wo ist er hin?«

»Nach Miami zurück. Hat er zumindest gesagt. Na ja, ich kann's nicht beschwören. Er soll sich heute irgendwann mit diesen Ermittlern aus Monroe County treffen. Die waren mit unserem alten Cowart auch nicht ganz zufrieden. Der weiß was über diesen Doppelmord und rückt nicht damit raus.«

»Woher willst du das wissen?«

»Na ja, Tanny, ist nur so 'n Gefühl. Aber der Kerl sah nach allem, was er sich angehört hatte, ziemlich seekrank aus. Und ich glaube, er hat nicht mal die Hälfte von dem rausgelassen, was da zwischen ihm und Sully abgegangen ist.«

Während er dem aufgeregten Bericht seines Partners lauschte, lehnte Brown sich zurück. Man brauchte nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie es dem Reporter unter der Flut von Informationen die Füße wegzog.

Es gibt Dinge, dachte er, die wir lieber nicht erfahren. Er überlegte fieberhaft.

»Bruce, weißt du, was ich denke?«

»Wetten, dasselbe wie ich.«

»Ich wette, Cowart hat was zu hören bekommen, das er nicht hören wollte. Etwas, das ihm seine ganze, schöne Theorie in der Luft zerfetzt hat.«

»Das Leben läuft eben nicht immer nach Plan, was, Chef?«

»Kann man wohl sagen.«

»Also, wenn du mich fragst, hätte es den eiskalten Bastard nicht so leicht umgehauen, sich ein paar Mordgeständnisse anzuhören, egal, wie viele. Ich meine, fast alle sind davon ausgegangen, dass Sully mehr auf dem Kerbholz hatte als diejenigen, die er zugegeben hatte, das war demnach keine große Überraschung, aber ...«, fing Wilcox an, doch weiter kam er nicht, da Brown seinen Gedanken zu Ende führte.

»Es gibt nur *einen* Mord, der ihm was bedeutet.«

»Sehe ich verdammt genauso.«

Und nur einen, der *mir* etwas bedeutet, dachte Brown.

Während er im ersten Morgengrauen nach Hause fuhr, überschlugen sich die Fragen in seinem Kopf. Vor ihm fuhr der Zeitungsjunge auf seinem Rad im Zickzackkurs die Straße entlang. Brown holte ihn ein. Als er das Auto hörte, drehte sich der Junge um, winkte beim Anblick des Detectives und trat in die Pedale. Brown sah ihm hinterher. In der Dämmerung verschwammen die Umrisse der Häuser und Gärten wie auf einem verwackelten Foto. Er bog in seine Einfahrt und blickte sich einen Moment lang um. Was er vor sich sah, war ein Bild moderner bürgerlicher Sicherheit: ordentlich in Reih und Glied verputzte, gemauerte Häuser in strahlenden Pastellfarben oder in Weiß, allesamt inmitten gepflegter Gärten mit Ziergehölzen und saftig grünen Rasenflächen, dazu das neueste Automodell in der Einfahrt. Eine typische Mittelschichtexistenz. Jedes Haus in diesem Viertel mit zehn Straßen war von ein und derselben Baufirma entworfen – ein Viertel mit eigener, wenn auch gleichförmiger Handschrift. Das hier war nicht der alte Süden. Hier wohnten ein paar Anwälte, einige Ärzte, der eine oder andere Polizist – Leute, die sich so wie er aus der Arbeiterschicht hochgearbeitet hatten. Schwarze und Weiße. Das moderne Amerika auf dem Weg in die Zukunft. Er betrachtete seine Hände. Weich, dachte er. Stubenhockerhände. Anders als die Hände seines Vaters. Er blickte auf seine wohlgenährte Taille. Himmel, dachte er, ich passe hierher.

Drinnen hängte er sein Schulterholster neben zwei Büchertaschen voller Kladden und loser Papiere an einen Haken. Dann zog er wie gewohnt den Revolver heraus und überprüfte ihn. Es war eine .357 Magnum mit kurzem Lauf und Wadcutter in der Trommel. Er hielt die Waffe in der flachen Hand und nahm sich vor, ein paar Termine auf dem Schießstand seiner Dienststelle zu buchen; seit Monaten hatte er nicht mehr geübt. Er zog eine Schublade auf, holte ein Abzugsschloss heraus und schob es über den Feuermechanismus. Dann verstaute er die Waffe und bückte sich nach seiner Reservepistole am Knöchelholster.

Aus der Küche kam ihm der Duft von gebratenem Speck entgegen, und an den dänischen Möbeln vorbei folgte er seiner Nase. Ein paar Sekunden lang blieb er im Türrahmen stehen und sah seinem Vater zu, der sich über den Herd beugte und Eier in eine Pfanne schlug.

»Hallo, alter Herr«, sagte er ruhig.

Sein Vater reagierte nicht, sondern fluchte nur, als ihm etwas Bratfett auf den Handrücken spritzte.

»Ich sagte, guten Morgen, alter Herr.«

Langsam drehte sein Vater sich um. »Hab dich gar nicht reinkommen hören«, sagte er lächelnd.

Tanny Brown begrüßte ihn mit einem Grinsen. Sein Vater hörte nicht mehr gut. Brown ging zu ihm hinüber und legte ihm den Arm um die breiten Schultern. Er spürte die Knochen des alten Mannes unter dem verblichenen Baumwollhemd. Als er den alten Mann an sich drückte, wurde ihm bewusst, wie dünn, wie zerbrechlich er geworden war. Der Gedanke, dass für diese Arme früher einmal fast nichts zu schwer gewesen war und inzwischen fast alles, war deprimierend: die ganze Kraft von Krankheit aufgezehrt. Da wird man als Kind Jahr für Jahr älter und wartet trotzig auf den Tag, an dem man stärker ist als der eigene Vater, doch dann ist der Tag da, und man ist nur beschämt.

»Du bist früh auf«, sagte der Sohn.

Sein Vater zuckte mit den Achseln. Brown wusste, dass er – wegen der Schmerzen und weil er sich nicht helfen ließ – kaum noch schlief.

»Was fällt dir überhaupt ein, mich ›alter Herr‹ zu nennen? So alt bin ich nun auch wieder nicht. Kann dich immer noch übers Knie legen, wenn es sein muss.«

»Ja, das könntest du«, antwortete Brown grinsend. Die Lüge machte ihnen beiden immer wieder Vergnügen.

»Wetten?«, beharrte sein Vater.

»Die Mädchen schon an Deck?«

»Nee. Allerdings scheint sich da oben was zu rühren. Vielleicht zieht ihnen ja der Speckgeruch in die Nase. Aber die beiden sind jung und verwöhnt. Wenn deine Mama noch am Leben wäre, würde die schon dafür sorgen, dass sie mit den Hühnern aufstehen. Da stünden die Mädels jetzt hier am Herd, um den Speck zu brutzeln. Und vielleicht Brötchen zu backen.«

Brown schüttelte den Kopf. »Und wenn ihre Mama noch am Leben wäre, würde sie ihnen sagen, sie bräuchten ihren Schönheitsschlaf. Die beiden würden den Schulbus verpassen und von ihr mit dem Auto kutschiert.«

Beide Männer lachten und gaben einander recht. Brown wusste, dass sein Vater sich nicht ernstlich beklagte; der alte Mann trug seine Enkeltöchter auf Händen.

Sein Vater drehte sich wieder zum Herd um. »Ich mach dir ein Rührei. Muss 'ne anstrengende Nacht gewesen sein.«

»Eine Frau hat ihren Ex erschossen, als er mit einer Knarre bei ihr auftauchte, Dad. Nichts Außergewöhnliches. Nur eine ziemlich traurige und blutige Angelegenheit.«

»Setz dich. Du musst völlig fertig sein. Wieso hast du keine geregelten Arbeitszeiten?«

»Der Tod kennt keine geregelten Arbeitszeiten, ich also auch nicht.«

»Und ist das deine Entschuldigung dafür, dass du am Sonntag nicht im Gottesdienst warst? Und den Sonntag davor nicht?«

»Also ...«, fing er an.

»Deine Mama würde dir den Hintern versohlen. Was sag ich, in diesem Fall würde sie mir den Hintern versohlen, weil ich dir so was durchgehen lasse. Es ist nicht recht.«

»Ich weiß. Nächsten Sonntag bin ich da. Ich versuch's.«

Sein Vater schlug das Ei in eine Schüssel. »Ich hasse all diesen neumodischen Kram. Wie diesen Elektroofen, diesen Atomkocher oder wie das Ding heißt.«

»Mikrowelle.«

»Egal, es funktioniert nicht.«

»Doch. Du weißt nur nicht, wie man es bedient. Das ist ein Unterschied.«

Sein Vater grinste. Er fühlte sich über den modernen technischen Fortschritt erhaben, was typisch war für eine Generation, die ein Leben lang mit Eishaus, Holzofen, Außenklo und Brunnenwasser zurechtgekommen war. Sein Vater musste sich fühlen, als hätte man ihn als betagten Mann in ein Raumschiff verpflanzt, mit technischem Schnickschnack, den er amüsant, vor allem aber unnütz fand.

»Jedenfalls kann ich nicht sehen, wozu das Ding gut sein soll, außer vielleicht zum Auftauen von Tiefkühlsachen.«

Wo sein alter Herr recht hatte, da hatte er recht.

Brown sah seinem Vater dabei zu, wie er mit den knorrigen Händen das Omelette in die Pfanne gab, es gekonnt in die Höhe warf und schließlich umgeklappt servierte. Bemerkenswert, dachte der Sohn. Unter der Arthritis hatte seine Beweglichkeit gelitten, unter dem Alter seine Sehkraft und sein Gehör; die Herzschwäche hatte seinen Körper, der einmal vor Muskeln nur so strotzte, ausgezehrt, bis ihm die Haut schlaff von den Armen hing. Doch seine Geschicklichkeit hatte sich der Gerber bewahrt. Nach wie vor konnte er einen Apfel in gleiche Stücke schneiden oder mit einem Bleistift eine vollkommen gerade Linie ziehen. Nur dass es ihm zu viele Schmerzen bereitete.

»So. Denke, das wird dir schmecken.«

»Isst du nicht mit?«

»Nee. Ich mach nur noch was für die Mädels. Mir genügt eine Scheibe Brot und eine Tasse Kaffee.« Der alte Mann sah an seiner Brust herunter. »Brauch nicht mehr viel, um mich in Gang zu halten; auf Sparflamme, was soll's.«

Mühsam ließ er sich auf einen Stuhl nieder, und der Sohn tat so, als merkte er es nicht.

»Die verdammten alten Knochen.«

»Was?«

»Ach, nichts.«

Eine Weile saßen sie schweigend da.

»Theodore«, fing sein Vater an. »Wieso heiratest du nicht wieder?«

Der Sohn schüttelte den Kopf. »Eine Frau wie Lizzie gibt's nur einmal«, sagte er.

»Woher willst du das wissen, wenn du nicht suchst?«

»Als Mama tot war, hast du auch nicht nach einer neuen Frau Ausschau gehalten.«

»Ich war alt. Du bist noch jung.«

Brown schüttelte den Kopf. »Ich hab alles, was ich brauche. Ich hab dich und die Mädchen, meinen Job und dieses Haus. Mir fehlt nichts.«

Der alte Mann schnaubte, sagte aber nichts. Als sein Sohn aufgegessen hatte, nahm er den Teller und trug ihn mit steifen Gliedern zum Ausguss.

»Ich geh hoch und wecke die Langschläferinnen«, sagte Brown. Sein Vater brummte etwas, das er nicht verstand. Der Sohn blieb stehen und betrachtete ihn. Ein tolles Paar, dachte er. Junger Witwer, alter Witwer, die, so gut sie können, zwei Mädchen großziehen. Sein Vater fing an, etwas vor sich hin zu summen, während er sich an den Abwasch machte. Brown unterdrückte ein mitfühlendes Lachen. Der alte Mann weigerte sich immer noch beharrlich, den Geschirrspüler zu benutzen, und untersagte auch dem Rest der Familie die Verwendung der Maschine. Es gibt nur eine Möglichkeit, sagte er, festzustellen, ob etwas wirklich sauber ist, nämlich, es mit eigenen Händen abzuwaschen. Irgendwie war die Logik nachvollziehbar. Als sich die Mädchen, kurz nachdem sein Vater eingezogen war, darüber beklagt hatten, hatte Brown ihnen nur erklärt, alten Leuten fiele es schwer, sich an Neues zu gewöhnen. Ein paar Tage lang hatte es deswegen dicke Luft gegeben. Schließlich hatte Tanny Brown seine Töchter zu einem Wochenendausflug in seinen Dienstwagen verfrachtet und war mit ihnen Richtung Norden fünfzig Meilen nach Bay Minette kurz hinter der Grenze nach Alabama aufgebrochen. Am anderen Ende der Kleinstadt, die mit ihren klotzigen Klinkerbauten wie ein Backofen in der Mittagshitze glühte, waren sie an einer langen Reihe Trauerweiden vorbei aufs Land hinaus zu einem alten Gehöft gefahren.

In einem kleinen Tal, in dem sich die Hitze so staute, dass man glaubte, keine Luft zu bekommen, hatte er auf einen Weiler mit ein paar verfallenen Hütten gedeutet und ihnen erklärt, hier sei ihr Grandpa geboren und groß geworden. In der Schule für Schwarze, an der sie auf dem Rückweg nach Pachoula haltmachten, hatte er Lesen und Schreiben gelernt, auf der Farm, ihrer nächsten Station, hart gearbeitet, bis er zum Verwalter aufstieg und schließlich das Gerberhandwerk erlernte. Sie besuchten das Haus, das ihr Großvater in »Blacktown« erworben und in dem ihre Großmutter ihre Nähstube aufgemacht hatte, die schon bald einen so guten Ruf genoss, dass sie auch weiße Kundschaft anzog, was vor ihr in der Gemeinde noch niemandem gelungen war. Zu guter Letzt hatten sie sich die kleine weiße Schindelkirche angesehen, in der Grandpa Diakon gewesen war und Grandma im Chor gesungen hatte. Seit diesem Wochenende hatte sich niemand mehr wegen des Geschirrspülers beschwert.

Ich habe das Ding inzwischen selbst vergessen, stellte Brown fest. Wir alle.

Im Flur, der zu den Zimmern der Mädchen führte, hingen jede Menge Familienfotos. Sein Blick fiel auf sein eigenes Konterfei im Fullback-Trikot, mit einem Football in der Hand. Der schimmernde, elastische Stoff war an den Schulterblättern verschlissen. Die rot-grauen Schuluniformen hat die Schule secondhand aus dem benachbarten weißen Bezirk bekommen. Das verstehen die Mädchen nicht, dachte er. Sie verstehen nicht, wie es sich anfühlt, wenn jede Uniform, die man trägt, jedes Buch, das man in der Bibliothek in die Hand bekommt, jede Bank, die man im Klassenzimmer drückt, vorher von der weißen Highschool ausrangiert worden ist. Er wusste noch genau, wie er zum ersten Mal seinen Helm aus zweiter Hand entgegennahm und einen dunklen Schweißrand an der Innenseite

entdeckte. Er hatte die Polsterung befühlt und die Finger an die Nase gehalten, um festzustellen, wonach sie rochen. Bei der Erinnerung schüttelte er den Kopf. Mit dem Krieg wurde für mich alles anders, dachte er. In dem Jahr trat der Civil Rights Act in Kraft. Ein Jahr später, 1965, das Wahlrechtsgesetz. Den ganzen Süden erfasste ein tiefgreifender Wandel. Nach seiner Rückkehr aus dem Militärdienst war er mit einem GI-Stipendium aufs College gegangen, und bei seiner Heimkehr nach Pachoula hatte er festgestellt, dass es die Schule für Schwarze nicht mehr gab. Stattdessen bauten sie gerade an einem riesigen, hässlichen Betonklotz, in den die Bezirks-Highschool einziehen sollte. Auf dem vertrauten alten Sportplatz spross das Unkraut. Er rief sich den Applaus ins Gedächtnis und räumte ein, dass es in seinem Leben zu wenig Siege gegeben hatte.

Vergiss das alles nicht, dachte er. Ihm kam das Schimpfwort in den Sinn, das erst vor wenigen Stunden dem Bruder des Toten herausgerutscht war. Manche Dinge ändern sich nicht.

Er klopfte an die Tür seiner ältesten Tochter. »He, Lisa, raus aus den Federn! Höchste Zeit.« Er drehte sich um und donnerte an die Tür seiner Jüngsten. »Samantha! Beweg dich! Dalli, dalli! Du kommst zu spät zur Schule.«

Als er von drinnen nur wohlige Grunzlaute hörte, schmunzelte er und vergaß für einen Moment Pachoula, das ermordete Mädchen und die beiden Männer, die im Todestrakt eingesessen hatten.

Die nächste halbe Stunde verbrachte Tanny Brown so wie unzählige Väter um diese Zeit in ihrem Vorstadteigenheim: Mit Zureden, Drängen, Mahnen und Fordern bekam er die Kinder, samt Schulaufgaben und Pausendosen, rechtzeitig für den Bus aus dem Haus. Sein Vater hatte sich noch einmal hingelegt, und so war er an diesem Morgen zum ersten Mal allein. Die Sonne flutete ins Zimmer, und er hatte das Gefühl, als sei der Zeitfluss ein wenig durcheinandergeraten. Er fühlte sich wie ein Tier, das auf der Suche nach dem Schutz der Nacht von einem Schatten zum anderen huscht.

Er ließ den Blick durchs Zimmer wandern, bis er bei einer leeren Blumenvase im Regal verweilte, einer hohen, eleganten Vase in Form einer Sanduhr, mit einer Blume unter der Glasur. Bei der Erinnerung, wie seine Frau das Souvenir im Urlaub in Mexiko gekauft und eigenhändig nach Hause getragen hatte, statt es Türstehern, Gepäckträgern oder Portiers anzuvertrauen, schmunzelte er. Kaum waren sie angekommen, hatte sie die Vase auf den Esstisch gestellt und von da an immer mit frischen Sträußen gefüllt. So war sie. Wenn sie etwas wirklich wollte, kannte sie kein Halten. Selbst wenn sie dafür eine alberne Vase mit eigenen Händen nach Hause schleppen musste.

Keine Blumensträuße mehr.

Er dachte daran, wie sie in der Notaufnahme um ihr Leben gerungen hatten, wie die Ärzte und Schwestern ihr bei seiner Ankunft immer noch Adrenalin- und Plasma-Infusionen gaben und versuchten, mit Herzmassage das letzte Fünkchen Leben wieder zu entfachen. Ein einziger Blick hatte ihm gesagt, dass ihre Mühe vergeblich war. Der sichere Instinkt stammte noch aus seiner Zeit im Krieg – er wusste, wann eine unsichtbare Schwelle überschritten war und keine Apparatedizin der Welt dem Tod ein Schnippchen schlagen konnte. Sie hatten verzweifelt gekämpft, alles gegeben, um sie zu retten. Gerade mal zwanzig Minuten davor war sie eine von ihnen gewesen und hatte in der Notaufnahme dasselbe für andere getan. Zwanzig Minuten, um nach einem letzten kleinen Scherz bei Dienstschluss in den Regenmantel zu schlüpfen, sich von den anderen zu verabschieden, zum Wagen zu laufen und loszufahren, bis ihr an der fünften Kreuzung ein Betrunkener mit seinem Pick-up ins Auto raste. Selbst nachdem sie schon tot war, als sie wussten, dass es keine Hoffnung mehr für sie gab, hatten sie weitergemacht.

So erschöpft er auch war, er fand keinen Schlaf und starrte an die Decke. Seit einiger Zeit, wurde ihm plötzlich bewusst, hatte die Frage, wann sie ihm nicht mehr fehlen würde, aufgehört, ihn zu quälen. Er hatte begriffen, dass er nie über ihren Tod hinwegkommen würde, und sich genügend mit seinem Schicksal ausgesöhnt, um die Tage irgendwie durchzustehen.

Er rappelte sich auf und ging ins Zimmer seiner jüngsten Tochter, wo er an die Kommode trat und einige der Mädchensachen beiseiteräumte, die sich darauf türmten – ein Kästchen voller Perlen, Ringe und Schleifen, ein Teddy mit einem Ohr, ein altes Ringbuch mit losen Hausaufgaben-Blättern, ein Sammelsurium von Kämmen, Bürsten und Spangen. Er brauchte nicht lange, bis er gefunden hatte, was er suchte: ein kleines Foto in einem Silberrahmen. Er hielt es hoch. Der Rahmen blitzte in der Sonne.

Es war ein Bild von zwei Mädchen, eins schwarz, eins weiß, eins mit dunklem, eins mit blondem Haar, die Arm in Arm, mit breitem Zahnsparngengrinsen, wild verschmiertem Make-up und in schrill bunter Verkleidung für die Kamera posierten.

Versonnen betrachtete er die beiden Gesichter auf dem Bild.

Freundinnen, dachte er. Wer dieses Foto sah, erkannte auf Anhieb, dass für sie nichts anderes zählte, dass die beiden sich einfach mochten, ihre Geheimnisse, ihre Gefühle, Tränen und Späße miteinander teilten. Das Foto hatte er zu Halloween gemacht, sie waren damals neun gewesen und hatten für seine Schnappschüsse albern und ausgelassen Fratzen geschnitten.

Als er im Geist das höhnische Gesicht von Blair Sullivan vor sich sah, konnte er die Wut kaum bändigen. Hoffentlich hat es weh getan, dachte er. Ich hoffe, es hat dir unter den größten Qualen die Seele aus dem Leib gerissen. Sullivans Gesicht verblasste, und er musste an Ferguson denken.

Du meinst, du bist frei. Du glaubst, du kommst damit durch. Vergiss es.

Er senkte den Blick und starrte auf das Foto. Besonders gefiel ihm, wie sich die beiden Mädchen, eng aneinandergeschmiegt, die Arme um die Schultern geschlungen hatten.

Ihre erste und beste Freundin.

Er blickte in Joanies Augen. Sie waren strahlend blau, von derselben Farbe wie der Himmel an dem Morgen, als sie seine Frau zu Grabe trugen. Er hatte ein Stück abseits von den übrigen Trauergästen gestanden und seine Töchter gehalten, während die monotonen Worte des Pastors, der von Glauben und Ergebenheit, von Liebe und Heimkehr sprach, an ihm vorbeirauschten, ohne dass er viel davon mitbekam. Er war wie gelähmt gewesen, außerstande, auch nur einen Schritt zu machen. Seine Kinder fest an sich gedrückt, nahm er nichts anderes wahr als das Beben ihrer Körper und ihr Schluchzen. Er wünschte sich damals, nichts als Wut zu empfinden, dabei wusste er genau, dass die Dinge nicht so einfach waren, dass ihn diese dumpfe Qual für den Rest seines Lebens begleiten würde – und obendrein die Angst, mit seiner Frau auch seine Töchter zu verlieren, weil sie, ohne die Schwerkraft ihrer Mutter, auseinanderdriften könnten. Es hatte ihm die Sprache verschlagen, er hatte nicht gewusst, was er den Mädchen sagen sollte, wie er sie, besonders Samantha, die seit dem Unfall nur noch weinte, trösten konnte.

Die anderen Trauergäste waren auf Abstand geblieben, doch Joanie Shriver hatte sich von der Hand ihres Vaters losgerissen, war mit dem Ernst einer Erwachsenen an all den Leuten vorbeigegangen und vor ihm stehen geblieben. »Mach dir keine Sorgen um Samantha. Sie ist meine Freundin, ich kümmere mich um sie.« Dabei hatte sie seine Tochter an die Hand genommen und nicht mehr losgelassen.

Und sie hatte Wort gehalten. Jedes Mal, wenn Samantha jemanden brauchte, war sie da gewesen. Am Wochenende. An einsamen Feiertagen. Nach der Schule. Sie hatte ihnen dabei geholfen, in ihr Leben wieder Routine und Stabilität einkehren zu lassen. Neun Jahre alt und um vieles klüger als irgendein Erwachsener.

Sie war, dachte er, mehr als nur Samanthas Freundin. Sie war auch meine Freundin. Sie hat uns wieder auf die Beine geholfen.

Er fühlte eine Woge von Selbsthass. *Und trotz aller Autorität und Macht als Polizist konnte ich sie nicht beschützen.*

Im Krieg riefen sie nur *Sanitäter!*, und er kam gerannt. Habe ich auch nur einen von ihnen gerettet?

Er erinnerte sich an einen weißen Jungen, der erst seit einer Woche zu ihrem Zug gehörte, einen Cowboy aus Wyoming, der eine Salve in die Brust abbekommen hatte. Es pfiff aus einer klaffenden Wunde, die all seinen Versuchen, den Jungen zu retten, Hohn spottete. Unter dem Nebelschleier der Schmerzen und der Angst hatte der todgeweihte Soldat Tanny Brown mit seinem Blick durchbohrt, als hoffte er, ihm vom Gesicht ablesen zu können, ob er leben oder sterben würde. Noch während des letzten röchelnden Atemzugs hatte er ihn angestarrt. Genau so wie George und Betty Shriver, als er mit der entsetzlichen Nachricht an ihrer Haustür stand.

Brown schüttelte den Kopf. Wie lange kenne ich George Shriver schon? Seit ich mir im Laden seines Vaters etwas dazuverdient habe und er sich einen Wischmopp schnappte und neben mir schrubbte.

Ihm zitterte die Hand. Ich habe zu viele zu Grabe getragen. Er warf einen letzten Blick auf das Foto und stellte es auf die Kommode zurück. Es ist noch nicht vorbei, dachte er trotzig. Ich verdanke dir zu viel.

Er verließ das Zimmer seiner Tochter und ging ins Schlafzimmer hinüber. Die Erschöpfung war wie weggeblasen. Empörung und Schuldgefühle verscheuchten jeden Gedanken an Schlaf; er packte eine Garnitur Wäsche und Kleider in eine Reisetasche und dachte nur noch an den nächsten Flieger nach Miami.

Er hatte keinen Plan.

Matthew Cowart sah dem Tag nach der Exekution Blair Sullivans mit dem Enthusiasmus eines Mannes entgegen, dem man eröffnet hatte, er sei als Nächster dran. Er brauste mit seinem Leihwagen durch die Nacht und legte in den wenigen Stunden mehr als die Hälfte des Bundesstaates zurück. Südlich von Saint Augustine stieß er auf die Interstate 95, fuhr über dreihundert Meilen in wechselndem Tempo, zuweilen mit neunzig Meilen pro Stunde, und wunderte sich, dass ihn die Verkehrspolizei unbehelligt ließ, obwohl ihn in entgegengesetzter Richtung drei Streifenwagen passierten. Getrieben von Zorn und Scham über seine verzwickte Lage, mit all den Widersprüchen, in die er sich verwickelt hatte, raste er durch die Dunkelheit. Als im Osten die ersten Sonnenstrahlen am Horizont erschienen, ohne Licht in seine verworrenen Gedanken zu bringen, kam er an Palm Beach vorbei. Lange nach Tagesanbruch gab er den Wagen endlich bei der Hertz-Filiale am Internationalen Flughafen ab; der mürrische Angestellte konnte nicht verstehen, warum Cowart den Wagen nicht zum Ort der Anmietung in Nordflorida zurückbrachte. Ein kubanischer Taxifahrer, der über Politik und Baseball plapperte, ohne zwischen beidem einen Unterschied zu machen, kämpfte sich mit ihm durch den morgendlichen Rushhour-Verkehr bis zu Cowarts Wohnung durch, wo er ihn in der flirrenden Hitze seinem Schicksal überließ.

Rastlos lief der Journalist in seinen vier Wänden hin und her und fragte sich, was zu tun war. Er sagte sich, dass er auf dem schnellsten Wege in die Redaktion fahren sollte, doch im Moment fehlte ihm dazu die nötige Energie. Die Zeitung erschien ihm nicht länger als Zufluchtsort, sondern eher als ein Minenfeld. Er starrte auf seine Hände, zählte die Falten und Adern und dachte an die Ironie, dass er sich noch vor wenigen Stunden nichts sehnlicher gewünscht hatte, als allein zu sein, und jetzt, wo er es war, nicht weiterwusste.

Er kramte in seinem Gedächtnis, wie andere in einer ähnlichen Zwickmühle gehandelt hatten, als wären die eigenen Fehler weniger schlimm, wenn sie auch anderen unterliefen. Ihm fielen William F. Buckleys Bemühungen in den frühen sechziger Jahren ein, Edgar Smith aus dem Todestrakt in New Jersey zu holen, und Norman Mailers Einsatz für Jack Abbott. Er sah den Kolumnisten vor sich, wie er vor einer Reihe von Mikrofonen stand und wütend einräumte, dass ihn der Mörder hereingelegt hatte. Er stellte sich vor, wie es dem Schriftsteller im erbarmungslosen Blitzlicht Hagel ergangen sein musste, als er es ablehnte, über seinen mörderischen Schützling zu sprechen.

Ich bin nicht der erste Reporter, dem ein solcher Irrtum unterläuft, dachte er. Kein Journalist ist gegen ein sorgfältig eingefädeltes Täuschungsmanöver gefeit.

Doch ihm war nur noch elender zumute.

Er richtete sich im Sessel auf und sagte, als säße ihm jemand gegenüber: »Was hätte ich denn machen sollen?«

Er stand auf und lief erneut im Zimmer auf und ab. »Es gab Beweise, verflucht noch mal. Es war logisch. Es war absolut logisch. Verdammt. Verdammt.«

In einer Aufwallung von ohnmächtiger Wut packte er den nächstbesten Zeitungsstapel und fegte ihn zu Boden. Bevor er dort auftraf, packte Cowart schon einen Tisch und schmetterte ihn gegen das Sofa. Das Krachen der Möbelstücke klang berauschend. Er fing an, Obszönitäten zu murmeln, wurde immer hektischer und richtete seine Zerstörungswut gegen das Zimmer. Teller landeten klirrend auf dem Boden, dicht gefolgt von sämtlichen Büchern aus einem Regalfach. Er stieß Stühle um, schlug gegen die Wände und warf sich schließlich neben dem Sofa auf den Boden.

»Woher in Gottes Namen hätte ich das denn wissen sollen?«, brüllte er. Zur Antwort schlug ihm

eisiges Schweigen entgegen. Ihn überkam eine andere Art von Erschöpfung. Er lehnte den Kopf zurück und starrte an die Decke. Im nächsten Moment lachte er los. »Junge, Junge, Junge«, sagte er und öffte einen schwermütigen Hollywood-Südstaaten-Singsang nach, »du hast es grandios versaut. Aber so richtig, im ganz großen Stil vermässelt und versaut.« Er zog die Worte wie Kaugummi in die Länge und starrte auf das Chaos, das er angerichtet hatte.

Dann saß er senkrecht. »Also gut, wie geht's jetzt weiter?«

Schweigen. »Hätte ich nicht besser formulieren können«, sagte er und musste wieder lachen. »Wenn wir das nur wüssten, stimmt's?«

Er stand auf, bahnte sich einen Weg zu seinem Schreibtisch und zog die oberste Schublade auf. Er stöberte in einem Stoß Zeitungen, bis er die Sonntagsausgabe mit seinem ersten Artikel fand. Sie war ein Jahr alt und schon ein wenig vergilbt. Der Druck fühlte sich unter den Fingern spröde an. Die Schlagzeile sprang ihm entgegen, und er fing an, den Artikel zu lesen.

»Fragen zum Mädchenmord in Pachoula«, fasste er den Inhalt des ersten Abschnitts zusammen. »Nein, wer hätte das gedacht.«

Er las, so weit er konnte – die Einleitung unter der Schlagzeile, die Fortsetzung auf der Folgeseite und schließlich den Hauptteil auf der Doppelseite. Das Foto von Joanie Shriver wagte er nicht anzusehen, umso wütender starrte er auf die Fotos von Sullivan und Ferguson.

Er war drauf und dran, die Zeitung frustriert zusammenzuknüllen und in den Papierkorb zu werfen, als er zusammenzuckte und noch einmal hinsah. Er las von vorne und machte sich daran, einzelne Wörter und Passagen mit einem gelben Marker hervorzuheben. Alles, was er bisher gelesen hatte, stimmte. Er konnte nichts entdecken, was der Wahrheit widersprach. Keine Ungenauigkeiten.

Außer natürlich alles zusammen.

Noch einmal ging er seinen Text durch. Die »Fragen«, die der Fall aufwarf, waren ausnahmslos richtig gestellt. Robert Earl Fergusons Verurteilung beruhte auf äußerst dürftigen Beweisen, zustande gekommen in einer Atmosphäre der Voreingenommenheit. Hatte man Ferguson das Geständnis herausgeprügelt? Seine Artikel gaben nur wieder, was der Häftling vorgetragen und die Polizisten geleugnet hatten. Tanny Brown hatte zum Beispiel nicht erklären können, wieso sie Ferguson vor dem »Geständnis« so lange in Haft gehalten hatten. Dies musste herausgestellt werden. Die Geschworenen hatten sich bei der Verurteilung von ihren übermächtigen Gefühlen leiten lassen. Ein brutal ermordetes weißes Mädchen und ein wütender schwarzer Angeklagter mit einem inkompetenten alten Anwalt als Rechtsbeistand. Die perfekten Voraussetzungen für Vorverurteilungen. Dann das – mit rechtswidrigen Mitteln – zustande gekommene Geständnis, das ihn in den Todestrakt brachte. Dies alles stand außer Zweifel, die Ungerechtigkeit, der sich Ferguson in den Tagen nach dem Auffinden von Joanie Shriers Leiche ausgesetzt sah, wurde hier aufgedeckt.

Nur *ein* klitzekleines Detail ließ sein Artikel unerwähnt. Dass Ferguson das Mädchen ermordet hatte.

Zumindest, wenn er den Worten eines Serienmörders Glauben schenkte.

Ihm schwirrte der Kopf.

Cowart überflog seine Reportage weiter. Blair Sullivan war zur Zeit des Mordes in Escambia County gewesen. Dies war hinreichend belegt. Ebenso unstrittig war es, dass Sullivan einen Mord nach dem anderen beging – hätte die Polizei über den eigenen Tellerrand hinausgeschaut, hätte er als Verdächtiger ins Auge springen müssen.

Die einzige eindeutige Lüge, die Cowart entdecken konnte – falls es sich tatsächlich um eine Lüge handelte –, stellte Fergusons Behauptung dar, Sullivan habe das Verbrechen gestanden. Doch das waren Fergusons Worte, von Cowart gewissenhaft und eindeutig als Zitat gekennzeichnet.

Und doch war alles eine Lüge, das abgekartete Spiel von zwei Männern, die alles taten, um die Wahrheit vollkommen zu verschleiern.

Das ist die Hölle, dachte Cowart. Wie er es auch drehen und wenden mochte, kam er nicht an der Tatsache vorbei, dass aus den richtigen Gründen das Falsche geschehen war.

Das Telefon klingelte. Das erste und das zweite Mal ignorierte er es. Beim dritten Mal rappelte er sich auf und griff unwillig zum Hörer.

»Ja?«

»Na endlich. Matt?«

Es war Will Martin von der Redaktion.

»Will?«

»Mann, Matt, wo hast du nur gesteckt? Hier flippen alle bald aus auf der Suche nach dir.«

»Ich bin mit dem Auto nach Hause gefahren. Gerade erst zur Tür reingekommen.«

»Von Starke? Das sind acht Stunden.«

»Keine sechs, ehrlich gesagt. Ich hab Gas gegeben.«

»Also, dann kann ich nur hoffen, dass du genauso schnell schreibst, wie du fährst. Die Lokalredaktion schreit nach deinem Manuskript, die Deadline für die Morgenausgabe ist in ein paar Stunden. Beweg deinen Hintern, Junge, aber mit Vollgas.« Der Redakteur klang aufgekratzt.

»Klar, schon unterwegs ...« Seine eigene Stimme klang ihm fremd, als wäre jemand anders am Telefon. »Ach, Will, was melden die Agenturen?«

»Wilde Gerüchte. Sie schreiben immer neue Artikel über deine kleine Pressekonferenz. Was war da oben eigentlich los, Junge? Sie reden von nichts anderem, dabei hat keiner einen blassen Schimmer. Du solltest mal deine Telefonmitteilungen sehen. Die großen Sender, die *Times* und die *Post*, die Nachrichtenmagazine, um nur ein paar zu nennen. Sämtliche Reporter vor Ort belagern die Eingangstür, wir müssen uns also was einfallen lassen, wie wir dich ohne viel Aufsehens hier reinschleusen können. Dann wären da noch ein halbes Dutzend Anrufe von Cops. Die interessieren sich für alte Mordfälle, die auf Sullivans Route liegen. Alle wollen wissen, was der Killer dir erzählt hat, bevor sie ihn gegrillt haben, also lass sie nicht schmoren, wenn der Kalauer gestattet ist.«

»Sullivan hat einen Haufen Verbrechen gestanden.«

»Das ist mir nicht neu, das haben die Nachrichtenagenturen schon verbreitet. Das hast du allen da oben erzählt. Aber wir brauchen hier und jetzt die Insider-Story, mein Freund. Hieb- und stichfest. Namen, Daten, Details. Und zwar pronto. Hast du alles auf Band? Das muss sofort zu einer Schreibkraft, was sag ich, wenn nötig, zu einem halben Dutzend Stenotypisten. Komm schon, Matty, ich weiß, du musst erschöpft sein, Kumpel, aber du musst dich zusammenreißen. Hau dir ein paar Wachmacherpillen rein, literweise Kaffee. Hauptsache, du stehst hier gleich auf der Matte. Mach dich auf die Socken, Matt, hier ist es jetzt schon wie im Irrenhaus. Schlafen kannst du später. Schlaf wird sowieso überschätzt. Eine richtig gute Story ist hundertmal besser. Glaub mir.«

»Okay«, sagte Cowart hilflos. Jeder Gedanke daran, zu erklären, was passiert war, ging in der Woge der Begeisterung, die Cowart am Telefon entgegenströmte, unter. Wenn Will – ein bedächtiger Mann, der alles, was über seinen Redaktionstisch ging, sorgsam überprüfte – derart aus dem Häuschen war, dann konnte Cowart sich denken, was bei den anderen Kollegen los war. Eine große Story, ein Knüller hat ausnahmslos dieselbe elektrisierende Wirkung auf die Mitarbeiter einer Zeitung. Sie steckt alle an, schlägt sie in Bann, gibt ihnen das Gefühl, an den Ereignissen teilzuhaben. Er holte einmal tief Luft. »Dann fahr ich mal los«, sagte er ruhig. »Aber wie komme ich an den Kamera-Crews vorbei?«

»Nichts leichter als das. Du weißt, wo das Hotel Marriott praktisch hinter der Omni Mall verschwindet? An dieser kleinen Nebenstraße an der Bucht?«

»Klar.«

»Also, genau an dieser Ecke holt dich ein Lieferwagen ab, in zwanzig Minuten. Steig ein und komm zum Lieferanteneingang rein.«

»Nacht und Nebel, was?« Cowart musste unwillkürlich grinsen.

»Wir leben in gefährlichen Zeiten, mein Freund, da muss man sich was einfallen lassen. Was Besseres ist uns auf die Schnelle nicht eingefallen. Die CIA oder der KGB hätten vermutlich eine elegantere Lösung gefunden, aber so schwer sollte es ja wohl nicht sein, eine Meute Fernsehreporter auszutricksen, nicht wahr?«

»Ich zieh dann mal los.« Doch im selben Moment dachte er an die Kassetten in seiner Aktentasche, jene mit dem Geständnis und der Wahrheit über den Mord an Joanie Shriver. Niemand durfte diese Worte hören. Jedenfalls nicht, bis einigermaßen Ruhe eingetreten war und er wusste, was er machen sollte. Deshalb fügte er hastig hinzu: »Das heißt, ich muss zuerst unter die Dusche. Der Transporter soll in, sagen wir, einer Dreiviertelstunde bereitstehen. Oder in einer Stunde.«

»Kommt nicht in Frage. Du brauchst nicht frisch gewaschen zu sein, um zu schreiben.«

»Ich muss meine Gedanken ordnen.«

»Soll ich der Lokalredaktion vielleicht erklären, du müsstest *denken*?«

»Nein, nein, sag ihnen einfach, ich wär unterwegs, ich muss nur noch meine Notizen ordnen. Eine halbe Stunde, Will. Versprochen.«

»Keine Minute länger. Mach dich auf die Socken, Mann, wir haben keine Sekunde zu verlieren.« Will Martin unterstrich seine Botschaft, indem er bei jeder Silbe mit der flachen Hand auf seinen Schreibtisch schlug.

»Halbe Stunde, keine Minute länger.«

»Einverstanden. Ich sag's dem Lokalredakteur. Ich sag dir, der kriegt einen Herzinfarkt, dabei ist es gerade mal zehn Uhr. Der Transporter steht dann für dich bereit. Beeil dich. Sieh zu, dass der Mann den Tag überlebt, okay?« Martin lachte und legte auf.

Cowart schwirrte der Kopf. Er wusste, dass es eng für ihn wurde, dass die Detectives jeden Moment in seinem Büro auftauchen mussten. Es ging alles zu schnell, um den Lauf der Dinge noch ändern zu können. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich in die Höhle des Löwen zu begeben und etwas zu schreiben. Er konnte sich den Erwartungen, die sich an ihn richteten, nicht entziehen.

Doch statt sich sein Jackett zu schnappen, nahm er seine Aktentasche und zog die Aufnahmekassetten heraus. Da er sie numeriert hatte, fand er auf Anhieb die letzte aus dem Interview. Einen Moment lang hielt er die Kassette in der Hand und überlegte, ob er sie vernichten sollte, doch stattdessen ging er damit zu seiner Stereoanlage und schob sie in das Tapedeck. Er spulte die Kassette bis zum Ende, dann wieder ein Stück zurück und drückte auf die Abspieltaste.

Blair Sullivans rauhe Stimme drang aus den Lautsprechern, und seine sarkastische Botschaft dröhnte durch die kleine Wohnung. Cowart wartete, bis er die Worte »Und jetzt erzähle ich Ihnen die Wahrheit über die kleine Joanie Shriver« hörte.

Er hielt das Band an und spulte es bis zu der Stelle zurück, an der Blair Sullivan sagte: »Das sind alle neununddreißig. Irre Story, was?«, und er antwortete: »Mr. Sullivan, uns bleibt nicht mehr viel Zeit.« Daraufhin hatte der Mörder gebrüllt: »Haben Sie nicht zugehört, Junge?«, bis es mit »Und jetzt ist es Zeit für eine letzte Geschichte ...« weiterging.

Noch einmal spulte er zu »Irre Story, was?« zurück.

Dann trat er an seine Kassettensammlung und fand ein Tape, das er vor ein paar Jahren aufgenommen hatte, Miles Davis' *Sketches of Spain*. Es war eine alte Kassette, die er schon oft abgespielt hatte, mit einem verblassten Etikett. Er wusste, dass darauf am Ende der Aufnahme noch ein ganzes Stück leeres Band war, und so schob er die Kassette ins Gerät und fand das Ende der Musikaufzeichnung. Dann holte er die Kassette heraus, steckte sie in sein Aufnahmegerät, legte das Gerät direkt vor seine Stereo-Lautsprecher, drückte die Abspieltaste für das Sullivan-Interview und die Aufnahmetaste für das Band mit Miles Davis.

Cowart versuchte, sich die Worte des Mörders nicht zu nahegehen zu lassen.

Als das Band zu Ende war, schaltete er beide Geräte aus. Zuletzt spielte er zur Probe den Sullivan-

Abschnitt am Ende des Davis-Bands ab. Die Stimme hatte etwas an Klarheit eingebüßt, war aber immer noch laut und deutlich zu verstehen. Er nahm die Kassette und sortierte sie an der gewohnten Stelle im Regal ein.

Einen Moment lang starrte er auf das originale Sullivan-Band. Dann spulte er es bis zum Anfang der Stelle zurück, die er auf das Davis-Band überspielt hatte, drückte die Aufnahmetaste und ersetzte Sullivans Worte durch atemloses Schweigen.

Das Ergebnis war natürlich ein abruptes Ende, doch mehr konnte er nicht tun. Er wusste auch nicht, ob das Band einer professionellen Untersuchung durch ein Kriminallabor standhalten würde. Im Moment verschaffte es ihm ein wenig Zeit, mehr konnte er nicht verlangen.

Cowart blickte kurz von seinem Bildschirm auf und sah die beiden Detectives durch das Großraumbüro in seine Richtung kommen. Sie bahnten sich ihren Weg zwischen den Schreibtischen hindurch, ohne einen Blick auf die vielen Reporter zu verschwenden, deren Köpfe herumfuhren, so dass aller Augen auf seine Kabine gerichtet waren, als die beiden Gesetzeshüter an seinem Tisch eintrafen.

»Also, Mr. Cowart«, sagte Andrea Shaeffer kurz und bündig, »jetzt sind wir dran.«

Die Worte auf dem Monitor vor ihm schienen zu flimmern. »Bin gleich fertig«, erwiderte er, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden.

»Sie sind jetzt fertig«, warf Michael Weiss ein.

Cowart ignorierte die Detectives. Binnen Sekunden war der Lokalredakteur zur Stelle und pflanzte sich zwischen dem Polizisten und Cowart auf.

»Wir wollen hier und jetzt eine Einvernahme, in vollem Umfang. Das versuchen wir nun schon seit Tagen, und wir sind es leid, dem Mann hinterherzulaufen«, erklärte Shaeffer.

Der Lokalredakteur nickte. »Sobald er fertig ist.«

»Das haben wir schon mal gehört, nachdem er die Leichen gefunden hatte. Dann musste er mit Sullivan reden. Dann sollten wir ihn nach der Unterredung mit Sullivan erst mal in Ruhe lassen. Jetzt muss er erst mal alles niederschreiben. Verdammt, was sollen wir mit einer Zeugenaussage? Abonnieren wir doch einfach Ihr Blatt.«

»Er steht Ihnen jeden Moment zur Verfügung«, beschwichtigte der Lokalredakteur, während er versuchte, die beiden Ermittler von seinem Schreibtisch wegzumanövrieren.

»Jetzt«, wiederholte sie unbeeindruckt.

»Sobald er fertig ist«, wiederholte der Redakteur.

»Wollen Sie, dass ich Sie wegen Behinderung unserer Ermittlungsarbeit verhafte?«, fragte Weiss. »Ich hab's wirklich dicke, darauf zu warten, dass ihr Jungs hier erst mal eure Arbeit erledigt, bevor wir mit unserer loslegen können.«

»Das Risiko gehe ich ein«, entgegnete der Redakteur. »Wir machen einen netten Schnappschuss, wie Sie beide mir die Handschellen anlegen, und bringen es morgen auf der Titelseite. Der Sheriff in Monroe County wird begeistert sein.« Wütend streckte er die Hände vor sich aus.

»Hören Sie.« Shaeffer versuchte, zu einem sachlichen Ton zurückzufinden. »Er verfügt über Informationen, die für die Ermittlungen in einem Mordfall wichtig sind. Finden Sie es wirklich unangemessen, wenn wir ein wenig Kooperationsbereitschaft von ihm erwarten?«

»Nein, finde ich nicht«, antwortete der Redakteur und funkelte sie dabei an. »Aber er hat auch einen Abgabetermin für die Morgenausgabe, und da tickt die Uhr. Es gibt Prioritäten.«

»Wie wahr«, konterte Weiss mit zusammengebißenen Zähnen. »Prioritäten. Wir haben nur ein Problem mit dem, was für Sie Priorität hat. Zum Beispiel, eine Zeitung zu verkaufen, statt einen Mordfall aufzuklären.«

»Matt, wie lange brauchst du noch?«, fragte der Redakteur über die Schulter.

»Ein paar Minuten«, erwiderte Cowart.

»Wo sind die Kassetten?«, fragte Shaeffer.

»Werden gerade transkribiert. Sind fast fertig.« Dem Mann schien eine Idee zu kommen. »Warten Sie, wie wär's, wenn Sie sich durchlesen würden, was Sullivan unserem Reporter erzählt hat, während er seinen Artikel fertig schreibt?«

Die Detectives nickten. Während der Redakteur sie von Cowarts Schreibtisch weg geleitete, warf er ihm einen einzigen Blick zu mit der unmissverständlichen Botschaft: Mach schon!, dann verschwand er mit den hartnäckigen Polizisten in einem Besprechungsraum, in dem drei Stenotypistinnen mit Kopfhörern emsig an den Bändern arbeiteten.

Cowart atmete tief durch. Er hatte gerade seine Beschreibung der Hinrichtung abgeschlossen, sich anschließend durch den größeren Teil von Sullivans Geständnis durchgeackert und dabei jedes Verbrechen aufgezählt, dessen Sullivan sich schuldig bekannt hatte.

Fehlten nur noch die Toten, die Weiss und Shaeffer interessierten. Cowart wusste nicht weiter. Das war ein zentraler Gegenstand seiner Reportage, der Doppelmord würde bereits in der Einleitung eine wichtige Rolle spielen. Zugleich aber barg dieser Aspekt für ihn die größte Gefahr. Er konnte weder der Polizei gestehen noch in der Zeitung schreiben, dass Ferguson in das Verbrechen verstrickt war, ohne die Frage aufzuwerfen, wieso. Und die einzige Antwort darauf, wie es überhaupt zu diesem Doppelmord hatte kommen können, führte zum Mord an Joanie Shriver zurück und, wenn er Sullivan glaubte, zu dem Deal zwischen den beiden Männern im Todestrakt.

Matthew Cowart saß wie gelähmt an seinem Computer. Wenn er sich, seinen Ruf und seine Karriere schützen wollte, musste er Fergusons Rolle vertuschen.

Einen Mörder decken?, dachte er.

Sullivans Stimme hallte ihm durch den Schädel. »*Habe ich Sie getötet?*«

Einen kurzen Moment lang überlegte er, wie es wäre, wenn er einfach die Wahrheit sagte, doch im selben Moment drängte sich ihm die Frage auf, was die Wahrheit war. Alles stand und fiel mit den Worten des Hingerichteten. Ein Mann, der gerne log. Bis zu seinem Tod.

Als er aufsaß, bemerkte er, dass der Lokalredakteur ihn beobachtete. Der Mann breitete die Arme aus und wedelte mit beiden Händen. Komm zum Schluss, wollte er ihm mit der Geste sagen. Cowart wandte sich wieder dem Artikel zu, an dem er schrieb und der, wie er wusste, unverändert in die Zeitung kommen würde.

Als er unschlüssig auf den Bildschirm starrte, hörte er hinter sich eine Stimme.

»Das kauf ich ihm nicht ab.«

Es war Edna McGee. Das blonde Haar flatterte ihr ums Gesicht, als sie energisch den Kopf schüttelte. Sie starrte auf ein paar Seiten getippten Text. Sullivans Geständnis.

»Was?« Cowart wirbelte zu seiner guten alten Freundin herum.

Sie runzelte die Stirn und verzog das Gesicht, während sie die Worte des Delinquenten verschlang. »Hör mal, Matt, ich glaube, wir haben hier ein Problem.«

»Was denn?«, fragte er noch einmal.

»Na ja, ich werf nur gerade einen Blick drauf, und, sicher, was er zu einigen dieser Verbrechen sagt, klingt ehrlich. Kann gar nicht anders sein, ich meine, mit diesen Einzelheiten und so. Aber, hier, in diesem Absatz, da behauptet der Kerl, er hätte vor ein paar Jahren diesen Jungen umgebracht, den Verkäufer in dem Mini-Markt beim Souvenirstand für Indianerzeug am Tamiami Trail. Behauptet, er wär wegen einer Cola oder so reingegangen, hätte dem Jungen in den Rücken geschossen und die Kasse ausgeräumt, bevor er nach Miami weitergezogen ist. Na ja, ich kann mich an dieses Verbrechen erinnern, verflucht noch mal. Ich hab darüber berichtet. Weißt du noch? Ich hab eine Reportage über all die Geschäfte geschrieben, die rings ums Miccosukee-Reservat wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, und in diesem Zusammenhang hab ich dann auch ein bisschen über die Verbrechen

recherchiert, denen die Leute da draußen in den Everglades ausgeliefert sind, erinnerst du dich?»

Er hielt sich am Schreibtisch fest.

»Matt, alles in Ordnung?»

»Ich erinnere mich an deine Reportage«, antwortete Cowart langsam.

Edna sah ihn eindringlich an. »Also, bei den meisten ging es um Raubüberfälle, zum Beispiel auf dem Weg zu den Bingo-Spielen, und um die Bürgerwehr, die die Indianer wegen all der Bargeschäfte zusätzlich organisiert hatten.«

»Kann mich dunkel erinnern.«

»Na ja, ich hab mich auch mit dieser Schießerei beschäftigt. Ich meine, es ist mehr oder weniger so passiert, wie Sullivan es beschreibt. Und es klingt auch so, als hätte er diesen Laden schon mal von innen gesehen. Und es stimmt auch, dass der Junge von hinten erschossen wurde. Das stand überall in der Zeitung ...« Sie wedelte mit dem Stoß beschriebener Seiten in der Luft. »Ich meine, oberflächlich betrachtet hat er es alles richtig wiedergegeben. Nur dass er es nicht gewesen ist. Auf gar keinen Fall. Sie haben dafür drei Teenager aus South Dade verhaftet. Die Forensik konnte nachweisen, dass das Projektil im Rücken des Jungen aus einer ihrer Waffen stammte. Es gibt ein Geständnis von einem der drei und eine Aussage gegen den Schützen vom Fahrer des Fluchtfahrzeugs. Zwei der Burschen sitzen wegen vorsätzlichen Mordes eine Haftstrafe von fünfundzwanzig Jahren ab. Der dritte konnte einen Deal aushandeln. Aber es steht absolut fest, wer den Mord begangen hat.«

»Sullivan ...«

»Was weiß ich, keine Ahnung. Er war zur fraglichen Zeit in Südflorida. Daran besteht kein Zweifel. Ich meine, ich müsste mir die Daten und so noch mal genau ansehen. Wahrscheinlich ist er, als es passiert ist, fast dran vorbeigefahren. Der Fall machte Schlagzeilen. Der ermordete Junge war der Neffe eines der Stammesältesten, das kam ausführlich in den Lokalblättern, auch im Fernsehen, weißt du nicht mehr?»

Er entsann sich vage und fragte sich, wieso er nicht darauf gekommen war, als Sullivan ihm die Geschichte erzählt hatte. Er nickte.

Edna schüttelte den Stoß Papiere in ihrer Hand. »Was soll's, Matt, wahrscheinlich hat er die Wahrheit gesagt, zumindest bei den meisten von diesen Verbrechen. Aber bei allen? Wer weiß? Eins stimmt jedenfalls nicht, so viel steht fest. Wie viele noch?»

Cowart wurde flau. Die Worte »wahrscheinlich hat er die Wahrheit gesagt« trafen ihn wie ein Schlag in den Magen. Was muss ich daraus schließen, falls er einmal gelogen hat? Gibt es einen zweiten Fall? Ein Dutzend andere Fälle? Wen hat der Kerl nun ermordet? Und wen nicht? Wo hat er die Wahrheit gesagt und wo nicht?

Vielleicht war ja alles gelogen, und Ferguson hat doch die Wahrheit gesagt? Sein Bild von Ferguson verwandelte sich von einer Sekunde auf die andere wieder vom krankhaften, mörderischen Monster in den zu Unrecht verurteilten, wütenden Mann zurück. Sullivans Lügen, Halbwahrheiten und Fehlinformationen bildeten einen heillosen Wirrwarr.

Unschuldig?, dachte Cowart.

Er starrte auf den Bildschirm, während er sich an Sullivans Worte erinnerte.

Schuldig?

Er war's.

Er war es nicht.

Edna wedelte erneut mit der Abschrift. »Da sind noch ein paar, die möglicherweise nicht stimmen, aber das ist nur eine Vermutung. Fragt sich allerdings, wieso, hä? Wozu gesteht er Morde, die er nicht begangen hat?»

Sie schwieg einen Moment und beantwortete die Frage selbst. »Weil er bis zuletzt ein kranker Irrer war. Und einen Serienmörder scheint es mächtig anzutörnen, der brutalste oder schlimmste von allen

zu sein. Kannst du dich noch an diesen Henley in Texas erinnern? Hat zusammen mit diesem anderen Knaben achtundzwanzig Menschen um die Ecke gebracht. Und dann sitzt er endlich im Knast und muss erfahren, dass John Gacy aus Chicago dreiunddreißig auf dem Kerbholz hat. Prompt ruft Henley bei der Kripo in Houston an und sagt: ›Ich halte doch den Rekord ...‹ Ich meine, wie krank kann man sein?«

»Kann man wohl sagen«, erwiderte Cowart, während ihm die Zweifel an den Eingeweiden nagten.

Edna beugte sich über seine Schulter, um einen Blick auf seinen Artikel zu werfen. »Mindestens neununddreißig Verbrechen. Na ja, sagt er. Besser, du relativierst das.«

»Mach ich.«

»Gut. Hat er dir zu dem Doppelmord in den Keys irgendwas gesagt?«

»Nein«, antwortete Cowart prompt. »Nur, dass er ihn angestiftet hätte.«

»Also, irgendwas muss er dir doch dazu verraten haben ...«

»Er hat was von Flurfunk erzählt«, beeilte sich Cowart zu sagen, »der bis in den Todestrakt reicht. Meinte, alles ließe sich deichseln, sei nur eine Frage des Preises. Hat aber nicht gesagt, was er bezahlt hat.«

»Also, ich überlege gerade. Ich meine, du musst natürlich schreiben, was er gesagt hat. Aber rauszufinden, was dahintersteckt ... also, viel Spaß.«

Sie blickte auf und sah zu den beiden Polizisten hinüber, die sich in das transkribierte Geständnis vertieft hatten. »Meinst du, die haben irgendwelche handfesten Beweise? Schätze mal, die hoffen einfach, dass du ihnen die Lösung des Falls auf dem Silbertablett servierst.« Der zynische Unterton war nicht zu überhören.

Er sah zu ihr auf. »Edna«, fing er an.

»Du könntest Hilfe brauchen, um diesen Ungereimtheiten auf den Grund zu gehen, stimmt's?« Edna klang hellauf begeistert. Sie schlug mit der flachen Hand auf den Stoß Papiere. »Um rauszukriegen, welcher davon ein klares Ja, ein Vielleicht oder ein Unmöglich ist?«

»Ja, bitte. Würdest du das übernehmen?«

»Mit Vergnügen. Wird ein paar Tage dauern, aber ich mach mich gleich dran. Ich sag der Chefetage Bescheid. Bist du sicher, dass es dir nichts ausmacht, die Story mit mir zu teilen?«

»Nein, kein bisschen.«

Edna deutete auf den Bildschirm. »Sei lieber vorsichtig mit Sullys Geständnis. Könnte sein, dass es noch mehr Probleme damit gibt. Grab dir keine Löcher, aus denen du nicht wieder rauskommst.«

Cowart wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

»Weißt du, eins muss man dem alten Sully ja lassen. Hat es keinem leicht machen wollen, und das ist ihm gelungen«, sagte sie und drehte sich um.

Er verfolgte Edna McGees Slalom durch das Großraumbüro, bis sie den Lokalredakteur erreichte und angeregt mit ihm sprach. Er sah, wie beide auf den Stapel mit den transkribierten Aussagen des Mörders starrten. Er sah, wie der Mann den Kopf schüttelte und eilig zu ihm herüberkam.

»Stimmt das?«, fragte ihn der Redakteur.

»Sagt sie jedenfalls. Kann ich nicht beurteilen.«

»Dann müssen wir jede klitzekleine Einzelheit in der Geschichte überprüfen.«

»Seh ich auch so.«

»Verflucht! Wie willst du dann den Artikel schreiben?«

»Als die letzten Worte des Mannes vor seinem Tod. Behauptungen ohne Beweise. Noch völlig ungewiss, wo die Wahrheit liegt. Fragen über Fragen. So in der Art.«

»Verlege dich vor allem auf die Schilderung und halte dich mit Schlussfolgerungen zurück. Wir brauchen mehr Zeit.«

»Edna hat ihre Hilfe angeboten.«

»Gut, gut. Sie wollte sich sofort an die Strippehängen. Was meinst du, wann du damit loslegen kannst?«

»Ich brauche erst ein bisschen Schlaf.«

»Geht klar. Und diese Detectives ...«

»Ich geh gleich zu ihnen.«

Cowart wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Schließlich pickte er sich ein Zitat von Sullivan aus den Aufzeichnungen in seinem Notizbuch heraus und setzte es ans Ende seines Artikels: »Irre Story, was?«

Er sendete seine Arbeit an die Lokalredaktion, die sie für die Titelseite bearbeiten und formatieren würde. Er konnte nicht mehr sagen, ob das, was er geschrieben hatte, auf die Wahrheit oder auf Lügen hinauslief. Ihm wurde bewusst, dass er zum ersten Mal in seiner Laufbahn als Journalist beides nicht mehr auseinanderhalten konnte, so sehr hatten sie sich in seinem Kopf vermengt.

Von Ratlosigkeit und Doppeldeutigkeiten verunsichert, machte er sich auf den Weg zu den Detectives.

Shaeffer und Weiss waren gereizt. »Wo ist es?«, herrschte die Frau ihn an, kaum dass er zur Tür hereingekommen war. Die drei Stenotypistinnen hefteten gerade an einem großen Tisch, an dem nachmittags Pressekonferenzen abgehalten wurden, die Seiten zusammen. Als sie aus dem Tonfall der Polizistin die kaum verhaltene Wut heraushörten, brachten sie ihre Arbeit hastig zu Ende, ließen einen Stapel Transkriptionskopien auf dem Konferenztisch und eilten aus dem Raum. Cowart antwortete nicht. Sein Blick wanderte zum großen Panoramafenster. Sonnenlicht wurde vom Wasser der Bucht reflektiert und durchflutete den Raum. Für einen Moment beobachtete er ein Kreuzfahrtschiff, das mit Volldampf durch den Governor's Cut ins offene Meer fuhr.

»Wo ist es?«, wiederholte Shaeffer ihre Frage. »Wo bleibt seine Erklärung zum Doppelmord an seinem Stiefvater und an seiner Mutter?«

Wütend hielt sie ihm eine getippte Transkription unter die Nase. »Da drin findet sich kein einziges Wort dazu«, schrie sie beinahe.

Auch Weiss hielt es nicht länger auf seinem Stuhl. Mit spitzem Zeigefinger kam er auf ihn zu. »Ich hab Ihre Hinhaltenmanöver satt, Cowart. Wir könnten Sie als wichtigen Zeugen verhaften und in eine Zelle sperren.«

»Klingt verlockend«, erwiderte der Journalist, da er keine Lust mehr hatte, auf die beiden Ermittler mit einem ähnlichen Maß an Empörung zu reagieren. »Ich könnte ein bisschen Schlaf gebrauchen.«

»Wissen Sie was? Ich habe die Nase gestrichen voll davon, wie Sie beide meinen Mitarbeiter hier bedrohen«, hörte Cowart hinter sich jemanden sagen. Es war der Lokalredakteur. »Wie wär's, wenn Sie zur Abwechslung selbst ein bisschen Arbeit in die Ermittlungen stecken würden? Stattdessen sind Sie wie der Teufel hinter Cowart her und erhoffen sich sämtliche Antworten von ihm.«

»Weil ich davon überzeugt bin, dass er sämtliche Antworten hat«, erwiderte Shaeffer langsam und leise, doch in mühsam beherrschtem Ton.

Einen Moment lang waren alle im Raum wie erstarrt. Um die knisternde Spannung ein wenig abzubauen, deutete der Redakteur nach einer Weile mit einer entschlossenen Geste auf die Stühle. »Setzen wir uns alle erst mal«, sagte er streng. »Versuchen wir, die Sache zu klären.«

Cowart sah, wie Shaeffer einmal tief Luft holte und versuchte, sich zu fassen.

»Na schön«, sagte sie ruhig. »Nichts weiter als eine umfassende Aussage, hier und jetzt. Dann sind Sie uns los. Was halten Sie davon?«

Cowart nickte. Der Redakteur wandte ein: »Wenn er damit einverstanden ist, meinetwegen. Aber noch so eine Drohung, und dieses Gespräch ist beendet.«

Weiss sackte auf einen Stuhl und zückte ein kleines Notizbuch. Shaeffer stellte die erste Frage.

»Bitte erklären Sie mir, was Sie im Gefängnis in Starke zu mir gesagt haben.«

Sie ließ ihn keine Sekunde aus den Augen, registrierte jede Regung bei ihm.

Cowart erwiderte ihren unverwandten Blick. So sieht sie Verdächtige an, dachte er.

»Sullivan hat behauptet, er habe den Doppelmord veranlasst.«

»Das sagten Sie bereits. Und wie? Durch wen? Was genau hat er gesagt? Und wieso ist das nicht auf dem Band?«

»Er hat verlangt, dass ich das Aufnahmegerät abschalte. Keine Ahnung, wieso.«

»Na schön«, sagte sie gedehnt. »Fahren Sie fort.«

»Es war nur ein kleiner Teil unseres Gesprächs ...«

»Sicher. Fahren Sie fort.«

»Also gut. Sie wissen, dass er mich nach Islamorada geschickt hat. Mir die Adresse und eine Wegbeschreibung gegeben hat. Ich sollte die Leute interviewen, die ich dort vorfinden würde. Dabei hat er mir verschwiegen, dass sie tot sein würden. Er hat nicht die geringste Andeutung gemacht, nur darauf bestanden, dass ich hinfahre und ...«

»Und Sie haben keine Erklärung von ihm verlangt, bevor Sie da runtergefahren sind?«

»Wozu? Er hätte mir keine gegeben. Er konnte tun und lassen, was er wollte. Schließlich sah der Mann seiner Hinrichtung ins Auge. Also bin ich gefahren. Ohne Fragen zu stellen. So schwer ist das doch wohl nicht zu verstehen.«

»Sicher. Fahren Sie fort.«

»Kaum kam ich zu seiner Zelle zurück, wollte er, dass ich ihm die Toten genau beschreibe. Er wollte alle Einzelheiten wissen, wie sie dagesessen haben, wie genau sie gestorben sind und wie es am Tatort ausgesehen hat. Vor allem interessierte ihn, ob sie gelitten hatten. Nachdem ich ihm alles erzählt hatte, was ich über die beiden Leichen wusste, schien er zufrieden. Geradezu erfreut.«

»Fahren Sie fort.«

»Ich fragte ihn, wieso, und er sagte: ›Weil ich sie getötet habe.‹ Und auf meine Frage, wie er das angestellt habe, antwortete er: ›Alles lässt sich deichseln, ist nur eine Frage des Preises.‹ Ich hakte nach, was er dafür bezahlt habe, doch er hielt dicht. ›Find's raus‹, meinte er nur. Bis er das Zeitliche segnete, würde er die Klappe halten. Ich hab versucht, aus ihm rauszubekommen, wie er das gedreht hat, aber ich habe wirklich kein Wort mehr aus ihm rausbekommen. Dann fragte er plötzlich: ›Interessieren Sie sich nicht für mein Vermächtnis?‹ An der Stelle sollte ich das Aufnahmegerät wieder einschalten, und er fing an, all diese anderen Morde zu gestehen.«

Die Lügen kamen ihm leicht über die Lippen. Er staunte selbst, wie leicht.

»Glauben Sie, dass es zwischen dem darauf folgenden Geständnis und dem Doppelmord in Monroe County eine Verbindung gibt?«

Genau das war die Frage, dachte Cowart. Er zuckte mit den Achseln. »Schwer zu sagen.«

»Aber Sie glauben, dass er Ihnen die Wahrheit gesagt hat?«

»Ja, jedenfalls zum Teil. Ich meine, offensichtlich hat er gewusst, dass in dem Haus dort unten etwas passieren würde, sonst hätte er mich nicht hingeschickt. Folglich wusste er, dass sie ermordet werden sollten. Ich denke, er hat bekommen, was er wollte. Was allerdings die Rechnung dafür betrifft ...« Cowart sprach den Satz nicht zu Ende.

Shaeffer stand abrupt auf und starrte Cowart ins Gesicht. »Gut«, sagte sie. »Danke. Können Sie sich sonst noch an etwas erinnern?«

»Falls ja, melde ich mich bei Ihnen.«

»Wir hätten gerne die Originalbänder.«

»Schauen wir mal«, warf der Redakteur ein. »Spricht wahrscheinlich nichts dagegen.«

»Sie könnten Beweismaterial sein«, konterte sie in scharfem Ton.

»Jedenfalls müssen wir uns vorher Kopien davon machen. Vielleicht heute Nachmittag oder am

frühen Abend. Vorerst können Sie eine Kopie der Transkription mitnehmen.«

»In Ordnung«, sagte sie. Cowart sah den Lokalredakteur an. Die Ermittlerin wirkte plötzlich überaus verbindlich.

»Falls ich Sie erreichen muss?«

»Sie finden mich hier.«

»Sie haben nicht vor, irgendwohin zu fahren?«

»Nur nach Hause und ins Bett.«

»Hm, verstehe. Wir melden uns wegen der Bänder.«

»Bei mir«, stellte der Redakteur klar.

Sie nickte. Weiss schlug laut vernehmlich sein Notizbuch zu.

Einen Moment lang durchbohrte Shaeffer Cowart mit ihrem Blick. »Wissen Sie was? Eine Sache macht mir zu schaffen. Bei der Pressekonferenz nach der Exekution haben Sie gesagt, Blair Sullivan habe mit Ihnen über den Mord an diesem kleinen Mädchen in Pachoula gesprochen.«

Cowart zog sich der Magen zusammen. »Ja ...«, sagte er.

»Aber auch davon stand kein Wort in dieser Transkription.«

»Ich musste das Gerät ausschalten. Sagte ich bereits.«

Sie lächelte zufrieden. »Richtig. Hatte ich mir schon gedacht ...« Sie legte eine wirkungsvolle Pause ein, dann fügte sie hinzu: »Nur dass Sullivan dann irgendwo sagen müsste: ›Schalten Sie den Apparat aus‹ oder dergleichen, meinen Sie nicht?«

Cowart kämpfte gegen die Panik an, zuckte jedoch nur lässig die Achseln. »Nein«, antwortete er langsam. »Von dem Verbrechen hat er gesprochen, als es auch um den Doppelmord ging.«

Shaeffer nickte. Sie kniff die Augen zusammen. »Ah, natürlich. Aber das hatten Sie eben nicht erwähnt, oder ist mir da was entgangen? Seltsam, finden Sie nicht? Alle anderen Verbrechen sind auf dem Tonband, bis auf diese zwei. Der Mord, der Sie überhaupt zu ihm geführt hat, und dann sein letzter. Schon ungewöhnlich, oder wie sehen Sie das?«

»Kann ich nicht sagen, Detective. Er war ein ungewöhnlicher Mann.«

»Ich glaube, Sie auch, Mr. Cowart«, sagte sie, machte auf dem Absatz kehrt und verließ, gefolgt von ihrem Partner, den Konferenzraum. Cowart sah ihr hinterher, wie sie sich mit zügigen Schritten ihren Weg durch die Redaktion bahnte und durch die Eingangstür verschwand. Sie hatte muskulöse Waden. Vermutlich war sie Joggerin, dachte er. Sie ist dieser durchtrainierte Typ mit diesem getriebenen, gequälten Ausdruck. Er hätte sich gerne eingeredet, dass sie ihm seine Darstellung abgekauft hatte, doch er wusste, wie lächerlich das war.

Auch der Lokalredakteur verfolgte den Abgang der beiden Polizisten. Dann holte er tief Luft und stellte das Offensichtliche fest.

»Matty«, sagte er ruhig. »Das Mädels glaubt dir kein Wort. War es so bei Sullivan?«

»Ja, in etwa.«

»Das steht alles auf ziemlich wackeligen Füßen, stimmt's?«

»Ja.«

»Matty, ist da irgendwas im Busch?«

»Es liegt nur an Blair Sullivan«, antwortete Cowart. »Psychospielchen. Die hat er mit mir getrieben. Mit jedem. Das war seine Hauptbeschäftigung, wenn er nicht gerade Leute umbrachte.«

»Und was die Polizistin da eben angedeutet hat – wie stehst du dazu?«

Cowart suchte nach einer einigermaßen plausiblen Erklärung. »Irgendwie schien es, als machte der Kerl einen Unterschied zwischen seinen Verbrechen. Diejenigen, die ihm wichtig waren, die beiden, die nicht auf der Kasette sind, die hatten offenbar eine besondere Bedeutung. All die anderen dagegen waren für ihn offenbar nur Massenware. Stoff für die Legende, sein Vermächtnis. Ich bin kein Seelenklempner. Ich kann nicht sagen, was in seinem Kopf vor sich ging.«

Der Lokalredakteur nickte. »Steht das morgen so in der Zeitung?«

»Ja, mehr oder weniger jedenfalls.«

»Wir sollten mit dem, was wir drucken, immer auf Nummer sicher gehen, okay? Falls du irgendwo Zweifel hast, lass es lieber weg. Oder Sorge zumindest dafür, dass es belegt ist. Es läuft uns ja nicht weg, wir können es später bringen.«

Cowart rang sich zu einem Lächeln durch. »Ich versuch's.«

»Tu dein Bestes«, sagte der Lokalredakteur. »Du weißt, dass der Artikel mehr Fragen aufwirft als Antworten gibt. Ich meine, wen wollte Sullivan decken? Du findest das raus, nicht wahr? Während Edna die anderen Morde überprüft, kümmerst du dich um den Aspekt?«

»Ja.«

»Mordsgeschichte. Ein Mann, der unmittelbar vor seiner Exekution noch einen Mord anzettelt. Womit haben wir es hier zu tun? Mit einem korrupten Gefängniswärter? Einem Anwalt vielleicht? Einem anderen Häftling? Schlaf dich aus und mach dich an die Arbeit, einverstanden? Schon eine ungefähre Ahnung, wo du am besten anfängst?«

»Denke schon«, antwortete er. Nicht nur, wo ich anfangen soll, sondern auch, wo es hinführt, dachte er zähneknirschend: zu Robert Earl Ferguson.

Trotz seiner Erschöpfung blieb Cowart bis in die frühen Abendstunden hinein in der Redaktion. Solange er konnte, ignorierte er die Fernseh-Crews, die sich vor dem Gebäude postiert hatten und beharrlich auf ihn warteten. Doch als die Direktoren der jeweiligen Sender beim Chefredakteur anriefen, sah er sich gezwungen, hinauszugehen und ein kurzes, unbefriedigendes Statement abzugeben. Was sie natürlich nur noch mehr erzürnte, statt sie zu beschwichtigen. Nachdem er die improvisierte Pressekonferenz beendet hatte, machten die Fernsehjournalisten keine Anstalten zu gehen. Cowart hingegen wartete einfach auf den Schutz der Dunkelheit. Nachdem die Frühausgabe gedruckt war, las er die Worte, die er mit so viel Überwindung geschrieben hatte, als würden sie ihm physisch weh tun, noch einmal durch. Für die Spätausgabe änderte er ein, zwei Sätze, um die Zweifel an Sullivans Geständnis und das letztlich rätselhafte Handeln des hingerichteten Mannes zu unterstreichen. Er tauschte sich ein letztes Mal mit Edna McGee und dem Lokalredakteur aus und glitt dann mit dem Lastenfahrstuhl hinunter, durch die Eingeweide des Zeitungsgebäudes – an den Serverräumen, der Anzeigenredaktion und der Cafeteria vorbei bis zur Auslieferung. Bis in die Fußsohlen hinein war die Vibration der Druckmaschinen zu spüren.

Wieder gabelte ihn ein Transporter auf und brachte ihn bis fast zu seiner Wohnung. Er klemmte sich ein Exemplar der nächsten Ausgabe unter den Arm und lief das restliche Stück durch die nächtliche Stadt. Das anonyme Geräusch seiner Schuhe auf dem Pflaster hatte eine beruhigende Wirkung.

Aus sicherer Entfernung musterte er seinen Wohnblock und suchte die Umgebung nach Pressevertretern ab. Weit und breit war keiner zu sehen. Dann hielt er nach den Polizisten aus Monroe Ausschau. Der Verdacht, dass sie ihm gefolgt sein könnten, war nicht allzu weit hergeholt. Doch die Straße war offenbar menschenleer, und so ging er im Schatten der Straßenlampen zur Eingangstür und in die Lobby. Zum ersten Mal seit seinem Einzug bedauerte er die mangelnden Sicherheitsvorkehrungen in dem bescheidenen Gebäude. Vor dem Fahrstuhl blieb er einen Moment stehen, dann stürzte er durch die Tür zum Notausgang und rannte keuchend die Fluchttreppe hinauf.

Er schloss seine Wohnungstür auf und trat in das Durcheinander, das er hinterlassen hatte. Einen Moment blieb er mitten im Wohnzimmer stehen und wartete, bis sich sein Herzschlag normalisiert hatte, trat dann ans Fenster und starrte über das dunkle Wasser in der Bucht. Ein paar Lichter der City spiegelten sich in der wogenden schwarzen Tinte; dahinter ging alles in der Weite des Ozeans unter.

Er fühlte sich ganz und gar allein, doch er irrte, denn ihm war nicht klar, dass eine Reihe von

Menschen, auch wenn sie meilenweit von ihm entfernt sein mochten, wie Gespenster unsichtbar bei ihm im Zimmer lauerten und auf seinen nächsten Schachzug warteten.

Dabei waren ein paar von ihnen weniger weit weg. Zum Beispiel Andrea Shaeffer, die ihren Wagen einen ganzen Häuserblock entfernt abgestellt, aber die unruhige Heimkehr des Reporters im Schutz der Dunkelheit aufmerksam durch ein Nachtsichtgerät verfolgt hatte. Sie konzentrierte sich so sehr auf ihre Zielperson, dass sie nicht bemerkte, wie Tanny Brown an ihr vorbeikam. Jetzt stand er im Schatten eines benachbarten Gebäudes. Er starrte zu den Lichtern in Cowarts Wohnung hoch, bis sie erloschen. Dann wartete er, bis der nicht gekennzeichnete Streifenwagen der Ermittlerin langsam Richtung City davonfuhr, bevor er sich wie eine streunende Katze zu Cowarts Wohnhaus schlich.

Tanny Brown hielt das Ohr an Cowarts Wohnungstür. Er hörte, wie aus der Ferne der Verkehrslärm in die nächtliche Stille drang und sich mit dem Summen einer flaschengrünen Fliege mischte, die sich selbstmörderisch immer wieder gegen die Flurlampe stürzte. Als in der Nachbarwohnung plötzlich Gelächter aufbrandete und wieder verebbte, zuckte er zusammen. Einen Moment lang hätte er gerne gewusst, was so komisch war. Erneut horchte er an Cowarts Tür. Drinnen war es mucksmäuschenstill. Brown griff nach dem Türknauf und drehte ihn sacht, bis er auf Widerstand stieß. Abgeschlossen. Er sah sich das Bolzenschloss darüber an und stellte fest, dass es verriegelt war.

Enttäuscht ballte er die Faust. Er hasste den Gedanken, Cowart um Einlass zu bitten. Viel lieber wäre er wie ein Dieb in der Nacht hineingeschlichen, um Cowart erbarmungslos zu wecken und aus dem schlaftrunkenen Reporter die Wahrheit herauszuholen.

Als er hinter sich ein metallisches Surren hörte, wirbelte er herum und versuchte, mit ein und derselben Bewegung in den Schatten zu treten. Eine Hand fuhr unwillkürlich zum Schulterholster. Es war der Fahrstuhl, auf dem Weg zu einem anderen Stockwerk. Brown beobachtete, wie der schmale Lichtstrahl hinter der geschlossenen Lifttür nach oben verschwand. Er ließ die Hand sinken und fragte sich, wieso er so nervös war. Erschöpfung und Zweifel. Er wandte sich wieder der Wohnungstür zu, und ihm wurde bewusst, dass jeder, der unerwartet vorbeikäme, ihn für einen Eindringling mit bösen Absichten halten musste und die Polizei verständigen würde.

Er schmunzelte bei dem Gedanken, atmete einmal tief durch, um einen klaren Kopf zu bekommen, und konzentrierte sich auf den Entschluss, der ihn hergebracht hatte. Ohne länger zu zögern, klopfte er fest an das dicke Holz.

Cowart kauerte im Schneidersitz inmitten seiner ramponierten Wohnung auf dem Boden und grübelte über den nächsten Schritt nach. Als es vier Mal an seiner Tür donnerte, war sein erster Impuls, sich wie ein Reh im Scheinwerferkegel nicht vom Fleck zu rühren; der zweite, sich zu verstecken. Doch stattdessen rappelte er sich hoch und ging mit weichen Knien zur Tür.

Er holte tief Luft und fragte: »Wer ist da?«

Ärger für Sie, dachte Tanny Brown, doch er sagte nur: »Lieutenant Tanny Brown. Ich muss mit Ihnen reden.« Es herrschte einen Moment Schweigen. »Machen Sie auf!«

Cowart hätte beinahe losgeprustet. Er schloss auf und steckte den Kopf um die Ecke. »Alle wollen heute mit mir reden. Ich dachte schon, es wären wieder ein paar von diesen Fernsehfritzten.«

»Nein, ich bin's nur«, erwiderte Brown.

»Aber mit denselben Fragen, wetten?«, meinte Cowart. »Also, wie haben Sie mich gefunden? Ich stehe nicht im Telefonbuch, und die Redaktion rückt meine Privatadresse nicht raus.«

»War nicht weiter schwer«, antwortete der Detective, der immer noch vor der Tür stand. »Ich habe damals, als Sie Bobby Earl aus dem Knast geholt haben, von Ihnen Ihre private Telefonnummer bekommen. Es genügte ein Anruf bei der Telefongesellschaft mit dem Hinweis, dass es sich um eine polizeiliche Angelegenheit handelt.«

Die Blicke der beiden Männer trafen sich, und der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich hätte wissen müssen, dass Sie bei mir aufkreuzen würden. Heute ist ja auch sonst so ziemlich alles schiefgelaufen.«

Brown gestikulierte mit der Hand. »Soll ich hier draußen stehen bleiben, oder lassen Sie mich rein?«

Der Reporter schien das irgendwie komisch zu finden. Schmunzelnd schüttelte er den Kopf. »In Ordnung, wieso nicht? Ich wäre sowieso zu Ihnen gekommen.«

Er hielt die Tür auf. Das Zimmer hinter ihm lag im Dunkel.

»Wie wär's mit Licht?«

Cowart betätigte einen Schalter. Der Detective sah sich verblüfft in dem Chaos um.

»Mein lieber Mann, Cowart. Was ist passiert? Ist bei Ihnen eingebrochen worden?«

Wieder schmunzelte der Reporter. »Nein, nur ein Wutanfall. Und ich hatte noch keine Lust aufzuräumen. Passt zu meiner Stimmung.«

Er trat in die Mitte des Zimmers und fand einen umgefallenen Sessel. Er stellte ihn auf die Beine, trat zur Seite und lud den Detective mit einer stummen Geste ein, darauf Platz zu nehmen. Dann fegte er ein paar Papiere vom Sofa auf den Boden und ließ sich auf die freie Sitzfläche fallen.

»Müde«, sagte Cowart. »Lange nicht geschlafen.« Er rieb sich das Gesicht.

»Geht mir genauso«, antwortete Brown. »Zu viele Fragen, zu wenig Antworten.«

»Das reicht, um einen wach zu halten.«

Die beiden erschöpften Männer starrten einander an. Cowart lächelte und schüttelte, als sie beide eine Weile geschwiegen hatten, den Kopf.

»Also, dann stellen Sie mir eine Frage«, ermunterte er den Detective.

»Was ist hier eigentlich los?«

Cowart zuckte mit den Achseln. »Zu vage, die Frage. Kann ich Ihnen nicht beantworten.«

»Wilcox meint, irgendetwas, das Blair Sullivan zu Ihnen gesagt hat, bevor er auf den Stuhl kam, hätte Sie ziemlich fertiggemacht. Wie wär's, wenn Sie mir davon erzählen würden?«

Cowart grinste. »Das hat er gesagt? Sieht ihm ähnlich. Eiskalt, der Bursche. Als sie Saft gaben, hat er nicht mit der Wimper gezuckt.«

»Wieso auch? Sie wollen mir sicher nicht weismachen, Sie hätten dem Kerl auch nur eine Träne nachgeweint.«

»Nein, sicher nicht. Trotzdem ...«

Brown fiel ihm ins Wort. »Bruce Wilcox sieht die Dinge einfach ein bisschen anders als Sie.«

»Hm, mag sein«, räumte der Reporter ein und nickte. »Kann ich nicht beurteilen. Sie wollen also wissen, was mir so zu schaffen gemacht hat, ja? Würde es Sie nicht auch ein bisschen aus der Fassung bringen, wenn Ihnen jemand reihenweise seine Morde schildert?«

»Doch, sicher. Ist auch schon vorgekommen.«

»Richtig. Der Tod ist ja auch Ihr Metier, nicht nur Sullivans.«

»Kann man natürlich so sehen.« Brown versuchte zu kaschieren, dass der Reporter ihn schon mit seinem ersten Zug in Bedrängnis brachte. Er saß da und betrachtete den angeschlagenen Mann in seiner chaotischen Wohnung und fragte sich, wie lange er es schaffen würde, ruhig sitzen zu bleiben, statt sein Gegenüber zu packen und die Antworten aus ihm herauszuschütteln.

Cowart lehnte sich zurück. »... Da hab ich also den alten Sully vor mir, und der Bursche redet wie ein Wasserfall, erzählt mir, wie er die Leute abgeschlachtet hat – alte Männer, alte Frauen, junge Leute, welche in mittleren Jahren, Mädchen, Jungen. Tankwarte und Touristen. Verkäufer in ihren Läden, Passanten auf der Straße. Zack, zack! Ein einziger Mann macht Hackfleisch aus all diesen Leuten, kaut ein paarmal drauf rum und spuckt sie aus. Er hat sie erstochen, erschossen, mit bloßen Händen erwürgt, mit Knüppeln erschlagen und ertränkt. Kaum eine grausame Todesart ausgelassen. Hat Phantasie walten lassen, was? Nein, das war nicht angenehm, absolut nicht. Da kann man schon mal ins Grübeln kommen. Wie weit ist es mit der Menschheit gekommen? Wie kann man bei so viel Bössartigkeit einfach weitermachen, als wär nichts? Wenn man sich das mehrere Stunden anhören musste, erklärt das nicht, wieso ich danach ein wenig ... unschlüssig oder ratlos dagestanden habe?«

»Vielleicht.«

»Aber Ihrer Meinung nach nicht?«

»Nein.«

»Sie glauben, dass mir etwas anderes zu schaffen macht, und Sie haben den weiten Weg hierher auf sich genommen, um mich zu fragen, was. Ihre Anteilnahme rührt mich.«

»Meine Anteilnahme gilt weniger Ihnen.«

»Nein, wohl eher nicht.« Cowart lachte süßsauerlich. »Kann ich Ihnen was zu trinken anbieten, Lieutenant? Während wir die Säbel kreuzen?«

Brown überlegte, dann zuckte er mit den Achseln – wieso nicht? – und lehnte sich im Sessel zurück. Er sah zu, wie Cowart aufstand, in die Küche ging und kurz darauf mit einer Flasche und zwei Gläsern in der Hand sowie einem Sixpack unter dem Arm zurückkam. Er hielt die Flasche hoch.

»Billiger Whiskey. Und Bier, falls Ihnen danach ist. Das haben die Journalisten bei der Zeitung getrunken, bei der mein alter Herr gearbeitet hat. Gieß dir ein Bier ein, trink ein paar Schluck und schwupp, kipp einen Kurzen. Oder man mischt beides. Äußerst wirkungsvoll, wenn es darum geht, den Stress eines langen Tages loszuwerden. Zu vergessen, dass man einen harten Job mit reichlich Überstunden, schlechter Bezahlung und bescheidenen Zukunftsaussichten hat.«

Cowart mixte für jeden einen Drink. »Perfekt für uns beide. Prost«, sagte er. Mit wenigen Schlucken hatte er das Glas halb leer getrunken.

Der Whiskey brannte Tanny Brown in der Kehle und wärmte ihm den Magen. Er verzog das Gesicht. »Schmeckt grässlich. Versaut sowohl das Bier als auch den Whiskey«, kommentierte er.

»Richtig«, bestätigte Cowart mit einem Grinsen. »Das ist ja das Schöne daran. Man nehme zwei Getränke, von denen jedes für sich ganz ordentlich schmeckt, und kippe sie zu einem ungenießbaren Gesöff zusammen. In großen Zügen trinken.«

Der Detective nahm einen beherzten Schluck. »Komm langsam auf den Geschmack.«

»Tja, da unterscheidet es sich vom Leben.« Cowart füllte ihre Gläser auf, machte es sich auf seinem Sofa bequem, strich mit dem Finger über den Glasrand und lauschte auf das quietschende Geräusch.

»Wieso sollte ich Ihnen was erzählen? Als ich das erste Mal mit meinen Fragen zu Ihnen kam, haben Sie Ihren Bluthund auf mich gehetzt. Wilcox. Sie haben es mir nicht gerade leicht gemacht, was? Haben Sie sich für die Wahrheit interessiert, als wir das Messer fanden? Oder hatten Sie eher Sorge, dass Ihnen Ihre Anklage wie ein Kartenhaus zusammenfällt? Sagen Sie's mir: Wieso sollte ich Ihnen helfen?«

»Aus einem einzigen Grund: weil ich Ihnen helfen kann.«

Cowart schüttelte den Kopf. »Ich glaube kaum. Und ich halte das auch nicht für einen guten Grund.«

Brown wechselte die Stellung und nahm den Reporter ins Visier. »Wie wär's damit?«, sagte er nach kurzem Zögern. »Wir stecken beide da drin. Von Anfang an. Die Angelegenheit ist noch nicht erledigt, oder?«

»Nein«, räumte Cowart ein.

»Mir stellt sich nun das Problem, dass ich da in einer Sache drinstecke, aber nicht weiß, worin genau. Wie wär's, wenn Sie Licht in mein Dunkel bringen würden?«

Cowart lehnte sich zurück und starrte zur Decke, während er überlegte, was er dem Detective sagen sollte und was er lieber für sich behielt. »Darauf läuft es immer mehr oder weniger hinaus, nicht wahr?«, sagte er.

»Was?«

»Cops und Reporter.«

Brown nickte. »Tun sich als Komplizen ein bisschen schwer. Gelinde gesagt.«

»Ich hatte mal einen Freund. Wie Sie im Morddezernat. Hat immer zu mir gesagt, wir interessierten uns für dieselbe Sache, nur zu unterschiedlichen Zwecken. Hat lange gebraucht, bis jeder von uns die Motive des anderen verstand. Er dachte, ich wär bloß auf die gute Story versessen, und ich hab ihm unterstellt, er wollte nur Fälle lösen, um die Karriereleiter hochzusteigen. Was er mir erzählte, hat mir

dabei geholfen, meine Reportagen zu schreiben, und die Publicity, die seine Fälle dadurch bekamen, war für ihn und seine Dienststelle hilfreich. Wir beide brauchten dieselben Informationen, bedienten uns zum Teil derselben Methoden, waren uns ähnlicher, als wir uns jemals eingestehen wollten, und haben uns wie der Teufel misstraut. Dasselbe Territorium, nur jeweils von der anderen Straßenseite aus, und wir haben sie nie überquert. Hat ziemlich lange gedauert, bis wir begriffen, dass uns mehr verband als trennte.«

Brown füllte sein Glas auf und merkte schon jetzt, wie der Alkohol seine gereizten Nerven beruhigte. Er ließ den nächsten Schluck die Kehle hinunterfließen und starrte Cowart an. »Es liegt einem Ermittler im Blut, allem zu misstrauen, was er nicht unter Kontrolle hat. Vor allem Informationen.«

Cowart grinste. »Genau das macht die Sache ja so interessant, Lieutenant. Ich weiß etwas, das Sie erfahren möchten. Für mich ist das eine höchst ungewöhnliche Situation. Normalerweise versuche ich, aus Leuten wie Ihnen etwas herauszubekommen.«

Brown lächelte ebenfalls, doch nicht, weil er etwas amüsant fand. Bei diesem Lächeln fasste Cowart sein Glas ein wenig fester und wechselte die Sitzposition.

»Zwischen uns gibt es, und gab es von Anfang an, nur eine einzige Angelegenheit, über die wir zu sprechen haben. Ich habe nicht genug getrunken, um diese eine Angelegenheit zu vergessen, meinen Sie nicht auch, Mr. Cowart? Ich glaube, Sie haben in Ihrer ganzen Wohnung nicht genug zu trinken, damit ich das vergessen kann. Nicht mal auf der ganzen Welt.«

Der Reporter schwieg. Dann beugte er sich vor. »Wissen Sie was, Detective? Sie wollen was wissen, ich will was wissen. Was halten Sie von einem Tauschgeschäft? Mein Wissen gegen Ihres.«

Der Detective stellte langsam das Glas ab. »Was genau?«

»Fergusons Geständnis. Damit fängt es an, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sagen Sie mir die Wahrheit über Fergusons Geständnis, und ich sage Ihnen die Wahrheit über Ferguson.«

Brown saß plötzlich stocksteif da, als sei er von der Erinnerung erstarrt.

»Mr. Cowart«, fing er langsam an. »Wissen Sie, wie es ist, wenn Sie in einem kleinen Ort aufwachsen und leben? Man kennt seine Umgebung so gut, dass man Recht und Unrecht förmlich riecht. Es ist, als läge etwas in der Luft, als spürte man es durch die Haut, man spürt es wie die Mittagshitze, die sich aufstaut. Ich will keineswegs sagen, dass die Kleinstadt eine Idylle ist, in der keine schrecklichen Dinge passieren. Pachoula ist nicht Miami, aber das heißt noch lange nicht, dass wir keine Ehemänner hätten, die ihre Frauen schlagen, oder jugendliche Drogendealer, Nutten, Kredithaie, Erpresser, Mörder. Das alles haben wir auch, nur nicht so, dass es ins Auge springt.«

»Und Bobby Earl?«

»Mit dem stimmte vom ersten Tag an etwas nicht. Ich wusste, dass er nur auf eine Gelegenheit wartete, jemanden umzubringen. Vielleicht hab ich es daran erkannt, wie er ging oder wie er redete oder an diesem kurzen Lachen, wenn ich ihn mit seinem Wagen heranwinkte. Er stammte aus schlechtem Hause. Nicht viel anders als ein Hund, der als Kampfhund gezüchtet und erzogen wird. Das Leben in der Stadt hat alles nur noch schlimmer gemacht. Er war voller Hass – auf mich, auf Sie, einfach auf alles. War nur eine Frage der Zeit, bis dieser Hass von ihm vollkommen Besitz ergreifen würde. Dabei wusste er die ganze Zeit, dass ich ihn im Visier hatte. Dass ich auf der Lauer lag. So wie er wusste, dass ich wusste, dass er auf der Lauer lag.«

Als Cowart die zusammengekniffenen Augen des Detectives sah, stellte er fest, dass Ferguson nicht der einzige Mensch voller Hass war. »Geht es etwas genauer?«

»Ich wünschte, ja. Ein Mädchen beklagt sich, er sei ihr nach Hause gefolgt. Ein anderes meldet, er habe versucht, sie in sein Auto zu locken. Hat ihr angeboten, sie ein Stück mitzunehmen, behauptete

er. Wollte nur freundlich sein. Doch dann erwischte ihn eine Bürgerwehrstreife dabei, wie er um Mitternacht ohne Licht durch die Straßen in ihrem Viertel fährt. In den angrenzenden Countys gibt es eine ganze Reihe Vergewaltigungen und Überfälle, doch die Forensik findet keine Übereinstimmungen. Eine Woche vor der Entführung und dem Mord scheucht ihn eine Streife vor der Mittelschule auf, und er hat keine Erklärung parat, was er da zu suchen hatte. Ich hab seinen Namen sogar durch die landesweite Verbrecherdatei gejagt, hab die Staatspolizei in Jersey angerufen, um zu sehen, ob in Newark irgendwas gegen ihn vorlag. Ohne Erfolg.«

»Nur dass eines Tages Joanie Shriver tot aufgefunden wird.«

Brown seufzte. Ein wenig wurde sein Zorn vom Alkohol gedämpft. »Richtig. Eines Tages wird Joanie Shrivers Leiche gefunden.«

Cowart starrte den Lieutenant an. »Bisher haben Sie mir noch nichts Neues verraten.«

Brown nickte. »Sie war die beste Freundin meiner Tochter. Sie war auch für mich eine Freundin.«

Der Reporter nickte. »Und?«

Brown sprach ruhig. »Ihr Vater. Dessen Vater gehörten ein paar Haushaltswarengeschäfte. Als ich an der Highschool war, hat er mir einen Job gegeben, ich hab bei ihm in den Läden geputzt. Zu einer Zeit, als für die meisten die Hautfarbe ganz oben auf der Liste stand, hat er keinen Unterschied gemacht. Wissen Sie noch, wie das in den sechziger Jahren in Florida war? Wir hatten die Protestmärsche und Sit-ins und brennende Kreuze. Und in dieser aufgeheizten Stimmung hat er mir einen Job gegeben. Hat mir geholfen, als ich aufs College ging. Und als ich aus Vietnam zurückkam, hat er mir vorgeschlagen, zur Polizei zu gehen. Hat Strippen gezogen, mit Leuten geredet, die ihm einen Gefallen schuldeten. Meinen Sie, diese kleinen Dinge zählten nicht viel? Und sein Sohn war mein Freund. Er hat mit mir zusammen im Laden gearbeitet. Wir haben uns über unsere Probleme ausgetauscht, miteinander Witze gerissen, von der Zukunft geträumt. So was hatte damals Seltenheitswert, auch wenn Sie davon vielleicht nicht viel mitbekommen haben. Wir waren einander ebenbürtig, das hatte einen hohen Stellenwert. Und dann haben unsere Kinder zusammen gespielt. Und wenn Sie auch nur die leiseste Ahnung davon hätten, was mir das bedeutet hat, dann würden Sie verstehen, wieso ich nachts nicht gut schlafe. Diese Familie hat bei mir eine Menge gut. Daran hat sich nichts geändert.«

»Fahren Sie fort.«

»Wissen Sie, wie sehr man sich dafür hasen kann, dass man etwas geschehen ließ, das man so wenig hätte verhindern können wie den nächsten Sonnenaufgang oder die nächste Flut?«

Cowart sah ihn durchdringend an. »Kann schon sein.«

»Wissen Sie, wie das ist, zu wissen, mit absoluter Sicherheit zu wissen, dass etwas Schlimmes passieren wird, und dagegen absolut machtlos zu sein? Wie es sich anfühlt, wenn es dann tatsächlich passiert und einem ein Mensch, den man liebt, entrissen wird? Einem wirklichen Freund das Herz bricht? Und ich konnte nichts tun. Ich konnte nicht das Geringste tun!«

Brown hatte mit solcher Leidenschaft gesprochen, dass er unwillkürlich aufgesprungen war. Er ballte die Faust, als hätte er damit die ganze Wut gepackt, die er empfand. »Verstehen Sie jetzt, Mr. Cowart? Sehen Sie ein bisschen klarer?«

»Ich glaube schon.«

»Da sitzt dieser Bastard also vor mir auf dem Stuhl und feixt mir ins Gesicht. Trieb seinen Spott mit mir. Er *wusste* das alles, verstehen Sie? Er dachte, keiner könnte ihm was anhaben. Bruce warf mir einen Blick zu, und ich nickte. Ich verließ das Zimmer, und er hat's dem Bastard gegeben. Sie meinen, wir hätten dieses Geständnis aus Robert Earl Ferguson herausgeprügelt? Da liegen Sie hundert Prozent richtig. Genau das haben wir gemacht.«

Brown schlug mit Wucht die geballte Faust in die andere Hand, so dass es wie ein Schuss klang. »Patsch! Und wir haben das Telefonbuch benutzt, genau wie der Bastard gesagt hat.«

Der Detective durchbohrte Cowart mit seinem Blick. »Wir haben ihn gewürgt, ihn geschlagen, was weiß ich. Doch der Kerl hielt durch. Hat uns nur ins Gesicht gespuckt und immer noch gelacht. Er ist zäh, wussten Sie das? Und er ist viel stärker, als er aussieht.« Brown holte tief Luft. »Ich wünschte, wir hätten ihn umgebracht, auf der Stelle.«

Der Polizist stieß Cowart die geballte Faust entgegen. »Wenn physische Gewalt nichts bewirkt, fragt man sich, was noch bleibt. Ein bisschen psychologische Kriegsführung kann Wunder wirken. Sehen Sie, er hatte keine Angst vor uns. Egal, wie fest wir zugeschlagen haben. Aber wissen Sie, wovor er Angst hatte?«

Brown zog sein Hosenbein hoch. »Da steckt die verdammte Pistole. Genau, wie er gesagt hat. Im Knöchelholster.«

»Und die hat ihn am Ende dazu gebracht, ein Geständnis abzulegen?«

»Oh, nein«, sagte Brown in sarkastischem Ton, »Angst hat ihn dazu gebracht.«

Der Detective fasste nach unten und löste mit einer einzigen, flinken Bewegung die Waffe aus dem Futteral. Sie sprang ihm in die Hand, und im Bruchteil einer Sekunde hatte Cowart die Mündung an der Stirn. Er hörte das leise, bedrohliche Klicken des Hahns.

»Ungefähr so«, sagte Brown.

Hitze überflutete Cowarts Gesicht.

»Angst, Mr. Cowart. Angst und die Ungewissheit, zu welchen Wahnsinnstaten die Wut einen Mann treiben kann.«

Die kleine Waffe wirkte in den Händen des Detectives, der sich in voller Größe über ihn beugte, verschwindend klein. Ein paar Sekunden lang drückte er Cowart den spitzen Lauf wie einen Eiszapfen gegen den Schädel.

»Ich will es wissen«, sagte der Detective. »Ich will nicht warten.« Er zog die Waffe zurück und richtete sie aus kurzer Entfernung auf Cowarts Gesicht.

Der Reporter rührte sich nicht. Nur mit Mühe konnte er den Blick von der schwarzen Mündung losreißen und auf den Polizisten richten. »Wollen Sie mich erschießen?«

»Soll ich, Mr. Cowart? Meinen Sie nicht, ich hasse Sie genug dafür, dass Sie mit all Ihren Fragen nach Pachoula gekommen sind?«

»Wenn nicht ich, wäre jemand anders gekommen.« Cowarts Stimme klang vor Anspannung heiser.

»Ich hätte auch jeden anderen genug gehasst, um ihn zu töten.«

Den Reporter erfasste wilde Panik. Er starrte auf den Finger des Detectives, der sich immer fester um den Abzug krümmte. Er glaubte zu sehen, wie er sich langsam bewegte.

Oh mein Gott, dachte Cowart. Er macht Ernst. Einen Moment lang fürchtete er, bewusstlos zu werden.

»Raus mit der Sprache«, sagte Brown in eisigem Ton. »Sagen Sie mir, was ich wissen will.«

Cowart merkte, wie ihm alles Blut aus dem Gesicht wich. Seine Hände zuckten auf dem Schoß. Er hatte keine Kontrolle mehr über sich.

»Ich sag's Ihnen. Aber nehmen Sie die Waffe weg.«

Der Detective starrte ihn an.

»Sie hatten recht, Sie hatten von Anfang an recht! Das wollten Sie doch hören?«

Brown nickte. »Sehen Sie?«, sagte er leise und in sachlichem Ton. »Ist gar nicht so schwer, jemanden zum Reden zu bringen.«

Cowart sah den Polizisten an. »Wenn Sie jemanden töten wollen, dann nicht mich.«

Eine Weile rührte Tanny Brown sich nicht, dann ließ er die Waffe sinken. »Das stimmt. Oder vielleicht doch, aber es ist der falsche Zeitpunkt.«

Er setzte sich wieder hin, legte den Revolver auf die Stuhllehne und griff zum Glas. Er spülte die Wut mit dem Alkohol herunter und holte langsam tief Luft. »Knapp, Cowart. Knapp.«

Der Reporter lehnte sich zurück. »Wie's aussieht, wird es insgesamt eng für mich.«

Beide Männer verstummten für einen Moment, dann ergriff der Detective wieder das Wort. »Ist das nicht genau das, worüber ihr Burschen von der Presse euch ständig beschwert? Dass man euch dafür hasst, die schlechte Botschaft zu überbringen? Dass alle am liebsten den Boten für die Botschaft lynchen möchten?«

»Sicher, sicher. Nur dass wir es nicht gar so wörtlich meinen.« Cowart atmete langsam aus und brach in ein lautes Lachen der Erleichterung aus. Er überlegte einen Moment. »So etwa ist es also gewesen, nicht wahr? Bohre einem das Ding da ins Gesicht, und die letzten Hemmungen, sich eines Verbrechens zu bezichtigen, sind verfliegen.«

»Steht so allerdings nicht in den gängigen Polizeilehrbüchern«, erwiderte Brown. »Aber Sie haben recht. Und Sie hatten von Anfang an recht. Ferguson hat Ihnen die Wahrheit gesagt. So haben wir dieses Geständnis von ihm bekommen. Allerdings gibt es da noch ein winziges Problem.«

»Ich kenne das Problem.«

Die beiden Männer starrten sich an.

Cowart sprach den Satz, der in der Luft hing, zu Ende. »Das Geständnis entsprach der Wahrheit.«

Der Reporter legte eine Pause ein und fügte dann hinzu: »Zumindest sagen Sie das. Zumindest glauben Sie das.«

Brown sackte auf seinem Sessel zurück. »Stimmt.« Er holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Ich hätte es nie so weit kommen lassen dürfen. Als alter Hase. Mit meiner Erfahrung. Ich wusste, was passieren konnte, wenn man erst einmal zu solchen Mitteln gegriffen hatte. Aber das ist nicht das Einzige, was ich zugelassen habe. Ist so ähnlich wie eine glitschige Stelle auf der Straße. Man hat sein Fahrzeug unter Kontrolle und gibt Gas, und von einem Moment auf den anderen kommt man ins Schleudern und dreht sich um die eigene Achse, während man hilflos weiterrutscht.« Brown griff erneut nach seinem Drink. »Aber, sehen Sie, ich dachte wirklich, wir kommen damit durch. Bobby Earl war vor Gericht sein eigener schlimmster Zeuge. Sein alter Anwalt hatte von Tuten und Blasen keine Ahnung; wir haben seinen Mandanten mit Pauken und Trompeten in den Todestrakt befördert, wo er hingehörte, mit einem Minimum an Lügen und Falschaussagen. Also hab ich gedacht, das Ganze könnte funktionieren. Dann hätte ich jetzt vielleicht keine Alpträume von der kleinen Joanie Shriver mehr ...«

»Mit Alpträumen kenne ich mich aus.«

»Und dann kommen auf einmal Sie daher und stellen all die richtigen Fragen. Pulen in all den kleinen Fehlschlägen, den Ungereimtheiten, den Lügen herum. Durchschauen mit einem Blick diese Verurteilung, als hätte es sie nie gegeben. Verdammt. Je mehr Sie recht hatten, desto mehr habe ich Sie gehasst. War ja wohl nicht anders zu erwarten, oder?« Er trank die letzten Tropfen aus und schenkte sich nach.

»Wieso haben Sie bei unserer ersten Unterredung zugegeben, dass Ferguson geohrfeigt worden war? Ich meine, das hat meine ersten Zweifel gesät ...«

Der Detective zuckte mit den Schultern. »Nein, wie Bruce ausgerastet ist, das hat Ihre Zweifel gesät. Als Sie seine Frustration und seine Wut sahen, wusste ich, dass Sie davon ausgingen, er hätte Ferguson geschlagen, so wie Ferguson es behauptet hatte. Ich dachte, ich könnte die eigentliche Wahrheit unter dem Deckel halten, indem ich eine kleine Wahrheit sage. Ich habe gepokert. Und verloren. Aber beinahe hätte es geklappt.«

Cowart nickte. »Spitze des Eisbergs«, sagte er.

»Genau«, bestätigte Brown. »Man sieht nichts weiter als das schöne weiße Eis da oben. Die gefährlichen Abgründe sieht man nicht.«

Cowart stieß ein kurzes, freudloses Lachen aus, es war ein Ventil für die Anspannung und die Nervosität. »Nur noch eine Kleinigkeit.«

Auch der Polizist lächelte. Hastig fiel er Cowart ins Wort. »Sehen Sie, ich weiß, was Blair Sullivan Ihnen erzählt hat. Ich meine, ich weiß es nicht, aber ich kann es mir umso leichter denken. Das ist Ihre Kleinigkeit, nicht wahr?«

Der Reporter nickte. »Was, sagten Sie eben noch gleich, wussten Sie von Anfang an über Bobby Earl?«

»Dass er ein Mörder ist.«

»Nun ja, ich glaube, da könnten Sie richtigliegen. Natürlich könnten Sie sich auch irren. Ich weiß es nicht. Mögen Sie Musik, Detective?«

»Sicher.«

»Was für Musik?«

»Vor allem Pop. Ein bisschen Soul aus den Sixties und Rock, nostalgische Erinnerungen an meine Jugend. Meine Kinder lachen mich dafür immer aus. Sie finden, ich sei aus der Steinzeit.«

»Hören Sie schon mal Miles Davis?«

»Sicher.«

»Das hier ist eins meiner Lieblingsalben.«

Cowart trat an die Stereoanlage. Er legte die Kassette ein und drehte sich zu dem Detective um. »Was dagegen, wenn wir uns nur das Ende anhören?«

Er drückte eine Taste, und schwermütige Jazzklänge erfüllten den Raum.

Brown starrte den Reporter an. »Cowart, was soll das? Ich bin nicht hergekommen, um Musik zu hören.«

Cowart warf sich wieder aufs Sofa. »*Sketches of Spain*. Ist berühmt. Fragen Sie einen beliebigen Kenner, und er wird Ihnen sagen, dass dies ein bahnbrechendes Album amerikanischer Musikgeschichte ist. Man hat das Gefühl, als glitten die Rhythmen durch einen hindurch, sanft und schroff zugleich. Wenn Sie jetzt denken, das Stück klingt harmonisch aus, dann haben Sie sich getäuscht.«

Die Hörner verebten allmählich, und unvermittelt ertönte Blair Sullivans ätzende Stimme. Bei den ersten Worten setzte sich Brown ruckartig auf und reckte den Hals zu den Stereolautsprechern, um sich keine Silbe entgehen zu lassen.

»Und jetzt erzähle ich Ihnen die Wahrheit über Joanie Shriver ... die makellose kleine Joanie Shriver ...« Die Stimme des inzwischen hingerichteten Mannes mit dem spöttischen Unterton hallte klar und deutlich aus der Lautsprecheranlage.

»Nummer vierzig«, sagte Cowart auf dem Band.

Und das Lachen des Toten drang schrill ins nächtliche Zimmer.

Der Reporter und der Detective saßen reglos da. Als das Band mit einem schleifenden Geräusch zum Ende kam, starrten die beiden Männer sich an.

»Verdammt«, sagte Brown. »Ich hab's gewusst. Der Hurensohn.«

»Ja«, erwiderte Cowart lakonisch.

Brown stand auf und schlug sich mit der Faust in die offene Hand. Es war, als hätten ihn die Worte des Mörders unter Strom gesetzt. Mit zusammengebißenen Zähnen sagte er: »Ich hab dich, Bastard, ich hab dich.«

Cowart beobachtete den Polizisten und blieb ungerührt sitzen. »Niemand hat irgendwen«, sagte er ruhig und resigniert.

»Wie soll ich das verstehen?« Brown deutete auf das Abspielgerät. »Wer weiß sonst noch davon?«

»Nur Sie und ich.«

»Sie haben es den Kollegen, die an dem Doppelmord arbeiten, nicht gesagt?«

»Noch nicht.«

»Ihnen ist klar, dass es strafbar ist, wichtiges Beweismaterial bei einer Mordsache vorzuenthalten?«

»Was für Beweismaterial? Ein durchgeknallter Killer, der lügt, wenn er nur den Mund aufmacht, erzählt mir eine Geschichte. Hängt alles Mögliche jemand anders an. Was heißt das schon? Reporter hören sich so einiges an. Wir nehmen es zur Kenntnis, sichten das Material und müssen es oft genug verwerfen. Sagen Sie's mir: Beweise wofür?«

»Sein gottverdammtes Geständnis. Seine Beschreibung, wie seine Mutter und sein Stiefvater umgekommen sind. Wie er das alles gedeichselt hat. Erklärung auf dem Sterbebett – das ist tatsächlich gerichtsverwertbar, so, wie er sagt.«

»Er hat gelogen. Er hat gelogen, dass sich die Balken biegen. Ich glaube, am Ende konnte er selbst nicht mehr zwischen Wahrheit und Fiktion unterscheiden.«

»Ach, dummes Zeug! Für mich klingt diese Geschichte ausgesprochen plausibel.«

»Weil Sie wollen, dass sie stimmt. Dann sehen Sie's doch mal von einer anderen Warte: Wenn ich Ihnen nun sagen würde, dass er im übrigen Interview gelogen hat, Dinge erfunden hat. Morde für sich verbucht hat, die in Wahrheit nicht auf sein Konto gingen. Alles Mögliche falsch dargestellt hat. Hat Morde gestanden, die er unmöglich begangen haben kann. Er war selbstherrlich, egoistisch, hat behauptet, er hätte was mit dem Kennedy-Attentat zu tun und wüsste, wo Hoffas Leiche zu finden ist. Stellen Sie sich vor, Sie hören dieses ganze bizarre Zeug auf einmal, würden Ihnen dann nicht Zweifel kommen, ob er bei diesen beiden Morden die Wahrheit sagt?«

Brown zögerte. »Nein.«

Cowart starrte den Detective an.

»Meinetwegen. Vielleicht nicht.«

»Und was ist mit ihm und Bobby Earl? Wo genau fängt sein Verrat an? Vielleicht wollte er damit Bobby Earl eins auswischen. Ich meine nur: Was hat was zu bedeuten? Und jetzt ist er tot. Sie können ihn nicht mehr fragen, es sei denn, Sie machen einen kleinen Abstecher in die Hölle.«

»Wenn's der Wahrheitsfindung dient.«

»Sehe ich genauso.«

Der Polizist funkelte Cowart wütend an, doch dann entspannten sich seine Züge, und er nickte. »Ich denke, ich habe begriffen.«

»Was begriffen?«

»Wieso Sie immer noch mit aller Macht glauben wollen, dass Bobby Earl unschuldig ist. Ich begreife, wieso Sie Ihre eigene Wohnung demoliert haben. Ihr eigenes behagliches Leben in Stücke gerissen haben, als Sie hörten, was Sullivan Ihnen zu sagen hatte.«

Cowart machte eine wegwerfende Handbewegung: Erzähl mir was Neues.

»Pulitzer. Reputation. Perspektive. Da steht so manches auf dem Spiel. Vielleicht wünschen Sie sich, dass das alles einfach wie ein böser Traum vorbeigeht, was, Mr. Cowart?«

»Das wird es nicht«, antwortete er leise.

»Nein, wohl eher nicht. Vielleicht können Sie ja vor so manchem die Augen verschließen, aber Sie sehen immer noch das kleine Mädchen, das man tiefend nass aus dem Sumpf gezogen hat, nicht wahr? Egal, wie fest Sie die Augen zukneifen.«

»Sieht so aus.«

»Haben das Bedürfnis, etwas in Ordnung zu bringen, nicht wahr? Die Dinge wieder zurechtzurücken?«

Eine Antwort erübrigte sich. Cowart lächelte wehmütig und nahm noch einen ausgiebigen Schluck. Mit einer knappen Geste forderte er Brown auf, sich wieder hinzusetzen.

Der Detective nahm Platz, blieb aber sprungbereit auf der Kante.

»Also«, sagte der Reporter. »Sie sind der Ermittler. Was würden Sie als Nächstes machen? Sich Bobby Earl zur Brust nehmen?«

Brown überlegte angestrengt. »Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Der Fuchs entwischt aus der

Falle, wenn sie nicht sorgfältig aufgestellt wird.«

»Falls es eine Falle gibt, die wir ihm stellen können. Und falls er überhaupt so ausgefuchst ist.«

»Na schön«, erwiderte Brown konzentriert, »Sullivan erwähnt da ein paar Sachen, die sich in Pachoula nachprüfen lassen. Vielleicht sollte man noch mal mit seiner Großmutter reden und sich bei ihr gründlich umsehen. Sullivan meint, wir hätten etwas übersehen. Schauen wir doch mal, ob er da die Wahrheit sagt. Vielleicht fangen wir damit an, um festzustellen, was der Wahrheit entspricht und was nicht.«

Cowart schüttelte langsam den Kopf. »Mag sein. Nur dass es uns nicht mal einen Millimeter weiterbringen würde, selbst wenn wir bei der Frau zur Tür reinmarschierten und uns vom Kaminsims Hochglanzfotos im Großformat ins Auge sprängen, auf denen Ferguson den Mord begeht ...«

Er zeigte mit dem Finger auf Tanny Brown. »Dem Kerl ist nicht beizukommen, jedenfalls nicht mit juristischen Mitteln. Ihnen ist schon klar, dass Sie den Burschen nie wieder vor Gericht bringen werden? Niemals? Nicht mit diesem erpressten Geständnis und all den anderen Komplikationen. Niemals, vor keinem Gericht der Welt.«

Cowart holte Luft. »Und noch etwas. Sobald wir da auftauchen, weiß die alte Großmutter, dass sich irgendwas geändert hat. Und mit der Großmutter weiß es auch er.«

Brown nickte. »Ich will es trotzdem wissen.«

»Da sind wir uns einig«, antwortete Cowart und fuhr dann fort: »Der Fall in Monroe dagegen ist was anderes. Also, falls er das war – wie gesagt, falls –, dann könnten Sie ihn damit drankriegen.« Er überlegte einen Moment und korrigierte sich. »Wir könnten ihn damit drankriegen, Sie und ich.«

»Und das würde die Dinge in Ordnung bringen? Ihn wieder in den Todestrakt stecken, Joanie sühnen? Soll ich Sie so verstehen?«

»Vielleicht. Hoffe ich zumindest.«

»Hoffnung«, erwiderte der Detective, »ist ein Luxus, den ich mir nur selten leiste. So überzeugend wie Glück oder Gebet. Außerdem ...«, er schüttelte den Kopf, »... stellt sich dasselbe Problem. Ein notorischer Lügner sagt, es hätte eine Abmachung gegeben. Aber der einzige Beweis sind die beiden Opfer in Monroe County. Und die können uns nicht mehr sagen, wie es gewesen ist. Fragt sich also, ob wir vielleicht bei Bobby Earl eine Waffe finden. Oder eine Kreditkarte, mit der er einen Flug gebucht oder einen Leihwagen gemietet hat, damit wir beweisen können, dass er zur Tatzeit da gewesen ist. Meinen Sie, jemand hat ihn gesehen? Oder hat er sich irgendwo verplappert? Oder war er so dämlich, Fingerabdrücke oder Haare oder sonst irgendwelche Indizien zu hinterlassen, die Ihre lieben Freunde bei der Staatspolizei in Monroe Ihnen freundlicherweise überlassen werden, ohne irgendwelche Fragen zu stellen? Meinen Sie nicht, er hat beim ersten Mal genug gelernt, um die Sache sauber durchzuziehen?«

»Woher soll ich das wissen? Woher soll ich wissen, ob er es gewesen ist?«

»Falls er es nicht gewesen ist, wer dann, verflucht noch mal? Oder glauben Sie, Blair Sullivan hat im Knast mit jemand anderem einen Deal gemacht?«

»Für mich steht nur eines fest: Deals und Täuschungsmanöver, Manipulation – dafür hat der Kerl gelebt.«

»Und dafür ist er gestorben.«

»Ganz recht. Vielleicht war das sein letzter Deal.«

Brown entspannte sich. Er nahm seine Pistole und ließ sie um den Finger kreisen. »Sie klammern sich daran, Mr. Cowart. Sie klammern sich an diese *Objektivität*. Egal, wie alt Sie dabei aussehen.«

In Cowart stieg die blanke Wut hoch. »Immer noch besser als jemand, der ein Geständnis aus einem Mordverdächtigen herausprügelt, so dass der Mann so schnell aus dem Knast wieder rauskommt, wie er reingekommen ist.«

Es herrschte Schweigen zwischen den Männern, dann sagte der Detective: »Da ist noch diese andere

Sache auf dem Band, nicht wahr? Wo Sullivan sagt: »Jemand vom selben Schlag wie ich ...« Er taxierte den Reporter mit einem kalten Blick. »Hat Ihnen das keine Gänsehaut eingejagt? Wenigstens so ein bisschen, Mr. Cowart? Was wollte er damit wohl sagen, was meinen Sie?« Und mit zusammengebißenen Zähnen fügte er hinzu: »Finden Sie nicht auch, dass wir auf die Frage eine Antwort finden müssen?«

»Ja«, räumte Cowart in bitterem Ton ein. Wieder herrschte Schweigen.

»Sie haben recht«, sagte Cowart schließlich. »Machen wir uns an die Arbeit.« Er musterte den Polizisten. »Haben wir eine Abmachung?«

»Was für eine Abmachung?«

»Wenn ich das wüsste.«

Brown nickte. »Ja, ich denke schon.«

Beide Männer sahen einander an. Keiner traute dem anderen über den Weg. Beide wussten, dass sie über das, was passiert war, die Wahrheit herausfinden mussten. Das Problem war nur, wie beide im Stillen einräumen mussten, dass jeder von ihnen eine andere Wahrheit brauchte.

»Was ist mit den Detectives aus Monroe?«, fragte Cowart.

»Sollen sie doch ihre Arbeit machen. Für den Augenblick. Ich muss mir selbst einen Eindruck davon verschaffen, was da unten passiert ist.«

»Sie werden wiederkommen. Ich glaube, ich bin der Einzige, der ihnen weiterhelfen kann.«

»Schauen wir mal. Aber ich schätze, sie gehen noch mal ins Gefängnis. Würde ich jedenfalls an ihrer Stelle tun.« Er zeigte auf die Stereoanlage. »Wenn ich davon nichts wüsste.«

Der Reporter nickte. »Erst vor wenigen Minuten haben Sie mir vorgehalten, dass ich mich strafbar mache.«

Brown stand auf und warf dem Journalisten einen einzigen grimmigen Blick zu, den Cowart erwiderte.

»Bis wir mit der Sache fertig sind, wird es wohl noch ein paar weitere Gesetzesverstöße geben«, sagte der Polizist.

Die Hitze staute sich zwischen dem hellblauen Meer und dem Himmel. Die stickige Luft schien ihnen die Lunge zuzudrücken. Das unfreiwillige Verschwörerpaar ging über die Muschel- und Korallensplitter des Tarpon Drive und wirbelte bei jedem knirschenden Schritt grauweißen Staub auf. Ihre Gedanken behielten sie jeweils für sich, keiner von ihnen sah im anderen einen Verbündeten. Ihre Zweckgemeinschaft legte nahe, dass sie zusammenarbeiteten, und das war's auch schon. Cowart hatte neben dem Haus geparkt, in dem er die Leichen gefunden hatte. Mit einem Foto von Ferguson aus dem Archiv der Zeitung gingen sie von Haus zu Haus.

Als sie beim dritten Haus klingelten, hatte sich eine Routine herausgebildet: Tanny Brown zückte seine Dienstmarke, Matthew Cowart stellte sich mit Namen vor. Dann hielten sie den Bewohnern das Foto unter die Nase und stellten eine einzige Frage: »Haben Sie diesen Mann schon einmal gesehen?«

Eine junge Mutter in einem dünnen gelben Trägerkleid, der die blonden Locken in die schweißgetränkte Stirn fielen und die ihr weinendes Baby auf der Hüfte trug, hatte beim Anblick des Bildes den Kopf geschüttelt. Zwei Jungen um die vierzehn, fünfzehn, die im Vorgarten an den Einzelteilen eines Außenbordmotors arbeiteten, hatten sich den Mann mit einem lebhaften Interesse angesehen, von dem ihr Lehrer in der Schule wohl nur träumen konnte, aber ebenfalls bescheinigt, den Mann noch nie gesehen zu haben. Ein Riese von einem Mann, der über dem Bierbauch zur ölverschmierten Jeans eine Denim-Jacke mit abgeschnittenen Ärmeln und über der Brust einen Harley-Davidson-Motorcycles-Aufnäher trug, hatte sich geweigert, mit ihnen zu sprechen. »Ich laber nich mit Cops. Ich laber auch nich mit Reportern un so, gibt nix, wo ich gesehen hab.« Er hatte ihnen die Tür vor der Nase zugeschlagen, so dass der dünne Alurahmen schepperte.

So nahmen sie sich systematisch Haus für Haus vor. Ein paar der Anwohner fragten zurück: »Wer ist der Bursche?«, und: »Wieso wollen Sie das wissen?«

Cowart merkte schnell, dass Brown darin versiert war, in solchen Fällen den Spieß herumzudrehen und mit einer Gegenfrage zu reagieren. Erkundigte sich jemand: »Hat das was mit diesem Doppelmord zu tun?«, hakte er nach: »Können Sie uns irgendetwas dazu sagen?«

Doch ausnahmslos gab es dann nur Kopfschütteln und ratlose Blicke.

Brown erkundigte sich außerdem bei allen, ob schon jemand vom Polizeirevier Monroe da gewesen sei, um sie zu befragen. Alle sagten ja. Alle konnten sich an eine junge Polizistin erinnern, die an dem Tag, als die Leichen entdeckt wurden, bei ihnen an der Tür geklingelt hatte – selbstbewusst und kurz angebunden. Doch niemand hatte etwas Ungewöhnliches gesehen oder gehört.

»Sie haben hier alles abgegrast«, murmelte Tanny Brown.

»Wer?«

»Ihre Freunde aus Monroe. Dasselbe hätte ich auch getan.«

Cowart nickte. Er betrachtete das Foto in seiner Hand, war jedoch nicht bereit, die Gedanken, die hinter der Gluthitze des Tages lauerten, in Worte zu fassen.

Der Kragen des Polizisten war nass. »Romantisch, was?«

Sie standen vor einem niedrigen Maschendrahtzaun und hatten einen verblassten, türkisblauen Wohnwagen mit einem rosafarbenen Plastik-Flamingo vor sich, der mit grauem Isolierband an die Tür geklebt war. Die Sonne schlug ihnen heiß von den Stahlseiten des Caravans entgegen. Ein einziges Klimagerät an einem Fenster mühte sich klappernd und surrend gegen die Hitze ab. Zehn Meter entfernt blickte ihnen, an einen schiefen, eingesunkenen Pfosten gekettet, ein braun gescheckter Pitbull misstrauisch entgegen. Matthew Cowart registrierte, dass der Hund trotz der Hitze das Maul geschlossen hatte, statt mit heraushängender Zunge zu hecheln. Er schien wachsam, aber nicht

sonderlich interessiert zu sein, als ginge er selbstverständlich davon aus, dass niemand seine Autorität auf dem eingezäunten Gelände in Zweifel zog.

»Was?«, fragte Cowart.

»Polizeiarbeit.« Brown warf einen Blick auf den Hund und dann auf die Tür. »Die sollte man erschießen. Schon mal gesehen, was so ein Vieh mit Ihnen machen kann? Oder mit einem Kind?«

Cowart nickte. Pitbulls waren in Florida weit verbreitet. Im Süden hielten sich Drogendealer diese Beißmaschinen zu ihrem Schutz. Alte Männer züchteten sie in der Nähe des Okeechobeesees auf verrotteten, illegalen Farmen und richteten sie als Kampfhund ab. In Neubaugebieten erfreuten sie sich bei den Bewohnern wegen der Angst vor Einbrechern großer Beliebtheit, und wenn eins der possierlichen Tierchen einem Nachbarskind das Gesicht zerfetzt hatte, gaben sie sich höchst verwundert. Er hatte einmal eine Reportage darüber geschrieben, nachdem er in einem verdunkelten Krankenhauszimmer einem Jungen gegenübergesessen hatte, dessen Worte vor Schmerzen, unter dem Verband quer übers Gesicht und nach einer notdürftigen plastischen Chirurgie nur schwer zu verstehen waren. Cowarts Freund Hawkins hatte versucht, den Hundebesitzer wegen Überfalls mit tödlicher Waffe dranzukriegen, doch ohne Erfolg.

Noch bevor sie das Grundstück betreten hatten, flog die Wohnwagentür auf, und ein Mann mittleren Alters trat heraus, legte die Hand über die Augen und starrte die beiden Fremden an. Er trug ein weißes T-Shirt und eine khakifarbene Hose, beides hatte offenbar seit Monaten keine Waschmaschine mehr gesehen. Rings um die Stirnglatze klebte dem Mann das ungekämmte, strähnige Haar am Schädel und im verkniffenen, geröteten, unrasierten Gesicht. Ohne den Hund zu beachten, der sich rührte und zwei, drei Mal mit dem Schwanz wedelte, kam der Besitzer auf sie zu.

»Is' was?«

Tanny Brown zückte seine Marke. »Nur ein, zwei Fragen.«

»Über diese alten Leute, denen sie die Kehle aufgeschlitzt haben?«

»Ja.«

»Da waren schon andere Polizisten da. Wusste von nichts.«

»Ich würde Ihnen gerne ein Foto von jemandem zeigen und Sie fragen, ob Sie den schon mal hier in der Gegend gesehen haben. Irgendwann in den letzten Wochen oder überhaupt schon mal.«

Der Mann nickte, während er vom Zaun etwa einen Meter Abstand hielt.

Cowart reichte ihm das Foto von Ferguson. Der Mann starrte es an und schüttelte den Kopf.

»Schauen Sie genauer hin. Sind Sie sicher?«

Der Mann sah Cowart verärgert an. »Klar bin ich sicher. Ist der so was wie ein Verdächtiger?«

»Nur jemand, den wir überprüfen«, sagte Brown. Er nahm das Bild wieder entgegen. »Hat sich nicht hier rumgetrieben oder ist vielleicht mit einem Leihwagen vorbeigekommen?«

»Nein«, sagte der Mann. Dabei verzog er den Mund zu einem Anflug von Lächeln und zeigte braune Zähne mit einigen Lücken. »Hab keinen hier rumhängen sehen. Auch keinen, der sich hier umgesehen hat oder so. Keiner in einem Leihwagen. Und Sie sind der einzige Neger, den ich hier überhaupt jemals gesehen habe, da bin ich mir ganz sicher.«

Der Mann spuckte, lachte sarkastisch und fügte hinzu: »Sind Sie sicher, dass Sie das nicht sind auf dem Foto? Neger!«

Er dehnte die beiden Silben zu einem spöttischen Singsang, so dass es wie ein Schimpfwort klang.

Dann machte er grinsend kehrt und pfiff dem Hund zu, der augenblicklich aufsprang, die Nackenhaare aufrichtete und die Zähne fletschte. Cowart trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als ihm bewusst wurde, dass der Mann wahrscheinlich mehr Zeit, Mühe und Geld für das Gebiss des Hundes aufwendete als für das eigene. Als der Reporter noch einen Schritt rückwärts machte, merkte er, dass der Detective nicht vom Fleck gewichen war. Nach einer Weile, in der nur das tiefe Knurren des Hundes zu hören war, drehte Brown sich um und ging schweigend weiter. Cowart musste sich

beeilen, um mit ihm Schritt zu halten.

Brown war auf dem Weg zu Cowarts Wagen. »Fahren wir«, sagte er.

»Da sind noch ein paar Häuser.«

»Fahren wir«, wiederholte Brown. Er blieb stehen und deutete mit einer knappen Handbewegung auf die schäbigen Wohnwagen und Eigenheime. »Der Bastard hatte recht.«

»Womit?«

»Ein Schwarzer, der am helllichten Tage hier entlangfährt, wäre wie ein Knallkörper, unübersehbar. Besonders wenn er jung ist. Falls Ferguson hier gewesen ist, dann heimlich nachts, im Schutz der Dunkelheit. Wäre durchaus möglich. Aber sehr riskant, wissen Sie.«

»Was wäre daran riskant? Schließlich kann ihn keiner sehen.«

Der Polizist lehnte sich seitlich an den Wagen. »Mann, Cowart, überlegen Sie mal. Sie haben eine Adresse und einen Auftrag. Einen Mordauftrag. Sie müssen in ein Haus, in dem Sie noch nie gewesen sind. Erst mal müssen Sie das Haus finden. Dann müssen Sie unbemerkt einbrechen und zwei Leute umbringen, die Sie nicht kennen, dann abhauen, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen oder Aufmerksamkeit zu erregen. Ziemlich riskante Sache. Da bleibt einiges dem Zufall überlassen. Nein, Sie werden sich gründlich vorbereiten. Sich erst mal ansehen, wo Sie hin müssen und womit Sie es zu tun haben. Und wie will er das machen, ohne gesehen zu werden? Keiner von den Leuten hier geht irgendwohin. Was sag ich, die meisten von denen sind Rentner, die draußen sitzen, egal, wie heiß die Sonne vom Himmel knallt, und die andere Hälfte hat höchstens mal für fünf oder zehn Minuten einen Job gehabt. Sie haben nichts anderes zu tun, als in die Gegend zu glotzen.«

Cowart schüttelte den Kopf. »Kommt alle Nase lang vor«, entgegnete er.

»Was?«

»Ich meine nur, so was kommt vor. Nehmen wir mal an, Sullivan hätte ihm einen Grundriss gezeichnet. Und ihm alles erklärt, was er wissen musste.«

Brown schwieg. »Nicht auszuschließen«, sagte er. »Aber ich würde mal vermuten, dass Ferguson, nachdem er drei Jahre im Trakt gesessen hat, sich hütet, irgendeinen Fehler zu begehen, der ihn dahin zurückbringt, wo er hergekommen ist.«

Das leuchtete Cowart ein. Doch so leicht war er nicht zu überzeugen. »Wieso sollte er erst letzte Woche hergekommen sein? Vielleicht war er schon letztes Jahr hier. Nicht lange nach seiner Entlassung. Sobald der Trubel vorbei ist, sobald sein Gesicht ein paar Wochen lang aus den Zeitungen und den Nachrichten verschwunden ist. Kommt her – ein Bild der Unschuld – und sieht sich in der Gegend um. Er weiß, dass es um ein altes Ehepaar geht. Dass sich kein Mensch darum scheren wird. Prägt sich die Umgebung und das Haus ein, in dem er es tun muss. Vielleicht klopft er sogar an, versucht, ihnen irgendeine Enzyklopädie oder ein Zeitungsabo zu verkaufen, so dass er lange genug im Haus ist, um sich umzusehen, bevor sie ihn an die Luft setzen. Dann geht er wieder. Es ist völlig egal, wer ihn sieht, weil er weiß, dass sie es, wenn er wiederkommt, längst vergessen haben.«

Brown nickte und warf Cowart einen Blick von der Seite zu. »Nicht schlecht für einen Reporter«, sagte er. »Schon möglich. Werd drüber nachdenken.« Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem zarten Grinsen, bevor er hinzufügte: »Aber das ist natürlich das Gegenteil von dem, was Sie rauskriegen wollen, nicht wahr? Sie wollen rausfinden, dass er es *nicht* gewesen sein kann, stimmt's? Und nicht, wie er es angestellt haben könnte.«

Cowart setzte zu einer Antwort an, überlegte es sich aber anders.

»Und da kommt mir noch ein Gedanke«, fuhr Brown fort. »Der wird Ihnen gefallen, denn das würde eher für seine Unschuld sprechen. Nehmen wir rein hypothetisch an, Blair Sullivan steckt, wie er behauptet, hinter diesem Doppelmord, nur nicht mit Hilfe von Bobby Earl. Sondern von jemand ganz anderem. Und er hätte sicherstellen wollen, dass niemand unter den richtigen Stein guckt und den Abschaum findet, mit dem er seine Abmachung getroffen hat. Was könnte es Besseres geben, um sein

Geheimnis zu wahren, als Ihnen zu erzählen, Ihr Unschuldslamm sei der Mörder? Er wusste, dass früher oder später jemand mit dem Foto von Bobby Earl hier die Straße entlangkommen würde, und wenn Bobby Earl erneut Schlagzeilen machte, gäbe das dem eigentlichen Täter genügend Vorsprung, um die Tat zu vertuschen. Es würde genügend Verwirrung stiften.«

Der Detective überlegte einen Moment. »Sie wissen, Cowart, wie wichtig es ist, den Täter schnell zu finden und genug gegen ihn in der Hand zu haben, damit es für eine Anklage reicht, nicht wahr? Bevor die Zeit drüber hingeht und die Spuren so verwischt, dass am Ende nichts mehr übrig bleibt?«

»Ich weiß, dass es wichtig ist, zügig zu handeln. Aber in Pachoula haben Sie genau das getan, und Sie wissen ja selbst, wie es ausgegangen ist.«

Zur Antwort warf ihm Brown einen finsternen Blick zu.

Cowart merkte, wie ihm der Schweiß aus den Achseln trat und an den Rippen kitzelte. »Alles ist möglich«, antwortete er.

»Richtig.«

Brown straffte die Schultern und strich sich mit der Hand über die Stirn, als versuchte er, die Gedanken zu verscheuchen, die ihm im Kopf herumkreisten. Er stieß einen tiefen Seufzer aus. »Ich will den Tatort sehen«, sagte er. Er starrte die Straße entlang und machte sich mit zügigen Schritten auf den Weg, als hoffte er, möglichst schnell der Hitze zu entkommen.

Als sie vor der Nummer dreizehn ankamen, zögerte der Polizist einen Moment und drehte sich zu Cowart um.

»Zumindest das hier war von Vorteil für ihn.«

»Was?«

»Na, sehen Sie sich das Haus doch an, Cowart. Ideal, um darin jemanden zu ermorden.«

Er machte eine ausladende Handbewegung. »Von der Straße zurückgesetzt. Keine Nachbarn in unmittelbarer Nähe. Und es steht in einem Winkel, dass es von keiner Seite aus einzusehen ist, es sei denn, man steht unmittelbar an der Eingangsseite. Und zwar dicht davor. Meinen Sie, der faule Zahn da drüben führt hier abends sein Schoßhündchen gassi? Wohl kaum. Ich wette um meinen Wochenlohn, dass hier nach Sonnenuntergang alle erst mal einen picheln, dann den Fernseher anmachen und keinen Fuß mehr vor die Tür setzen, außer vielleicht diese Jugendlichen. Alle anderen sind entweder betrunken, gucken Wiederholungen von Dallas oder beten fürs Jüngste Gericht. Schätze, die ahnen alle nicht, wie nah es war.«

Cowart ließ den Blick über die Fassade wandern. Er stellte sich das Haus bei Nacht vor und kam zu demselben Schluss wie Brown. Hier und da gab es sicher den einen oder anderen lauten Wortwechsel, einen Ehestreit oder dergleichen. Das Geschrei würde im Lärm der auf volle Lautstärke eingestellten Fernseher untergehen. Eine Flasche, die zu Bruch ging, Beschimpfungen nach ein paar Bier, vielleicht das Bellen eines Hundes. Und selbst wenn jemand hörte, wie ein Auto schnell davonfuhr, würden die Nachbarn annehmen, dass sich irgendwelche Jugendlichen mit ein bisschen Draufgängertum die Langeweile vertrieben.

»Ein richtig guter Ort zum Töten«, bekräftigte Brown.

Das Haus war ringsum von gelbem Absperrband eingefasst. Der Detective schob sich darunter durch. Cowart folgte seinem Beispiel an der von der Straße abgewandten Seite.

»Da rein«, sagte Brown und zeigte auf die aufgebrochene Hintertür.

»Die ist versiegelt.«

»Scheiß drauf.« Brown riss die Tür mit einem kräftigen Ruck auf.

Nach kurzem Zögern kam Cowart hinterher.

In der Küche schlug ihnen immer noch der Gestank nach Verwesung entgegen, so dass man sich in dem Raum wie in einer Gruft vorkam. Überall im Innern des kleinen Hauses hatte die Polizeiarbeit Rückstände hinterlassen; Tisch und Stühle waren mit Spurensicherungspulver bestäubt; Kreidepfeile

und -markierungen zeigten, wo sich was abgespielt oder befunden hatte. Auf dem Boden waren sämtliche Blutflecken unangetastet, auch wenn offensichtlich Proben herausgekratzt worden waren. Cowart sah, wie Brown alles aufzog und begutachtete.

Tanny Brown ging innerlich eine Checkliste durch. Im Geist sah er die Teams der Spurensicherung bei der Arbeit, der Routine, die auf jeden gewaltsamen Tod folgte. Er kniete sich neben eine der Lachen, die auf dem hellen Linoleum inzwischen fast schwarz erschien. Er strich mit dem Finger über die teils glatte, teils spröde Konsistenz getrockneten Bluts. Als er aufstand, stellte er sich die beiden alten Leute vor, die, gefesselt und geknebelt, dem Tod entgegensahen. Er ertappte sich bei dem Gedanken, wie oft sie wohl zum Frühstück oder Abendessen auf denselben Stühlen zusammengesessen hatten, oder auch zur Bibelstunde oder irgendeiner anderen Alltagsverrichtung. Es gehörte zu den schrecklichen Aspekten der Arbeit im Morddezernat, dass das Böse völlig unerwartet in den banalen, stumpfsinnigen Alltag der Opfer eindrang; dass das, was diese Menschen als Heim, als Zufluchtsort empfunden hatten, mit einem Schlag zur Todesfalle wurde. Im Krieg hatte er es am meisten gehasst, Wunden zu versorgen, die von Minen rührten. Dabei waren die entsetzlichen Verstümmelungen nicht einmal das Schlimmste, sondern die Art und Weise, wie sie zustande kamen: Man trat mit der Schuhsohle auf, machte einen einzigen Schritt und – peng. Wenn man Glück hatte, verlor man nur einen Fuß. Hatte dieses alte Paar gewusst, dass es auf einem Minenfeld lebte? Er drehte sich zu Cowart um.

Wenigstens er versteht das, dachte er. Selbst der Boden ist nicht sicher. Brown verließ die Küche, wo Cowart unmittelbar an der Stelle stand, an der die beiden ihr Leben ausgeröchelt hatten.

Mit wenigen Schritten lief er durch das kleine Haus und machte eine Bestandsaufnahme des heruntergekommenen Lebens, das sich dort Tag für Tag nach dem gleichen Muster abgespielt hatte. Trostlos, dachte er, sich an Jesus zu klammern und seine Zeit auszusitzen, bis der Tod an die Tür klopft. Wahrscheinlich glaubten sie, irgendwann an Altersschwäche zu sterben, wo es doch ganz anders kommen sollte. Vor einem kleinen Wandschrank im Schlafzimmer blieb er stehen und blickte versonnen auf die Schuhe und Pantoffeln, die darin in Reih und Glied wie zum Appell auf dem Boden standen. Sein Vater war genauso: Ältere Menschen haben es gerne, wenn alles seinen Platz hat. In einer Ecke stand ein Korb mit Strickzeug – lange, silberne Nadeln und mehrere Knäuel Garn. Das überraschte ihn: Was in Gottes Namen strickte man in einer Gegend wie dieser? Einen Pullover? Absurd. Auf der Kommode fiel sein Blick auf zwei Gipsfigürchen, Hüttensänger, mit aufgerissenen Schnäbeln. *Ihr habt gesehen, was passiert ist*, fragte er in Gedanken die stummen Zeugen. *Wer ist hier reingekommen?* Dann schüttelte er über den ganzen Irrsinn den Kopf. Dennoch wanderte sein Blick weiter durch das Zimmer. Ein Zimmer mit wenig Komfort, dachte er. *Wer hat euch umgebracht?*, fragte er stumm die Toten. Schließlich kehrte er in die Küche zurück, wo Cowart immer noch wie angewurzelt dastand und auf den blutverschmierten Boden starrte. Er drehte sich um.

»Neue Erkenntnisse?«, fragte Cowart.

»Ja.«

»Was denn?«, fragte Cowart neugierig und erstaunt.

»Ich habe erkannt, dass ich irgendwo im Verborgenen sterben möchte, so dass niemand hinkommt und in meinen Sachen kramt«, erwiderte Tanny Brown.

Cowarts Blick fiel auf eine Kreidenotiz auf dem Linoleum. Sie lautete: *Nachtzeug*.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Brown.

»Die alte Frau war nackt. Ihre Kleider waren hier fein säuberlich zusammengefaltet, als sei sie dabei, sie in einer Kommode zu verstauen, statt sich umbringen zu lassen.«

Brown zuckte zusammen. »Säuberlich zusammengefaltet?«

Cowart nickte.

Der Polizist sah den Reporter scharf an. »Sie erinnern sich, wo wir Joanie Shriver gefunden haben?«

»Ja.« Cowart rief sich die Lichtung am Rand des Sumpfs ins Gedächtnis. Ihm war bewusst, dass Brown ihm eine Frage gestellt hatte, erinnerte sich jedoch nicht mehr, wie sie lautete. Im Geist lief er durch die Lichtung; sah im Geist das Blut an der Stelle, an der das kleine Mädchen getötet worden war, sah, wie die Sonnenstrahlen durch die dichten Baumkronen und die Lianen drangen. Er lief bis an den Rand des schwarzen, stillen Sumpfs und starrte zwischen den verschlungenen Wurzeln hindurch bis in die Wassertiefe, in der Joanie Shrivvers Leiche gelegen hatte, und von dort zu der Stelle, zu der die Sucher sie getragen hatten, bis ihm endlich wieder einfiel, was sie am Rand des Tatorts gefunden hatten: ihre Kleider.

Ordentlich gefaltet.

Auf dieses Detail hatte er in seinem ursprünglichen Artikel besonderes Augenmerk gelegt – eine bittere Ironie, die dem Leser diesen Moment umso lebhafter vor Augen führte: Der Mörder eines kleinen Mädchens, der einen ausgeprägten Ordnungssinn an den Tag legte, musste umso beängstigender und realer zugleich erscheinen.

Er erwiderte den Blick des Ermittlers. »Das spricht Bände.«

Einen Moment lang überließ sich Brown der Woge blanker Wut, die in ihm aufstieg, dann kämpfte er dagegen an und verbannte sie aus seinem Bewusstsein.

»Schon möglich«, sagte er, als er sich wieder im Griff hatte. »Ich würde es mir wünschen.«

Cowart deutete mit einer ausladenden Handbewegung auf das ganze Haus. »Ist Ihnen noch irgendetwas aufgefallen, das darauf hindeutet ...«

»Nein, nichts. Vielleicht das eine oder andere, dem wir entnehmen können, um was für Menschen es sich bei den Opfern gehandelt hat, aber nichts, was uns etwas über den Mörder sagt. Außer diesem kleinen Detail.«

Er blickte zu Cowart hinüber, bevor er fortfuhr. »Auch wenn Sie wahrscheinlich immer noch glauben wollen, dass das reiner Zufall ist.«

Dann ging er zu den Blutflecken auf dem Boden hinüber und verließ das Haus, ohne sich noch einmal umzuschauen, da die strahlende Sonne, die durch die Fenster hineinschien, nichts Neues mehr zutage fördern würde.

Schweigsam kehrten die beiden Männer vom Tatort zu ihrem Wagen zurück.

»Haben Sie sich ein Urteil gebildet?«, fragte Cowart.

»Ja.«

»Und? Darf ich es erfahren?«

Der Polizist zögerte mit seiner Antwort. »Wissen Sie, Cowart, manchmal kommen Sie an einen Tatort, und Sie können die Emotionen in dem Zimmer, in dem der Mord stattgefunden hat, mit Händen greifen. Wut, Hass, Panik, Angst, was auch immer, alles liegt noch in der Luft, wie Gerüche. Aber da drinnen? Womit haben wir es da zu tun? Mit jemandem, der einen Auftrag erledigt, so wie Sie und ich oder der Postbote, der dazukam, als Sie die verdammten Leichen fanden. Eins steht fest: Wer auch immer da reingegangen ist und diese alten Leute umgebracht hat, verstand was vom Töten. Er hatte keine Angst. Da waren keine Emotionen im Spiel. Der wollte nichts weiter als einen Job erledigen. Und genau das hat er getan, nicht wahr?«

Cowart nickte.

Brown ging bei ihrer Rückkehr zur Fahrerseite und öffnete die Tür. Doch bevor er einstieg, sah er über das Dach hinweg Cowart an.

»Aber habe ich da drinnen irgendetwas gesehen, das mir mit absoluter Sicherheit beweist, dass es Ferguson war?« Er schüttelte den Kopf. »Lediglich, dass der Täter sich die Zeit genommen hat, Kleidungsstücke ordentlich zu falten, und sich bestens in der Handhabung eines Messers auskannte. Und ich kenne einen Mann, der Messer liebt, nicht wahr?«

Mit den Upper Keys verließen sie Monroe County und kehrten nach Dade zurück. Cowart hatte das Gefühl, wieder auf vertrautem Terrain zu sein. Auf dem Weg nach Miami kamen sie an einem riesigen Schild vorbei, das den Weg zum Shark Valley und zum Everglades National Park wies, und sie fuhren weiter, bis Brown vorschlug, irgendwo eine Kleinigkeit zu essen. Einige Fastfood-Lokale lehnte der Lieutenant ab, und so kamen sie schließlich in die Gegend von Perrine-Homestead. Dort verließen sie den Highway und folgten einer Reihe von Straßen, die mit Bodenwellen und Schlaglöchern übersät waren. Cowart betrachtete die Häuser, an denen sie vorbeikamen: kleine, quadratische, einstöckige Häuschen aus Betonstein mit Jalousiefenstern und Flachdächern, aus denen riesige Fernsehantennen ragten. In den Vorgärten kämpfte die spärliche Fingerhirse auf nacktem, trockenem Boden ums Überleben, und hinter vielen Maschendrahtzäunen lagen ringsum aufgebockte Autos Fahrzeugteile herum. Die wenigen Kinder, die er draußen spielen sah, waren schwarz.

»Schon mal in diesem Teil Ihres Landes gewesen, Cowart?«

»Sicher«, erwiderte der Reporter.

»Und über Verbrechen berichtet?«

»Ja.«

»Sie kommen sicher nicht hier raus, nur um Geschichten über Jugendliche zu schreiben, die sich ein Studienstipendium erarbeitet haben, oder über Eltern, die zwei Jobs schmeißen, um ihren Kindern eine Perspektive zu bieten?«

»Doch, tun wir.«

»Aber bestimmt nicht oft?«

»Nein, eher selten.«

Der Polizist ließ den Blick über das Städtchen schweifen. »Wissen Sie, in Florida gibt es mindestens hundert, wenn nicht sogar tausend solcher Gemeinden.«

»Was für welche?«

»Städte in der Grauzone zwischen Armut und Stabilität. Städte, in denen nicht einmal so etwas wie eine untere Mittelschicht lebt. Schwarze Gemeinden, die zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben haben und einfach nur dumpf vor sich hin brüten. Alle diese Eigenheime hängen von zwei Einkommen ab, nur dass die Einkommen ziemlich bescheiden sind: der Mann bei der Müllabfuhr, die Frau häusliche Krankenpflegerin. Das hier ist die unterste Stufe ihres *American Dream*. Eigenheim. Schule vor Ort. Sie fühlen sich hier zu Hause. Sie fühlen sich durchaus nicht zu Höherem berufen. Allenfalls wünschen sie sich, ein kleines bisschen voranzukommen. Sie haben einen schwarzen Bürgermeister. Einen schwarzen Stadtrat. Wahrscheinlich ist der Polizeichef Schwarzer, wie die Dutzend Leute, die unter ihm arbeiten.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich bekomme Angebote. Karrierestufen. Leitung des Morddezernats bei der Bezirkspolizei. Auf bundesstaatlicher Ebene kennt mich nicht gerade jeder, aber ich bin auch kein Unbekannter, wenn Sie verstehen, was ich meine. Folglich komme ich ein bisschen herum. Besonders in solche Kaffs wie Perrine.«

Sie fuhren noch eine Weile durchs Wohngebiet. In Cowarts Augen wirkte die Gegend unwirtlich und öde. In Südflorida wächst im Prinzip alles. Lässt man ein Stück Boden brachliegen, wuchern darauf im Handumdrehen Lianen und Farn und anderes Grün. Hier dagegen nicht. Die Erde schien so staubtrocken, dass man sich in einen anderen Landstrich, nach Arizona oder New Mexico, versetzt fühlte – in die Nähe der Wüste und nicht des Sumpfs. Brown fuhr auf eine breite Durchgangsstraße und hielt schließlich an. Sie standen vor einem kleinen Einkaufszentrum. Am einen Ende lag ein riesiger Supermarkt, am anderen ein riesiger Spielzeug-Discounter, dazwischen zwei Dutzend kleinere Geschäfte sowie ein Restaurant.

»Da«, sagte Brown. »Wenigstens wird das Essen dort frisch gekocht und nicht von der

Firmenzentrale eingeflogen.«

»Dann sind Sie nicht zum ersten Mal hier?«

»Doch. Ich war nur schon an unzähligen ähnlichen Orten. Nach einer Weile kennen Sie das Schema.« Er lächelte. »Nicht vergessen, darum geht es schließlich bei der Polizei.«

Cowart starrte auf den Spielzeugladen am Ende der Mall.

»Ich war mal hier. Ein Mann hatte eine Frau und ein Kind entführt, die aus dem Laden da kamen. Zufällig die beiden erwischt, als sie zur Tür herauskamen. Ist mit ihnen einen halben Tag lang durch die Gegend gefahren und hat zwischendurch immer mal wieder angehalten, um sich an der Frau zu vergreifen. Schließlich hat ein Staatspolizist auf dem Heimweg von seiner Schicht den Wagen herangewunken, weil er das Gefühl hatte, dass irgendwas damit nicht stimmte. Hat ihr das Leben gerettet. Und dem Kind. Er hat den Kerl erschossen, als er ein Messer zückte. Ein einziger Schuss. Direkt ins Herz. Glückstreffer, könnte man sagen.«

Brown schwieg und folgte Cowarts Blick zum Laden.

»Sie waren da drin, um für den zweiten Geburtstag des Jungen kleine Geschenke für die Gäste zu kaufen«, fuhr der Reporter fort. »Rote und blaue Luftballons und lustige spitze Hütchen mit Clowns vorne drauf. Bei ihrer Rettung hatten sie ihre Einkäufe noch dabei.«

Er erinnerte sich, wie die Frau die Tüte in der freien Hand hielt, das Kind an der anderen, während sie in den Krankenwagen geschoben wurden. Man hatte ihnen eine Decke umgelegt, obwohl es Mai und drückend heiß war. Ein solches Verbrechen begleitet immer eine Eiseskälte.

»Wieso hat der Polizist sie angehalten?«, fragte Brown.

»Er hat ausgesagt, weil sich der Fahrer verdächtig benahm. Schlangenlinien fuhr. Und gleichzeitig versuchte, unauffällig zu sein.«

»Auf welche Seite kam Ihr Artikel?«

Cowart zögerte, bevor er antwortete: »Titelseite. Untere Hälfte.«

Der Detective nickte. »Ich weiß, weshalb der Kollege den Wagen angehalten hat.« Er sprach ruhig. »Weiße Frau. Schwarzer Mann. Stimmt's?«

Cowart brachte das Ja nicht über die Lippen. »Wieso wollen Sie das wissen?«

»Ach Cowart, kommen Sie schon. Sie haben mir mal die Statistik unter die Nase gerieben, Sie erinnern sich? Sie wollten wissen, ob ich die FBI-Statistik über Verbrechen Schwarzer gegen Weiße kenne. Nun, ich kenne sie. Und ich weiß, wie selten ein solches Verbrechen ist. Und ich weiß auch sehr wohl, dass es Ihr Artikel nur aufgrund dieses Umstands auf die Titelseite geschafft hat. Also, ich kenne die Zahlen. Und ich weiß, wie selten ein solches Verbrechen ist. In jedem anderen Fall wäre Ihre Story unter ferner liefen in den Kurzmeldungen ganz weit hinten erschienen – sechs Absätze, nicht mehr. Ich meine, wenn der schwarze Täter sich an einer Schwarzen vergriffen hätte, stimmt's?«

So ungern er es zugab, aber Brown hatte recht. »Wahrscheinlich.«

Der Polizist schnaubte. »»Wahrscheinlich« ist eine unverfängliche Antwort, Cowart.« Brown holte mit dem Arm aus. »Meinen Sie, der Lokalredakteur hätte einen seiner Stars extra aus der Metropole hierhergeschickt, wenn er sich nicht sicher gewesen wäre, dass es für die Titelseite reicht? Nee, ganz bestimmt nicht. Die sechs Abschnitte hätte ihm ein freier Mitarbeiter oder ein kleiner Redakteur aus der Vorstadt geliefert.«

Brown überquerte den Parkplatz in Richtung des Restaurants und sprach im Gehen weiter. »Wissen Sie was, Cowart? Wissen Sie, wieso es nicht leicht ist, an einem solchen Ort zu wohnen? Weil jeder hier weiß, dass er mit einem Bein im Ghetto ist. Davor haben die Leute Angst. Sie wissen, dass sie nicht dieselbe Bezahlung bekommen, dieselben Sozialleistungen, dieselben Schulen, was weiß ich. Also klammern sie sich an diesen Traum vom Status der unteren Mittelschicht wie an einen Rettungsring, dem die Luft ausgeht. Sie wissen alle, wie es im Ghetto ist, es ist wie ein ständiger Sog, gegen den sie sich abstrampeln, so gut sie können. All diese Jobs in aller Herrgottsfrühe, die

Lohnschecks, die so schnell eingelöst wie sie ausgestellt werden, diese kleinen, heißen Häuser sind alles, was sie davor bewahrt.«

»Und wie ist das in Nordflorida? In Pachoula?«

»Mehr oder weniger dasselbe. Nur dass sie da oben fürchten, der alte Süden holte sie wieder ein – Sie wissen schon, die Provinz, die Holzhütten.«

»Kam Ferguson nicht genau daher? Aus der Armut und der Rückständigkeit der Provinz?«

Der Detective nickte. »Aber er ist aufgestiegen und hat es geschafft.«

»So wie Sie.«

Brown blieb abrupt stehen und drehte sich zu Cowart um. »So wie ich«, sagte er mit einem verärgerten Unterton. »Aber mir gefällt Ihr Vergleich nicht, Mr. Cowart.«

Sie betraten das Restaurant. Es war früher Nachmittag, und so hatten sie die Gaststätte für sich. Sie setzten sich in eine Nische am Fenster mit Aussicht über den Parkplatz. Eine Kellnerin in enger weißer Kleidung, die ihren üppigen Busen zu stark betonte, mit einem Kaugummi im Mund und einem finsternen Blick, der die Gäste vor anzüglichen Bemerkungen warnte, nahm ihre Bestellung entgegen und reichte sie durch ein Fenster an einen Koch weiter. Binnen Sekunden hörten sie das Brutzeln ihrer Hamburger in der Pfanne, und noch ein paar Sekunden später drang der Duft zu ihnen herüber.

Schweigend aßen sie, und als sie fertig waren, bestellte Brown ein Stück Limettenkuchen zum Kaffee. Nach dem ersten Bissen spießte er ein zweites auf und richtete die Gabel auf Cowart. »Mmh, hausgemacht. Den sollten Sie probieren. In Pachoula bekommt man so was nicht. Zumindest nicht so gut.«

Der Reporter schüttelte den Kopf.

»Mensch, Cowart, ich wette, Sie sind der Typ, der in der Mittagspause an die Salatbar geht und sich diese asketische Figur mit Karnickelfutter erhält.«

Ertappt zuckte Cowart die Achseln.

»Und wahrscheinlich trinken Sie auch noch dieses beschissene Mineralwasser aus Frankreich.«

Während der Detective sprach, beobachtete Cowart, wie die Kellnerin in eine andere Sitznische trat. Sie hatte einen Schaber in der Hand und beugte sich vor, um etwas vom Fenster zu entfernen. Als sie Klebeband von der Scheibe rieb, machte es ein kratzendes Geräusch. Dann richtete sie sich, ein Plakat unter den Arm geklemmt, auf. Cowart erhaschte einen Blick auf ein junges Gesicht. Die Kellnerin wollte ihnen gerade den Rücken kehren, als er sie, ohne dass er sagen konnte, warum, heranwinkte.

Sie trat an ihren Tisch. »Wollen Sie auch ein Stück von dem Kuchen probieren?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete er. »Ich bin nur neugierig wegen dieses Plakats.« Er zeigte auf das Poster unter ihrem Arm.

»Ach, das?«, fragte sie. Die Frau reichte es ihm, und er breitete es auf dem Tisch zwischen ihnen aus.

Auf dem Plakat war ein schwarzes Mädchen abgebildet, das mit seinen Zöpfchen freundlich in die Kamera lächelte. Unter dem Bild stand in großen Lettern VERMISST. Es folgte in kleinerer Schrift: DAWN PERRY, 12 JAHRE ALT, 1,58 GROSS, 50 KG, WIRD SEIT DEM 12. AUGUST 1990 VERMISST. SIE TRUG BEI IHREM VERSCHWINDEN BLAUE SHORTS, EIN WEISSES T-SHIRT, WEISSE TURNSCHUHE UND HATTE EINE BÜCHERTASCHE DABEI. SACHDIENLICHE HINWEISE NIMMT DIE POLIZEI ENTGEGEN. DIE ERMITTLUNGEN LEITET DETECTIVE HOWARD, TEL. 555-1212. Am Ende dieser Mitteilung stand in fetten Lettern hervorgehoben: BELOHNUNG AUSGESETZT.

Cowart sah zu der Kellnerin auf. »Was ist da passiert?«

Das Mädchen zuckte mit den Achseln, als wollte sie sagen, das übersteige die Aufgaben einer Bedienung. »Keine Ahnung. Kleines Mädchen. Eben ist sie noch da, im nächsten Moment wie vom Erdboden verschluckt.«

»Wieso nehmen Sie das Plakat runter?«

»Ist lange her, Mister. Viele Monate. Wenn bis jetzt noch niemand die Kleine gefunden hat, dann wird das Plakat wohl auch nichts daran ändern. Jedenfalls hat mein Chef mich gestern darum gebeten, und ich hatte es bis jetzt vergessen.«

Cowart beobachtete, wie Brown sich auf das Poster konzentrierte. Er sah auf. »Hat die Polizei schon irgendwas rausgefunden?«

»Nicht, dass ich wüsste. Wollen Sie noch was anderes?«

»Nur die Rechnung bitte«, erwiderte Brown. Er lächelte und zog das Poster auf dem Tisch zu sich heran. »Das übernehme ich für Sie«, sagte er.

Die Kellnerin ging weg, um das Wechselgeld zu holen.

»Da kommt man schon ins Grübeln, oder?«, sagte Brown. »Da ist man gerade innerlich darauf eingestellt, Cowart, und schon stürmen schreckliche Dinge auf einen ein, oder?«

Der Reporter antwortete nicht, und so fuhr der Detective fort: »Ich meine, man hat ohnehin wahrlich genug mit Mord und Totschlag zu tun, und da springen einem solche ungewöhnlichen Vorgänge einfach so ins Gesicht, als gehörten sie zum ganz normalen Alltag, und sie würden einem gar nicht weiter auffallen, wenn man nicht gerade über der Frage brüten würde, wieso sich Menschen gegenseitig töten.«

Cowart nickte.

Nachdem er die letzten Krümel seines Kuchenstücks aufgepickt hatte, lehnte sich Brown zurück. »Hab ich Ihnen nicht gesagt, dass es hier frisches Essen gibt?«, sagte er. Dann beugte er sich mit einem Ruck zu Cowart vor.

»Da kann einem schon der Appetit vergehen, nicht wahr? Ein klitzekleiner Zufall zum Nachtsch, was?«

Er tippte mit dem Zeigefinger auf das Plakat. »Ich meine, was ist das schon? Nur wieder eins von den Mädchen, die urplötzlich verschwinden. Und wahrscheinlich stellt sich heraus, dass es auch nicht passt – Zeitpunkt, Gelegenheit und so. Aber schon interessant, nicht wahr? Dass nicht allzu weit von dem Highway entfernt, der zu den Keys runterführt, ein kleines Mädchen verschwindet. Da frage ich mich doch, ob es vor der Schule passiert ist.«

»Fünzig Meilen vom Tarpon Drive entfernt«, warf Cowart ein.

Der Detective nickte.

»Und absolut nichts, was diesen Fall mit den anderen beiden in Verbindung bringt, die uns interessieren.«

»Wieso«, fragte Brown bedächtig zurück, »wollten Sie es dann sehen, als die Kellnerin es wegwerfen wollte?«

Der Polizist faltete das Plakat zusammen und steckte es in die Tasche, dann stand er auf und ging zur Eingangstür.

Die beiden Männer blieben draußen auf dem Bürgersteig stehen. Cowart warf einen Blick auf den großen Spielzeugladen am Ende des Einkaufszentrums und sah, dass vor dem Eingang ein Mann in blauem Hemd und mit Schlagstock im Holster saß. Ein Wachmann, stellte er fest und wunderte sich, dass er den Mann nicht gleich registriert hatte. Vermutlich hatten sie diese Sicherheitsmaßnahme erst nach der Entführung angeordnet, als ob damit verhindert werden könnte, dass der Blitz an derselben Stelle zum zweiten Mal einschlägt. Er erinnerte sich, dass damals sogar, als draußen die Polizisten eintrafen, die Leute – Erwachsene wie Kinder – weiter in den Laden strömten und ungeachtet der blutigen Konfrontation, die sich draußen auf dem Bürgersteig abspielte, nach einer Weile wieder mit Spielzeug in großen Plastiktüten erschienen.

Er drehte sich zu Brown um. »Und wie geht's jetzt weiter? Wir sind extra zu den Keys runtergefahren, und alles, was wir mitbringen, sind noch mehr Fragen. Wohin soll's als Nächstes

gehen? Wieso knöpfen wir uns nicht Ferguson vor?«

Der Detective schüttelte den Kopf. »Nein, fahren wir zuerst nach Pachoula zurück.«

»Wozu?«

»Nun ja, wäre doch schön, zu erfahren, ob Sullivan Ihnen wenigstens in einem Punkt die Wahrheit gesagt hat, oder?«

In Miami trennten sich die beiden Männer kurz nach ihrer Ankunft. Die Hitze des Tages staute sich noch immer in der Luft, so dass die Dunkelheit wie eine dichte Masse über den Straßen hing. Cowart setzte Brown am Holiday Inn im Zentrum ab, in dem er sich ein Zimmer genommen hatte. Das Hotel lag gegenüber dem Bezirksgericht, etwa auf halbem Wege zwischen der Orange Bowl und Liberty City, in einer Art städtischem Niemandsland mit Krankenhäusern, Bürogebäuden, Gefängnissen, zwischen denen mit ihrem unaufhaltsamen Wachstum die Slums in die Lücken vordrangen.

Kaum war Brown in seinem Zimmer, zog er sich Jackett und Schuhe aus. Dann sank er auf den Bettrand und wählte eine Nummer.

»Staatspolizei Dade County. Süd-Station.«

»Ich würde gerne mit Detective Howard sprechen.«

Er hörte, wie er durchgestellt wurde, dann die kurz angebundene Stimme eines Mannes.

»Detective Howard. Was kann ich für Sie tun?«

»Das wird sich zeigen. Detective Lieutenant Brown, Escambia County ...«

»Hallo, nett, von Ihnen zu hören, Lieutenant. Wie kann ich Ihnen weiterhelfen?« Die militärische Unnahbarkeit war augenblicklich einer jovialen Hemdsärmeligkeit gewichen.

»Ah«, sagte Brown im selben Ton, »wahrscheinlich nur eine wilde Spekulation, aber ich wollte Sie trotzdem um ein paar Informationen über dieses Mädchen bitten, Dawn Perry, das vor ein paar Monaten verschwunden ist ...«

»Ja, auf dem Heimweg vom Gemeindezentrum. Gott, was für eine furchtbare Geschichte ...«

»Wie genau ist es passiert?«

»Haben Sie irgendwelche Hinweise zu dem Fall?«, fragte der Detective zurück.

»Nein«, erwiderte Brown. »Ehrlich gesagt, habe ich das Poster eben zum ersten Mal gesehen, und irgendwie hat es mich an einen Fall erinnert, in dem ich selbst ermittelt habe. Dachte nur, ich geh der Sache vorsichtshalber nach.«

»Mist«, antwortete der Detective. »Schade. Einen Moment lang habe ich mir Hoffnung gemacht. Sie kennen das ja.«

»Können Sie mir ein bisschen was darüber erzählen?«

»Klar. Gibt eigentlich nicht viel zu sagen. Kleines Mädchen, keine Feinde auf der Welt, geht eines Nachmittags zum Schwimmunterricht im Gemeindezentrum. Es sind Schulferien, wissen Sie, also laufen alle möglichen Programme für die Kinder. Zuletzt wurde sie von ein paar Freunden auf dem Nachhauseweg gesehen.«

»Hat jemand beobachtet, was passiert ist?«

»Nein. Eine alte Dame, ein Stück die Straße runter – also, das sind alles alte Häuser, mit Klimageräten in den Fenstern, die einen Höllenlärm machen. Na, jedenfalls kann sich diese alte Lady die Stromkosten nicht leisten, nicht die ganze Zeit, und so sitzt sie in der Küche an einem Ventilator, und die hört ein kleines Mädchen schreien und dann, wie ein Auto davonrast, aber bis sie es zur Haustür schafft, ist der Wagen schon zwei Häuserblocks weiter. Weißer Wagen. Amerikanische Marke. Das war's auch schon. Kein Kennzeichen, keine Beschreibung. Büchertasche mit ihrem Schwimmzeug bleibt auf der Straße liegen. Die alte Dame hatte es echt drauf, muss man ihr lassen. Meldet das, was sie gesehen hat, sofort der Polizei. Aber bis eine Streife bei ihr ist, das Haus findet, mit der alten Dame spricht und eine Suchmeldung rausbringt, ist kaum noch was zu holen. Wissen Sie,

wie viele weiße Autos es im Dade County gibt?«

»Eine Menge.«

»Kann man wohl sagen. Trotzdem ermitteln wir aufgrund des wenigen, das wir haben. Wir konnten, verflucht noch mal, nur einen einzigen Fernsehsender dazu kriegen, an dem Abend das Bild des Mädchens zu bringen. Vielleicht war sie denen nicht hübsch genug, was weiß ich ...«

»Vielleicht hat es an der falschen Hautfarbe gelegen.«

»Sie sagen es. Weiß der Teufel, wonach diese Mistkerle entscheiden, was in die Nachrichten kommt und was nicht. Nachdem wir die Poster verteilt hatten, kamen ein paar Dutzend Anrufe rein. Soll mal hier, mal dort, mal sonst wo gesehen worden sein. Dann haben wir ihre Familie gründlich überprüft, wollten wissen, ob sie vielleicht jemand entführt hat, der sie kannte, aber nein, die Perrys waren anständige Leute. Er arbeitet bei der Kraftfahrzeugbehörde, sie in der Cafeteria einer Grundschule. Keine häuslichen Probleme. Noch drei andere Kinder. Was sollten wir denn machen? Ich hatte noch hundert andere Fälle auf dem Tisch. Überfälle, Einbrüche, bewaffneter Raub. Gibt sogar ein paar Fälle, die ich lösen kann. Muss meine Zeit sinnvoll nutzen, wissen Sie. Ist bei Ihnen vermutlich nicht anders. Also wurde einer von diesen Fällen draus, bei denen man einfach abwarten muss, dass irgendwann jemand die Leiche findet und dann das Morddezernat übernimmt. Aber vielleicht passiert das nie. Schließlich sind wir hier unten verdammt nah an den Everglades. Da kann man jemanden ziemlich schnell loswerden. Normalerweise geht es um Drogendealer. Die biegen einfach auf eine alte Zufahrtsstraße ab und schmeißen eine Leiche in die Glades. Vertrauen darauf, dass der gute alte Sumpf ihnen die Arbeit abnimmt. Kinderspiel. Das schafft jeder, durch die Bank, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Es kann jeder gewesen sein.«

»Jeder, der eine Schwäche für kleine Mädchen hat. Und verhindern will, dass sie jemandem sagen, was mit ihnen passiert ist.« Der Detective schwieg. »Manchmal wundere ich mich, dass wir nicht Hunderte Fälle dieser Art haben. Wenn Sie dieses Mädel in Ihren Wagen bekommen können, ohne sich erwischen zu lassen, na ja, dann kommen Sie mit allem durch.«

»Aber Sie hatten keine ...«

»Nee, sonst hatten wir keinen solchen Fall. Ich hab in Monroe und Broward nachgehört, aber die hatten auch nichts. Ich hab ein Sexualtäterprofil durch den Computer gejagt, und er hat ein paar Namen ausgespuckt. Zwei von den Arschlöchern haben wir uns sogar vorgeknöpft, aber der eine war nicht in der Stadt, als Dawn verschwand, und der andere bei der Arbeit. Aber das war auch schon ein paar Tage nach ihrem Verschwinden, Sie wissen ja, wie das ist ...«

»Und?«

»Und nichts. Nada. Null. Keinerlei Beweise oder Anhaltspunkte. Nur ein Mädchen, das schon zu lange verschwunden ist. Dann erzählen Sie mal was zu Ihrem Fall. Irgendwelche Parallelen?«

Brown überlegte sich seine Antwort genau. »Nein, wohl eher nicht. Bei uns war es ein weißes Mädchen, das gerade aus der Schule kam. Liegt eine Weile zurück. Wir hatten einen Verdächtigen, konnten ihn aber ... am Ende doch nicht festnageln.«

»Verstehe. Schade. Dachte, Sie hätten vielleicht etwas, das uns weiterhelfen könnte.«

Brown bedankte sich bei dem Detective und legte auf. Er konnte nicht stillsitzen, und so sprang er auf, trat ans Fenster und starrte in die Dunkelheit.

Von seinem Zimmer aus konnte er bis zum Highway in westöstlicher Richtung blicken, der mitten durchs Zentrum von Miami und weiter ins Innere des Bundesstaates führte, an den Neubaugebieten, dem Flughafen, den Fabriken und Einkaufszentren vorbei und schließlich durch die ärmeren Außenbezirke am äußersten Rand der Stadt zur morastigen Mitte des Bundesstaates. Die Everglades grenzen an Big Cypress. Es folgen die Sumpfgebiete Loxahatchee und Corkscrew, die Gegend um den Fluss Withlacoochee, die Wälder der Naturschutzgebiete Ocala, Osceola und Apalachicola. In Florida

ist man nie weit weg von einem Niemandsland, einem dunklen, entlegenen Versteck. Eine Weile beobachtete Brown den Verkehrsstrom, der mit seinen Scheinwerfern wie eine Leuchtspur im Dunkel verschwand. Er legte die Hand über die Augen, als wollte er das Bild des zweiten Mädchens, das verschwunden war, aus dem Kopf verbannen. Dieser Fall ist in der Großstadt passiert, inmitten all der anderen alltäglichen Schrecken. Eben noch war sie da, im nächsten Moment nicht mehr, als hätte es sie nie gegeben – außer in der Erinnerung einiger trauernder Angehöriger, die für immer mit dem Alptraum weiterleben mussten. Er schüttelte den Kopf und sagte sich mit dem Verstand, er sei paranoid. Ein anderes kleines Mädchen. Joanie Shriver. Seitdem hat es weitere gegeben. Dawn Perry. Wahrscheinlich ist erst gestern ein mehr oder weniger ähnlicher Fall passiert. Und morgen folgt vielleicht der nächste. Verschwunden, einfach so. Eine Grundschule. Ein Gemeindezentrum. Die Lichter draußen vor seinem Fenster glitten weiter durch die Nacht.

Bei Cowarts Ankunft befand sich nur noch eine weitere Person im Archiv des *Miami Journal*, eine junge Hilfskraft mit einer scheuen Ehrerbietigkeit, die es ihm schwermachte, sie direkt anzusprechen, und die bei ihrer Antwort den Kopf gesenkt hielt, als sei ihr jedes Wort, das sie sagte, peinlich. Sie geleitete Cowart zu einem der Computer und fuhr ihn hoch. Als er das Stichwort *Dawn Perry* eingab, ließ sie ihn allein. Zwei Einträge erbrachte seine Suche.

Er rief sie auf. Der erste war nur vier Absätze lang. Es handelte sich um einen Aufruf der Polizei, der sich an die Haushalte im Süden des Bezirks richtete. In der überregionalen Ausgabe war über das Verschwinden des Kindes nichts erschienen. Die Überschrift der Lokalausgabe lautete: POLIZEI MELDET ZWÖLFJÄHRIGES MÄDCHEN ALS VERMISST. Dem Text war lediglich zu entnehmen, dass Dawn Perry vom Schwimmunterricht in einem örtlichen Gemeindezentrum nicht nach Hause gekommen sei. Der zweite Eintrag lautete: POLIZEI IM FALL DES VERMISSTEN MÄDCHENS OHNE JEDE SPUR. Diese Meldung war ein wenig länger als die erste, doch die Überschrift fasste im Wesentlichen zusammen, was in dem Artikel stand.

Cowart druckte beide Suchergebnisse aus. Er wusste nicht, was er davon halten sollte. Streng genommen wusste er nicht mehr als das, was er auch schon von der Kellnerin erfahren hatte.

Er stand auf. Tanny Brown hatte recht, gab er widerwillig zu. Du schnappst allmählich über.

Geistesabwesend sah er sich um. Ein paar Reporter saßen an Computern und vergaßen alles außer dem Bildschirm vor ihrer Nase. Es war ihm gelungen, sich ins Archiv zu schleichen, ohne dass die Nachtschicht der Lokalredaktion etwas merkte. Er wollte nicht, dass irgendjemand mitbekam, was er machte. Einen Moment lang sah er den anderen Reportern bei der Arbeit zu. Es war spät, die Leute wollten nach Hause, und so wurden die Worte, die sie abgespannt und müde für die nächste Morgenausgabe formulierten, immer kürzer, schnörkelloser. Er merkte, wie ihn dieselbe Erschöpfung packte. Er starrte auf die zwei Ausdrücke mit den wenigen dünnen Worten, die das Verschwinden von Dawn Perry dokumentierten. Zwölf Jahre alt. Bricht an einem heißen Augustnachmittag zum nächstgelegenen Schwimmbad auf. Wahrscheinlich seit Monaten tot, konstatierte er lakonisch. Schnee von gestern.

Er wandte sich vom Computer ab, als ihm ein Gedanke kam. Einen Versuch war es immerhin wert. Also kehrte er zum Computer zurück und gab den Namen *Robert Earl Ferguson* ein.

Nach einem *Biep* kam die Meldung: *vierundzwanzig Einträge*. Cowart setzte sich wieder hin und tippte: *Verzeichnis*. Wieder erschien eine Liste auf dem Bildschirm – jeder Eintrag mit Datum und einer Angabe des ungefähren Umfangs. Cowart ging das Verzeichnis der Artikel durch, die er alle kannte: Die ursprüngliche Reportage wurde durch spätere, kürzere Artikel ergänzt. Dann folgte die Freilassung, und zuletzt kamen die jüngsten Beiträge, die er nach Sullivans Freilassung geschrieben hatte. Er ging die Liste ein zweites Mal durch. Diesmal sprang ihm ein Eintrag vom letzten August ins Auge. Er sah sich das Datum an und stellte fest, dass der Artikel etwa aus der Zeit stammte, als er mit

seiner Tochter in Disney World Urlaub gemacht hatte. Es war einen Monat nach Fergusons Freilassung, in der Zeit, bevor das Gericht seinen Fall aufgegeben hatte. Und vier Tage, bevor Dawn Perry diese Welt verließ. In dem Eintrag war die Länge der Nachricht angegeben: nur wenige Zeilen. Eine Kurzmeldung, nicht mehr. Er rief die Seite auf.

Der Eintrag stammte aus einem kirchlichen Beiblatt, in dem die Predigten und Ansprachen im ganzen Dade County für den folgenden Tag angezeigt wurden. Etwa in der Mitte der Liste las er:

ANSPRACHE VON
EHEMALIGEM TODESKANDIDATEN

Robert Earl Ferguson spricht morgen, Sonntag, um 11:00 Uhr, in der New Hope Baptist Church darüber, wie er dank seines Glaubens die Prüfungen und Drangsal als Justizopfer im Todestrakt durchgestanden hat.

Die Kirche befand sich in Perrine.

Detective Andrea Shaeffer sah dem Morgen an ihrem Schreibtisch entgegen.

Sie hatte versucht zu schlafen, jedoch lange kein Auge zubekommen, bis sie schließlich in einen leichten, unruhigen Schlummer fiel. Sie war in aller Herrgottsfrühe aufgestanden, erleichtert, dass sie von dem Blut und den aufgeschlitzten Gurgeln nur geträumt hatte. Rasch hatte sie sich angezogen und war zum Morddezernat des Polizeireviers Key Largo gefahren. Ihr Büro lag im zweiten Stock, und von ihrem Platz aus konnte sie durch das Fenster den ersten zarten Lichtsaum am Rande der Nacht sehen. Sie stellte sich vor, wie sich im Lauf der nächsten Stunde draußen im Golfstrom das Dunkel verflüchtigte und der Morgen die Konturen auf dem bewegten Meer gestochen scharf in Szene setzte, um zuletzt mit einem einzigen tiefen Schnitt den Horizont vom Ozean zu lösen.

Sie wünschte sich, im Fischerboot ihres Stiefvaters im allerersten Morgengrauen dort draußen zu sein, in der Dünung die Füße zu beiden Seiten gegen das Dollbord zu stemmen, während sie mit glitschigen Händen die Leitschnüre fädelte und knotete. Wie es aussah, dämmerte ein prächtiger Tag zum Angeln herauf, mit großen Gewitterwolken weit draußen über dem Meer und – wenn die Hitze ihren Siedepunkt erreichte – schmalen Wasserhosen, die noch dunkler und bedrohlicher in den Himmel ragten. Doch die Fische spürten das Unwetter im Voraus, und sie würden hungrig an die Oberfläche tauchen. Du hältst dich immer dicht am Rand des Wirbels und die Köder in Bewegung. Schnelle Köder, für Königsmakrelen und Wahoos, besonders für Schwertfische. Etwas, das gegen die Wellen klatscht, die dunkle Golfströmung durchpflügt und für die großen Fische unwiderstehlich ist. Das hat mich am Angeln immer so gereizt, sinnierte sie: nicht der noch so spektakuläre Kampf mit dem Haken und der Schnur und ebenso wenig das panische Zappeln an Bord; schon gar nicht das Schulterklopfen und die bierselige Anerkennung. Ich war schon immer versessen auf die Jagd. Während sie zum Fenster hinausstarrte, ging sie im Geist durch, was sie wusste und was nicht. Als das Licht den Kampf endlich gewonnen hatte, löste sie sich von dem Schauspiel und senkte den Blick auf die Papiere, die über ihren Schreibtisch verstreut lagen.

Sie überflog ihren zusammenfassenden Bericht über die Befragung der Nachbarn am Tarpon Drive. Niemand hatte irgendetwas Bemerkenswertes gesehen oder gehört. Dann suchte sie den Bericht der Gerichtsmedizin heraus. Bei beiden Opfern war die unmittelbare Todesursache gleich: das rasche Durchtrennen der Halsschlagader und der daraus resultierende hohe Blutverlust. *Er war Linkshänder*, stellte sie fest. *Stand hinter ihnen und führte die Klinge quer über die Kehle.* Die Haut an den Schnitträndern war nur geringfügig zerfetzt. *Ein Rasiermesser, vielleicht auch ein Jagdmesser aus Karbonstahl. Etwas richtig Scharfes jedenfalls.* Keines der Opfer wies besonders auffällige postmortale Verletzungen auf. Er hat sie getötet und ist weg. Zu den prämortalen Verletzungen gehörten Prellungen rings um die Arme, was auf der Hand lag: Der Mörder hatte sie brutal gefesselt, die Stricke schnitten ihnen ins Fleisch. Außerdem waren sie mit Isolierband geknebelt. Das männliche Opfer hatte eine Prellung an der Stirn, eine aufgeplatzte Lippe und ein gebrochenes Rippenpaar. Die Knöchel an der rechten Hand waren aufgeschürft, Farbrückstände waren gefunden worden, und die Stuhlbeine hatten Schrammen auf dem Linoleum des Küchenbodens hinterlassen. *Wenigstens hat er sich gewehrt, und wenn auch nur für einen Moment. Er war wohl als Zweiter dran, hatte die Handrücken gegen das Stuhlgestell gedrückt, um sich herauszuwinden, bis der Täter ihn mit aller Kraft quer über die Brust und gegen den Kopf schlug.* Bei der Frau war kein sexuelles Trauma zu erkennen, obwohl sie nackt aufgefunden worden war. *Demütigung.* Shaeffer erinnerte sich an den Stoß ordentlich zusammengefalteter Nachtwäsche in der Küchenecke. Ordentlich zusammengefoldet – von wem? Dem Opfer oder dem Mörder? Keine Hautrückstände unter den Fingernägeln.

Shaeffer warf den Stoß Papiere auf den Tisch. Führt uns kein bisschen weiter, dachte sie, jedenfalls soweit ich sehe.

Sie griff nach dem Tatortbericht und fand – wie oft schon – den Fachjargon irritierend. Der Tod auf denkbar knappe, nüchterne Formeln reduziert. Gemessen, gewogen, fotografiert, bestimmt. Bei dem Strick, mit dem das ältere Ehepaar gefesselt worden war, handelte es sich um eine Viertelzoll-Nylon-Wäscheleine, wie man sie in jedem Haushaltswarengeschäft oder Supermarkt kaufen konnte: zwei Stück, eines einhundertdrei Zentimeter lang, das andere achtundneunzig Zentimeter lang, beide waren von einer drei Meter siebenzig langen Schnur abgeschnitten worden, die an der Hintertür gefunden worden war. Der Mörder hatte einen Henkersknoten geknüpft, den Opfern die Schlinge über die Hände gestreift und an den Handgelenken festgezurrst, dann je zwei weitere Schlingen angelegt und das Ganze mit einem einfachen Kreuzknoten zusammengebunden.

Ein gewöhnlicher, unauffälliger Knoten, am Tatort improvisiert. Stark genug, um bis zu einem schnellen Tod zu halten, bei mehr Zeit aber durchaus vom Opfer zu lösen. Das hatte etwas zu bedeuten: Das war keiner aus der Gegend, sondern kam von woanders her. Auf den Keys kannten sich die meisten Bewohner mit Tauen aus; sie hätten einen festeren Schifferknoten verwendet.

Sie nickte. Mitten in der Nacht. Er ist eingebrochen, hat sie überwältigt, gefesselt, geknebelt. Sie glaubten, es wäre ein Raubüberfall und Stillhalten wäre die angemessene Überlebenstaktik. Keine Chance. Er hat sie einfach umgebracht. Schnell. Effizient. Das Ganze möglichst zügig hinter sich bringen. Lautlos mit dem Messer. Keine Schüsse, die neugierige Nachbarn auf den Plan rufen könnten. Kein Raub. Keine Vergewaltigung. Kein Türknallen, kein aufheulender Motor, keine quietschenden Reifen.

Ein Mörder, der am Tatort erscheint, mordet und wieder geht, nachdem er sich gerade einmal die Zeit genommen hat, auf dem Tisch zwischen seinen Opfern eine Bibel aufzuschlagen. Außer seinen Opfern hat ihn niemand gesehen oder gehört. Alle Morde, überlegte sie, senden eine Botschaft aus: Die Leiche des Drogendealers, die halb verfault in den Mangroven entdeckt wird, mit einer einzigen Schussverletzung im Hinterkopf, goldene Armbanduhr und Diamantschmuck unangetastet an den Handgelenken, sendet eine Botschaft aus. Die junge Frau, die glaubt, nur dieses eine Mal könne sie spätabends vom Restaurant, in dem sie als Kellnerin jobbt, per Anhalter nach Hause fahren, und die nackt und vergewaltigt und tot drei Countys entfernt wieder auftaucht, eine andere. Der Tod eines alten Mannes im Wohnwagen, der irgendwann nicht mehr die Kraft hat, seine unheilbar krebserkrankte Frau zu pflegen, der sie und dann sich selbst erschießt und mit dem Hochzeitsalbum auf dem Schoß gefunden wird, kündigt von einem eigenen Drama.

Sie betrachtete die Tatortfotos. Die Hochglanzabzüge erinnerten sie an die drückende Hitze in der Küche mit den Toten und den entsetzlichen Gestank der Leichen. Wenn an einem Tatort Zeit verstrich und die Verwesung einsetzte, war der letzte Rest an Würde, der von ihrem Leben übrig sein mochte, schnell verflogen. Außerdem spielte die Verzögerung den Ermittlern üble Streiche. Sie hatte gelernt, dass jede Minute, die nach einem Mord verstrich, die erfolgreiche Aufklärung erschwerte. Alte Fälle, bei denen man irgendwann doch noch einen Mörder hinter Gitter bringen konnte, schrieben Schlagzeilen. Aber für jeden Mord, der doch noch gesühnt wird, dachte sie, bleiben hundert auf der Strecke, jeder davon ein verworrenes Knäuel an Verdachtsmomenten und Spekulationen.

Zwei alte Menschen, die einen Serienmörder auf die Welt losgelassen haben, fallen selbst einem Mord zum Opfer. Was für ein seltsames Verbrechen.

Rache. Vielleicht Gerechtigkeit. Möglicherweise eine perverse Kombination aus beidem.

Sie ging die Tatortberichte weiter durch. Sie hatten zwei partielle Fußabdrücke in der Blutlache am Boden abgenommen. Das Sohlenprofil hatte die Forensik einem Paar knöchelhoher Reebok-Basketballschuhe zugeordnet, zwischen Größe neun und elf, und dieses spezielle Profil grenzte die Fertigung auf das letzte halbe Jahr ein. In dem Blutfleck an der Brust des alten Mannes waren

Textilfasern gesichert worden – eine Baumwoll-Polyester-Mischung, die gewöhnlich bei Sportkleidung verarbeitet wurde. Der Täter war durch die Hintertür ins Haus eingedrungen. Schon bei der ersten Berührung mit einem Schraubenzieher oder Meißel aus Stahl war das morsche alte Holz gesplittert. Sie schüttelte den Kopf. Damit hatte man in den Keys ständig zu tun. Sonne, Wind und Salzlucht setzten den Türrahmen zu, was auf dem hundertsechzig Meilen langen Terrain zwischen Miami und Key West jeder kleine Gauner wusste.

Nur dass bei diesem Verbrechen kein kleiner Gauner am Werk gewesen war.

Sie griff nach einem Stift und machte sich ein paar Notizen: In Haushaltswarengeschäften und Baumärkten überprüfen, ob jemand ein Messer, Nylonschnur und einen Schraubenzieher oder ein kleines Stemmeisen gekauft hat. Noch einmal mit allen Nachbarn reden, vielleicht hat jemand einen unbekannten Wagen gesehen. Die hiesigen Hotels überprüfen. Hat er die Bibel mitgebracht? In den Buchläden nachfragen.

Viel Hoffnung machte sie sich bei keiner dieser Maßnahmen.

Weiter: Bei dem Kriminallabor nachhören, das die Hautproben an den tödlichen Schnittwunden genommen hat. Vielleicht bekommen wir mit einer spektrographischen Untersuchung ein paar Metallfragmente zu Gesicht und damit Aufschluss über die Waffe. Das war wichtig. Sie ordnete ihre Gedanken mit militärischer Präzision: Wenn ein Mörder nichts hinterlässt, das irgendwie von Beweiskraft wäre, nichts von sich selbst, wie Sperma oder Fingerabdrücke oder Haare, dann muss man, um ihn mit dem Tatort in Verbindung zu bringen, etwas finden, das er mitgenommen hat – die Mordwaffe, Blutspuren an seinen Schuhen oder Kleidern, einen Gegenstand aus dem Haus. Irgendetwas.

Shaeffer rieb sich einen Moment die Augen und war mit den Gedanken wieder bei Cowart. Was verschweigt der Mann?, fragte sie sich. Irgendeine Sache an dem Verbrechen, die für ihn von Bedeutung ist. Aber welche?

Sie führte sich den Reporter vor Augen, seinen Blick, seine Redeweise. Auch wenn sie nicht viel Erfahrung mit Reportern hatte, wusste sie zumindest, dass sie sich im Allgemeinen gern den Anschein gaben, mehr zu wissen und über mehr Informationen aus erster Hand zu verfügen, als es tatsächlich der Fall war. Auf Cowart traf das nicht zu. Nach ihrer ersten Konfrontation am Tatort hatte er ihr keine einzige Frage zu den Morden am Tarpon Drive gestellt, sondern alles daran gesetzt, seinerseits ihren Fragen auszuweichen.

Was sagt dir das? Dass er die Antworten bereits wusste.

Doch welchen Grund hatte er, sie ihr vorzuenthalten? Um jemanden zu schützen.

Blair Sullivan? Ausgeschlossen.

Er muss sich selbst schützen.

Doch auch das brachte sie nicht weiter. Sie kitzelte auf den leeren Block, der vor ihr lag, konzentrische Kreise, die immer enger wurden.

Also, noch mal von vorn. Blair Sullivan verrät Matthew Cowart, er habe den Doppelmord in Auftrag gegeben. Wie stellt er das vom Todestrakt aus an?

Sie verließ der Mut. Gefängnisse sind eine Welt für sich. Wenn jemand bereit und in der Lage ist, den richtigen Preis zu zahlen, kann er alles bekommen, sogar einen Mord. Und alle Insassen wissen, wie der Tauschhandel funktioniert. Für jemanden von draußen war es allerdings schwierig, in dieses geölte Räderwerk Einblick zu erhalten, wenn nicht gar unmöglich. Die normalen Hebel, die für die Polizei so wichtig waren – die Angst vor gesellschaftlicher Ächtung oder vor juristischen Konsequenzen –, waren im Strafvollzug außer Kraft gesetzt.

Ihre nächste Aufgabe stand ihr vor Augen: die Befragung sämtlicher Häftlinge, die mit Sullivan in Berührung gekommen waren. Einer davon müsste der Draht nach draußen sein, dachte sie. Aber was hatte der Kerl im Gegenzug zu bieten? Er hatte kein Geld. Oder doch? Er besaß kein Ansehen. Er war

ein Einzelgänger gewesen und endete auf dem elektrischen Stuhl. Oder habe ich etwas übersehen?

Womit bezahlt er die Tat?

Und wieso erzählt er Matthew Cowart davon?

Ihr kam ein Gedanke: Vielleicht hatte er ja längst bezahlt.

Sie holte tief Luft.

Blair Sullivan schließt einen Handel über einen Mord, und wir gehen davon aus, dass die Bezahlung fällig wird, sobald der Auftrag ausgeführt ist. So wäre es normal. Aber – drehen wir die Sache mal anders herum. Shaeffer wurde plötzlich warm; in ihrem Kopf arbeitete es, als hätte jemand gleich mehrere Schalter zugleich umgelegt. Sie war so aufgeregt wie früher, wenn sie den breiten, dunklen Schatten eines Schwertfischs durch das grünschwarze Wasser zielstrebig auf ihren Köder zuschwimmen sah. Ein einziger Moment, wie elektrisiert, beschleunigter Puls, kurz bevor der Kampf beginnt. Der beste Moment, dachte sie.

Sie griff zum Telefon und wählte eine Nummer. Es klingelte dreimal, dann ein unwirsches Brummen in der Leitung.

»Ja?«

»Mike? Ich bin's, Andy.«

»Mein Gott, willst du's nicht mal mit Schlafen versuchen?«

»Tut mir leid. Nein.«

»Sekunde.«

Während sie am Apparat blieb, hörte sie, wie er leise seiner Frau etwas erklärte. Sie konnte die Worte »Es ist ihr erster großer Fall ...« verstehen, der Rest ging im Rauschen von Wasser unter. Dann Stille und schließlich die Stimme ihres Partners.

»Hör mal, verdammt, ich bin der altgediente Detective und du der Grünschnabel. Wenn ich sage: schlafen, dann hast du gefälligst zu schlafen.«

»Tut mir leid«, entschuldigte sie sich noch einmal.

»Ha, ha«, erwiderte er. »Lassen wir die Heuchelei. Also, was liegt an?«

»Matthew Cowart.« In dem Moment, als sie seinen Namen aussprach, sagte ihr ein Gefühl, besser die Karten noch nicht gleich auf den Tisch zu legen.

»Unser Ich-weiß-was-was-du-nicht-weißt-Reporter?«

»Eben der.« Sie schmunzelte.

»Mensch, der Mistkerl geht mir vielleicht auf den Geist.«

Sie sah ihren Partner auf der Bettkante sitzen. Seine Frau hatte sich vermutlich sein Kissen geschnappt und sich über den Kopf gedrückt, um den Geräuschpegel zu dämpfen. Anders als bei einer Reihe von Kollegen war ihre Beziehung zu Michael Weiss rein dienstlich. Sie waren noch nicht lange zusammen – lange genug, um hier und da miteinander zu lachen, nicht lange genug, um sich zu fragen, was eigentlich so witzig war. Er war ein Rauhbein, phantasielos und ein Heißsporn. Taugte am besten dazu, Zeugen Fotos unter die Nase zu halten und Unterlagen von Versicherungsgesellschaften zu durchforsten. Der Umstand, dass er zehn Dienstjahre, sie dagegen nur ein paar Monate vorzuweisen hatte, zählte für sie nicht. Sie zog mit Leichtigkeit an ihm vorbei.

»Mir auch.«

»Also, was liegt an?«

»Ich denke, ich sollte ihm ein bisschen auf die Pelle rücken, nicht mehr in Ruhe lassen. In seinem Büro. In seiner Wohnung. Wenn er joggen geht. Wenn er in der Badewanne sitzt.«

Weiss lachte. »Und was versprichst du dir davon?«

»Er soll merken, dass wir ihm so lange im Nacken sitzen, bis wir wissen, was er uns wirklich zu sagen hat. Zum Beispiel, wer dieses Verbrechen begangen hat.«

»Leuchtet mir ein.«

»Aber es muss sich auch jemand um das Gefängnis kümmern, rausfinden, ob dort jemand was weiß, zum Beispiel dieser Sergeant. Außerdem könnte es nützlich sein, wenn sich jemand Sullivans persönliche Habe ansehen würde. Vielleicht ist da irgendwas dabei, das uns weiterhilft.«

»Andy, hätte diese Besprechung nicht bis, sagen wir, acht Uhr Zeit gehabt?« Weiss' Ton war eine Mischung aus Müdigkeit und trockenem Humor. »Ich meine, ein bisschen Schlaf soll wirklich gesund sein.«

»Tut mir leid, Mike, ja, hab ich auch gehört.«

»Ich hasse es, wenn du mich an meine eigene Vergangenheit erinnerst. Mein erster Fall – ich hab Feuer gespien, mit den Hufen gescharrt. Aber lass dir raten: Geh's mit Bedacht an.«

»Mike ...«

»Schon gut, schon gut. Du würdest also lieber den Reporter in die Zange nehmen, als Häftlinge und Wachmänner zu befragen, ja?«

»Stimmt.«

»Weißt du was?«, sagte Weiss lachend. »Mit dem intuitiven Ansatz bringst du es im Dezernat noch weit. Also, meinetwegen. Tritt du Cowart auf die Zehen, und ich fahr noch mal nach Starke. Aber ich will, dass wir reden. Einmal täglich, besser zweimal, klar?«

»Selbstverständlich.«

Sie konnte nicht sagen, ob sie ernsthaft vorhatte, ihm den Gefallen zu tun. Sie beendete das Gespräch und räumte ihren Schreibtisch auf: legte Berichte zu einem ordentlichen Stapel zusammen, heftete ihre eigenen Notizen mit Büroklammern an Aktenordner, steckte Kugelschreiber und Bleistifte in einen Köcher. Als sie mit der Ordnung an ihrem Arbeitsplatz zufrieden war, sonnte sie sich einen Moment in der freudigen Erwartung.

Freie Bahn, dachte sie.

Unter einer Mittagssonne, die die Kühlerhaube zum Glühen brachte, sumnte sie einige Takte aus einem Jimmy-Buffett-Song über das Leben in den Florida Keys, während sie bei zügigem Tempo ihren Gedanken nachhing.

Im Morddezernat war sie ein Neuling. Vor gerade mal neun Monaten war sie noch Streife gefahren, und vor drei Monaten hatte sie sich im Einbruchdezernat die ersten Sporen verdient. Dank ihrer Fähigkeiten und eines Gleichstellungsverfahrens für Frauen und Minderheiten in ihrem Revier hatte man sie erneut befördert. Sie war von Ehrgeiz getrieben, platzte vor Energie und hegte die feste Überzeugung, dass sie ihre mangelnde Erfahrung durch harte Arbeit wettmachen konnte. Seit ihrer einsamen Kindheit in den Upper Keys war dies ihre Lösung für fast alle Probleme gewesen. Ihr Vater war Detective bei der Polizei von Chicago gewesen und in Ausübung seiner Pflicht ums Leben gekommen. Sie hatte über die Redewendung »in Ausübung seiner Pflicht gestorben« nachgedacht: welch dürre Worte, die, wie sie längst begriffen hatte, einer momentanen Kurzschlussbehandlung oder einfach nur dem Pech einen militärischen Nimbus verliehen. Damit sollte suggeriert werden, dass er mit seinem Tod etwas Wichtiges bewirkt hatte, was nicht der Fall war. Ihr Vater hatte im Dezernat für Kleinkriminalität gearbeitet, wo er es normalerweise mit Trickbetrügern, kleinen Gaunern und Schwindlern zu tun hatte. So gut er konnte, hatte er sich der nie endenden Flut von Pensionären und Mittelschichtlern entgegengestellt, die mit einer bizarren Idee nach der anderen reich zu werden hofften. Eines Morgens hatte er in einem dubiosen Unternehmen eine Razzia durchgeführt: zwanzig Männer und Frauen, die in Reih und Glied an ihren Telefonen saßen und Leute zu einer Investition in Gold beschwatzten. Weder das Konzept noch der Polizeieinsatz waren ungewöhnlich, sondern sowohl für die Kriminellen als auch für die Polizisten Routine. Das Einzige, was aus dem Rahmen fiel, war ein junger Heißsporn unter den Telefonisten, der heimlich eine Schusswaffe bei sich trug, nicht vorbestraft war und keine Ahnung hatte, dass die Strafjustiz sein Vergehen als Kavaliersdelikt

behandeln würde. Es war ein einziger Schuss gefallen, der durch einen billigen Raumteiler aus Faserplatte drang und dahinter ihren Vater in die Brust traf, als er gerade dabei war, die falschen Namen der Festgenommenen zu notieren.

Sinnlos, dachte sie. Vollkommen sinnlos.

Er war mit dem Stift in der Hand gestorben.

Sie war damals zehn Jahre alt gewesen, und sie erinnerte sich an einen stämmigen Mann, der mit ihr, als sie klein war, ständig herumgetollt und sie später zu Spielen der White Sox in den Comiskey Park mitgenommen hatte. Er hatte ihr Werfen und Fangen beigebracht und den Respekt vor körperlicher Stärke. Es war ein vollkommen normales Leben gewesen. Sie hatten in einem bescheidenen Backsteinhaus gewohnt, sie und ihre älteren Brüder waren an die nächstgelegenen Schulen gegangen. Die kurzläufige Pistole, die ihr Vater im Dienst getragen hatte, war ihr weniger im Gedächtnis haften geblieben als die auffälligen Jacketts und schrill bunten Krawatten, die er so gerne trug. Ein einziges Foto von ihnen beiden hatte sie behalten: Es hatte geschneit, und sie standen draußen neben einem Schneemann, den sie zusammen gebaut hatten und den sie beide wie einen Freund umarmten. Der Schnappschuss war Anfang April entstanden, als der Mittlere Westen sich aus dem eisigen Griff des Winters zu lösen versuchte und zur Strafe einen letzten Kälteeinbruch bekam. Der Schneemann hatte eine Baseballkappe auf dem Kopf, Steine als Augen, abgebrochene Äste als Arme. Sie hatten ihm einen Schal umgebunden und mit dem Finger ein dümmlisches Grinsen verpasst. Es war ein großartiger Schneemann gewesen, beinahe lebensecht. Natürlich war er geschmolzen. Mit dem erneuten Wetterumschwung verschwand er in wenigen Tagen.

Ein Jahr nach seinem Tod waren sie in die Keys gezogen.

Eigentlich hatten sie damals nach Miami übersiedeln wollen, doch als ihre Mutter eine Stelle als Managerin eines Restaurants an einem beliebten Hafen für Sportangler bekam, waren sie weiter südlich gelandet. Ihr Stiefvater stammte von dort.

Sie hatte ihn einigermaßen gemocht. Auch wenn sie nie so recht warm geworden waren, hatte er ihr bereitwillig alles beigebracht, was er vom Angeln verstand. Wenn sie an ihn dachte, erinnerte sie sich an die sonnengebräunten Arme mit den weißen Flecken, den Vorboten von Krebs, die seine Haut übersäten. Sie hatte diese Arme immer berühren wollen, es aber nie getan. Unweit von Whale Harbor fuhr er seine Kundschaft immer noch mit dem Charterboot hinaus, und sein vierzehn Meter langes Fischerboot hatte er »Die letzte Chance« getauft, was die Angler stets auf die Fische bezogen, während es in Wahrheit auf seine prekäre Existenz anspielte.

Auch wenn ihre Mutter es nie zugeben mochte, vermutete sie, dass sie als Nachzüglerin mit über zehn Jahre älteren Brüdern eine Art Betriebsunfall ihrer in die Jahre gekommenen Eltern war. Die Brüder hatten die Keys so schnell verlassen, wie es ihnen das Alter und die Ausbildung erlaubten – der eine, um in Atlanta als Anwalt für Körperschaftsrecht zu arbeiten, der andere, um in Miami ein mehr oder weniger erfolgreiches Import-Export-Geschäft zu betreiben. In der Familie witzelten sie, dass er der einzige gesetzestreue und darumärmste Importeur der ganzen Stadt war. Während sie an der University of Florida auf der Stelle trat und sich mit dem minimalen Notendurchschnitt für das Aufbaustudium begnügte, hatte sie zuerst in die Fußstapfen des einen, dann des anderen treten wollen.

Der Entschluss, zur Polizei zu gehen, war nach der Vergewaltigung gefallen.

Die Erinnerung schwärzte wie eine nie verheilende Wunde in ihr. Es war zum Semesterende in Gainesville gewesen, kurz vor Sommereinbruch, heiß und schwül. Eigentlich hatte sie nicht vorgehabt, zu der Party im Verbindungshaus zu gehen, doch nach einer Abschlussprüfung in Psychopathologie hatte sie sich ausgelaugt und lethargisch gefühlt und sich von ihren Mitbewohnerinnen zum Mitkommen überreden lassen.

Es war laut gewesen – Stimmengewirr, dröhnende Musik, zu viele Menschen auf zu engem Raum. Der alte Bau aus Holzständerwerk hatte unter der Menge gebebt. Bei der Hitze hatte sie zu schnell zu

viel Bier getrunken, bis sie nicht mehr klar dachte und sich etwas benommen von der Menschenmenge leiten ließ.

Nachdem sie längst nicht mehr wusste, wo ihre Freundinnen abgeblieben waren, und sich erfolgreich gegen so manche Zudringlichkeit zur Wehr gesetzt hatte, war sie weit nach Mitternacht allein zu ihrem Wohnheim aufgebrochen. Sie war zwar so betrunken, dass sie sich ein wenig schwankend im spärlichen Licht der Sterne durch das Dunkel tastete, aber keineswegs so voll, dass sie nicht mehr heimgefunden hätte, nur eben so beschwipst, dass sie etwas länger brauchte.

Leichte Beute, dachte sie bitter.

Die zwei Männer, die hinter ihr aus dem Schatten traten, hatte sie erst bemerkt, als es zu spät war. Die beiden packten ihr Opfer, warfen ihr eine Jacke über den Kopf und schlugen mit Fäusten auf sie ein. Keine Zeit, um zu schreien, keine Zeit, um sich loszureißen und wegzurennen. Diesen Teil ihrer Erinnerung hasste sie mehr als alles, was folgte.

Ich hätte es schaffen können. Sie spürte, wie sie die Wadenmuskeln anspannte. Siegerin im Tausend-Meter-Lauf der Bezirks-Highschool; in der Leichtathletik-Mannschaft der Frauen an ihrer Uni eine der Besten. Ich hätte mich nur eine Sekunde losreißen müssen, und sie hätten mich nie eingeholt.

Sie erinnerte sich, wie die beiden Männer sie mit ihrem Gewicht fast erdrückten. Zuerst waren die Schmerzen heftig gewesen, dann seltsam entrückt. Sie hatte Angst gehabt zu ersticken und sich gewehrt, bis einer von ihnen ihr einen solchen Schlag gegen das Kinn versetzte, dass ihr Kopf nach hinten flog und ihr schwarz vor den Augen wurde. Als sie bewusstlos wurde, war sie fast erleichtert, von dem Entsetzlichen, das mit ihr geschah, nichts mehr zu spüren.

Während sie auf ihrer Fahrt nach Miami die Erinnerungen einholten, trat sie aufs Gas. Nichts passiert, dachte sie. Nach der Vergewaltigung im Krankenhaus aufgewacht. Dann die Abstriche, und noch einmal wurde in sie eingedrungen und in ihr herumgestochert. Dann ihre Aussage gegenüber der Beamtin von der Sitte. *Können Sie die Angreifer beschreiben, Miss? Es war dunkel. Sie haben mich zu Boden gedrückt. Aber wie sahen sie aus? Sie waren stark. Einer hat mir eine Jacke über den Kopf gestülpt. Waren es Weiße? Schwarze? Latinos? Klein oder groß? Untersetzt? Dünn? Sie waren auf mir. Haben sie etwas gesagt? Nein. Sie haben es einfach nur getan.* Sie hatte zu Hause angerufen und gehört, wie ihre Mutter in nutzlose Tränen ausbrach und ihr Stiefvater sich vor Zorn kaum halten konnte, fast so, als sei er wütend auf sie. Schließlich sprach sie mit einer Sozialarbeiterin, die Vergewaltigungsopfer betreute. Die hatte genickt und ihr zugehört. Shaeffer war bewusst geworden, dass das Mitgefühl der Frau zu ihrem Beruf gehörte, so wie die Leute, die in Disney World den Touristen scheinbar freundlich und spontan zuwinken, für diesen falschen Enthusiasmus bezahlt werden. Sie wurde entlassen, kehrte nach Hause zurück und wartete darauf, dass etwas geschah. Doch es geschah rein gar nichts. Keine Verdächtigen. Keine Verhaftungen. Es blieb eine verhängnisvolle Nacht, in der auf einem College-Campus etwas schiefgegangen war. Böser Streich von Burschenschaftlern. Schluck die Erinnerung herunter und bekomm dein Leben in den Griff.

Ihre Prellungen heilten und verschwanden.

Sie tastete mit dem Finger über eine kleine weiße Narbe am Augenwinkel. Die war geblieben.

In ihrer Familie hatte es keine Gespräche über das Geschehene gegeben. Sie kehrte in die Keys zurück und stellte fest, dass alles beim Alten geblieben war. Sie wohnten immer noch in einem Massivhaus, mit Meeresblick im Obergeschoss und Deckenventilatoren gegen die Schwüle. Ihre Mutter ging immer noch ins Restaurant, um dafür zu sorgen, dass der Limettenkuchen frisch war und dass die Muscheln in schwimmendem Fett frittiert wurden – dass alles ordentlich hergerichtet war, bevor sich die Touristen und die heimischen Fischer am Tresen drängten. Die Routine von Jahren hatte sich während ihrer Abwesenheit nicht verändert. Sie kehrte auf das Boot ihres Stiefvaters zurück und half ihm bei der Arbeit, als wäre nichts geschehen. Sie entsann sich, wie sie zur Laufbrücke

hinauf sah, wo er wie ein Fels in der Brandung stand, durch die Sonnenbrille in die grünen Wellen starrte und nach Beute Ausschau hielt, während sie den Kunden aus dem Cockpit Bier besorgte, über deren schlüpfrige Witze lachte, Köder auf die Haken spießte und darauf wartete, dass etwas geschah.

Sie rückte sich die eigene Sonnenbrille gegen das blendende Licht auf dem Highway zurecht.

Doch ich hatte mich geändert.

Sie hatte sich angewöhnt, ihrer Mutter Briefe zu schreiben, auf dem leicht parfümierten, lila Notizpapier, das sie sich in der Drogerie im Ort besorgt hatte. Sie hatte das Bedürfnis, ihrem Herzen Luft zu machen und all die Kränkungen, die verletzten Gefühle über das, was passiert war, aufzuschreiben, so dass der Kugelschreiber auf dem dünnen Papier unter den Tränen verfleckte. Irgendwann schrieb sie nicht mehr über die Verletzung, das Loch, das diese gesichtslosen Männer in ihr Innerstes gerissen hatten, sondern über die Welt, das Wetter, ihre Zukunft, ihre Vergangenheit. An dem Tag, an dem sie zur Aufnahmeprüfung an der Polizeischule ging, hatte sie geschrieben: *Ich kann Dad nicht zurückbringen ...* doch sie fühlte sich besser, nachdem sie dieses Gefühl zu Papier gebracht hatte, wie vorhersagbar es auch war.

Natürlich schickte sie keinen dieser Briefe ab oder zeigte sie auch nur einer Menschenseele, sondern sammelte sie in einer Kunstledermappe. In letzter Zeit war sie dazu übergegangen, in diesen Briefen ihre Fälle zusammenzufassen und all ihre Mutmaßungen und Hypothesen niederzuschreiben, die sie aus den offiziellen Meldungen und Berichten heraushielt. Manchmal fragte sie sich, was für ihre Mutter, wenn sie diese an sie gerichteten Briefe je in die Hände bekommen hätte, schockierender gewesen wäre – das, was ihrer Tochter widerfahren war oder womit sie als Polizistin konfrontiert wurde.

Sie führte sich das alte Ehepaar am Tarpon Drive vor Augen. Die hatten nie eine Chance, dachte sie. Zweifellos wussten sie, was sie hervorgebracht hatten. Oder hatten sie geglaubt, sie könnten einen Blair Sullivan auf die Menschheit loslassen und nicht dafür bezahlen? Jeder bezahlt.

Shaeffer dachte daran, wie sie das erste Mal den schweren Colt .375 Magnum, die Standardwaffe der Hilfssheriffs in Monroe County, in der Hand gehalten hatte. Das Gewicht des Revolvers gab ihr ein beruhigendes Gefühl und zugleich die Gewissheit, nie wieder zum Opfer zu werden.

Sie trat leicht aufs Gaspedal, und schon schoss das nicht gekennzeichnete Polizeiauto los, bis es mit siebzig, achtzig Meilen pro Stunde durch die Mittagshitze brauste.

Am ersten Übungstag hatte sie bei sechs Schuss ein Mal ins Schwarze getroffen, am nächsten Tag zwei Mal. Als sie die sechswöchige Ausbildung abschloss, drängten sich alle Projektile dicht an dicht in der Mitte. Danach hatte sie mindestens einmal die Woche weitertrainiert. Seitdem hatte sie sich noch mit weiteren Schusswaffen vertraut gemacht, einer kleineren Automatik sowie der Riot Pumpgun, die zur Ausrüstung jedes Streifenwagens gehörte. In letzter Zeit hatte sie am Schießstand mit einer M-16 aus Militärbeständen umzugehen gelernt und sich für den eigenen Gebrauch eine Neunmillimeter besorgt.

Sie nahm den Fuß vom Gas und drosselte das Tempo auf das Tempolimit. Im Rückspiegel beobachtete sie, wie ein anderer Wagen dicht an sie heranfuhr und dann auf die Spur neben ihr wechselte. Es war ein Staatspolizist in einem nicht gekennzeichneten Ford, der Rasern auflauerte. Sie war offensichtlich in seine Radarfalle getappt, so dass er aus der Deckung gekommen war, um sie heranzuwinken.

Er spähte hinter seiner Pilotensonnenbrille zu ihr hinüber.

Sie lächelte und zuckte übertrieben mit den Achseln, als der Mann in ein Grinsen ausbrach. Er hob die Hand, als wollte er sagen, geht klar, dann gab er Gas und überholte sie. Sie griff zum Funkgerät und wechselte zur Frequenz der Staatspolizei.

»Hier spricht Morddezernat Monroe eins-vier. Bitte kommen.«

»Morddezernat Monroe, Trooper Willis. Ich hab Sie mit 95 Meilen gestoppt. Wo brennt's denn?«

»Tut mir leid, Troop. Es war ein schöner Tag, ich arbeite an einem interessanten Fall, und ich hatte Lust, mir ein bisschen frischen Wind um die Ohren wehen zu lassen. Bin schon runter.«

»Kein Problem, eins-vier. Ähm, hätten Sie Zeit für einen kleinen Imbiss?«

Sie lachte. Anbaggern am Tempolimit. »Im Moment negativ. Aber Sie können's ja in ein paar Tagen noch mal auf dem Revier Largo versuchen.«

»Wird gemacht.«

Sie sah, wie er die Hand hob und zurückfiel. Jetzt macht er sich ein paar Tage lang Hoffnungen, dachte sie und hätte sich am liebsten bei ihm entschuldigt. Er wird enttäuscht sein. Dabei hatte sie eine eiserne Regel: nie mit jemandem zu schlafen, der wusste, dass sie bei der Polizei war. Nie mit jemandem zu schlafen, den sie eventuell wiedersehen würde.

Zwei Narben, dachte sie. Eine außen, eine innen.

Sie konzentrierte sich wieder auf den Highway Richtung Miami.

Eine Empfangsdame in der Redaktion des *Miami Journal* erklärte ihr, Matthew Cowart sei nicht im Büro. Zuerst war sie verblüfft, dann gespannt. *Er ist einer Sache auf der Spur*, dachte sie. *Er ist hinter jemandem her*. Während sie den Wunsch äußerte, den Lokalredakteur zu sprechen, ging sie ihre Vermutungen durch. Die Empfangsdame telefonierte kurz, dann bat sie die Polizistin, auf einem Sofa Platz zu nehmen, wo sie ungeduldig wartete. Es dauerte zwanzig Minuten, bevor der Lokalredakteur in der Flügeltür erschien, um sie zu begrüßen.

»Es tut mir leid, dass Sie warten mussten«, sagte er. »Wir saßen mitten in der Nachrichtenkonferenz, und ich konnte nicht weg.«

»Ich würde gerne noch einmal mit Cowart sprechen«, antwortete sie und war bemüht, sich ihre Anspannung und Neugier nicht anmerken zu lassen.

»Ich dachte, Sie hätten ihn dieser Tage schon befragt.«

»Ich habe noch keine vollständige Aussage von ihm.«

»Nicht?« Die Art, wie er mit den Achseln zuckte, ließ keinen Zweifel daran, dass sich sein Mitleid in Grenzen hielt.

»Es gibt noch Klärungsbedarf.«

»Tut mir leid, aber er ist nicht da«, sagte der Redakteur. Er sah sie aufmerksam an. »Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen?«

Sie durchschaute die Unaufrichtigkeit seines Angebots. »Nun ja«, sagte sie und bemühte sich um einen dankbaren Ton. »Ich bekomme immer noch nicht auf die Reihe, wie Sullivan seine Kontakte knüpfen und seinen Handel abschließen konnte ...« Sie hob die Hand, um einer Zwischenfrage des Redakteurs zuvorzukommen. »Schon klar, ich weiß auch nicht, wie mir Mr. Cowart da weiterhelfen soll, aber das Ganze übersteigt irgendwie mein Vorstellungsvermögen, und ich hatte gehofft, er könnte mir vielleicht einen zusätzlichen Hinweis geben.«

Das klang hoffentlich harmlos genug, und der Redakteur wirkte ein wenig beruhigt.

»Was soll ich sagen«, antwortete er, »wir tapen da alle genauso im Dunkeln.«

Sie lachte. »Ganz schön vertrackt, was?«

Er nickte lächelnd, ohne ihr auf den Leim zu gehen. »Ich denke, er hat Ihnen nach bestem Wissen Auskunft gegeben. Aber ...«

»Ja, wissen Sie«, erwiderte sie, indem sie jedes Wort betonte, »jetzt, wo er Zeit gehabt hat, alles, was er gehört hat, noch einmal zu überdenken, fällt ihm ja vielleicht doch noch das eine oder andere ein. Sie glauben nicht, woran sich manche Leute auf einmal wieder erinnern können, wenn sie erst mal in Ruhe darüber nachgedacht haben.«

Der Lokalredakteur lächelte. »Das überrascht mich nicht im Geringsten. Das, woran sich die Leute erinnern, ist schließlich auch unser Metier.« Er wechselte die Stellung der Füße und strich sich mit der

Hand durchs schütterte Haar. »Er ist wegen einer Story unterwegs.«

»Ach, und wohin?«

Der Journalist zögerte einen Moment, bevor er erwiderte: »Nach Nordflorida.«

Einen Moment lang sah er so aus, als würde er sich eine Krankheit einfangen, wenn er mit einer Information herausrückte.

Shaeffer lächelte. »Toll da oben. In Nordflorida.«

Der Redakteur zuckte mit den Achseln. »Diese ganze Geschichte, von der wir hier reden, hat nur an zwei Orten stattgefunden. Im Gefängnis von Starke und in einer kleinen Stadt namens Pachoula, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, Detective Shaeffer, die Arbeit ruft.«

»Können Sie Cowart bitte sagen, dass ich mit ihm reden muss?«

»Ich richte es ihm aus. Kann allerdings nichts versprechen. Und wo erreicht er sie?«

»Auf der Suche nach ihm«, sagte sie.

Als sie sich vom Sofa erhob, kam ihr noch ein Gedanke. »Kann ich mir Cowarts Artikel im Original ansehen?«

Der Lokalredakteur überlegte, dann deutete er auf das Archiv. »Lassen Sie sich dort weiterhelfen«, sagte er. »Falls es irgendwelche Probleme gibt, verweisen Sie die Mitarbeiter an mich.«

Sie stand an einem Lesepult und blätterte durch einen Folianten mit gebundenen Ausgaben des *Journal*. Zuerst war sie von der schieren Flut an Katastrophen, die ein einziger solcher Band dokumentierte, wie erschlagen, doch dann hatte sie sich zu der Sonntagsausgabe mit Matthew Cowarts ursprünglichem Beitrag zum Mordfall Joanie Shriver durchgearbeitet. Sie las ihn aufmerksam durch, machte sich Notizen, hielt Namen und Daten fest.

Im Fahrstuhl auf dem Weg zum Haupteingang versuchte sie, die Gedanken, die ihr im Kopf herumschwirrten, zu sortieren. Kaum hielt der Lift im Erdgeschoss, wandte sie sich zum Ausgang, doch mit einem Ruck blieb sie mitten in der Lobby stehen.

Diese Geschichte hat nur an zwei Orten stattgefunden, hatte der Redakteur gemeint. Sie versuchte, sich in Cowarts Ausgangssituation hineinzuversetzen. Was bringt ihn dazu, Blair Sullivan aufzusuchen?, überlegte sie.

Die Ermordung eines kleinen Mädchens in Pachoula.

Um wen dreht sich für ihn dieses Verbrechen?

Robert Earl Ferguson.

Wer stellt die Verbindung von Cowart zu Sullivan her?

Robert Earl Ferguson.

Was bringt ihm den Pulitzer ein?

Robert Earl Ferguson.

Sie machte auf dem Absatz kehrt und begab sich in eine hintere Ecke der Eingangslobby, in der sich eine Reihe Münzfernsprecher befand. Sie sah in ihren Notizen nach und rief die Auskunft in Pensacola an. Anschließend wählte sie die Nummer, die sie von der elektronischen Stimme bekommen hatte.

Nachdem sie die Hürde der Sekretärin genommen hatte, meldete sich der Anwalt in der Leitung.

»Black am Apparat. Was kann ich für Sie tun, Miss?«

»Mr. Black«, sagte sie, »Andrea Shaeffer. Ich bin hier beim *Miami Journal* ...« Über das kleine Täuschungsmanöver musste sie selbst schmunzeln. »Wir müssen unbedingt Mr. Cowart erwischen, er ist auf dem Weg nach Pachoula, um Ihren Klienten zu sprechen. Wir müssen ihn dringend an die Strippe kriegen, und hier scheint keiner eine Nummer zu haben. Sie sind meine letzte Hoffnung. Tut mir wirklich leid, Sie damit zu behelligen ...«

»Macht überhaupt nichts, Miss. Aber Bobby Earl ist nicht mehr in Pachoula. Er ist nach Newark,

New Jersey, zurückgekehrt. Ich habe keine Ahnung, was Mr. Cowart noch mal nach Pachoula treibt.«

»Ach so«, sagte sie mit dick aufgetragener Überraschung und Hilflosigkeit. »Er arbeitet an einem weiteren Artikel über die Situation nach Blair Sullivans Hinrichtung. Meinen Sie, dass Mr. Cowart stattdessen auf dem Weg nach Jersey ist? Er hat uns über seine Reiseroute nur sehr vage informiert, und es ist wichtig für uns, ihn aufzuspüren. Haben Sie vielleicht eine Adresse? Ist mir wirklich sehr unangenehm, Sie damit zu behelligen, aber hier findet niemand Mr. Cowarts Terminkalender.«

»Ich gebe höchst ungern Adressen weiter«, sagte der Anwalt widerstrebend.

»Ah, verstehe«, fuhr sie fort, »kann ich nachvollziehen. Oh, Mann, wie bekomme ich den Kerl dann zu fassen? Mein Chef reißt mir dafür den Kopf ab. Können Sie mir vielleicht sagen, wie ich ihn unterwegs abpassen kann?«

Der Anwalt zögerte. »Ach, was soll's«, sagte er schließlich. »Ich such sie Ihnen raus. Sie müssen mir allerdings versprechen, sie niemandem sonst weiterzugeben, schon gar nicht irgendwelchen anderen Blättern oder Agenturen. Mr. Ferguson versucht, das alles hinter sich zu lassen, wissen Sie. Einen neuen Anfang zu machen.«

»Ehrlich, das würden Sie für mich tun? Selbstverständlich verspreche ich Ihnen das, Ehrensache«, beteuerte sie hoch und heilig.

»Bleiben Sie dran«, erwiderte der Anwalt. »Ich seh mal nach.«

Sie wartete geduldig, gespannt. Die kleinen Täuschungsmanöver waren ihr leichtgefallen. Sie hoffte, so schnell wie möglich einen Flug nach Norden zu erwischen. Zwar hatte sie noch keine Ahnung, was sie mit Ferguson machen sollte, wenn sie ihn fand, doch eins stand für sie fest: Wo dieser Mann war, da waren die Antworten auf all ihre Fragen nicht weit. Sie rief sich die Augen des Mannes ins Gedächtnis, wie sie ihr aus der Zeitung entgegen geblickt hatten. Der unschuldige Mann.

Ihre Maschine zog eine letzte Schleife über dem Flughafen und brach dann im Sinkflug durch die dünne Wolkendecke, und sie sah die Stadt wie wahllos durcheinandergewürfelte Bauklötzchen unter sich liegen. Über den hohen, rechteckigen Bürogebäuden schimmerte die schwache Frühlingssonne. Als Andrea aus dem Fenster starrte und an das feuchtkalte Aprilwetter dachte, das sie erwartete, sehnte sie sich einen Moment lang nach der verlässlichen Hitze in den Keys. Dann wischte sie den Gedanken beiseite und konzentrierte ihre ganze Energie auf Ferguson.

Geh's behutsam an, mahnte sie sich. Behandle ihn wie einen dicken Fisch an einer dünnen Angelschnur – ein heftiger Ruck oder zu viel Druck, und schon ist die Schnur gerissen, und der Fisch sucht das Weite. Und dieser Faden war besonders zart: Außer dem Auftauchen eines gewissen Reporters gab es nichts, was Ferguson mit dem Doppelmord am Tarpon Drive verband. Keine Zeugen, keine Fingerabdrücke oder Blutrückstände. Nicht einmal die Vorgehensweise, denn was hatte der Sexualmord an einem kleinen Mädchen mit dem Abschlagen eines alten Ehepaars gemein? Dabei hatte er, wenn sie Cowart und seiner Zeitung glaubte, nicht einmal den ersten Mord begangen.

Als das Flugzeug zur Landung ansetzte, sah sie das breite Band des Turnpike, des Nord-Süd-Highways von New Jersey, der sich durch die Landschaft wand. Plötzlich fühlte sie sich mutlos und niedergeschlagen; sie war ohne Sinn und Verstand einem verrückten Einfall gefolgt und täte wahrscheinlich gut daran, einfach den nächsten Flieger zurück nach Florida zu nehmen und an der Seite von Weiss weiterzuarbeiten. Als sie in der Lobby des *Miami Journal* gestanden hatte, war ihr alles so klar und eindeutig erschienen, doch der trübe, graue Himmel von New Jersey spiegelte die Unsicherheit, die sie plötzlich überkam.

Sie fragte sich, ob Ferguson aus seiner Erfahrung im Knast und vor Gericht etwas gelernt hatte. Vermutlich schon. Nach allem, was sie von Cowart wusste, war der Mann intelligent, gebildet und passte nicht in das übliche Bild eines Schwerverbrechers. Es gehörte zu den erstaunlichen Binsenweisheiten der Polizei, dass ein Verdächtiger, der den Knast von innen gesehen hatte, deshalb nicht schwerer zu überführen war, sondern sogar leichter. Ferguson allerdings, vermutete sie, war wohl ein Fall für sich.

Trotzdem ... Sie erinnerte sich an einen Moment auf dem Boot ihres Stiefvaters vor ungefähr fünf, sechs Jahren. Sie waren mit der Ebbe am frühen Abend zum Angeln hinausgefahren. Unter einer der unzähligen Brücken der Keys hatte der Kunde einen großen, vielleicht fünfzig Kilo schweren Tarpun am Haken. Der Fisch hatte sich mit zitternden Kiemen zwei Mal aufgebäumt und den Kopf hin und her geworfen, dann war die elegante, silbrige Gestalt untergetaucht und durch das dunkle Wasser geschwommen. Dabei hatte er sich die Strömung zunutze gemacht, um dem Zug der Schnur zu entkommen. Der Kunde hatte sich ächzend und stöhnend mit gespreizten Beinen gegen die Bootswand gestemmt und fast eine Stunde lang seine Kräfte mit dem Tier gemessen. Der Fisch hatte ihn gezwungen, immer mehr Schnur nachzulassen, während er unbeirrbar auf die Brückenpfeiler zuschwamm.

Kluger Fisch, dachte sie. Starker Fisch. Als hätte er gewusst, dass er, wenn er es erst einmal bis dahin geschafft hatte, die Schnur an einer scharfen Kante zertrennen konnte. Er brauchte nichts weiter zu tun, als diese straff gespannte, dünne Nylonschnur an einem Pfeiler zu reiben. Der Fisch war schon einmal an einem Haken gewesen. Er kannte den Schmerz des Widerhakens in seinem Maul und die Kraft der Angelschnur, die ihn an die Oberfläche zog. Die Erfahrung war seine Stärke. Er geriet nicht in Panik, sondern hielt unbeirrbar Kurs auf die Brücke und seine Rettung.

Was sie damals getan hatte, war verrückt gewesen. Mit wenigen Sätzen war sie an der Seite des

Mannes, und mit einer einzigen, impulsiven Bewegung hatte sie die Rolle blockiert, so dass sich keine Schnur mehr abspulen konnte. »Werfen Sie sie über Bord, schnell, über Bord!« Der Mann hatte sie verwirrt angesehen, und sie hatte ihm die Rute aus der Hand gerissen und über die Bootswand geworfen. Der Fisch zog sie so schnell durchs Wasser, dass sie eine kleine Bugwelle bildete. »Was zum Teufel ...«, hatte der Mann sie angefahren, doch in dem Moment hatte ihr Stiefvater das Boot in der Fahrrinne gedreht und war mit Vollgas unter der Brücke hindurchgedonnert, um auf der anderen Seite scharf beizudrehen.

Sie sah ihren Stiefvater vor sich, wie er auf der Laufbrücke stand und in die zunehmende Dunkelheit starrte, bis er schließlich mit dem Finger auf eine Stelle im Wasser zeigte. Sie drehten sich um und entdeckten die Angelrute, deren Korkgriff etwa zwanzig Meter entfernt auf den Wellen schaukelte. Sie gingen längsseits, sie beugte sich über Bord und zog die Rute aus dem Wasser. Im selben Moment löste sie die Sperre an der Rolle. »Jetzt«, sagte sie zu dem Angler, »holen Sie ihn ein.« Der Mann hatte die Rute zu sich herangezogen und war in ein zufriedenes Grinsen ausgebrochen, als er das Gewicht am anderen Ende spürte. Der Tarpun, der immer noch am Haken hing, brach unter dem Schock und dem Schmerz des Hakens, der sich ihm erneut durch den Kiefer bohrte, durch die Oberfläche. Es war ein gewaltiger Sprung, der ihn hoch in die Luft schleuderte, so dass ihm das schwarze Wasser von den Seiten spritzte. Doch sie hatte gewusst, dass es das letzte Aufbäumen vor der Kapitulation war. Jedes Schütteln des Kopfes und Winden des Körpers zeigte, dass er besiegt war.

Nach weiteren zehn Minuten hatten sie den Tarpun an der Bootswand vertäut und dann mit einem Gaff aus dem Wasser gezogen. Nach einer hektischen Reihe Siegerfotos hatten sie den Fisch wieder in die Wellen hinuntergelassen. Sie hatte sich über die Seite gebeugt, den Fisch gehalten und behutsam wiederbelebt. Doch bevor sie ihn in die Freiheit entließen, hatte sie ihm eine Silberschuppe von der Größe einer Münze abgezupft und sich in die Tasche ihrer Bluse gesteckt, während sie zusah, wie der Fisch langsam davonschwamm, bis nur noch seine Schwanzflosse wie eine Sense durch das warme Wasser pflügte.

Ein kluger Fisch. Ein starker Fisch.

Aber ich war klüger und somit stärker.

Wieder hatte sie das Bild von Ferguson vor sich. Auch schon einmal am Haken gewesen, sagte sie sich zur Warnung.

Das Flugzeug kam rumpelnd und holpernd zum Stillstand. Sie nahm ihr Handgepäck und strebte zum Ausgang.

Der Kontaktbeamte bei der Polizei von Newark stellte zwei uniformierte Polizisten ab, die sie zu Fergusons Wohnung begleiten würden. Nachdem sie sich kurz miteinander bekannt gemacht und ein paar Höflichkeiten ausgetauscht hatten, fuhren die beiden Kollegen sie durch die Stadt zu der Adresse, die sie ihnen gegeben hatte.

Shaeffer starrte auf Straßen, die aus einem von Dantes Höllenkreisen zu stammen schienen. Die Gebäude waren aus nachgedunkeltem Backstein und Beton und erhoben sich aus Dreck und Müll und Hilflosigkeit. Selbst die Sonne, die bis in die Straßenschlucht drang, wirkte grau. Endlos reihten sich kleine Läden aneinander – Kleidergeschäfte, Kreditstuben, Haushaltswaren, Möbelerleih klammerten sich mit ihren schmutzigen Fassaden an die abfallübersäten Bürgersteige. Und überall schwarze Eisengitter, ein notwendiges Übel der Innenstädte. An jeder Straßenecke schienen Gruppen untätiger Männer, Gangs von Jugendlichen oder aufgetakelten Strichmädchen herumzulungern. Selbst die Imbissbuden mit ihren strengen Standards an Reinlichkeit und Ordnung wirkten schäbig und heruntergekommen, von ihren Pendants in den Vorstädten Welten entfernt. Die City erinnerte sie an einen Boxer, der bessere Zeiten gesehen hatte, der einen Kampf zu viel austrug und sich in der Endrunde taumelnd auf den Beinen hielt – weil er zu alt oder zu dämlich oder zu stur war, um zu

Boden zu gehen.

»Sie sagen, der Typ geht aufs College, Detective? Das muss ein Irrtum sein. Nicht in dieser Gegend«, sagte einer der Polizisten, ein wortkarger Schwarzer mit angegrauten Schläfen.

»Behauptet zumindest sein Anwalt«, erwiderte sie.

»In der Gegend hier lernen Sie was anderes: Hurerei, Zuhälterei, Drogenhandel, Einbruch. Keine Ahnung, wie Sie so eine Schule nennen.«

»Na ja, mag schon sein«, sagte sein Partner, der am Steuer saß, ein jüngerer Mann mit hellbraunem Haar und Schnauzer. »Aber nicht nur. Hier wohnen auch eine Menge anständige Leute ...«

»Sicher«, räumte der ältere Polizist ein. »Hinter Eisengittern verschanzt.«

»Hören Sie nicht auf ihn«, sagte der Fahrer. »Der Kerl ist ausgebrannt. Und er hat nicht erwähnt, dass er hier aufgewachsen ist und sich über die Abendschule hochgearbeitet hat. Ist also nicht unmöglich. Vielleicht fährt Ihr Bursche jeden Morgen mit dem Zug nach New Brunswick und studiert an der Rutgers. Oder zu Abendkursen an der St. Pete's.«

»Das ist doch Unsinn. Wieso sollte jemand in diesem Rattenloch leben, wenn er nicht muss?«, erwiderte der Ältere. »Wenn er ein bisschen Geld hat, könnte er da drüben leben. Hier lebt niemand, der woanders wohnen kann.«

»Ich wüsste da noch einen anderen Grund«, sagte der jüngere Cop.

»Der wäre?«, fragte Shaeffer.

Der Polizist gestikuliert mit dem Arm. »Wenn Sie sich verstecken wollen. Wenn Sie untertauchen wollen. Gibt keinen besseren Ort.«

Er zeigte auf ein verlassenes Gebäude, drehte sich auf seinem Sitz herum und sah sie an. »Diese Großstädte haben Gegenden, die sind wie ein Dschungel oder ein Sumpf. Wenn wir an einem solchen Bau vorbeikommen, egal, ob ausgebrannt oder verlassen oder was auch immer, können Sie unmöglich sagen, was sich wirklich da drinnen verbirgt. Da hausen Leute ohne Heizung, Strom und Wasser. Oder Gangs benutzen sie als Unterschlupf, als Waffenversteck. In einem davon könnten hundert Leichen verborgen sein, und wir würden sie nicht finden. Nicht mal ahnen, dass sie da sind.«

Er legte eine Pause ein. »Der ideale Ort, um zu verschwinden. Wer zum Teufel würde hierherkommen und nach jemandem suchen, wenn er nicht unbedingt muss?«

»Ich vermutlich«, sagte sie ruhig.

»Wozu wollen Sie den Kerl sprechen?«, fragte der Fahrer.

»Er könnte etwas über einen Doppelmord wissen, an dem ich arbeite.«

»Meinen Sie, der Kerl könnte uns Ärger machen? Vielleicht sollten wir Verstärkung anfordern. Hat das was mit Drogen zu tun?«

»Nein. Eher was mit Auftragsmord.«

»Sicher? Ich meine, bin nicht scharf drauf, einem Typen gegenüberzustehen, der mich mit glasigem Blick ansieht und in der einen Hand 'ne Uzi und in der anderen ein Pfund Crack hält.«

»Nein, nichts dergleichen.«

»Ist er ein Tatverdächtiger?«

Sie musste überlegen. Was war er? »Nicht direkt. Nur jemand, mit dem wir reden müssen. Möglich wäre es allerdings.«

»Na schön. Wir verlassen uns auf Sie«, sagte der Jüngere. »Aber ich bin nicht scharf auf die Sache. Was haben Sie denn gegen ihn in der Hand?«

»Nicht viel.«

»Demnach hoffen Sie, dass er was sagt, das Sie weiterbringt, richtig?«

»Könnte man so sagen.«

»Kleine Angelfahrt, ja?«

Sie musste schmunzeln. »Stimmt.«

Sie sah, wie er seinem Partner einen fragenden Blick zuwarf. Ein kurzes Nicken, und sie fuhren weiter. Als sie an einem kleinen Lebensmittelladen vorbeikamen, sah sie, dass die Bewohner des Großstadtschungels, die davor herumlungerten, ihnen mit den Blicken folgten. Die wissen genau, was wir sind, stellte sie fest. So was sehen sie im Bruchteil einer Sekunde. Sie versuchte, sich die Gesichter auf der Straße genauer anzusehen, doch sie verschwammen vor ihren Augen.

»Hier ungefähr«, sagte der Polizist am Steuer. »Auf halbem Weg zur nächsten Kreuzung.«

Er steuerte eine Parklücke an zwischen einem vier Jahre alten kirschroten Cadillac mit Weißwandballonreifen und Wildledersitzen und einem Wrack, aus dem alles, was sich irgendwie zu Geld machen ließ, abmontiert war. Neben dem Cadillac saß ein Junge auf dem Bürgersteig.

»Trautes Heim«, sagte der jüngere Beamte. »Wie wollen Sie's angehen, Detective?«

»Zwanglos«, erwiderte sie. »Zuerst mit dem Hausmeister reden, falls es einen gibt. Vielleicht mit einem Nachbarn. Dann einfach bei ihm auf der Matte stehen.«

Der ältere Polizist zuckte mit den Achseln. »Also gut, wir halten uns direkt hinter Ihnen. Aber wenn Sie reingehen, sind Sie mehr oder weniger auf sich gestellt.«

Ferguson wohnte in einem sechsstöckigen, schmutzig roten Klinkerbau. Shaeffer ging einen Schritt darauf zu und drehte sich zu dem Jungen auf dem Bordstein um. Er trug blendend weiße, teure Basketballschuhe unter einer zerschlissenen Jogginghose.

»Wie geht's?«, fragte sie.

Der Junge zog die Schultern hoch. »Geht so.«

»Was machst du da?«

Der Junge zeigte auf den Wagen. »Ich pass auf die Räder auf. Sind Sie von der Polizei?«

»Du hast es erfasst.«

»Aber nicht von hier.«

»Nein. Kennst du einen Mann namens Robert Earl Ferguson?«

»Der aus Florida. Suchen Sie den?«

»Ja. Ist er da?«

»Keine Ahnung. Lässt sich kaum mal blicken.«

»Wieso nicht?«

Der Junge wandte sich ab. »Hat wahrscheinlich was am Laufen.«

Shaeffer nickte und ging, die uniformierten Polizisten im Gefolge, die Eingangsstufen hoch. Sie musterte eine Reihe Briefkästen und fand auf einem in Handschrift Fergusons Namen. Sie notierte sich auch noch die Namen einiger Nachbarn und stieß auf einen mit der Abkürzung »Supt.«. Sie drückte die entsprechende Klingel und stellte sich an die Gegensprechanlage. Es kam keine Antwort.

»Die funktioniert nicht«, sagte der alte Beamte.

»So was funktioniert hier nirgends«, fügte der Jüngere hinzu.

Sie drückte gegen die Haustür des Wohnblocks, die sich unvermittelt öffnete. Für einen Moment blieb sie verlegen stehen.

»In Florida funktionieren Schlösser und Klingeln vermutlich noch«, sagte der Ältere.

Im Innern empfing sie ein dunkles, höhlenartiges Treppenhaus. Die Flure waren schmal, Graffiti zierten die Wände. Es roch ein wenig nach Müll und Urin.

Der jüngere Polizist hatte wohl gesehen, wie sie die Nase verzog, denn er sagte: »Also, im Vergleich zu den meisten ist das hier harmlos.« Er zeigte geradeaus. »Sehen Sie hier irgendwelche Betrunkenen, die im Treppenhaus leben? Das ist schon was Besonderes.«

Die Hausmeisterwohnung fand sie im Erdgeschoss. Nach dreimaligem energischem Klopfen hörte sie von drinnen Geräusche. Dann eine Stimme. »Was woll'n Sie?«

Sie hielt ihre Dienstmarke vor den Spion. »Polizei, Sir«, antwortete sie.

Es klickte und klirrte, als hintereinander drei oder vier verschiedene Schlösser geöffnet wurden.

Schließlich ging die Tür auf, und ein dünner Schwarzer mittleren Alters erschien barfuß und in Arbeitskleidung.

»Sind Sie Mr. Washington? Der Hausmeister?«

Er nickte. »Was woll'n Sie denn?«, wiederholte er.

»Ich stehe nicht gerne im Flur und will zu Ihnen rein«, erwiderte sie energisch.

Er öffnete die Tür und ließ alle drei in die Wohnung. »Ich hab nix getan.«

Shaeffer warf einen kurzen Blick über die schäbigen Möbel und fadenscheinigen Teppiche, bevor sie sich wieder an den Hausmeister wandte. »Robert Earl Ferguson. Ist er oben?«

Der Mann zuckte mit den Achseln. »Kann sein, wahrscheinlich. Ich achte nicht sonderlich darauf, wer rein- und rausgeht, wissen Sie.«

»Aber sonst vielleicht jemand?«

»Meine Frau«, sagte er und zeigte hinter die Besucherin.

Shaeffer drehte sich um und sah eine kleine schwarze Frau, die so dick war wie ihr Ehemann dünn und, auf ein Gehgestell gestützt, schweigsam in einem Durchgang stand.

»Mrs. Washington?«

»Ja.«

»Ist Robert Earl Ferguson oben?«

»Müsste er eigentlich sein. Ist heute noch nicht rausgegangen.«

»Woher wissen Sie das?«

Die Frau machte, auf die Gehhilfe gestützt, mühsam einen Schritt nach vorn. Sofort kam sie außer Atem, keuchte und schnappte nach Luft.

»Ich kann mich nicht viel bewegen. Ich sitze fast den ganzen Tag da drüben ...«

Sie zeigte auf ein Fenster zur Straße. »Seh, was sich in dieser Welt so tut, bevor ich sie verlassen tu.«

»Und Ferguson? Hat der feste Zeiten, in denen er kommt und geht?«

Sie nickte. Shaeffer zückte ihren Notizblock und machte sich Stichpunkte. »Wo geht er hin?«

»Na ja, kann ich nich so sicher sagen, aber für gewöhnlich hat er so seine College-Bücher in so 'ner Tasche dabei. Art Rucksack oder so. Packt man sich auf'n Rücken, als ob man zur Army will oder wandern oder so. Geht nachmittags raus, kommt meistens spät abends nach Hause. Manchmal geht er mit einem kleinen Koffer wech. Dann kommt er für'n paar Tage nich zurück. Verreist wohl ab und an.«

»Und spätabends, da sitzen Sie immer noch hier und sehen raus?«

»Kann ja auch schlecht schlafen. Und schlecht laufen. Krieg auch schwer Luft. Kann kaum noch was besonders gut.«

Andrea Shaeffer war hellwach. »Haben Sie ein gutes Gedächtnis?«, fragte sie.

»Gedächtnis macht bis jetzt' noch nich schlapp, falls Sie das meinen. Das funktioniert ganz gut. Was woll'n Sie denn wissen?«

»Vor acht bis zehn Tagen. Hat Ferguson da die Stadt verlassen? Haben Sie ihn da mit dem Köfferchen gesehen? War er ein, zwei Tage weg? Ist Ihnen sonst irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen? Etwas, das aus dem Rahmen fiel?«

Die Frau dachte angestrengt nach. Shaeffer sah, wie sie den genannten Zeitraum Revue passieren ließ und alles, was sie am Fenster beobachtet hatte. Plötzlich kniff sie einen Moment die Augen zusammen, als erinnerte sie sich an etwas. Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und ließ mit einer Hand die Gehhilfe los. Doch bevor sie etwas sagte, überlegte sie es sich offenbar anders und biss die Lippen zusammen. Die Frau betrachtete den Notizblock in der Hand der Polizistin, schließlich schüttelte sie den Kopf.

»Glaube nicht. Aber ich denk noch mal drüber nach. Muss erst genau überlegen, bevor ich mir

absolut sicher sein kann. Wissen ja, wie das ist.«

Shaeffer sah, wie die Frau an ihrem Aluminiumgestell unruhig wurde. Sie erinnert sich an etwas, stellte sie fest. Will es mir nur nicht sagen. »Bestimmt?«

»Nein, wie gesagt«, bekräftigte die Frau vorsichtig. »Vielleicht fällt mir wieder was ein, wenn ich 'ne Weile drüber nachgedacht hab. Acht bis zehn Tage, ja?«

»Richtig.«

»Ich denk drüber nach.«

»In Ordnung, tun Sie das. Gibt es noch jemanden, der mir vielleicht weiterhelfen kann?«

»Nein, Ma'am. Der ist immer allein. Geht einfach am Nachmittag raus und kommt spät abends zurück. Manchmal auch früher. Manchmal ein bisschen später. Der Junge macht nie Lärm, macht keinen Ärger, ist einfach still. Hat nich mal 'ne Freundin. Wozu woll'n Sie das alles wissen? In was für Schwierigkeiten steckt der Junge drin, dass die Polizei hinter ihm her ist?«

»Wissen Sie, was er in den letzten Jahren gemacht hat? In Florida?«

Mr. Washington meldete sich zu Wort. »Wir haben gehört, dass er da 'ne Weile im Knast war, nur so viel.«

»Im Knast zu sitzen ist hier in der Gegend nix Besonderes, Ma'am. Fast jeder hat hier mal 'ne Weile gesessen«, warf die Frau ein. Sie sah ihren Mann an. »Und Gott weiß, die, wo noch nich gesessen haben, sind auch früher oder später dran. So ist das hier in der Gegend, oh ja.«

»Wie bezahlt er seine Miete?«, fragte Shaeffer.

»In bar. Am Ersten des Monats. Hat nie Probleme gegeben.«

Shaeffer machte sich einen Vermerk.

»Ist aber ja auch nich viel, wissen Sie. Is' ja nix Besonderes hier, falls Sie es noch nicht mitbekommen haben.«

»Haben Sie ihn je mit einem Messer gesehen? Einem Jagdmesser zum Beispiel? Oder ist Ihnen vielleicht mal eins in seiner Wohnung aufgefallen?«

»Nein, Ma'am.«

»Eine Schusswaffe vielleicht?«

»Nein, nicht, dass ich wüsste. Aber wahrscheinlich haben hier in der Gegend die meisten irgendwo eine versteckt.«

»Und sonst irgendetwas, das Ihnen an ihm aufgefallen ist? Etwas Ungewöhnliches?«

»Na ja, für die Gegend hier is' es ziemlich ungewöhnlich, sich mit all so 'ne Bücher zu beschäftigen.«

Shaeffer nickte. Sie reichte sowohl dem Mann als auch der Frau ihre Visitenkarte, auf dem die Marke des Polizeireviers von Monroe County eingeprägt war. »Wenn Ihnen noch irgendetwas einfällt, rufen Sie mich bitte an. R-Gespräch. In den nächsten Tagen bin ich unter dieser Nummer zu erreichen.« Sie notierte die Nummer der Telefonvermittlung des Motels in der Nähe des Flughafens, in dem sie ihr Gepäck deponiert hatte.

Während sie zur Tür ging, sahen sich die beiden höflich die Karte an. Im Flur sagte der ältere Polizist: »Irgendwas erfahren? Hat mich nicht vom Hocker gerissen. Abgesehen davon, dass das alte Mädchen vielleicht gelogen hat, als sie behauptete, sie könnte sich nicht dran erinnern, was vor einer Woche war.«

»Ihr ist mit absoluter Sicherheit was eingefallen«, sagte der Jüngere.

»Dann haben Sie es auch gesehen, ja?«

»War ja wohl kaum zu übersehen. Aber keine Ahnung, was das nun zu bedeuten hat. Wahrscheinlich nicht viel. Was meinen Sie, Detective?«

»Eins nach dem anderen«, erwiderte sie. »Jetzt schauen wir erst mal, ob unser Mann zu Hause ist.«

Sie holte einmal tief Luft, um ihr pochendes Herz zu beruhigen, und klopfte an. Trotz eines kleinen Fensters am Ende des Flurs, das durch die dicke Schmutzschicht einen Schimmer Licht hereinließ, war es im Hausflur dunkel. Sie hatte keine Ahnung, was sie erwartete. Ein rehabilitierter Mörder, dachte sie. Was war er für ein Mensch? Ein Mann, der studiert, aber zuweilen seinen Koffer packt und für ein paar Tage verschwindet. Sie klopfte noch einmal, und im nächsten Moment meldete sich jemand drinnen. »Wer ist da?«

»Polizei.«

Das Wort hing in der Luft und hallte von den Wänden. Ein paar Sekunden verstrichen.

»Was wollen Sie?«

»Ihnen ein paar Fragen stellen. Öffnen Sie die Tür.«

»Was für Fragen?«

Sie spürte, dass der Mann hinter der braunen Holztür nur wenige Zentimeter von ihr entfernt war.

»Machen Sie auf.«

Die beiden uniformierten Kollegen hinter ihr gingen in Stellung – aus der Schusslinie und einen Schritt zurück. Sie klopfte zum dritten Mal.

»Polizei«, wiederholte sie. Für den Fall, dass er sich weigerte aufzumachen, hatte sie keinen Plan.

»Na schön.«

Ihr blieb keine Zeit aufzuatmen. Sie glaubte, ein Stocken, ein gewisses Zögern in seinem Ton herauszuhören, wie bei einem Kind, das bei etwas Verbotenem ertappt wird. Vielleicht, dachte sie, hatte er sich, bevor er antwortete, kurz umgedreht und einen Blick auf seine Wohnung geworfen, um zu sehen, ob sie dort irgendetwas Verräterisches finden könnte. Beweise? Beweise wofür?

Dann hörte sie, wie mehrere Bolzenschlösser geöffnet und Sicherheitsketten ausgehängt wurden, bevor die Tür einen Spaltbreit aufging. Andrea Shaeffer starrte Robert Earl Ferguson ins Gesicht. Er trug Jeans, Turnschuhe und ein verblichenes bräunliches Sweatshirt, das ihm ein paar Nummern zu groß war und seinen Körperbau verbarg. Er hatte kurz geschnittenes Haar und war frisch rasiert. Der Zorn des Mannes traf sie mit solcher Wucht, dass sie beinahe zurückgewichen wäre. Er sah ihr mit einem grimmigen, durchdringenden Blick ins Gesicht.

»Was wollen Sie?«, fragte er. »Ich hab nichts verbochen.«

»Ich möchte mit Ihnen sprechen.«

»Kann ich Ihre Dienstmarke sehen?«, fragte er.

Shaeffer hielt sie ihm hin.

»Monroe County, Florida?«

»Ja. Shaeffer mein Name. Vom Morddezernat.«

Für eine Sekunde schien Ferguson zu versuchen, etwas aus seinem Gedächtnis hervorzukramen.

»Das ist südlich von Dade, oder? Am Rand der Glades?«

»Richtig.«

»Und was kann ich für Sie tun?«

»Darf ich reinkommen?«

»Zuerst will ich wissen, weshalb Sie hergekommen sind.«

In der Stille, die auf seine Frage folgte, schien Ferguson sie zu taxieren. Sie registrierte, dass sie fast gleich groß waren und dass er kaum kräftiger wirkte als sie selbst. Andererseits schien er der Typ zu sein, für den Körpergröße und Kraft nicht viel zählten.

»Dann kommen Sie also von weit her«, sagte er.

Er blickte ihr über die Schulter und funkelte die beiden Beamten an, die hinter ihr standen. »Und die beiden?«

»Sind von hier.«

»Haben Sie sich nicht allein hergetraut?« Er kniff unangenehm die Augen zusammen. Ihre Begleiter traten näher. Ferguson blieb im Türrahmen stehen und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Unsinn«, wehrte sie ab, doch bei ihrer Antwort huschte ein kurzes, spöttisches Lächeln über sein Gesicht.

»Ich hab nichts getan«, wiederholte er in einem ausdruckslosen Ton wie ein Anwalt, der vor Gericht etwas zu Protokoll gibt.

»Hab ich auch nicht behauptet.«

Ferguson lächelte. »Aber Sie würden nicht den weiten Weg von Monroe County auf sich nehmen, nur um mich zu sprechen, wenn Sie keinen triftigen Grund hätten, nicht wahr?« Er machte einen Schritt zurück. »Also, kommen Sie meinetwegen rein und stellen Sie Ihre Fragen. Hab nichts zu verbergen.«

Den letzten Satz sprach er so laut, dass sich auch die beiden Polizisten aus New Jersey angesprochen fühlen mussten.

Sie betrat die Wohnung. Kaum war sie an ihm vorbei, verstellte Ferguson den beiden Beamten den Weg.

»Die Einladung gilt nicht für euch Gorillas«, sagte er schroff. »Nur für sie. Es sei denn, Sie hätten einen Durchsuchungsbeschluss.«

Shaeffer drehte sich erstaunt um und sah, dass die beiden Polizisten aus Newark gereizt waren. Es ging ihnen wie allen Cops gegen den Strich, sich von Zivilisten herumkommandieren zu lassen.

»Aus dem Weg«, sagte der Ältere.

»Ich denke nicht dran. Sie hat eine Frage. Sie kann reinkommen und sie stellen.«

Der Jüngere war kurz davor, Ferguson die Hand auf die Brust zu legen, um ihn aus dem Weg zu schubsen, besann sich aber eines Besseren. »Schon gut«, beschwichtigte Shaeffer die beiden, »ich komm schon klar.«

Die Männer zögerten.

»Das ist gegen die Vorschriften«, gab der Ältere zu bedenken und wandte sich an Ferguson. »Willst du mir dumm kommen, Mistkerl?«

Ferguson wich nicht von der Stelle.

Shaeffer machte eine kurze wegwerfende Handbewegung. Einen Moment herrschte Schweigen, dann traten die beiden Beamten wieder in den Flur.

»Na schön«, sagte der Ältere schließlich. »Wir warten hier.« Und an Ferguson gewandt: »Ich kann mir Gesichter hervorragend merken, Arschloch«, flüsterte er. »Und deins hab ich gerade abgespeichert.«

Ferguson schnaubte verächtlich. »Gleichfalls«, sagte er.

Er wollte gerade die Tür zumachen, doch der Jüngere ging blitzschnell mit dem gestreckten Arm dazwischen und sagte: »Die bleibt auf, okay? Dann gibt's keinen Ärger.«

Ferguson ließ die Tür los. »Wenn Sie das glücklich macht.« Dann drehte er sich um. Als er Shaeffer ins Zimmer folgte, sagte er: »Ich kenne diese Sorte. Der gleiche Schlag wie die Hälfte der Wachleute im Todestrakt. Glauben, sie müssten knallhart sein, dabei haben sie keinen Schimmer, was wirklich hart ist.«

»Und? Was ist wirklich hart, Mr. Ferguson?«

»Zum Beispiel, ein bestimmtes Datum und eine Uhrzeit zu kennen. Zu wissen, dass man vollkommen gesund ist, aber die Gesellschaft einem eine tödliche Krankheit untergejubelt hat. Zu wissen, dass man mit jedem Atemzug dem letzten ein bisschen näher kommt, das ist hart.«

Mitten im kleinen Wohnzimmer blieb er stehen. »Aber was ist mit Ihnen, Detective? Sind Sie auch knallhart?«

»Wenn's sein muss«, erwiderte sie.

Er lachte nicht, sondern starrte sie mit einer Mischung aus Spott und Misstrauen an. »Nehmen Sie Platz«, sagte er, während er sich selbst auf die Kante einer abgewetzten Couch setzte.

»Danke«, sagte sie, blieb jedoch stehen. Ohne Ferguson aus den Augen zu lassen, schlenderte sie langsam durch das Zimmer und registrierte jede Kleinigkeit. Den Trick hatte sie in ihrer Ausbildung gelernt: auf den Beinen bleiben, während die Zielperson sitzt. Das schafft Unbehagen und lässt denjenigen, der die Fragen stellt, mächtiger erscheinen. Er verfolgte jede ihrer Bewegungen.

»Suchen Sie was?«

»Nein.«

»Dann sagen Sie, was Sie von mir wollen.«

Sie trat an ein Fenster und spähte hinaus. Sie sah den roten Wagen des Zuhälters und stellte fest, dass die Straße in beiden Richtungen wie ausgestorben war.

»Nicht gerade ein spektakulärer Blick«, bemerkte sie. »Wieso sucht man sich diese Wohngegend aus, besonders, wenn man was Besseres haben kann?«

Er antwortete nicht.

»Nutten an jeder Straßenecke, ein Crack-Dealer ein paar Häuser weiter. Was haben wir sonst noch? Diebe. Straßengangs. Junkies ...« Sie durchbohrte ihn mit ihrem Blick. »Mörder. Und Sie.«

»Ganz recht.«

»Was sind Sie, Mr. Ferguson?«

»Ich bin Student.«

»Kennen Sie in der Nachbarschaft noch andere Studenten?«

»Bis jetzt ist mir noch keiner begegnet.«

»Also noch mal: Wieso leben Sie hier?«

»Weil es mir passt.«

»Sie passen hierher?«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Wieso dann?«

»Es ist sicher.« Er lachte leise. »Der sicherste Ort der Welt.«

»Das beantwortet meine Frage nicht.«

Er zuckte die Achseln. »Man kehrt sich nach innen, man wohnt nicht irgendwo da draußen, sondern innen. Das ist die erste Lektion im Todestrakt. Die erste von vielen. Oder meinen Sie, man vergisst das, was man gelernt hat, sobald man draußen ist? Und jetzt sagen Sie endlich, was Sie wollen.«

Statt zu antworten, wanderte sie weiter hin und her. Sie warf einen Blick ins Schlafzimmer, das mit einem schmalen Einzelbett und einer verschrammten, braunen Holzkommode eingerichtet war. In einem schmalen Wandschrank an der Rückseite hing seine spärliche Garderobe. Die Küche war mit einem kleinen Kühlschrank, einem Herd und einem Waschbecken ausgestattet.

Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, bemerkte sie in der Ecke einen kleinen Tisch mit einer Reiseschreibmaschine und verstreuten Blättern. Neben dem Schreibtisch stand ein Bücherregal aus Betonsteinen mit billigen, unbehandelten Kiefern Brettern.

Sie ging darauf zu und inspizierte die Bücher im Regal, unter denen sie auf Anhieb einige Titel auf den Einbänden wiedererkannte: eine Abhandlung über Gerichtsmedizin von einem ehemaligen Forensiker in New York, ein Werk über die Identifikationstechniken des FBI, von Regierungsseite herausgegeben, ein Buch über Medien und Kriminalität von einem Professor an der Columbia University. Sie hatte alle diese Bücher im Zuge ihrer eigenen Kurse an der Polizeiakademie gelesen. Ferguson hatte noch eine Menge andere im Regal, alle über Kriminalistik und Ermittlungsverfahren,

alle stark abgenutzt, offensichtlich gebraucht gekauft. Sie holte eins aus dem Regal und schlug es an einer beliebigen Stelle auf. Bestimmte Abschnitte waren mit gelbem Marker hervorgehoben.

»Sind das Ihre Unterstreichungen?«

»Nein. Sagen Sie, was Sie von mir wollen.«

Sie stellte das Buch wieder weg und ließ den Blick über die Papiere auf dem Schreibtisch schweifen. Auf einem Blatt fiel ihr eine Reihe Adressen ins Auge, einschließlich der von Matthew Cowart; einige Namen und Anschriften aus Pachoula und schließlich ein Anwalt in Tampa, der ihr nichts sagte. Sie nahm das Blatt und drehte sich zu Ferguson um.

»Was ist das für eine Liste?«, fragte sie.

Er schien mit der Antwort zu zögern. »Ich bin einigen Leuten Dankesbriefe schuldig. Leuten, die mir dabei geholfen haben, aus dem Gefängnis zu kommen.«

Sie legte das Blatt wieder aus der Hand. Neben dem Schreibtisch entdeckte sie einen Stapel Zeitungen. Sie beugte sich darüber und blätterte darin. Er hatte Lokalteile und Titelseiten gesammelt; es waren Blätter aus New Jersey und aus Florida, darunter *The Miami Journal*, *The Tampa Tribune*, *The St. Petersburg Times* und andere. Sie zog eine Ausgabe des *Newark Star-Ledger* heraus und las eine Überschrift mit dem Wortlaut: FAMILIE SETZT FÜR VERMISSTE TOCHTER BELOHNUNG AUS.

»Sie interessieren sich für solche Fälle, was?«, fragte sie.

»Genauso wie Sie«, antwortete Ferguson. »Stimmt doch, Detective, oder? Wenn Sie eine Zeitung in die Finger bekommen, welche Artikel lesen Sie zuerst?«

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wandte sie sich wieder dem Stapel zu und stellte fest, dass es sich ausschließlich um Meldungen und Artikel über Verbrechen handelte. Weitere Schlagzeilen und Überschriften sprangen ihr entgegen: POLIZEI PRÜFT INDIZIEN BEI ÜBERFALL und KEINE SPUR IN ENTFÜHRUNGSFALL.

»Wo haben Sie diese Zeitungen her?«

Er sah sie wütend an. »Ich bin immer mal wieder in Florida. Spreche in Kirchen, Bürgerrechtsvereinen – vor Leuten, die nachvollziehen können, wie leicht man als Unschuldiger in den Todestrakt kommt; vor Leuten, die es nicht allzu viel Phantasie kostet, sich vorzustellen, dass ein Schwarzer von den Cops schikaniert wird; die sich durchaus nicht wundern, wenn jeder dahergelaufene Cop von irgendeinem Feld-Wald-und-Wiesen-Morddezernat sich einen unbescholtenen Schwarzen vornimmt, sobald er in einem Fall nicht weiterweiß.«

Er starrte sie weiter unversöhnlich an, und sie ließ die Zeitung, die sie in der Hand hielt, auf den Stapel fallen.

»Ich studiere Kriminalwissenschaft. Medien und Verbrechen – mittwochs von 17:30 bis 19:30. Das ist ein Wahlfach. Kriminologie 307. Professor Morin. Dafür sammle ich die Zeitungen.«

Noch einmal ließ sie den Blick über den Schreibtisch wandern.

»Ich bekomme eine Eins«, fügte er hinzu und hatte zu seinem spöttischen Tonfall zurückgefunden. »Und jetzt will ich endlich wissen, was Sie von mir wollen«, wiederholte er mit Nachdruck.

»Na schön«, antwortete sie. Unter seinem eindringlichen Blick war ihr unbehaglich. Sie wandte sich von seinem Schreibtisch ab und sah ihm ins Gesicht.

»Wann waren Sie das letzte Mal in den Florida Keys? Den Upper Keys? Islamorada. Marathon. Key Largo. Wann sind Sie das letzte Mal da runtergefahren, um vor einem Bürgerrechtsverein zu sprechen?« Sie versuchte ihren Sarkasmus nicht zu verbergen.

»Ich war noch nie in den Keys«, sagte er.

»Ach nein?«

»Noch nie.«

»Wenn ich nun von jemandem das Gegenteil gehört hätte, würde das schon etwas besagen, nicht

wahr?« Die Lüge kam ihr mühelos über die Lippen, perlte jedoch an ihm ab.

»Das würde besagen, dass Sie jemand falsch unterrichtet hat.«

»Kennen Sie eine Straße namens Tarpon Drive?«

»Nein.«

»Ein Haus, Nummer dreizehn. Schon mal da gewesen?«

»Nein.«

»Ihr Freund Cowart war da.«

Er antwortete nicht.

»Und wissen Sie, was er dort gefunden hat?«

»Nein.«

»Zwei Leichen.«

»Sind Sie deshalb hergekommen?«

»Nein«, log sie. »Ich bin gekommen, weil ich etwas nicht verstehe.«

Seine Frage klang kalt und schroff: »Was verstehen Sie nicht, Detective?«

»Sie, Blair Sullivan und Matthew Cowart.«

Für einen Moment wurde es still.

»Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen da weiterhelfen könnte«, sagte er.

»Tatsächlich?« Ferguson, so stellte sie fest, besaß die Fähigkeit, einen nervös zu machen, indem er einfach nur schwieg. »Na schön. Erzählen Sie mir doch, womit Sie in den Tagen, bevor Ihr alter Kumpel Blair Sullivan gegrillt wurde, beschäftigt waren.«

Für den Bruchteil einer Sekunde stand ihm die Verblüffung ins Gesicht geschrieben. Dann antwortete er: »Ich war hier. Hab studiert, meine Seminare besucht. Mein Stundenplan hängt da drüben an der Wand.«

»Haben Sie unmittelbar, bevor Sullivan auf den Stuhl kam, einen Ihrer kleinen Ausflüge gemacht?«

»Nein.«

Er zeigte auf die Wand. Sie drehte sich um und sah einen Plan, der mit Tesafilm an die verblasste Wand geklebt war. Sie ging hinüber und schrieb sich die Zeiten, Seminare und Dozenten auf, darunter Professor Morins Kurs »Medien und Verbrechen«.

»Können Sie das beweisen?«

»Muss ich?«

»Schon möglich.«

»Schon möglich, dass ich es beweisen kann.«

Von ferne drang eine Sirene in den stillen, kleinen Raum.

»Und er war übrigens zu keinem Zeitpunkt mein Kumpel«, stellte Ferguson klar. »Vielmehr hat er mich gehasst. Beruhte auf Gegenseitigkeit.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Was wissen Sie über den Doppelmord an seinem Stiefvater und seiner Mutter?«

»Ist das Ihr Fall?«

»Beantworten Sie die Frage.«

»Nichts.« Er lächelte, dann fügte er hinzu: »Nein, aus der Zeitung und dem Fernsehen natürlich schon. Ich weiß, dass sie ein paar Tage vor seiner Hinrichtung getötet wurden und dass er Mr. Cowart erzählt hat, er hätte ihre Ermordung in Auftrag gegeben. Stand in jeder Zeitung, sogar in der *New York Times*, Detective. Aber das war's auch schon.«

Ferguson schien sich zu entspannen, das Wortgefecht zu genießen.

»Verraten Sie mir, wie er diesen Mord organisieren konnte«, forderte sie ihn auf. »Sie sind der Todestrakt-Experte.«

»Da will ich Ihnen nicht widersprechen.« Ferguson schwieg einen Moment, um zu überlegen. »Da gibt es verschiedene Möglichkeiten ...« Er sah sie mit einem abstoßenden Grinsen an. »Als Erstes würde ich mir die Besucherliste vornehmen. Jeder Besucher im Trakt wird registriert. Jeder Anwalt, jeder Reporter, jeder Freund, jedes Familienmitglied. Ich würde die Liste bis zu dem Tag zurückverfolgen, als er in den Trakt überstellt wurde. Der hat 'ne ganze Menge Besuch gehabt, wissen Sie. Seelenklempner, Filmproduzenten, Spezialisten vom FBI. Und zum Schluss natürlich Mr. Cowart ...« Fergusons Tonfall wirkte an dieser Stelle ein wenig erregt. »Und mit den Wachleuten würde ich unbedingt reden. Wissen Sie, wie man drauf sein muss, um im Todestrakt Wachmann zu werden? Ein bisschen Killerinstinkt gehört schon dazu, denn als Schließer gehören sie natürlich zu denen, die eines Tages so ein armes Schwein auf den Stuhl schnallen. Die Vorstellung muss einen Reiz für sie haben.« Er hob die Hand. »Klar, sie sagen einem, dass es nun mal zu ihren Pflichten gehört, dass es nichts Persönliches ist, genau wie in jedem anderen Teil der Haftanstalt, aber das stimmt nicht. Für die Blöcke Q, R und S muss man sich freiwillig melden. Und man muss das, was da vielleicht auf einen zukommt, mögen.«

Er sah mit hellwachen Augen zu ihr auf. »Und wenn man nichts Besonderes daran findet, jemanden an einen Stuhl zu schnallen, um ihm den Hintern zu braten, dann findet man es vielleicht auch nicht so schlimm, jemanden an einen Stuhl zu fesseln und ihm die Gurgel aufzuschlitzen.«

»Ich habe nicht erwähnt, dass ihnen die Gurgel aufgeschlitzt wurde.«

»Aber es stand in sämtlichen Zeitungen.«

»Wer?«, fragte sie. »Nennen Sie ein, zwei Namen.«

»Sie bitten mich, Ihnen zu helfen?«

»Namen. Mit wem würden Sie im Todestrakt reden?«

Er schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Aber es gab solche Leute, das konnte man spüren. Im Trakt sind die Mörder unter sich. Man brauchte nicht allzu lange, um zu merken, dass ein paar von den Wachmännern eigentlich auf die andere Seite gehörten.«

Er grinste sie weiter an. »Wieso fahren Sie nicht hin und überzeugen sich selbst?«, fragte er. »Eine clevere Ermittlerin wie Sie bekommt vermutlich schnell raus, wer bestechlich ist und wer nicht.«

»Im Todestrakt sind die Mörder unter sich«, griff sie seine Bemerkung auf. »Und wie passten Sie da ins Bild, Mr. Ferguson?«

»Ich passte nicht ins Bild, ich war ein Außenseiter.«

»Wie hoch war wohl der Preis?«

Er zuckte die Achseln. »Schwer zu sagen. Hoch? Oder auch nicht? Fragt sich auch, in welcher Währung, Detective, denn die richtige Person kann aus allen möglichen Gründen das Falsche tun.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, zum Beispiel Blair Sullivan. Der würde Sie wahrscheinlich ohne jeden Grund töten, einfach nur so zum Spaß, ein geringer Preis, finden Sie nicht, Detective? Sind Sie schon mal so jemandem begegnet? Bestimmt nicht, dafür sind Sie, schätze ich, ein bisschen zu jung und unerfahren.«

Er registrierte jede ihrer Bewegungen, als sie nervös die Stellung wechselte. »Und dann gibt es im Trakt ein paar Burschen, die einen solchen Hass auf Polizisten haben, dass sie einen gratis und mit Freuden umlegen würden. Mit Genuss. Besonders, wenn sie es auskosten können, Sie wissen schon, es ein bisschen in die Länge ziehen.«

Die letzten Worte sprach er zum Spott in einem singenden Tonfall. »Eine Polizistin umzulegen, also, das wäre für solche Typen ein besonderer Leckerbissen, meinen Sie nicht, Detective? Delikat, etwas für den Gourmet.«

Sie antwortete nicht, sondern ließ den Sarkasmus wie kaltes Wasser an sich abperlen.

»Oder nehmen wir Mr. Cowart. Schätze, für eine gute Story würde der seine eigene Großmutter verkaufen, was meinen Sie?«

Sie merkte, wie allmählich die blanke Wut in ihr hochstieg. »Und wie steht es mit Ihnen, Mr. Ferguson? Was würden Sie verlangen, um jemanden zu töten?«

Sein Lächeln verflog. »Ich habe nie jemanden getötet, und ich werde es niemals tun.«

»Danach hatte ich nicht gefragt, Mr. Ferguson. Mich interessierte, was Sie dafür verlangen würden.«

»Käme drauf an«, erwiderte er in eisigem, sachlichem Ton.

»Worauf?«, hakte sie nach.

»Darauf, wen ich umbringen sollte.« Er starrte sie an. »Gilt das nicht für jeden, Detective? Manche Morde würden schon ein Vermögen kosten, nehme ich an, andere keinen Cent.«

»Was würden Sie tun, ohne einen Cent dafür zu nehmen, Mr. Ferguson?«

Wieder grinste er sie an. »Kann ich nicht sagen, hab nie drüber nachgedacht.«

»Tatsächlich? Den beiden Detectives in Escambia haben Sie was anderes gesagt. Und die Geschworenen sahen das offenbar auch ein bisschen anders.«

Im Bruchteil einer Sekunde wich das selbstgefällige Grinsen unbändiger Wut, die er nur mühsam im Zaum halten konnte. Leise und in bitterem Ton antwortete er: »Das haben sie aus mir herausgeprügelt, das wissen Sie so gut wie ich. Der Richter hat das Geständnis verworfen. Ich hab diesem kleinen Mädchen nie etwas getan. Das war Sullivan, er hat sie getötet.«

»Und um welchen Preis?«

»In dem Fall«, sagte Ferguson kalt, »wohl zu seinem Vergnügen.«

»Was ist mit Sullivan und seiner Familie? Was wäre der Tod der Mutter und des Stiefvaters dem Mann wohl wert?«

»Blair Sullivan? Vermute mal, er hätte seine Seele dafür verkauft, die beiden mitzunehmen.«

Ferguson beugte sich vor und senkte die Stimme. »Wissen Sie, was er mal zu mir gesagt hat, bevor ich kapierte, dass er das Mädchen umgebracht hatte, für das ich saß? Er faselte ständig von Krebs. Wie ein Arzt, er wusste eine ganze Menge über die Krankheit. Er fing einfach an, über deformierte Zellen, über DNA-Schäden zu dozieren, darüber, wie diese winzig kleine Entartung einen langsam, aber sicher von innen zersetzt, bis die Metastasen einem die Lunge, den Darm, die Bauchspeicheldrüse und das Gehirn oder sonst was zerfressen, bis man einfach innerlich verfault. Wenn er mit seinem Vortrag dann fertig war, lehnte er sich zurück und meinte, es gäbe keine bessere Beschreibung für ihn. Wie finden Sie das, Detective?«

Ferguson lehnte sich scheinbar entspannt zurück, doch Shaeffer entging nicht, wie unter seinem weiten Sweatshirt die Muskeln zuckten. Statt zu antworten, wanderte sie wieder durch die Wohnung. Unter ihren Füßen schien der Boden ein wenig zu schwanken.

»Hat er mit Ihnen über den Tod gesprochen?«

Ferguson beugte sich wieder vor. »Im Todestrakt ist das ein geläufiges Thema.«

»Und was haben Sie daraus gelernt?«

»Ich habe gelernt, dass kein anderes Phänomen so weit verbreitet ist. Sie finden es überall, wohin Sie sich auch wenden. Die meisten glauben, es wäre etwas Besonderes zu sterben, dabei ist es völlig normal, stimmt's, Detective?«

»Nicht jeder Tod ist völlig normal.«

»Und für die besonderen Fälle interessieren Sie sich.«

»Stimmt.«

Sie sah, dass er sich noch ein wenig weiter nach vorn neigte, als sei er auf ihre nächste Frage gespannt.

»Mögen Sie Turnschuhe?«, fragte sie unvermittelt. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, als hätte sie jemand anderen sprechen gehört.

Er schien ein wenig aus dem Konzept zu kommen. »Sicher. Ich trage nichts anderes. Wie jeder hier

in der Gegend.«

»Die Schuhe, die Sie da anhaben, was sind das für welche?«

»Die sind von Nike.«

»Sehen neu aus.«

»Hab ich auch erst seit letzter Woche.«

»Haben Sie noch ein Paar im Schrank?«

»Klar.«

Mit wenigen Schritten war sie an ihm vorbei in seinem Schlafzimmer. »Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte sie und spürte, wie sich sein Blick in ihren Rücken bohrte.

Im Schrank fand sie ein Paar Basketballschuhe. Shaeffer hob sie auf. Verdammt!, dachte sie. Es waren Schuhe der Marke Converse. Sie waren so alt und verschlissen, dass sie jeden Moment an den Spitzen reißen konnten. Dennoch drehte sie das Paar um und sah sich die Sohlen an. Im Ballenbereich war das Profil abgelaufen. Sie schüttelte den Kopf. Das hätte man gesehen. Und das Trittmuster der Sohlen entsprach nicht den Reeboks, die der Mörder bei seinem Besuch im Tarpon Drive Nummer dreizehn getragen hatte. Sie stellte die Schuhe zurück und wandte sich wieder Ferguson zu.

Er sah sie an. »Demnach haben Sie einen Schuhabdruck am Tatort gesichert, richtig?«

Sie schwieg.

»Und da fällt Ihnen ganz spontan ein, dass Sie mal in meinem Schrank nachschauen sollten.« Er starrte sie an. »Was haben Sie noch?« Nach kurzer Überlegung beantwortete er seine Frage selbst. »Nicht viel, hab ich recht? Aber wieso kommen Sie dann hierher?«

»Wie gesagt, Matthew Cowart, Blair Sullivan und Sie.«

Zuerst sagte er gar nichts. Sie sah, wie es fieberhaft in ihm arbeitete. Schließlich konstatierte er in mühsam beherrschtem Ton: »So läuft das also von jetzt an, ja? Ein Lahmarsch bei der Polizei in Florida braucht einen Täter für einen Mord, und da komme ich gerade gelegen. Schon mal verurteilt, folglich genau der richtige Kandidat für jeden Fall, den ihr da unten nicht auf Anhieb lösen könnt.«

»Ich habe nicht behauptet, dass Sie als Tatverdächtiger in Frage kommen.«

»Sie wollten nur mal meine Schuhe sehen.«

»Reine Routinesache, Mr. Ferguson. Ich überprüfe die Sportschuhe bei jedem. Sogar bei Mr. Cowart.«

Ferguson schnaubte verächtlich. »Klar doch. Was trägt er denn so, der Mr. Cowart?«

Auch diese Lüge ging ihr glatt über die Lippen. »Reeboks.«

»Verstehe, muss sich auch gerade neue gekauft haben, denn als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, trug er Converse, genau wie meine alten Schuhe.«

Sie antwortete nicht.

»Sie sehen sich also bei allen möglichen Leuten die Sportschuhe an, aber ich entspreche perfekt Ihrem Täterprofil, nicht wahr, Detective? Brächte Ihnen ein paar Schlagzeilen ein, eine Beförderung vermutlich. Wer wollte da Ihre Motive hinterfragen?«

Sie drehte den Spieß um. »Tun Sie das? Wieso entsprechen Sie perfekt dem Täterprofil?«

»Alter Hut, war schon immer so, wird immer so sein. Wenn nicht ich, dann jemand wie ich: jung und schwarz. Das macht mich automatisch tatverdächtig.«

Sie schüttelte den Kopf.

In einer Anwandlung von Zorn sprang er auf. »Nein? Als sie in Pachoula auf die Schnelle jemanden brauchten, bei wem sind sie da vorgefahren? Und jetzt springen Sie in den nächsten Flieger, um mich zu befragen, nur weil ich Blair Sullivan kannte. Aber ich war's nicht, verflucht! Der Mann hat mich um ein Haar das Leben gekostet. Cops wie Sie haben mir drei Jahre im Todestrakt eingebrockt. Ich dachte, ich wäre ein toter Mann, nur weil ich so perfekt Ihrem Täterprofil entsprach. Scheren Sie sich zum Teufel, Detective. Ich halte für niemanden mehr als Sündenbock her. Ich mag schwarz sein, aber

ich bin kein Mörder. Meine Hautfarbe macht mich noch lange nicht zum Mörder.«

Ferguson sackte auf die Couch zurück. »Sie wollten wissen, wieso ich hierhergezogen bin, ja? Weil die Leute hier verstehen, was es heißt, als Schwarzer entweder das Opfer oder der Tatverdächtige zu sein. Eins von beidem. Und ich bin beides gewesen. Also passe ich hierher. Deshalb wohne ich in dieser Gegend. Deshalb gefällt es mir hier, obwohl ich woandershin könnte. Geht das in Ihren Kopf? Wage ich zu bezweifeln. Weil Sie weiß sind und weil Sie es nie am eigenen Leib erfahren werden.«

Er stand erneut auf und starrte zum Fenster hinaus. »Sie werden nie begreifen, wie sich jemand hier zu Hause fühlen kann.« Dann drehte er sich zu ihr um. »Noch weitere Fragen, Detective?«

Die geballte Wut, die ihr von einer Sekunde zur anderen entgegenschlug, hatte sie aus der Fassung gebracht. Sie schüttelte den Kopf.

»Gut«, sagte er ruhig und zeigte mit dem Finger auf den Ausgang. »Da ist die Tür.«

»Möglicherweise habe ich noch weitere Fragen an Sie«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht, Detective. Das war's. Als ich das letzte Mal höflich zu zwei Detectives war, hat es mich drei Jahre meines Lebens gekostet und um ein Haar umgebracht. Sie hatten Ihre Chance. Ich stehe Ihnen nicht noch einmal zur Verfügung. Unser Gespräch ist beendet.«

Sie blieb unschlüssig auf der Schwelle stehen, während sie zugleich der Versuchung kaum widerstehen konnte, der Enge des Zimmers zu entkommen. Sie drehte sich noch einmal um, doch er machte gerade die Tür hinter ihr zu. Bevor sie laut ins Schloss fiel, sah sie ihm in die wutentbrannten Augen. Das Klicken der Bolzenschlösser hallte durch den Flur.

Den größten Teil der Fahrt brachten die drei Männer schweigend zu.

Als sie den Highway verließen und die unbefestigte Nebenstraße entlangrumpelten, brach Bruce Wilcox die Stille: »Die sagt uns kein Wort. Die greift zu ihrer alten Flinte und jagt uns so schnell vom Hof, wie eine Mücke dir in den nackten Hintern sticht. Wir vergeuden nur unsre Zeit.«

Er saß am Lenkrad; neben ihm starrte Tanny Brown wortlos durch die Windschutzscheibe. Jedes Mal, wenn ein Lichtstrahl durch das Blätterdach der Baumkronen drang und ihn traf, schimmerte seine dunkle Haut auf, als wäre sie nass. Bei Wilcox' Worten machte er nur eine wegwerfende Bewegung und hing weiter seinen Gedanken nach.

Wilcox brummte etwas und fuhr eine Weile stumm weiter. »Wenn ihr mich fragt, ist das jedenfalls reine Zeitverschwendung«, meinte er schließlich.

»Dich fragt aber keiner«, erwiderte Brown mürrisch, als der Wagen auf der holprigen Straße hin und her rumpelte.

»Wieso eigentlich nicht?«, hakte der Detective nach. »Und vielleicht dürfte ich auch mal erfahren, was das Ganze hier soll.«

Er warf den Kopf zu Cowart herum, der in der Mitte des Rücksitzes hockte und sich nicht viel anders fühlte als die Verhafteten, denen dieser Platz gewöhnlich vorbehalten war.

Brown sprach bedächtig. »Bevor Sullivan auf den Stuhl kam, hat er gegenüber Cowart angedeutet, auf dem Hof der alten Ferguson gäb's Beweisstücke, die bisher übersehen wurden. Und die seien immer noch da. Deshalb fahren wir hin.«

Wilcox schüttelte den Kopf. »Tanny, du verschweigst mir was. Der hat dir einen Bären aufgebunden.« Er sprach mit seinem Vorgesetzten, als säße Cowart nicht im Wagen. »Hab selbst die Suche geleitet. Wir haben alles auf den Kopf gestellt, jede Wand auf einen Hohlraum abgeklopft, die Fußbodendielen angehoben, sämtliche Kohlen in dem alten Ofen unter die Lupe genommen, um zu sehen, ob er was verbrannt hat. Sind mit einem Metalldetektor unter die verdamnte Hütte gekrochen, Mann, ich hab sogar den blöden Spürhund mitgebracht, ihn Witterung aufnehmen und in sämtlichen Ecken schnüffeln lassen. Hätte der Mistkerl irgendwo was versteckt, dann hätte ich es gefunden.«

»Sullivan sagt, Sie hätten was übersehen«, beharrte Cowart.

»Sullivan hat dem Sesselfurzer da hinten eine Menge erzählt«, sagte Wilcox zu seinem Partner. »Wieso hören wir auf so 'nen Quatsch?«

»Hören Sie«, sagte Cowart, »das reicht.«

»Und wo, bitte schön, sollen wir noch suchen?«

»Hat er nicht gesagt. Meinte nur, Sie hätten was übersehen, und hat einen derben Witz gerissen, von wegen Arsch mit Augen oder so.«

Wilcox schüttelte den Kopf. »Und überhaupt. Selbst wenn wir was fänden, bringt es nichts mehr.« Er spähte zu Brown hinüber. »Das weißt du so gut wie ich, Chef. Ferguson ist Schnee von gestern. Das Leben geht weiter.«

»Nein«, antwortete Tanny Brown gedehnt, »ist er nicht.«

»Und? Nehmen wir mal an, wir finden was. Was haben wir davon? Frucht vom verbotenen Baum. Wir können nichts gegen Ferguson verwenden, wenn wir widerrechtlich dran gekommen sind. Damit sind wir wieder bei seinem Geständnis. Selbst wenn er uns damals gesagt hätte, wo was ist und wie er Joanie getötet hat, in allen Einzelheiten, na und? Der Richter hat das ganze Geständnis vom Tisch gefegt und damit auch alles, was vielleicht sonst noch kommt.«

»Aber darum geht es gar nicht«, konterte Cowart trocken.

Brown meldete sich zu Wort. »Richtig. Jedenfalls nicht genau. Trotzdem kann es dem einen oder anderen Anwalt wichtige Argumente liefern.« Er überlegte, bevor er fortfuhr. »Aber ich gehe sowieso nicht davon aus, diesen Fall vor Gericht zu gewinnen.« Weiter ließ er sich nicht aus.

Nach kurzem Schweigen fing Wilcox wieder an. »Ich glaube nicht mal, dass Fergusons Oma uns rumschnüffeln lässt, wenn wir keinen Durchsuchungsbeschluss mitbringen. Mann, ohne so einen Wisch sagt die uns nicht mal, ob die Sonne scheint. Reine Zeitverschwendung.«

»Cowart lässt sie suchen.«

»Wenn sie sieht, dass wir ihn spazieren fahren? Vergiss es.«

»Wetten.«

»Wahrscheinlich hasst sie die Presse noch mehr als ich. Immerhin haben die Zeitungen dazu beigetragen, dass ihr kleiner Liebling ins Kittchen gewandert ist.«

»Und daran, dass er rausgekommen ist.«

»Das sieht die Alte bestimmt anders. Die ist eine gottesfürchtige Baptistin, wahrscheinlich glaubt sie, der Herr Jesus wäre persönlich herabgestiegen und hätte ihrem kleinen Liebling die Gefängnistore geöffnet, weil sie ihn jeden Sonntag im Andachtshaus mit ihren Gebeten bombardiert hat. Na, jedenfalls: Selbst wenn sie ihn reinbittet und ihn rumschnüffeln lässt, weiß er nicht mal, wonach er suchen soll oder wie und wo.«

»Und wenn doch?«

»Meinetwegen. Dann nehmen wir mal – rein theoretisch, nur so zum Spaß, nehmen wir also mal an, er findet was. Und? Was bringt uns das?«

»Etwas Wichtiges«, sagte Brown, kurbelte die Scheibe herunter und ließ eine Weile die Hitze herein, die sich schnell gegen die verbrauchte kalte Luft der Klimaanlage behauptete. Er sprach leise, so dass er kaum den Fahrtwind übertönte. »Dann wissen wir, dass uns Sullivan zumindest in diesem Punkt die Wahrheit gesagt hat.«

»Und?«, schnaubte Wilcox. »Was haben wir davon?«

Die Frage stieß bei dem Lieutenant auf umso beharrlicheres Schweigen.

»Dann wissen wir, woran wir sind«, warf schließlich Cowart von hinten ein.

»Ha!«, sagte Wilcox verächtlich.

Verärgert und frustriert, weil sein Freund und Partner offensichtlich zusammen mit seinem Widersacher etwas vor ihm geheim hielt, krallte er die Finger ums Lenkrad und fuhr weiter. Wäre ihm auf der lehmverkrusteten Straße, die das Auto in eine braune Staubwolke hüllte, ein rüddiger alter Hund oder ein Eichhörnchen vor die Stoßstange gelaufen, hätte es ihm Vergnügen bereitet, die Kreatur zu überfahren. Er trat voll aufs Gaspedal, und es erfüllte ihn mit Genugtuung, als für einen Moment die Räder durchdrehten und das Heck ins Schleudern geriet.

Cowart spähte hinüber zu einem Wald in der Ferne. »Wie weit reicht der?«, fragte er und zeigte mit dem Finger auf die Bäume.

»Bis zu der Stelle, an der wir Joanie gefunden haben. Grenzt an denselben Sumpf. Tritt erst mal fünf, sechs Meilen zurück, dann beschreibt er einen Bogen und kommt dicht an die Stadt ran. Treibsand, aus dem Sie nicht lebend wieder rauskommen, und so dicker Morast, dass Sie, wenn Sie mit dem Fuß reintreten, das Gefühl haben, es wäre Leim. Meilenweit nur tote Bäume, Schlingpflanzen und Wasser. Es ist dunkel und eintönig, so weit das Auge reicht. Falls Sie sich da verirren, brauchen Sie einen Monat, um wieder rauszukommen. Wenn überhaupt. Insekten, Schlangen, Alligatoren und alles mögliche schleimige, kriechende Getier. Aber hervorragende Fischgründe für Barsche. Da lungern richtig fette Brocken unter dem toten Holz. Man muss nur auf der Hut sein«, antwortete Wilcox. »Aber das interessiert Sie sicher nicht.«

Während sie mit dem Streifenwagen über die Schlaglöcher holperten, dachte Cowart an die Computerausdrucke mit den Artikeln, die er gefaltet in der Jackentasche hatte und die ihm

unangenehm am Hemd schabten, als wären sie irgendwie radioaktiv aufgeladen und könnten sich ihm in die Haut einbrennen. Er hatte darüber noch nicht mit Tanny Brown gesprochen.

Möglicherweise reiner Zufall, redete er sich ein. Der Mann hat in einer Kirche eine Ansprache gehalten. Vier Tage später verschwindet ein kleines Mädchen. Das besagt noch nichts. Woher willst du wissen, dass er da immer noch dort war? Und was er überhaupt nach diesem Gottesdienst getan hat, wo er von da aus hingefahren ist, was er getrieben hat. Vier Tage. In der Zeit hätte er locker nach Pachoula kommen können. Oder längst wieder in Newark sein können. Oder meinetwegen auf dem Mars.

Ungebeten verfolgte ihn wieder Joanies Bild, das in der Grundschule an der Wand hing. Und die Augen von Dawn Perry, die ihm mit kindlicher Unbekümmertheit vom Plakat der Polizei entgegenblickten. Schwarz und weiß. Er bekam eine trockene Kehle.

»Sind gleich da«, sagte Wilcox.

Die Worte seines Partners rissen Tanny Brown aus seinen Gedanken. Kaum war er wieder in Pachoula gewesen, hatte ihn der Alltag eingeholt: Eine seiner Töchter war nicht für die Hauptrolle bei einer Theateraufführung der Klasse gewählt worden; die andere hatte herausgefunden, dass sie eine Stunde früher von einem Date nach Hause kommen musste als alle ihre Freundinnen. Das waren ernstzunehmende Probleme, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderten. Bei manchen Aufgaben weigerte sich sein Vater schlichtweg, sie zu übernehmen; die Regeln festzulegen gehörte dazu. »Dein Haus, ich bin nur zu Besuch hier«, hatte der alte Mann ihm erklärt. Dafür hatte er sich geduldig die Klagen der Jüngeren wegen der Rolle angehört, die ihr durch die Lappen gegangen war. Vielleicht war sein Vater in solchen Situationen um die gelegentliche Schwerhörigkeit zu beneiden.

Er hatte ihnen nicht gesagt, wo er gewesen war, und auch nicht, was er vorhatte. Er hatte sie belogen und hätte auch gelogen, hätte ihn jemand gefragt, wovor er sich fürchtete. Mit Erleichterung hatte er festgestellt, dass beide Mädchen so sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, dass sie sich für nichts anderes interessierten. Er hatte sie beide angesehen, sich mit halbem Ohr ihre Klagen angehört und dabei die ganze Zeit das Bild von Dawn Perry im Kopf gehabt, das er immer noch in der Jackentasche bei sich trug. Wo ist der Unterschied zwischen den beiden Mädchen und der kleinen Dawn?

Er war mit sich ins Gericht gegangen: Als Polizist kannst du einpacken, wenn du es nicht schaffst, in den Ereignissen etwas anderes als Fälle mit Aktenzeichen zu sehen. Er tat alles in seiner Macht Stehende, um sich an die Fakten zu halten, an das, was er beweisen konnte. Er kämpfte gegen seinen Instinkt an, denn sein Instinkt sagte ihm, dass da draußen etwas viel Schlimmeres im Gange war, als er je zu denken gewagt hätte.

»Da wären wir«, sagte Wilcox.

Sie fuhren so schnell bis vor die Hütte, dass der lose Kies an den Unterboden des Wagens prasselte. Wilcox trat brutal auf die Bremse und starrte zu dem schäbigen alten Holzhaus hinüber, bevor er sagte: »Also, Cowart, bin gespannt, wie Sie die Alte beschwatzen wollen, Sie reinzulassen.« Er drehte sich um und schaute ihn misstrauisch an.

»Gib endlich Ruhe, Bruce«, brummte Brown.

Cowart antwortete nicht, sondern stieg aus und war mit wenigen Schritten an der Tür. Als er sich noch einmal umsah, lehnten sich die beiden Polizisten an den Wagen und blickten ihm hinterher. Er kehrte ihnen den Rücken und rief, während er die Eingangsstufen hochging: »Missus Ferguson? Sind Sie da, Ma'am?«

Er legte sich die Hand über die Augen, als er aus der grellen Sonne unter das Vordach trat und im ersten Moment nichts erkennen konnte.

»Missus Ferguson? Matthew Cowart. Vom *Journal*.«

Es kam immer noch keine Antwort.

Er klopfte fest an den Türrahmen und spürte, wie er unter seinen Fingerknöcheln wackelte. Von den weiß gestrichenen Brettern blätterte die Farbe ab.

»Missus Ferguson, Ma'am? Bitte.«

Endlich waren von drinnen schlurfende Schritte zu hören. Ein weiterer Moment verging, bevor aus dem Dunkel eine geisterhafte Stimme sagte: »Ich weiß, wer Sie sind. Was wollen Sie nun schon wieder?« Die krächzende Stimme hatte nichts von ihrem barschen Ton verloren.

»Ich müsste mich noch einmal mit Ihnen über Bobby Earl unterhalten.«

»Wir haben mehr als genug geredet, Mr. Reporter. Was ich zu sagen hab, ist alles aufgebraucht. Haben Sie immer noch nicht genug gehört?«

»Nein. Nicht annähernd genug. Darf ich reinkommen?«

»Was? Sie haben nur Fragen für drinnen?«

»Missus Ferguson, bitte. Es ist wichtig.«

»Wichtig für wen, Mr. Reporter?«

»Für mich. Und für Ihren Enkel.«

»Glaub ich nicht«, antwortete sie.

Wieder trat Stille ein. Inzwischen hatten sich Cowarts Augen an die Dunkelheit gewöhnt, und er konnte durch die Fliegengittertür Formen und Gegenstände ausmachen. Er sah einen alten Tisch mit einem Wasserkrug und in der Ecke einen Stock und eine Flinte. Dann endlich hörte er sich nähernde Schritte, und wenig später erschien die zerbrechliche alte Frau in der Tür; ihre Haut verschmolz mit dem Schatten des Hauses, während sich in ihrem silbernen Haar die Sonne fing. Sie kam langsam und mit finsterer Miene auf ihn zu, als hätte die Arthritis in den Hüften und im Kreuz auf ihr Herz übergegriffen.

»Ich hab mehr als genug mit Ihnen geredet. Was müssen Sie denn nun noch wissen?«

»Die Wahrheit«, antwortete er kurz und bündig.

Die alte Frau verzog das mürrische Gesicht zu einem Lachen. »Und Sie meinen, Sie könnten hier ein paar Wahrheiten finden, weißer Junge? Dachten Sie, ich hätte ein paar Wahrheiten in einem Einmachglas oder sonst wo versteckt? Und wenn ich sie brauche, mach ich es einfach mal auf?«

»So was in der Art«, antwortete er.

Sie stieß ein heiseres, unangenehmes Kichern aus. Er folgte ihrem Blick über den Vorgarten zu den beiden Detectives. Eine ganze Weile starrte sie die beiden Polizisten an, dann richtete sie die Augen wieder auf ihn. »Diesmal kommen Sie nicht allein.«

Er schüttelte den Kopf.

»Sind Sie jetzt auf der ihrer Seite, Mr. Reporter?«

»Nein.« Er zwang sich, die Lüge ohne zu zögern auszusprechen.

»Auf wem seiner Seite sind Sie dann?«

»Auf keiner.«

»Das letzte Mal, als Sie hier waren, da standen Sie auf der Seite von meinem Enkel. Hat sich was geändert?«

Er überlegte fieberhaft, wie er am besten antworten sollte. »Missus Ferguson, als ich im Gefängnis mit dem Mann geredet habe, von dem alle glauben, dass er das kleine Mädchen umgebracht hat, da hat er mir eine Geschichte erzählt. Eine Geschichte, die vor Morden, vor Lügen, Halbwahrheiten und halben Lügen nur so strotzt. Aber dann hat er noch was gesagt. Er hat gesagt, wenn ich hierherkäme und gründlich suchte, würde ich Beweismaterial finden.«

»Was für Beweise?«

»Den Beweis, dass Bobby Earl ein Verbrechen begangen hat.«

»Woher sollte der Mann das wissen?«

»Er hat gesagt, von Bobby Earl.«

Die alte Frau schüttelte den Kopf und stieß ein trockenes Lachen aus.

»Wieso soll ich Sie hier rumstochern lassen, damit Sie was finden, das meinem Jungen schaden tut?

Können Sie den Jungen nicht endlich in Ruhe lassen? Damit er was aus sich macht? Das ist alles aus und vorbei. Lassen Sie die Toten ruhen und die, die leben, vorankommen.«

»So läuft das leider nicht«, erwiderte er. »Das wissen Sie so gut wie ich.«

»Ich weiß nur, dass Sie hierherkommen, weil Sie was Neues ausgraben wollen, wo Sie meinem Jungen mit Ärger machen. Das kann er nicht brauchen.«

Cowart holte tief Luft. »Dann nenn ich Ihnen mal einen Grund, weshalb es für Sie besser ist, mir zu helfen, Missus Ferguson. Wenn Sie mich reinlassen, wenn ich mich bei Ihnen umsehen darf und nichts finde, dann war's das. Dann weiß ich, dass der Mann mir nur noch eine weitere Lüge aufgetischt hat, und die Sache hat sich erledigt. Das Leben geht weiter. Bobby Earl braucht nie mehr zurückzublicken. Diese beiden Detectives werden Sie für den Rest Ihres Lebens in Ruhe lassen. Aber wenn ich nicht nachsehe, werde ich Sie nie überzeugen. Dann nimmt es kein Ende. Die kommen immer wieder mit irgendwelchen Fragen, die verschwinden nie. Die Sache verfolgt ihn dann bis ans Ende seines Lebens. Verstehen Sie, was ich meine?«

Die alte Frau hielt sich am Türknauf fest und überlegte.

»Das versteh ich«, sagte sie schließlich mit Bedacht. »Aber wenn ich Sie nun reinlasse und Sie finden diese schreckliche Sache, von der dieser Mann Ihnen erzählt hat? Was dann?«

»Dann ist Bobby Earl wieder in Schwierigkeiten.«

Wieder überlegte sie sich ihre Antwort gut. »Dann kann ich nicht sehen, was es meinem Jungen nützen tut, wenn ich Sie reinlasse.«

Cowart sah die alte Frau eindringlich an, bevor er zur letzten Waffe griff. »Wenn Sie mich nicht reinlassen, Missus Ferguson, dann muss ich annehmen, dass Sie die Wahrheit vor mir verbergen. Dass hier tatsächlich etwas zu finden ist, das ihn belastet. Dann werde ich das diesen beiden Detectives da draußen sagen, und Folgendes passiert: Wir kommen mit einem Durchsuchungsbeschluss wieder und stellen das Haus erst recht auf den Kopf. Und die werden nicht ruhen und rasten, bis sie wieder Anklage gegen Ihren Enkel erhoben haben, Missus Ferguson. Das garantiere ich Ihnen. Und wenn es so weit ist, bin ich für meine Zeitung da, und auch all die anderen Zeitungen und Fernsehsender, und Sie wissen, was dann passiert, nicht wahr? Also haben Sie, glaube ich, gar keine Wahl, verstehen Sie?«

Die Augen der Frau sprühten vor Hass.

»Bin ja nicht blöd«, fauchte sie. »Ich verstehe sehr gut, dass weiße Männer im Anzug immer kriegen, was sie wollen. Sie wollen rein, also kommen Sie rein, egal, was ich sage.«

»Also gut.«

»Sie wollen mir Angst machen, dass Sie mit so 'nem Wisch von so 'nem Richter wiederkommen, ja? Die waren schon mal mit so 'nem Wisch hier, hat ihnen aber auch nichts genützt, haben nix gefunden. Sie meinen, das wäre auf einmal anders?« Sie schnaubte angewidert.

Zu guter Letzt zog sie den Riegel der Fliegengittertür zurück und öffnete sie einen Spalt breit.

»Dieser Mann im Gefängnis, hat der Ihnen gesagt, wo Sie suchen sollen?«

»Nein, nicht direkt.«

Die alte Frau grinste böse. »Dann viel Glück.«

Als er über die Schwelle trat, fühlte er sich wie in einer anderen Welt. Das Elend in den Slums der Großstädte war er gewohnt, soweit man sich daran gewöhnen konnte. Zu oft war er seinem Freund Vernon Hawkins in die Ghettos zu einem Tatort gefolgt, als dass ihn die Armut und der Dreck, die Ratten und die abblätternde Farbe an den Wänden noch beeindrucken konnten. Doch dieses Haus war

– auf verstörende Weise – anders.

Ihn empfing eine bittere Armut, die von einem harten, entbehrungsreichen Leben ohne jede Hoffnung kündete. Über einem fadenscheinigen Sofa hing ein Kruzifix an der Wand. In der Ecke stand ein alter Schaukelstuhl mit einem vergilbten Spitzendeckchen auf dem Sitz. Ein paar Holzstühle waren selbst geschreinert. Auf einem Kaminsims stand ein Foto von Martin Luther King sowie eine alte Aufnahme von einem schlanken Mann in einem strengen schwarzen Anzug. Er vermutete, dass es ihr verstorbener Mann war. Es gab noch ein paar Familienfotos, unter anderem von Robert Earl. Die Wände waren aus dunkelbraunem Holz, wodurch der Raum etwas von einer Höhle hatte. Durch die wenigen, kleinen Fenster drang kaum Licht, es verlor sich im Inneren. Am Ende des Flurs blickte er in eine Küche mit einem Holzofen in der Mitte. Doch alles war ordentlich und sauber. Der Zahn der Zeit war in jedem Winkel zu erkennen, doch nirgendwo ein Stäubchen. Wahrscheinlich verfuhr Mrs. Ferguson mit Schmutz genauso wie mit Besuchern.

»Ist nicht viel«, sagte sie grimmig. »Aber es gehört mir. Da kommt keiner von der Bank vorbei und sagt, es gehört ihm. Ist alles mir. Hat meinen Mann umgebracht, das abzuzahlen, bringt mich wahrscheinlich auch noch ins Grab, aber ich bin hier zufrieden gewesen, auch wenn es kein tolles Haus ist.«

Sie humpelte zum Fenster und starrte hinaus.

»Ich kenne diesen Tanny Brown«, sagte sie bitter. »Kenne seine Momma, die ist tot, und seinen Daddy. Die haben hart für die Weißen gearbeitet, haben es geschafft und halten sich für was Besseres. Stimmt aber nicht. Kann mich erinnern, wie er klein war, wie er in den Plantagen Orangen geklaut hat. Jetzt ist er groß und trägt die Nase hoch. Der ist nicht besser als mein Enkel, wissen Sie?«

Sie wandte sich vom Fenster ab. »Also, worauf warten Sie, Mr. weißer Reporter? Wonach suchen Sie? Gibt hier nix für Sie, Junge. Sehen Sie das nicht?« Sie wedelte mit den Armen. »Hier gibt es für niemanden nichts zu holen.«

Das war nicht zu übersehen.

Cowart schaute sich um und gab Wilcox recht. Er hatte keine Ahnung, wonach er suchen sollte und wo. Plötzlich sah er Blair Sullivan vor sich, der schallend über ihn lachte.

»Nein«, sagte er. »Wo ist Bobby Earls Zimmer?«

Die alte Frau zeigte den Flur entlang. »Da drüben, rechts. Nur zu.«

Cowart schritt langsam den Flur in der Mitte der Hütte ab. Er warf einen Blick ins Schlafzimmer der alten Frau, wo er auf einem alten Doppelbett mit einer Häkeldecke eine aufgeschlagene Bibel sah. Abweisend und karg. Der einzige Trost, der hier zu finden war, lag in den Worten, die sie las; nicht tröstlich genug. Er ging an einem kleinen Badezimmer vorbei, mit einem Waschbecken und einer Toilette, das Ganze nicht größer als ein begehrter Kleiderschrank. Die Keramik glänzte und schien neu. Dann wandte er sich Fergusons Zimmer zu.

Auch dieser Raum erinnerte an die Zelle eines Mönchs. Durch ein einziges Fenster in einiger Höhe fiel ein wenig Licht. Er blickte auf ein Eisenbett, einen selbst geschreinerten Holztisch, eine kleine Kommode, einen Stuhl. An einer Wand war ein altes Dielenbrett befestigt, auf dem eine bescheidene Sammlung Taschenbücher stand. *Im gelobten Land: Eine Jugend in Harlem* und *Unsichtbar* neben einer Reihe von Science-Fiction-Romanen. In einer Ecke lehnten zwei Angelruten, daneben ein verkratzter, billiger Angelkasten.

Cowart setzte sich auf den Bettrand und spürte die ausgeleierte Federung. Auf der Suche nach irgendeinem Hinweis ließ er den Blick über die spärliche Einrichtung wandern. Wie hatte man sich das Zimmer eines Mörders vorzustellen?

Er konnte es nicht sagen. Also sah er sich um und dachte daran, wie Ferguson ihm erzählt hatte, Pachoula sei nach den Jahren in Newark, New Jersey, das reine Paradies gewesen, ein heiterer, sommerlich warmer Ort, etwas Besonderes, ein Huckleberry-Finn-Abenteuer. *Wo zum Teufel soll das*

sein?, dachte Cowart, als er sich umschaute und die kahlen Wände, das nüchterne Mobiliar anstarrte.

Und wo fing er am besten an? Etwas so Wichtiges wie ein Beweisstück für einen Mord würde natürlich nicht offen herumliegen, und so inspizierte er die Schubladen der Kommode, obwohl er sich dabei albern vorkam, da das ganze Haus bereits gründlich durchsucht worden war. Er stöberte in ein paar Kleidungsstücken, ohne auf irgendetwas zu stoßen, das hilfreich schien. Dann strich er mit den Händen an der Rückseite der Schubladen entlang, um festzustellen, ob etwas in dem Zwischenraum versteckt war. Genialer Detektiv, dachte er. Er ging auf die Knie und verfuhr genauso mit dem Bett. Er tastete die Matratze ab, klopfte die Wände nach einem Hohlraum ab.

Um was zu verstecken?, fragte er sich.

Er kroch gerade auf allen vieren und klopfte den Fußboden ab, als Fergusons Großmutter in der Tür stand.

»Haben die alles schon gemacht«, sagte sie. »Vor einer Ewigkeit. Und? Sind Sie immer noch nicht zufrieden?«

Etwas verlegen stand er langsam auf. »Ich weiß nicht.«

Sie lachte ihn aus. »Sie sind hier fertig.«

Er strich sich das Jackett glatt. »Ich muss erst mit den Detectives sprechen.«

Sie kicherte wieder und folgte ihm durchs Haus und zur Tür hinaus, während er über den Hof zu den beiden Polizisten ging.

Tanny Brown meldete sich als Erster zu Wort, doch sein Blick flog an Cowart vorbei zur alten Frau, bevor er den Reporter ansah: »Und?«

»Nichts, keinerlei Beweis für irgendetwas außer Armut.«

»Mein Reden«, kommentierte Wilcox. Er sah Cowart an und schien ein wenig milder gestimmt. »Waren Sie in Fergusons Zimmer?«

»Ja.«

»Gibt nicht viel zu sehen, oder?«

»Paar Bücher. Angelrute, Kasten, eine Handvoll Kleider in der Kommode, damit hat sich's.«

Wilcox nickte. »So hab ich's auch in Erinnerung. Das hat mich ja so gefuchst. Ich meine, normalerweise betreten Sie einen Raum, egal, wie reich oder arm die Leute sind, und Sie finden zumindest Sachen, die Ihnen etwas darüber verraten, mit wem Sie es zu tun haben. Hier nicht, nirgends in der Hütte.«

Brown rieb sich mit Daumen und Zeigefinger die Stirn. »Verflucht«, sagte er. »Ich komm mir so dämlich vor, ich ...«

Cowart mischte sich in seine Selbstvorwürfe ein. »Das Problem ist, dass ich nicht weiß, was Sie getan haben, als Sie das letzte Mal hier waren, und was sich seitdem verändert hat. Könnte durchaus passieren, dass ich auf etwas stoße, womit ich nichts anfangen kann, Sie dagegen schon.«

Vielleicht lag es an der zunehmenden Hitze, dass Wilcox weniger feindselig schien. »So was in der Art hatte ich mir schon gedacht. Hier, vielleicht hilft das ja.«

Er ging zum Heck der Limousine und öffnete den Kofferraum, in dem er neben einer Flinte, zwei kugelsicheren Westen und einem großen Brecheisen mehrere Ordner gestapelt hatte. Er blätterte zügig in ihnen und zog schließlich mehrere zusammengeheftete Blätter heraus, die er Cowart reichte.

»Das ist die Inventarliste von der letzten Durchsuchung. Vielleicht hilft die Ihnen weiter.«

In dem Dokument waren Gegenstände festgehalten, die aus dem Haus mitgenommen worden waren. Es gab Vermerke über ihren Verbleib und ihre Verwendung. Es waren mehrere Kleidungsstücke dabei. Daneben stand der Vermerk: »Nach Analyse Eigentümer ausgehändigt.« Auch ein paar Messer aus der Küche waren dabei. Sie waren ebenso wieder »ausgehändigt« worden.

Außerdem wardem Inventar zu entnehmen, welche Gegenstände aus welchem Teil des Hauses

stammten; in wenigen Worten wurden die Methoden der Durchsuchung sowie jeder durchsuchte Raum benannt. Cowart sah, dass Fergusons Zimmer ergebnislos mit äußerster Sorgfalt gefilzt worden war.

»Haben Sie da drinnen irgendwas gesehen, das uns entgangen ist?«, fragte Wilcox.

Cowart schüttelte den Kopf.

»Tanny, wir vergeuden nur unsere Zeit.«

Als Cowart einen Moment von den Papieren aufsaß, stellte er fest, dass der Lieutenant zur Seite getreten war und die alte Frau fixierte, die ihrerseits seinen Blick wütend erwiderte.

»Tanny?«, fragte Wilcox.

Der Ermittler antwortete nicht.

Cowart sah dem Kräftemessen zwischen der alten Frau und dem Detective zu. Er merkte, wie ihm der Schweiß aus den Achseln rann und ihm das feuchte Haar an der Stirn klebte.

Ohne auch nur eine Sekunde die Augen abzuwenden, sagte Brown nach ein paar Sekunden: »Sehen Sie noch einmal nach. Ich glaube, wir übersehen etwas, das wir direkt vor der Nase haben.«

»Himmel, Tanny ...«, fing Wilcox wieder an, doch der Lieutenant fiel ihm ins Wort.

»Sieh sie dir an. Sie weiß etwas, und sie weiß, dass wir keine Ahnung haben, was. Verdammt. Sucht weiter.«

Wilcox zuckte mit den Achseln, murmelte leise etwas vor sich hin, das sich in der Hitze verflüchtigte. Cowart wandte sich wieder den Blättern zu und las sie so gründlich, wie die Polizei seinerzeit das Haus durchsucht hatte. Während er die Liste Zimmer für Zimmer durchging, sprach er laut mit Wilcox. »Wohnzimmer: Fingerabdrücke, alle Gegenstände untersucht, keinen sichergestellt; Dielen gelöst, Wände abgeklopft; Metalldetektor eingesetzt; Zimmer der Großmutter: nach versteckten Gegenständen durchsucht, keine gefunden; Abstellraum: Heckenschere beschlagnahmt, Putzlumpen beschlagnahmt, Handtuch beschlagnahmt, Dielen entfernt; Fergusons Zimmer: Kleidung beschlagnahmt, Wände und Boden überprüft, zwecks Haarproben gesaugt; Küche: Besteck untersucht und beschlagnahmt, Asche im Herd zur Laboruntersuchung eingeschickt, Kriechkeller inspiziert ...« Er sah auf. »Wirkt umfassend und gründlich ...«

»Wir haben ja auch Stunden da drinnen zugebracht und jeden verdammten losen Nagel angesehen«, sagte Wilcox.

Brown starrte weiter zu der alten Frau hinauf.

»Scheint sich seitdem nicht verändert zu haben«, sagte Cowart, »außer dass sie wohl die Abstellkammer zu einer Toilette umfunktioniert hat. Der kleine Raum zwischen ihrem und Fergusons Zimmer?«, fragte er.

»Ach der. Eher eine Kammer als ein Abstellraum«, sagte Wilcox.

Cowart nickte. »Jetzt ist da eine Toilette und ein Waschbecken drin.«

»Hab gehört, Ferguson hätte die einbauen lassen«, erklärte Wilcox. »Von einem Teil des Geldes, das er von dem Hollywood-Produzenten hatte, der seine Lebensgeschichte gekauft hat. Irgendwann erreicht der Fortschritt den hintersten Winkel.«

In diesem Moment schien es, als ob die Sonne, die unbarmherzig vom Himmel brannte, doppelt so heiß wurde und alle Luft aus dem Hof saugte.

»Und wo sind sie bis dahin ...«

»Abort, draußen hinter dem Haus.«

»Und?«

»Und was?«

»Der steht hier nicht auf der Liste«, sagte Cowart betont. Er spürte, wie ihm die Schläfen pochten.

Brown wirbelte von Mrs. Ferguson zu seinem Partner herum. »Den habt ihr auch untersucht, nicht wahr?«

Wilcox nickte etwas unsicher. »Ähm, ja, schon. Der Durchsuchungsbeschluss galt für das Haus, ich

war mir daher nicht sicher, ob das auch mit abgedeckt war. Aber einer von der Spurensuche ist reingegangen, ja. Hat nichts gefunden.«

Brown sah seinen Partner eindringlich an.

»Tanny, mach mal 'n Punkt. Da gab's nur Gestank und Scheiße. Der Techniker ist rein, hat ein bisschen rumgestochert und sah zu, dass er wieder da rauskam. Steht im Durchsuchungsbericht.« Er zeigte auf einen Satz irgendwo auf den Blättern. »Da«, sagte er zögernd.

Cowart machte unwillkürlich ein paar Schritte vom Wagen weg. Er erinnerte sich an Sullivans Worte: »Wenn Sie einen Arsch mit Augen haben.«

»Verdammt«, fluchte er. »Gottverdammt.« Er fuhr zu Brown herum. »Sullivan hat gesagt ...«

Der Polizist runzelte die Stirn. »Ich erinnere mich, was er gesagt hat.«

Cowart machte abrupt kehrt und stürmte zur Rückseite der Hütte. Die Stimme von Fergusons Großmutter drang durch die Hitze wie ein spitzer Pfeil an seine Ohren. »Wo woll'n Sie hin, Junge?«

»Hinters Haus«, sagte Cowart brüsk.

»Da gibt's nichts für Sie zu sehen«, schrie sie schrill. »Da haben Sie nichts zu suchen.«

»Davon werde ich mich selbst überzeugen, verflucht noch mal, mit eigenen Augen.«

Im selben Moment hatte ihn Brown, die Brechstange aus dem Kofferraum in der Hand, eingeholt. Die beiden Männer eilten um die Ecke, und die Proteste der Frau verglühten in der sengenden Sonne. Sie fanden das Plumpsklo in einer Ecke, in der Nähe einiger Bäume und ein gutes Stück von der Hütte entfernt. Die Holzwände waren zu einem stumpfen Grau verblichen. Die Tür war mit Spinnweben bedeckt. Er packte die Klinke und zog kräftig daran, bis sich die Tür quietschend und knarrend aus dem Rahmen löste und einen Spaltbreit öffnen ließ, dann aber schon wieder klemmte.

»Nehmen Sie sich vor Schlangen in Acht«, sagte Brown, während er zupackte und mit einem letzten energischen Ruck, von dem der ganze Verschlag wackelte, die Tür vollends aufriss.

Die beiden Männer standen Schulter an Schulter und starrten auf den Holzsitz, der aus einem Brett gesägt und vom Gebrauch geglättet war. Der winzige Raum hüllte sie in einen abgestandenen, fauligen Gestank ein.

»Da unten«, sagte Cowart.

Brown nickte.

»Und zwar tief.«

In dem Moment kam Wilcox etwas außer Atem angerannt und hielt seinem Partner die schwarze Taschenlampe hin.

»Bruce«, sagte Brown ruhig und sachlich, »dieser Kollege von der Spurensicherung. Hat der den Sitz abgehoben? Hat er unter dem Stinkzeug nachgesehen?«

Wilcox schüttelte den Kopf »Der war festgenagelt. Die Nägel waren auf jeden Fall alt, daran erinnere ich mich, weil er mich extra hergebeten hat, um mich darauf aufmerksam zu machen. Nichts deutete darauf hin, dass hier etwas gelöst und wieder befestigt worden ist, ich meine, Hammerkerben, Kratzer oder so ...«

»Nicht auf den ersten Blick«, sagte Brown.

»Genau. Als wir uns das Ding ansahen, war nichts Auffälliges zu erkennen.«

Seine Augen blitzten wütend.

»Aber ...«, half ihm Brown auf die Sprünge.

»Aber«, nahm Wilcox den Faden auf, »ich bin mir nicht mehr sicher, ob es nicht eine Möglichkeit gegeben hätte, in das Scheißloch zu kommen, die uns in dem Moment nicht eingefallen ist. Wie gesagt, der Techniker ist da rein, hat es mit dem Scheinwerfer ausgeleuchtet und ist wieder raus. Ich hab den Kopf reingesteckt, hab mich auch noch mal umgesehen, und das war's. Ich meine, einer von uns hätte es eigentlich sehen müssen, falls da etwas in dem Loch versteckt war ...«

»Wenn Sie etwas möglichst schnell verschwinden lassen müssten und nach einem Versteck suchen,

das höchstwahrscheinlich nur oberflächlich durchsucht werden würde ...« Browns Stimme schwankte zwischen Belehrung und Verärgerung.

»Und wieso ist er nicht in den Wald gegangen und hat es da irgendwo versteckt?«

»Da hätten wir es durchaus finden können, besonders, wenn wir Spürhunde mitgebracht hätten. Dagegen konnte er mit Sicherheit davon ausgehen, dass niemand in das Scheißloch runtersteigt, wenn er nicht unbedingt muss.«

Wilcox nickte. Er klang zerknirscht und kleinlaut. »Du hast recht. Verdammt. Meinst du ...«

In ihrem Rücken ertönte ein schriller Schrei, und er brachte den Satz nicht zu Ende.

»Weg da!«

Als die drei Männer sich umdrehten, stand die alte Frau auf der Hintertreppe und hielt eine doppelläufige Schrotflinte gegen die Hüfte gestemmt.

»Wenn ihr da nicht alle drei augenblicklich verschwindet, schick ich euch in die Hölle! Wird's bald!«

Cowart blieb wie angewurzelt stehen, während die beiden Detectives sich sofort in entgegengesetzter Richtung entfernten, einer nach rechts, einer nach links, so dass sich der Abstand zwischen den drei Männern vergrößerte.

»Mrs. Ferguson«, fing Brown an.

»Ach, halt den Mund!«, fuhr sie ihn an und schwenkte das Gewehr in seine Richtung.

»Kommen Sie, Mrs. Ferguson ...«, versuchte Wilcox sie in ruhigem Ton zu beschwichtigen und hob – eher beschwörend als unterwürfig – beide Hände.

»Sie auch!«, brüllte die Frau zurück, und im selben Augenblick zielte der Doppellauf auf ihn. »Und beide stehen bleiben.«

Cowart entging nicht, wie die Partner einen kurzen Blick wechselten, auch wenn er nicht wusste, was das zu bedeuten hatte.

Die alte Frau wandte sich wieder ihm zu. »Ich sagte, weg da!«

Er hob die Arme, schüttelte aber den Kopf. »Nein.«

»Was soll das heißen, nein? Junge, haben Sie keine Augen im Kopf? Sehen Sie die Flinte nicht? Ich hab vor, sie zu benutzen.«

Cowart schoss das Blut in den Kopf. Er sah die blanke Wut in den Augen der Frau, die ihre Angst überlagerte, und begriff, dass sie genau wusste, was sich im Abort verbarg. *Wir liegen richtig*, dachte er. *Wir wissen zwar noch nicht, was, aber es steckt da in dem Loch.* Plötzlich schien sich all die Frustration und die Erschöpfung der letzten Tage in einer Sekunde zusammenzuballen, und rasende Empörung siegte über den letzten Rest Vernunft. Er schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er noch einmal und diesmal lauter. »Nein, Ma'am. Ich geh da rein und suche. Wenn Sie mich davon abhalten wollen, müssen Sie mich schon erschießen. Ich bin es leid, ständig belogen zu werden. Ich bin es leid, benutzt zu werden. Ich bin es leid, mich wie ein Vollidiot zu fühlen. Bekommen Sie das in Ihren Schädel, alte Frau? Ich bin es leid!«

Mit jedem Satz war er weiter auf sie zugegangen, bis er auf halbe Distanz herangerückt war.

»Stehen bleiben!«, brüllte die Frau.

»Wollen Sie mich erschießen?«, schrie er zurück. »Sehr hilfreich für Sie und Ihren Enkel! Na los, worauf warten Sie! Hier vor den Augen dieser beiden Detectives! Nur keine Hemmungen! Kommen Sie schon!«

Mit zügigen Schritten ging er weiter auf sie zu. Er sah, wie die Flinte in ihren Armen schwankte.

»Ich mein's ernst!«, schrie sie.

»Dann tun Sie's endlich!«, schrie er zurück.

Sein Zorn kannte keine Grenzen mehr. Er hatte den letzten Hoffnungsschimmer, Ferguson könnte unschuldig sein, verloren, und so brach alles aus ihm heraus. »Nur zu! Genauso eiskalt, wie Ihr Enkel

das kleine Mädchen getötet hat. Nur zu! Wollen Sie mir dieselbe Chance geben wie er der Kleinen? Sind Sie auch eine Mörderin, alte Frau? Hat er das von Ihnen gelernt? Haben Sie ihm beigebracht, ein wehrloses kleines Mädchen aufzuschlitzen?«

»Er hat nix getan!«

»Dass ich nicht lache!«

»Stehen bleiben!«

»Oder was? Vielleicht haben Sie ihm ja auch nur das Lügen beigebracht? Ja? Hab ich recht?«

»Kein Stück näher!«

»Ja? Haben Sie ihm das beigebracht, verdammt noch mal? Ja oder nein?«

»Er hat nie so was getan, was Sie sagen. Und jetzt zurück, oder ich puste Ihnen den Kopf weg!«

»Er war es. Sie wissen, dass er es war. Er war's! Er war's! *Er war es!*«

Ein Schuss löste sich.

Die Salve zerfetzte die Luft so dicht über Cowarts Kopf, dass sie ihn halb betäubt zu Boden warf. Hinter ihm prasselte der Schrot an die Wände des Aborts; in den Lärm mischten sich gellende Schreie der Polizisten, die beide zugleich ihre Waffen zogen und brüllten: »Keine Bewegung! Waffe fallen lassen!«

Über ihm drehte sich der Himmel, und es roch nach Kordit. Nach dem mörderischen Knall hörte er ein lautes Pochen, das er nicht einordnen konnte, bis er begriff, dass es der eigene Herzschlag in seinen Ohren war.

Cowart richtete sich auf, fasste sich an den Kopf und betrachtete dann seine Hände, die zwar schweißnass, aber nicht blutig waren. Er starrte zu der alten Frau hoch. Beide Detectives riefen ihr weitere Befehle zu, die in der Hitze und der sengenden Sonne untergingen.

Die alte Frau erwiderte seinen Blick. Ihre Stimme war schrill. »Ich hatte Sie gewarnt, Mr. Reporter, ich hatte Ihnen schon mal gesagt, dass ich dem Teufel ins Gesicht spuck, wenn das meinem Enkel helfen tut.«

Cowart starrte sie nur weiter wortlos an.

»Sind Sie tot?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete er ruhig.

»Hab's nicht über mich gebracht«, sagte sie bitter. »Ihnen das Hirn wegzupusten. Einmal draufhalten und ... verdammt.«

Ihre Haut war aschfahl. Sie ließ die Waffe sinken. »Hatte nur eine Patrone«, fügte sie hinzu.

Dann blickte sie sich zu den Polizisten um, die mit gezückten Waffen näher kamen. Sie fixierte Brown.

»Hätte sie für dich aufsparen sollen«, sagte sie.

»Waffe fallen lassen!«

»Willst du mich jetzt erschießen, Tanny Brown?«

»Waffe fallen lassen!«

Die alte Frau zischte nur, nahm die Flinte und lehnte sie vorsichtig hinter sich an die Tür. Dann stellte sie sich mit verschränkten Armen vor ihm auf und fragte ihn noch einmal: »Willst du mich jetzt umbringen?«

Wilcox beugte sich über Cowart. »Alles klar bei Ihnen, Cowart?«

»Mir fehlt nichts«, erwiderte der Reporter.

Wilcox half Cowart auf die Beine. »Mensch, Cowart, das hätte ins Auge gehen können. Sie waren ja völlig von der Rolle.«

Cowart war plötzlich euphorisch. »Können Sie laut sagen«, lachte er.

Wilcox drehte sich zu Brown um. »Soll ich ihr Handschellen anlegen und die Rechte vorlesen?«

Der Detective griff hinter die alte Frau, packte die Flinte, klappte den Lauf herunter und überprüfte

die Doppelkammern. Er zog die Patronenhülse heraus und warf sie Cowart zu. »Da. Ein Souvenir.«

Dann wandte er sich wieder an Fergusons Großmutter. »Haben Sie noch irgendwelche Waffen herumliegen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Reden Sie jetzt mit mir, alte Frau?«

Sie schüttelte wieder den Kopf und spuckte trotzig auf den Boden.

»Wie Sie wollen. Bruce?«

»Chef?«

»Hol dir aus dem Abstellraum eine Schaufel.«

Der Lieutenant steckte seinen Revolver ins Holster und händigte der alten Frau, die ihn immer noch finster ansah, die leere Flinte wieder aus. Dann kehrte er zum Plumpsklo zurück und machte Cowart Zeichen. »Hier«, sagte er und drückte dem Reporter das Brecheisen in die Hand. »Denke, Sie haben es sich verdient, als Erster Hand anzulegen.«

Das alte Holz wehrte sich beharrlich gegen die Attacken mit dem Brecheisen und anschließend mit der Schaufel, die Wilcox neben der Hütte gefunden hatte. Doch als das Brett schließlich barst und nachgab, zerbrach es sofort in zwei Stücke und gab den Blick auf ein stinkendes Loch in der Erde frei. Als sanitäre Maßnahme hatte man ungelöschten Kalk hineingeschüttet, so dass die graubraune Masse der Fäkalien von weißen Streifen durchzogen war.

»Irgendwo da drinnen«, sagte Cowart.

»Hoffe, alle hier haben sich immer brav impfen lassen«, murmelte Wilcox. »Hat irgendjemand irgendwelche offenen Wunden? Dann Vorsicht!«

Er nahm Brown die Schaufel aus der Hand.

»Ich hab's damals vergeigt, jetzt bin ich mit der Zugabe dran«, flüsterte er mit zusammengebißenen Zähnen. Dann zog er das Jackett aus und kramte ein Taschentuch hervor, das er sich über Mund und Nase band. »Verflucht«, sagte er unter der improvisierten Gesichtsmaske gedämpft. »Dir ist schon klar, dass das hier keine legale Durchsuchung ist, oder«, sagte er zu Brown, der zur Bestätigung nickte. »Verdammt«, wiederholte Wilcox und trat an die schlammige Jauche.

Er stöhnte einmal, murmelte ein paar Kraftausdrücke und ging daran, mit der Schaufel Schicht für Schicht den Unrat abzutragen. »Behaltet die Schaufel im Auge, sorgt dafür, dass mir nichts entgeht«, sagte er, während er schwer durch den Mundschutz atmete.

Brown und Cowart antworteten nicht, sondern sahen Wilcox einfach dabei zu, wie er weitermachte. Er arbeitete sich zügig und zugleich behutsam voran. Einmal rutschte er aus und fing sich im letzten Moment, bevor er in das Loch glitt. Er hatte die Hände und Arme bis zu den Schultern hinauf mit Fäkalien verschmiert. Wilcox stieß einfach nur einen Fluch aus und arbeitete weiter.

Fünf Minuten vergingen, dann zehn. Der Detective grub weiter und legte höchstens eine kurze Pause ein, um den Gestank abzuhusten.

Nach weiteren fünf, sechs Schaufeln brummte er: »Muss inzwischen ein paar Jahre runter sein. Ich meine, wie viel Scheiße kann unsere alte Dame im Jahr produzieren?« Er lachte unglücklich.

»Da!«, sagte Cowart.

»Wo?«, fragte Wilcox.

»Da vorne«, antwortete Tanny und zeigte auf die Stelle. »Was ist das?«

Eine Schaufelladung hatte die Ecke eines festen Gegenstands freigelegt.

Wilcox verzog das Gesicht, bückte sich und packte den Gegenstand vorsichtig mit zwei Fingern. Mit einem saugenden Geräusch zog er ihn hoch. Es war ein rechteckiges Stück aus einem dicken, synthetischen Material.

Brown ging in die Hocke, starrte hinunter, nahm den Gegenstand behutsam und hielt ihn hoch.

»Du weißt, was das ist, Bruce?«

Der Detective nickte. »Und ob.«

»Was denn?«, fragte Cowart.

»Ein Stück der Fußmatte des Autos. Erinnern Sie sich? In Fergusons Wagen war ein größeres Stück herausgeschnitten. Da haben wir es.«

»Kannst du noch was erkennen?«, fragte Brown.

Wilcox drehte sich noch einmal um und stocherte mit der Schaufel an derselben Stelle in der Kloake. »Nein«, sagte er. »Warte mal, hm, was haben wir denn da?«

Er zog etwas aus der Masse, das wie ein fester Klumpen Kot aussah, und reichte ihn Brown. »Da.«

Der Lieutenant drehte sich zu Cowart um. »Sehen Sie?«, fragte er.

Cowart starrte den Fund an, bis er erkannte, was es war.

Der Klumpen bestand aus einer Jeans, einem Hemd, einem Paar Turnschuhen und Socken, alles zusammengerollt und mit einem Senkel verschnürt. Nach all den Jahren in Fäkalien und Kalk waren nur noch zerfetzte Lumpen davon übrig, doch immer noch deutlich zu erkennen.

»Jede Wette«, sagte Wilcox, »dass da noch Blutrückstände dran sind.«

»Noch irgendwas da unten?«

Der Detective kämpfte sich noch ein paar Minuten mit der Schaufel ab. »Glaube nicht.«

»Dann komm raus.«

»Nichts lieber als das.« Er stieg aus der Grube.

Wortlos kehrten die drei Männer in den Hof zurück, wo sie die Gegenstände sorgfältig in der Sonne ausbreiteten. »Kann man die kriminaltechnisch untersuchen?«, fragte Cowart.

Brown zuckte die Achseln. »Denke schon.« Er sah sich die Funde schweigend an. »Erübrigt sich eigentlich.«

»Allerdings«, stimmte Cowart zu.

Wilcox versuchte, sich notdürftig zu säubern. Während er die Kotreste von den Kleidern schüttelte, blickte er zu seinem Partner hinüber. »Tanny«, sagte er kleinlaut. »Tut mir leid, Kumpel. Das hätte mir damals nicht passieren dürfen. Lag ja irgendwie nahe.«

Brown schüttelte den Kopf. »Hinterher ist man immer schlauer. Schon in Ordnung. Ich hätte den Durchsuchungsbericht auch noch mal durchlesen sollen.« Er wandte den Blick nicht von den Funden ab. »Verdammt«, sagte er schließlich. »Verdammte Scheiße.« Er sah zu Cowart auf. »Aber jetzt wissen wir es, nicht wahr?«

Cowart nickte.

Die drei Männer hoben mit spitzen Fingern die Kleidungsreste sowie das Fußmattenstück auf und wandten sich zum Haus um. Die Frau stand immer noch allein auf der Hintertreppe und sah ihnen hilflos zu. Cowart entging nicht, dass ihre Hände zitterten.

»Das hat nichts zu bedeuten!«, brüllte sie in einer verzweifelten Aufwallung von Trotz. Langsam hob sie einen Arm und schüttelte die Faust. »Ich werfe alles Mögliche weg! Das hat nix zu sagen!«

Die beiden Detectives und der Reporter gingen schweigend an ihr vorbei, und ihr Geschrei verhallte im blassblauen Himmel. »Das besagt rein gar nix! Seid ihr alle taub? Geh zum Teufel, Tanny Brown, scher dich zum Teufel!«

Tanny Brown fuhr mit dem Streifenwagen ziellos durch die Stadt, in der er aufgewachsen war. Cowart saß neben ihm und wartete darauf, dass der Polizist etwas sagte. Wilcox hatten sie mit den im Klohäuschen gesicherten Gegenständen am Kriminallabor abgesetzt. Der Reporter hatte angenommen, sie würden von da aus direkt zum Revier weiterfahren, um den nächsten Schritt zu planen, doch stattdessen kurvten sie durch Pachoula.

»Und?«, fragte er schließlich. »Wie geht's jetzt weiter?«

»Wissen Sie«, antwortete Brown bedächtig, »Pachoula, das ist eher eine bescheidene Stadt. Hat im Vergleich zu Pensacola und Mobile immer die zweite Geige gespielt. Trotzdem, ich hab nie was anderes gekannt. Mir im Grunde nie was anderes gewünscht. Selbst als ich zur Army ging und dann aufs College in Tallahassee, hab ich immer gewusst, dass ich hierher zurückkommen will. Wie ist das bei Ihnen, Cowart? Wo fühlen Sie sich zu Hause?«

Cowart rief sich das kleine Backsteinhaus vor Augen, in dem er aufgewachsen war. Es hatte ein wenig von der Straße zurückgestanden, mit einer großen Eiche im Vorgarten. Eine knarrende, quietschende Hängebank auf der vorderen Veranda, die nie benutzt wurde und im Winter rostete. Doch die Bilder vom Haus verblassten, und was blieb, war die Zeitung seines Vaters, gesehen durch die Augen eines Kindes – vor zwanzig Jahren, vor dem Computerzeitalter. Es kam ihm so vor, als wäre sein Blick auf die Welt geprägt von den stahlgrauen Schreibtischen, dem fahlen Neonlicht, der Geräuschkulisse unablässig klingelnder Telefone, den Zurufen der Reporter in der Nachrichtenagentur, dem leisen Zischen der Rohrpostanlagen, die das Großraumbüro mit der Setzerei und dem Klappern der mechanischen Schreibmaschinen verbanden – ein geöltes Räderwerk, in dem die Ereignisse des Tages verarbeitet wurden. Er war mit dem glühenden Wunsch groß geworden, wegzukommen, doch »weg« hatte mehr oder weniger das Gleiche bedeutet, nur woanders – größer und besser. Und dann kam Miami. Eine der landesweit renommiertesten Zeitungen. Ein von Wörtern bestimmtes Leben.

Vielleicht, musste er plötzlich denken, bestimmten sie auch seinen Tod.

»Kein Zuhause«, erwiderte er. »Nur eine Karriere.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Wahrscheinlich. Zumindest schwer auseinanderzuhalten.«

Der Detective nickte.

»Und? Was machen wir jetzt?«, fragte Cowart noch einmal.

Auf Anhieb konnte der Detective die Frage nicht beantworten. »Tja«, fing er an, »wir wissen, wer Joanie Shriver wirklich getötet hat.«

So sachlich die Bemerkung war, so niederschmetternd wirkte sie sich auf beide Männer aus. *Ich hab's gewusst. Ich hab's die ganze Zeit gewusst*, dachte Brown, und trotzdem wurde er das Gefühl nicht los, dass sich etwas geändert hatte.

»Sie können ihm nichts anhaben, stimmt's?«

»Zumindest nicht gerichtlich. Unzulässiges Geständnis. Widerrechtliche Durchsuchung, haben wir ja alles hinlänglich analysiert.«

»Und ich auch nicht«, sagte Cowart mit bitterem Unterton.

»Wieso nicht? Was würde passieren, wenn Sie darüber berichteten?«

»Ich denke, das erspare ich Ihnen lieber.«

Brown bremste am Straßenrand. Mit einer einzigen Bewegung schaltete er in den Leerlauf und fuhr zu dem Reporter herum.

»Was passiert?«, fragte er wütend. »Lassen Sie hören, verdammt! Was passiert?«

Cowart lief rot an. »Na schön, ich will Ihnen sagen, was passiert: Wenn ich diese Story schreibe, fallen alle über uns her. Glauben Sie wirklich, die Presse hätte Sie beim ersten Mal unfair und böseartig behandelt? Haben Sie auch nur den leisesten Schimmer, wie die sind, wenn sie richtig Blut lecken? Jedes Käseblatt, jeder Schmierfink will einen Bissen von diesem fetten Braten. Mehr Notizblöcke und Blitzlichter und Mikrophone, als Sie je gesehen haben. Einem dämlichen Cop und einem dämlichen Reporter entwischt ein Mörder: keine Titelseite, keine Hauptnachrichtensendung in diesem Land, die nicht nach dieser Story schreit.«

»Und Ferguson?«

Cowart sah ihn düster an. »Für ihn sieht es richtig gut aus. Er lächelt in die Kameras und sagt: ›Nein, Sir, ich habe nichts getan. Die müssen mir diese Indizien absichtlich untergeschoben haben.‹ Eine Falle, wird er sagen, der lahme Versuch eines frustrierten Polizisten. Er wird behaupten, Sie hätten Sachen in dem Klo deponiert, die Sie woanders gefunden haben – genau wie das Messer an dem Ort, den Blair Sullivan mir genannt hat, damit ich die Sachen ebendort finde. Ob Sie mich beschwatzen haben, mitzuspielen, oder mich ausgetrickst haben, spielt dabei keine Rolle. Ich bin das Mittel zum Zweck – der Zweck besteht darin, Ihre Fehler zu kaschieren. Und wissen Sie was? Viele werden ihm glauben. Immerhin haben Sie schon einmal ein Geständnis aus ihm rausgeprügelt. Wieso sollten Sie es nicht noch mal mit einem miesen Spiel versuchen?«

Brown wollte etwas sagen, doch Cowart war noch nicht fertig. »Und jetzt nehmen wir mal an, er reicht eine Verleumdungsklage gegen Sie ein. Erinnern Sie sich noch an den Film *Ich bin kein Mörder*? Der Kerl strengt einen irren Prozess an, und schon hat jeder vergessen, dass er rechtskräftig schuldig gesprochen war, seine Frau und seine Kinder ermordet zu haben, auf einmal interessieren sich alle nur noch dafür, was dieser Schreiberling getan oder nicht getan hat. Und dreimal dürfen Sie raten: Wer kommt in den Medien wohl besser rüber? Überzeugender? Sympathischer? Und was machen Sie, wenn sich Barbara Walters oder der reizende Mike Wallace zu Ihnen über den Tisch lehnt und Sie vor laufender Kamera fragt: ›Also, mal unter uns, Sie haben schon Ihren Untergebenen aufgefordert, Mr. Ferguson zu schlagen, stimmt's? Obwohl Sie wussten, dass das gesetzwidrig ist? Obwohl Sie wussten, dass er auf freien Fuß kommen würde, sobald jemand das spitzkriegt?‹ Und würde es Ihnen irgendetwas bringen, Detective, auf diese Fragen nicht zu antworten? Wie wollen Sie überzeugend klarstellen, dass Sie eben nicht heimlich Beweise auf Fergusons Farm versteckt haben, dass Sie so etwas niemals machen würden? Sagen Sie's mir, Detective, würde mich nämlich brennend interessieren.«

Brown sah Cowart wütend an. »Und Sie? Was würde mit Ihnen passieren?«

»Na ja, mich würden sie genauso in der Luft zerfetzen wie Sie. Amerika ist Mörder gewohnt, mit der Spezies vertraut. Aber Versager? Tja, wenn jemand versagt, also, das fällt aus dem Rahmen. Patzer und Fehlentscheidungen sind so unamerikanisch. Wir tolerieren Mord, aber keine Niederlagen. Ich seh's vor mir: ›Mr. Cowart, dafür, dass Sie so eloquent für die Unschuld dieses Mannes eingetreten sind, haben Sie den Pulitzer-Preis bekommen. Was versprechen Sie sich davon, wenn Sie jetzt auf einmal das Gegenteil behaupten?‹ Und dann kommen sie richtig zur Sache: ›Schuldig? Unschuldig? Was denn nun, Mr. Cowart? Sie müssen sich schon entscheiden. Wieso haben Sie uns nicht früher davon erzählt? Wieso rücken Sie erst jetzt damit raus? Was wollten Sie vertuschen? Hat es bei Ihnen vielleicht früher schon mal solche Patzer gegeben? Kennen Sie den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge, Mr. Cowart?‹«

Er holte tief Luft. »Eins müssen Sie wissen, Detective.«

»Das wäre?«

»Wenn das alles vorbei ist, gibt es für die Leute da draußen nur zwei Schuldige. Sie. Und mich.«

»Und Ferguson?«

»Freier Mann, die Geschichte ist ein bisschen lästig für ihn, aber mehr nicht. In den einschlägigen Kreisen wird er vielleicht sogar als Held gefeiert. Noch mehr als ohnehin schon.«

»Und er kann ...«

»... tun und lassen, was er will.«

Cowart öffnete die Wagentür und stieg aus. Auf dem Bürgersteig blieb er einen Moment stehen, um seine Emotionen in der Brise abzukühlen. Er stand vor einem Friseurladen mit dem traditionellen rotierenden Mast und starrte auf das endlose Kreisen der Trikolore. Nur am Rande war er sich bewusst, dass auch Brown ausgestiegen und hinter ihn getreten war.

»Und wenn er nun«, sagte der Detective kalt, »und wenn er nun schon wieder dabei ist zu tun, was er will?«

Noch ein kleines Mädchen. Eine weitere Dawn Perry, die eines Tages einfach verschwindet. *Darf ich ins Schwimmbad? Bin rechtzeitig zum Abendessen wieder da ...*

»Jetzt wissen wir, was er mag, nicht wahr, Cowart?«

»Ja.«

»Und nichts kann ihn davon abhalten, da weiterzumachen, wo er vor seinem kleinen Sonderurlaub im Todestrakt aufgehört hat, stimmt's?«

»Stimmt. Also, was schlagen Sie vor, Detective?«

»Eine Falle«, sagte Brown ohne Umschweife. »Wir stellen ihm eine Falle. Wir fordern ihn heraus. Wenn wir ihn nicht mit einem alten Fall drankriegen können, dann versuchen wir es eben mit etwas Neuem.«

Ohne sich umzudrehen, wusste Cowart, dass er ein versteinertes Gesicht im Rücken hatte. »Ja«, sagte er. »Ich höre.«

»Etwas absolut Unzweideutiges, das deutlich macht, mit was für einem Menschen wir es zu tun haben. So klar, dass niemand auch nur den Schatten eines Zweifels hat, wenn ich ihn verhafte und Sie die Reportage schreiben, Cowart. Und zwar so schreiben, dass er sich nicht noch mal rauswinden kann?«

»Ich kann die Reportage schreiben«, erwiderte er und drehte sich zu dem Detective um. »Aber Fallen brauchen Zeit. Haben wir Zeit, Detective? Und wenn ja, wie viel?«

Brown schüttelte den Kopf. »Wir können es wenigstens versuchen.«

In seinem Büro entschuldigte sich Brown für eine Weile; er müsse kurz weg, um zu überprüfen, ob Wilcox schon mit den vorläufigen Laborergebnissen zu den Kleidern und dem Stück Bodenmatte zurück sei. Einen Augenblick lang betrachtete Cowart erneut die Wände mit den Ehrenurkunden, Belobigungen und Fotos, die er schon bei seinem letzten Besuch studiert hatte, dann griff er zum Telefon und rief beim *Miami Journal* an, wo er sich mit Edna McGee verbinden ließ. Wie viele Leute, überlegte er kurz, hatten sich wohl schon von ihrer unbekümmerten Art täuschen lassen, unter der sich ein beinhardter Wille und ein messerscharf sezierender Verstand verbargen.

»Edna?«

»Matty, Matty, wo steckst du nur? Ich bombardiere dich mit Nachrichten auf deinem Anrufbeantworter.«

»Ich bin wieder in Pachoula. Bei den Cops.«

»Wieso bei denen? Ich dachte, du wolltest nach Starke, um den Knast unter die Lupe zu nehmen?«

»Ähm, das steht als Nächstes auf der Liste.«

»Also, wenn du mich fragst, mach dich auf die Socken. Die *St. Pete Times* hat heute berichtet, Blair Sullivan hätte mehrere Aktenkartons mit Dokumenten hinterlassen – Tagebuchaufzeichnungen, Beschreibungen, alles Mögliche. Vielleicht steht da auch drin, wie er diesen Doppelmord gedeichselt hat. Das Blatt behauptet, die zwei Ermittler aus Monroe würden die Sachen gerade sichten. Außerdem

befragen sie sämtliche Mitarbeiter, die während Sullivans Zeit im Todestrakt Dienst hatten. Ich hab mich ein bisschen an die Strippe gehängt und eine Art Nachtrag zu deinem letzten Artikel geschrieben, aber die Lokalredaktion fragt sich, wo zum Teufel du eigentlich steckst. Und vor allem, wieso in aller Welt nicht du diese Story geschickt hast, vor diesem Mistkerl aus St. Pete. Die sind nicht glücklich, Matty, ganz und gar nicht glücklich. Wo hast du gesteckt?»

»In den Keys. Hier.«

»Was aufgetrieben?»

»Im Moment noch nichts für die Zeitung. Ich verfolge ein, zwei Spuren ...«

»Geht's genauer?»

»Edna, immer mit der Ruhe.«

»Also, ich an deiner Stelle, Matty, würde mich mächtig dahinterklemmen und schnellstens was schicken, genauer gesagt, sofort. Sonst kommen die hungrigen Wölfe bis an die Tür, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Du hast dich klar und deutlich ausgedrückt. Und mir Appetit gemacht.«

Edna lachte. »Wer mal Kaviar hatte, isst nicht gerne plötzlich Hundefutter.«

»Danke, Edna. Du verstehst es, einem Mut zu machen.«

»Wollte dich nur warnen.«

»Ist angekommen. Und was hast du rausgefunden?»

»Wenn man die Spur von deinem Mr. Sullivan verfolgt, lernt man so einiges über kreatives Lügen.«

»Wie meinst du das?»

»Na ja, von den etwa vierzig Morden, die er gestanden hat, würde ich ihm nach meinem jetzigen Kenntnisstand ungefähr die Hälfte zugestehen. Wenn überhaupt.«

»Nur zwanzig ...« Während er die Worte aus seinem eigenen Munde hörte, war ihm klar, wie dämlich sie klangen. Nur zwanzig. Als ob Sullivan damit nur halb so schlimm wäre wie jemand, der vierzig begangen hatte.

»Ja, ziemlich sicher. Zwanzig klingen jedenfalls ziemlich überzeugend.«

»Und die anderen?»

»Also, einige davon gehen eindeutig nicht auf sein Konto, weil dafür schon andere sitzen, einige sogar im Todestrakt. Deren Geschichten hat er einfach nur findig in die eigene Geschichte eingewoben, verstehst du? So wie bei diesem Verbrechen im Miccosukee-Reservat, von dem ich dir erzählt habe. Und dann hat er dir gegenüber doch diese Frau erwähnt, die er in der Nähe von Tampa ermordet haben will. Eine Frau, die er in einer Bar aufgegabelt hat und die sich einen netten Abend mit ihm versprach, der dann nur leider tödlich für sie ausging, du erinnerst dich?»

»Ach ja, sicher, ich weiß noch, dass er darüber nicht viele Worte verloren hat, außer darüber, wie viel Spaß es ihm gemacht hätte, sie zu töten.«

»Genau, den Fall meine ich. Na ja, er hat all die Einzelheiten richtig wiedergegeben, außer einer Kleinigkeit. Der Typ, der den Mord tatsächlich begangen hat, der sitzt wegen dieser und noch zwei anderer Frauen aus derselben Gegend in einer Zelle keine zehn Meter von Blair Sullivans altem Heim im Todestrakt entfernt. Die Geschichte hat er einfach zwischen zwei andere eingestreut, die offenbar stimmen. Erst als ich mir die unter die Lupe genommen habe, hat's bei mir klick gemacht. Siehst du, was er getan hat? Hat sich einfach die Morde von dem ehrenwerten Nachbarn geklaut – bei dem lag der Fall nun sonnenklar – und großzügig zu seinem Gesamtbetrag dazugerechnet. Auf diese Weise hat er sich auch noch mit anderen Federn geschmückt, von Burschen, die dafür im Todestrakt sitzen – wie ein Quarterback, der bei einem Spiel, das er und seine Jungs sowieso haushoch gewonnen haben, noch jede Menge Kurzpässe wirft. Er hat, wie soll ich sagen, seine Bilanz aufpoliert.« Edna lachte.

»Aber wozu?»

Cowart spürte Ednas Achselzucken durch die Leitung. »Wer weiß? Vielleicht waren die vom FBI

deshalb scharf drauf, mit Sully zu reden, bevor er seinen Abgang machte.«

»Aber ...«

»Also, ich hätte da eine Theorie, nenn sie meinetwegen das McGee-Axiom, damit es schön wissenschaftlich klingt. Aber ich hab mich ein bisschen umgehört, und weißt du was? Ted Bundy wurde immer mit achtunddreißig Morden in Verbindung gebracht. Können auch mehr gewesen sein, aber die Zahl ist verbürgt, und die hat er selbst genannt, bevor er zur Hölle gefahren ist. Ich hab den Verdacht, dass der alte Sully ihn ausstechen wollte. In Sullys persönlicher Habe fanden sich mindestens drei Bücher über Bundy. Gleich nach Bundy kommt als Zweitplazierter Okrent, dieser Pole aus Lauderdale, erinnerst du dich? Der auch im Todestrakt sitzt. Der hatte dieses kleine Problem mit Prostituierten, konnte sie einfach nicht am Leben lassen. Offiziell ist er nur für ungefähr elf gut, aber inoffiziell wird er für siebzehn oder achtzehn gehandelt. Und auch der war im selben Block wie Sully. Siehst du, worauf ich hinauswill, Matty? Der alte Sully wollte in die Geschichte eingehen – deshalb hat er es mit der Wahrheit nicht ganz so genau genommen.«

»Ja, verstehe. Kannst du jemanden dazu interviewen und in deinem Artikel zitieren?«

»Kinderspiel. Diese Jungs vom FBI werden sagen, was ich ihnen in den Mund lege. Und dann haben wir noch diese Soziologen in Boston, die sich mit Serienmördern beschäftigen. Mit denen hab ich mich schon unterhalten. Die lieben das McGee-Axiom. Also, sieht so aus, als könnte das Ganze morgen erscheinen, wenn ich heute ein paar Überstunden einlege. Spätestens übermorgen.«

»Großartig«, sagte Cowart.

»Aber es würde sich wesentlich besser verkaufen, Matty, wenn du parallel auch was bringen könntest, zum Beispiel, auf wessen Konto die beiden Alten in den Keys gehen.«

»Ich arbeite dran.«

»Bis der Schweiß in Strömen fließt, Matty. Das ist die einzige offene Frage, und alle wollen die Lösung wissen.«

»Verstehe.«

»In der Lokalredaktion werden sie allmählich ein bisschen hibbelig. Die wollen, dass unser unschlagbares, geniales und nur selten irrendes investigatives Team diese Nuss knackt. Legen sich unheimlich ins Zeug, hab ich mir sagen lassen.«

»Die können unmöglich ...«

»Schon klar, Matty, aber der eine oder andere hier sagt, du wärst ein bisschen überfordert.«

»Das stimmt nicht.«

»Ist ja auch nur, damit du Bescheid weißt, was da alles hinter deinem Rücken läuft. Und dieser Artikel in der *St. Pete Times* war nicht eben hilfreich, genauso wenig wie die Tatsache, dass die meiste Zeit kein Mensch hier weiß, wo du dich rumtreibst. Mensch, Matty, der Lokalredakteur musste gestern oder vorgestern Morgen diese Polizistin aus Monroe abwimmeln, als sie hier auftauchte, um deine Witterung aufzunehmen.«

»Shaeffer?«

»Die Schöne, die immer so guckt, als wollte sie dich lieber am Spieß braten, als mit dir reden.«

»Ja, Shaeffer.«

»Wie gesagt, die war hier, und wir mussten sie mit Halbwahrheiten abspeisen, und das nimmt dir der eine oder andere ein bisschen krumm.«

»Die Botschaft ist angekommen.«

»Hör mal, knack die Nuss, find raus, wer die beiden Alten erledigt hat. Und, wer weiß, vielleicht hängt man dir noch einen Orden an.«

»Nein, wohl kaum.«

»Na ja, träumen ist ja nicht verboten, oder?«

»Nein, natürlich nicht.«

Er legte auf und murmelte Obszönitäten, auch wenn er nicht sagen konnte, was oder wen er verfluchte. Er wählte die Nummer des Lokalredakteurs, überlegte es sich dann aber anders. Was sollte er ihm sagen? In dem Moment hörte er ein Geräusch an der Tür, dann trat Bruce Wilcox ein. Der Detective wirkte blass.

»Wo ist Tanny?«, fragte er.

»Kann nicht weit weg sein. Ich soll hier auf ihn warten. Ich dachte, er ist auf der Suche nach Ihnen. Was haben Sie denn rausbekommen?«

Wilcox schüttelte den Kopf. »Ich kann's immer noch nicht fassen, dass ich es vermasselt habe«, antwortete er.

»Haben die im Labor irgendwas rausgefunden?«

»Ist mir absolut schleierhaft, dass ich damals nicht in dem verdammten Scheißhaus nachgesehen habe.« Wilcox warf einen Stoß Papiere auf den Schreibtisch. »Brauchen Sie nicht zu lesen. Die haben eine blutähnliche Substanz an einem Hemd, an einer Jeans und an der Fußmatte gefunden. Blutähnlich, verflucht noch mal, sogar durchs Mikroskop. Drei Jahre Scheiße, Kalk und Dreck, da war nicht mehr allzu viel übrig. Ich hab zugesehen, wie dieser Labortechniker das T-Shirt ausgebreitet hat und wie es fast zerfiel, als er es mit der Pinzette anfasste. Jedenfalls kein einziges eindeutiges Indiz. Sie werden alles in ein moderneres Labor in Tallahassee weiterschicken, aber wer weiß, ob die fündig werden. Der Techniker war jedenfalls nicht besonders optimistisch.«

Wilcox hielt inne und holte einmal tief Luft. »Natürlich wissen Sie und ich, wieso diese Sachen da unten drin waren. Aber wenn es darum geht, sich vor einen Richter zu stellen und zu sagen, da hast du deine Beweise, also davon sind wir noch weit entfernt. Verfluchte Scheiße! Hätte ich das vor drei Jahren gefunden, als alles noch frisch war, hätten sie einfach nur die Scheiße runtergeholt und wären so an jede Menge Blut gekommen.« Er sah zu Cowart auf. »Joanie Shrivvers Blut. Aber jetzt haben wir nur noch ein paar zerfetzte alte Klamotten.«

Der Detective lief im Büro auf und ab. »Wie konnte mir das nur passieren! Vermasselt, vermasselt, vermasselt! Mein erster gottverdammter großer Fall.«

Er ballte die Hände zur Faust, öffnete sie, ballte sie wieder. Auf, zu, auf, zu. Cowart sah, wie Wilcox' Muskeln unter dessen Hemd arbeiteten: der Highschool-Ringer vor dem Kampf.

Tanny Brown saß in einem kürzlich geräumten Büro an einem leeren Schreibtisch und telefonierte. Er hatte die Tür hinter sich abgeschlossen, und vor ihm lag ein liniertes Block für Notizen sowie sein persönliches Adressbuch. Bei den ersten drei Nummern, die er probierte, musste er Nachrichten auf dem Anrufbeantworter hinterlassen. Bei der vierten Nummer wartete er, während es am anderen Ende klingelte, dann nahm jemand ab.

»Polizei Eatonville.«

»Ich würde gerne mit Captain Lucious Harris sprechen. Hier ist Detective Lieutenant Theodore Brown.«

Er wartete geduldig, bis eine mächtige Stimme aus dem Hörer dröhnte. »Tanny? Bist du das?«

»Hallo, Luke.«

»Na so was! Lange nicht mehr voneinander gehört. Wie läuft's denn so?«

»Mal so, mal so. Und bei dir?«

»Was soll ich sagen? Das Leben ist alles andere als perfekt, aber so schlimm nun auch wieder nicht, also eigentlich kein Grund zu klagen, schätz ich mal.«

Brown führte sich den riesigen Mann am anderen Ende der Leitung vor Augen: Er steckte vermutlich in einer Uniform, die an den kritischen Stellen, an denen die hundertvierzig Kilo nicht als Muskeln durchgingen, zum Zerreißen spannte und deren Kragen mit den Rangabzeichen ihm den Hals so einschnürte, dass der Kopf nur auf einer Speckwulst saß. Lucious Harris wurde mit seinem

gutmütigen, bedächtigen Naturell der Behäbigkeit seiner Körperfülle gerecht. Dank seiner Wesensart war das Leben ein Fest, bei dem es reichlich zu essen gab. Brown hatte es immer genossen, den Dicken anzurufen, denn wie niederträchtig ihm die Welt auch gerade erscheinen mochte, die unverdrossen beschwingte Reaktion hatte ihn immer ein wenig aufgerichtet. Tanny Brown wurde bewusst, dass er sich schon länger nicht mehr bei Lucious gemeldet hatte.

»Wie läuft's denn so in Eatonville?«, fragte er.

»Ha! Wusstest du, dass wir dabei sind, so was wie eine Touristenfalle zu werden, Tanny? Die Leute kommen nur wegen der guten Miz Hurston, Gott gebe ihrer Seele Frieden. Reicht vielleicht nicht ganz an Disney World oder Key West ran, aber ist schon irgendwie schön, neue Gesichter in der Stadt zu sehen.«

Brown versuchte, sich Eatonville ins Gedächtnis zu rufen. Sein Freund war dort aufgewachsen, seine Sprechweise verriet den Rhythmus der Stadt – einem kleinen Örtchen mit einem ausgeprägten Sinn für Ordnung und einer fast ausschließlich schwarzen Bevölkerung. Dank der Schriftstellerin Zora Neale Hurston, der prominentesten Bewohnerin, hatte Eatonville traurige Berühmtheit erlangt. Mit ihr hatten die Intellektuellen und schließlich auch die Filmindustrie den verschlafenen Ort entdeckt. Vor allem aber war es eine Kleinstadt für schwarze Bürger unter schwarzer Verwaltung.

Es trat eine kurze Pause ein, bevor Lucious Harris fragte: »Also, du rufst nicht mehr an. Schwer zu sagen, ob wir noch Freunde sind. Andererseits ist mir nicht entgangen, dass du in letzter Zeit einiges an Publicity bekommen hast, wenn auch nicht unbedingt die Art, um die man sich reißt, hab ich recht?«

»Ja.«

»Und dann verstreicht wieder ein bisschen Zeit, und ich hab dich am Telefon, aber nicht, um mir zu erklären, wieso du nie hast von dir hören lassen. Sondern aus besonderem Anlass, stimmt's?«

»Nur ein vager Verdacht, Luke. Dachte, du kannst mir vielleicht weiterhelfen.«

»Also, dann lass mal hören.«

Tanny Brown holte tief Luft und fragte: »Ungelöste Fälle von verschwundenen Personen. Morde. Letztes Jahr. Kinder, Jugendliche, Mädchen. Und schwarz. Hattet ihr solche Fälle?«

Am anderen Ende herrschte betretenes, beklemmendes Schweigen.

»Tanny, wieso gerade jetzt diese Frage?«

»Ich wollte nur ...«

»Tanny, klare Antwort: Wieso rufst du mich gerade jetzt deswegen an?«

»Luke, im Moment ist das wirklich nur ein Schuss ins Blaue, ich hab bei einer Sache ein mulmiges Gefühl und stochere im Dunkeln.«

»Da hast du beim Stochern was Solides aufgespießt, mein Junge.«

Brown erstarrte innerlich. »Nämlich?«, fragte er leise.

Er merkte, dass die dröhnende Stimme am anderen Ende plötzlich gedrückt und angespannt wirkte, so als hätte nun jedes Wort mehr Gewicht.

»Unbändiges Kind«, sagte Harris bedächtig. »Alexandra Jones. Dreizehn Jahre alt. Einerseits noch acht, andererseits schon achtzehn. Du kennst den Typ. Eben noch ist sie das reizende, wohlerzogene Mädchen von nebenan, kommt zu uns nach Hause als Babysitterin, wenig später steht sie mit einer Zigarette im Mund vor dem Laden um die Ecke – ganz Dame von Welt.«

»Klingt ganz wie meine eigenen Töchter«, rutschte es Brown heraus.

»Nein, deine Mädels haben einen Rückhalt, das ging der Kleinen ab. Na, jedenfalls hat sie rebelliert, die Wilde gespielt. Läuft das erste Mal von zu Hause weg, und ihr Daddy findet sie ein paar Meilen die Straße entlang mit einem kleinen Kofferchen in der Hand. Daddy ist einer meiner Streifenpolizisten, deshalb wissen wir alle davon. Ist zwei Mal ausgebüxt, das nächste Mal finden wir sie kurz vor Lauderdale, auf der Alligator Alley, wo sie sich per Anhalter von Lkw-Fahrern

mitnehmen lässt. Ein Staatspolizist entdeckt sie, und sie bringen sie heim. Das dritte Mal ist inzwischen drei Monate her. Ihre Momma und ihr Daddy fahren los, klappern jede Straße ab, um sie zu finden. Diesmal schätzen sie, dass die Kleine Richtung Norden los ist, nach Georgia, wo sie Verwandte haben, eine Cousine, mit der die Kleine sich besonders gut versteht. Wir setzen eine Großfahndung in Gang, Flugblätter, na ja, du kennst das ja, das ganze Programm. Nur dass sie nie in Georgia auftaucht. Auch nicht in Lauderdale oder Miami oder Orlando oder sonst wo. Stattdessen taucht sie im Sumpf von Big Cypress auf, vor drei Wochen, ein paar Jäger haben sie gefunden. Das heißt, sie haben gefunden, was von ihr noch übrig war, bis auf die Knochen von kleinen Tierchen und Vögeln abgenagt. Kein schöner Anblick. Konnten sie nur anhand des Zahnstatus identifizieren. Todesursache? Zahlreiche Stichwunden, meint der Gerichtsmediziner, aber nur, weil sie an einigen Knochen Kerben und Scharten hat. Nicht mal das ist eindeutig. Und nirgendwo waren ihre Kleider zu finden. Die muss der Mörder woanders versteckt haben. Aber man muss kein Genie sein, um sich vorzustellen, was mit dem Mädels passiert ist, oder? Umso schwerer zu klären, wer die Kleine auf dem Gewissen hat.«

Brown sagte nichts. Am anderen Ende der Leitung war ein tiefer Seufzer zu hören.

»Den Fall werden wir nicht lösen, so viel steht mal fest. Soll ich dir sagen, wie viele Einvernahmen wir zu dem Fall hatten, Tanny? Über dreihundert. Und zwar allein ich und mein Chef hier im Dezernat, Henry Lincoln, ihr kennt euch ja. Darüber hinaus haben sich auch noch ein paar Jungs vom Bezirkspräsidium eingeschaltet. Hat alles nichts gebracht. Keine Zeugen, weil keiner gesehen hat, wie sie auf der Straße jemand aufgegebelt hat. Keine forensischen Daten, so wenig, wie von ihr übrig ist. Keine Tatverdächtigen, obwohl wir sämtliche Burschen in der Verbrecherdatei unter die Lupe genommen und uns alle einschlägigen Bekannten zur Brust genommen haben. Rein gar nichts. Unterm Strich können wir nur noch ihrer Familie beistehen, den Leuten begreiflich machen, wieso wir den Kerl nicht zu fassen bekommen. Vielleicht geh ich jetzt häufiger in die Kirche und versuch's mit Beten. Und soll ich dir sagen, worum ich bete, Tanny?«

»Nein«, antwortete Brown heiser.

»Tanny, ich bete nicht darum, dass wir den Kerl erwischen. Nein, denn ich glaub, dass nicht mal der Allmächtige in der Lage ist, den Fall zu knacken. Ich bete nur, dass der Kerl, der das getan hat, nur das eine Mal nach Eatonville gekommen ist und dann irgendwo anders hin, in irgendeine andere Stadt geht, wo ihn jemand sieht und wo sie in null Komma nix Forensikexperten hinbeordern können und all den neuen, wissenschaftlichen Kram zur Verfügung haben und wo er vielleicht einen Fehler macht und auffliegt. Darum bete ich.«

Harris schwieg kurz. »Weil es nicht schwer ist, sich vorzustellen, dass die Kleine Schreckliches durchgemacht hat. Entsetzliche Qualen, Tanny. Und die fürchterlichste Angst, die man sich gar nicht ausmalen will.«

Wieder blieb er einen Moment ruhig. »Und dann rufst du auf einmal an und stellst mir aus heiterem Himmel diese Frage, und da wüsste ich doch zu gerne, was ihr auf dem Schreibtisch habt, dass du bei mir auf den Busch klopfst.«

Auf beiden Seiten der Leitung herrschte Schweigen.

»Du hast das mit dem Burschen mitbekommen, den sie aus dem Todestrakt entlassen haben?«, fragte Brown.

»Klar. Robert Earl Ferguson.«

»Ist der je in Eatonville gewesen?«

Lucious Harris verschlug es einen Moment die Sprache. Brown hörte, wie der schwere Mann nach Luft schnappte, bevor er antwortete: »Ich dachte, der wär unschuldig. Hieß es jedenfalls in der Zeitung und in den Nachrichten.«

»Ist der je in Eatonville gewesen? So um die Zeit, als das Mädchen verschwand?«

»Der war hier«, antwortete Harris langsam.

Brown konnte ein Stöhnen kaum unterdrücken. Er merkte, wie er die Lippen zusammenpresste.

»Wann?«

»Nicht direkt in der Zeit. Vielleicht drei, vier Monate, bevor die kleine Alexandra verschwand. Hat in einer Kirche gesprochen. Mann, ich hab ihn mir selber angehört, war ganz interessant, der Bursche. Hat davon gesprochen, wie Jesus an deiner Seite ist und dich ins Licht führt, egal, wie trostlos die Welt einem erscheint.«

»Und wie lange ...«

»Ist ein paar Tage geblieben, vielleicht über Samstag, Sonntag, dann ist er weg. An irgendeine Uni, hab ich gehört. Glaub nicht, dass er hier war, als Alexandra Jones weggelaufen ist. Werd mal die Hotels und Motels überprüfen, aber keine Ahnung. Schon möglich, dass er wiedergekommen ist. Aber wieso glaubst du ...«

Brown beugte sich tief über den Schreibtisch und merkte, wie seine Schläfen pochten. »Bitte überprüf das für mich, Luke, stelle fest, ob er in den Tagen, als das Mädels verschwand, in der Gegend gewesen ist.«

»Ich seh, was ich machen kann. Wird nur nicht viel bringen, schätze ich. Willst du damit sagen, dass der doch nicht unschuldig ist?«

»Ich sage gar nichts. Hör dich einfach um, okay?«

»Kein Problem, Tanny. Und danach sollten wir beide uns vielleicht mal unterhalten, mir gefällt nämlich nicht, was ich da zwischen den Zeilen höre, mein Freund.«

»Mir auch nicht«, erwiderte Brown. Dann legte er auf.

Andrea Shaeffer traf erst spät in ihrem Motelzimmer ein. Sie drehte den Schlüssel zwei Mal um, sah im Bad, in dem kleinen Schrank, unter dem Bett, hinter den Gardinen nach und überzeugte sich als Letztes davon, dass das Fenster fest verschlossen war. Es kostete sie Überwindung, nicht den Neunmillimeter-Revolver aus der Handtasche zu holen – für alle Fälle. Seit dem Besuch in Fergusons Wohnung hatte sie eine dumpfe Angst verfolgt. Mit zunehmender Dunkelheit erfasste sie ein Gefühl der Enge, als seien ihr die Kleider ein paar Nummern zu klein.

Wer war dieser Mann?

Sie griff in ihren kleinen Reisekoffer und kramte ihr Briefpapier mit dem Lavendelduft hervor, auf dem sie ihre nie verschickten Briefe an ihre Mutter verfasste. Dann schaltete sie die kleine Lampe auf einem winzigen Tisch in der Zimmerecke an, zog sich einen Stuhl heran und schrieb.

Liebe Mom. Es ist etwas Seltsames passiert. Sie starrte auf die Worte am oberen Rand des Blatts. Was hat er gesagt?, überlegte sie. Er hat gesagt, dass er sich dort sicher fühlte. Sicher wovor?

Sie lehnte sich zurück und kaute an ihrem Stift wie ein Student auf der Suche nach der richtigen Antwort in einer Klausur. Sie erinnerte sich, wie sie damals in einen Raum für Gegenüberstellungen geführt worden war, obwohl sie immer wieder versichert hatte, dass sie die beiden Männer, die über sie hergefallen waren, unmöglich wiedererkennen könne. Das Licht war gedimmt, und sie stand zwischen den beiden Detectives, an deren Namen sie sich nicht erinnerte. Wie gebannt hatte sie die Männer angestarrt, die jeweils zu zweit hereinkamen, sich an der Wand aufstellten und auf Kommando nach links und rechts drehten, damit das Opfer sie auch im Profil sehen konnte. Sie wusste noch, wie die Polizisten ihr zuflüsterten, sie solle sich Zeit lassen, bevor sie fragten: *Kommt Ihnen einer von denen bekannt vor?* Doch sie hatte niemanden identifizieren können, sondern zur Enttäuschung der Detectives nur den Kopf geschüttelt. Den Gesichtsausdruck der Beamten, als sie einen stummen Blick miteinander tauschten, würde sie nie vergessen, und in diesem Moment hatte sie beschlossen, nie wieder hilflos zu sein. Nie wieder jemanden ungeschoren davonkommen zu lassen, nachdem er einen Menschen so gequält hatte.

Sie starrte auf den Brief, den sie nicht abschicken würde, und schrieb: *Ich bin einem Mann begegnet, der den Tod verkörpert.*

Das fasst es zusammen, dachte sie und ging noch einmal die ganzen Gefühle durch, die Ferguson ihr gegenüber gezeigt hatte: Wut, Spott, Arroganz. Angst – aber nur in Grenzen –, als er noch nicht wusste, weshalb ich gekommen war. Doch sobald es ihm dämmerte, war die Angst verflogen. Wieso? Weil er nichts zu befürchten hatte. Und warum? Weil ich aus dem falschen Grund bei ihm war.

Sie legte den Stift neben das Papier und stand auf.

Was wäre der richtige Grund gewesen?

Shaeffer ging zum Doppelbett und setzte sich hin. Sie zog die Knie unters Kinn und schlang die Arme um die Beine. Eine Weile wippte sie vor und zurück, während sie fieberhaft überlegte, wie sie weiter vorgehen sollte. Schließlich gebot sie ihren Gedanken Einhalt, setzte sich aufrecht hin und griff nach dem Telefon.

Nach einigen Versuchen hatte sie Michael Weiss ausfindig gemacht und bekam ihn über die Gefängnisdirektion in Starke ans andere Ende der Leitung.

»Andy? Bist du das? Wo steckst du die ganze Zeit?«

»Mike, ich bin in Newark, New Jersey.«

»New Jersey, du liebe Zeit, was hast du denn in New Jersey verloren? Ich denke, du rückst Cowart in Miami auf die Pelle. Ist der in New Jersey?«

»Nein, aber ...«

»Wo zum Teufel dann?«

»Nordflorida, Pachoula, aber ...«

»Wieso bist du nicht da?«

»Mike, hör mir zu, ich kann dir das erklären.«

»Stichhaltig, kann ich nur hoffen. Und noch etwas: Du solltest mich auf dem Laufenden halten, stündlich, minütlich. Ich leite diese Ermittlungen, schon vergessen?«

»Mike, hör mir zu, okay? Ich bin hergekommen, um Robert Earl Ferguson zu befragen.«

»Den Kerl, dessen Hintern Cowart vor dem Stuhl gerettet hat?«

»Ja, und der in der Zelle neben Sullivan gesessen hat.«

»Bis zu dem Moment, wo er durch die Gitterstäbe gegriffen hat, um ihn zu erwürgen?«

»Ja.«

»Und?«

»Es war ...« Sie suchte nach den passenden Worten. »Na ja, seltsam.«

Es herrschte Schweigen, bevor ihr Vorgesetzter fragte: »Inwiefern?«

»Kann ich noch nicht genau sagen.«

Sie hörte einen Seufzer. »Und was hat das mit unserem Fall zu tun?«

»Na ja, ich hab noch mal über alles nachgedacht, Mike. Also, Sullivan und Cowart sind wie zwei Schenkel eines Dreiecks. Ferguson ist der dritte Schenkel, die Verbindung zwischen den anderen beiden. Ohne Ferguson hätte Cowart Sullivan nie zu Gesicht bekommen. Ich dachte mir einfach, wär besser, den Kerl zu überprüfen. Ob er für die Mordzeit ein Alibi hat. Ob er irgendetwas weiß. Wollte mir den Burschen einfach mal ansehen.«

Weiss zögerte. »Na schön«, sagte er schließlich, »ist halbwegs nachvollziehbar. Ich hab zwar keine Ahnung, was uns das bringt, scheint aber zumindest nicht allzu weit hergeholt. Du meinst also, zwischen den dreien besteht eine Verbindung, ja? Irgendwas, das zu den Morden beigetragen hat?«

»In irgendeiner Form.«

»Aber wieso hätte dieser Mistkerl Cowart das nicht in seiner Reportage bringen sollen?«

»Keine Ahnung. Weil es ihn vielleicht in ein schlechtes Licht gerückt hätte?«

»Schlechtes Licht? Andy, wach auf, der Mann ist eine Hure. Alle Reporter sind Huren. Ihre Trickserien von gestern sind denen völlig egal, die interessiert nur, was sie als Nächstes auf die Titelseite setzen können. Ich seh schon die Schlagzeilen vor mir: TODESTRAKT-VERSCHWÖRUNG AUFGEDECKT. Das brächten die so groß, dass es nicht mal auf die Titelseite passen würde. Die wären aus dem Häuschen. Brächte ihm wahrscheinlich den nächsten Preis ein.«

»Mag sein.«

Weiss schnaubte verächtlich. »Klar doch, mag sein. Egal, hast du irgendwas rausgefunden, was diesen Ferguson mit dem Tarpon Drive in Verbindung bringt?«

»Nein.«

»Kann zum Beispiel irgendjemand bezeugen, dass er in Islamorada war? Und was ist mit den Nachbarn im Tarpon Drive? Hat da irgendwer einen Schwarzen erwähnt?«

»Nein.«

»Hotelquittungen, Flugtickets oder sonst was in der Art? Wie sieht es mit Blutspuren oder Abdrücken oder einer Tatwaffe aus?«

»Fehlanzeige.«

»Soll das heißen, du bist extra da hoch geflogen, weil der Kerl vage mit den anderen beiden Akteuren in Verbindung steht?«

»Ja«, sagte sie zögernd. »Es war so ein Bauchgefühl.«

»Also bitte, Andy. Im Krimi lassen sich Cops vom Bauchgefühl leiten, aber nicht im wirklichen

Leben. Bitte verschone mich mit Gefühlen, beschränke dich auf das, was du aus dem Scheißkerl rausgekriegt hast.«

»Er hat geleugnet, persönlich irgendetwas über den Doppelmord zu wissen, aber er hat mir ein paar interessante Sachen darüber erzählt, wie die Dinge im Todestrakt laufen. Behauptet, die meisten Wachleute dort wären kaum besser als die Mörder in den Zellen. Hat suggeriert, dass wir uns auf die konzentrieren sollten.«

»Das leuchtet in der Tat ein«, erwiderte Weiss. »Und genau das tue ich gerade, kann ich dir auch nur ans Herz legen. Der Kerl hatte ein Alibi, ja?«

»Hat behauptet, hätte in Seminaren an der Uni gesessen. Er studiert Kriminalwissenschaften.«

»Tatsächlich? Also, das ist wirklich interessant.«

»Ja, er hatte ein Bücherregal voller Lehrbücher über Forensik und Strafverfolgung, sagt, die werden an der Uni durchgenommen.«

»Na schön. Kannst du das überprüfen und, falls es sich bestätigt, auf dem schnellsten Wege hierherkommen?«

»Ähm, klar. Ja.«

Für einen Moment herrschte Funkstille, dann sagte Weiss: »Andy, wieso höre ich bei dir so ein Zögern heraus?«

Sie ließ sich mit ihrer Antwort Zeit. »Mike, hattest du schon mal das Gefühl, dass du gerade aus den falschen Gründen mit dem richtigen Kerl gesprochen hast? Ich meine, der Typ hat mich ins Schwitzen gebracht. Ich weiß nicht, wie ich es sonst sagen soll. Mit dem stimmt etwas nicht, da bin ich mir ganz sicher. Ich kann nicht sagen, wieso, aber der hat mir gehörig Angst eingejagt.«

»Noch so ein Bauchgefühl?«

»Herzklopfen trifft es besser. Mike, bitte, ich bilde mir das nicht ein.«

Weiss wartete einen Moment, bevor er sie fragte: »Wie viel Angst?«

»Auf einer Skala von eins bis zehn so um die neun Komma neun.«

Sie spürte, dass ihr Vorgesetzter angestrengt überlegte.

»Du weißt, was ich jetzt sagen müsste, nicht wahr?«

Sie nickte. »Ich soll eine kalte Dusche nehmen oder auch eine heiße und die Sache vergessen. Egal, was der Kerl tut, die Hauptsache, er tut es woanders, dann sollen sich die zuständigen Cops darum kümmern, während ich so schnell wie möglich meinen Abgang mache und mich im Sunshine State zurückmelde.«

Er lachte. »Mann«, sagte er, »du klingst schon wie ich.«

»Und?«

»Meinetwegen«, sagte er bedächtig. »Nimm die richtige Dusche. Dann stochere noch ein, zwei Tage rum, so viel du willst. Ich komm hier ganz gut klar. Aber wenn dann alles gesagt und getan ist und du nichts in der Hand hast, will ich einen Bericht mit allem, was dein Bauch oder auch dein Herz sagt und was dir sonst noch wichtig ist. Den schicken wir an einen Kollegen, den ich bei der Staatspolizei von New Jersey kenne. Mag sein, dass der die Sache nicht ganz ernst nimmt, aber wenigstens weißt du dann, dass du nicht spinnst. Und du hast dich abgesichert.«

»Danke, Mike«, sagte sie, irgendwie erleichtert und beklommen zugleich.

»Ach so, eh ich's vergesse«, fügte er hinzu, »noch eine Kleinigkeit. Du hast mich nicht mal gefragt, was zum Teufel ich hier rausgefunden habe.«

»Was denn?«

»Also, Sullivan hat ungefähr drei Kartons mit persönlicher Habe hinterlassen. Größtenteils Bücher, ein Radio, einen kleinen Fernsehapparat, eine Bibel, so was in der Art. Aber es waren auch ein paar interessante Dokumente dabei. Zum Beispiel die ganze Berufung, alles haarklein vorbereitet, um sie in eigener Sache bei Gericht vorzulegen. Er hätte sie lediglich einem Vollzugsbeamten aushändigen

müssen und zack, hätten sie die Hinrichtung automatisch ausgesetzt. Und soll ich dir was sagen? Der Kerl hat die ziemlich überzeugende Begründung geliefert, der Vertreter der Anklage habe die Geschworenen zu seinem Nachteil manipuliert. Also, der hätte das locker um Jahre hinauszögern können.«

»Aber er hat es nie eingereicht.«

»Nee. Und das ist noch nicht alles. Da ist noch ein Brief von einem Filmproduzenten namens Maynard drüben aus der Traumfabrik, demselben Burschen, der die Lebensgeschichte von deinem Freund Ferguson gekauft hat, nachdem Cowart ihm zu Ruhm verholfen hat. Hat Sullivan dasselbe Angebot gemacht. Zehn Riesen. Genauer gesagt, knapp zehn Riesen. Neuntausendneunhundert. Für die Exklusivrechte an seiner Geschichte.«

»Aber Sullivans Lebensgeschichte war polizeilich dokumentiert, ich meine, wieso sollte er dafür zahlen ...«

»Hab heute mit ihm gesprochen. Der schmierige Typ sagt, das sei allgemeine Geschäftspraxis, bevor man einen Film über jemanden dreht. Sich sämtliche Rechte zu sichern. Und außerdem hat Sullivan ihm versprochen, er würde in Berufung gehen. Also musste unser Bursche sich dranhalten, damit ihn Sullivan nicht reinlegt, solange seine Berufung läuft. Der Kerl konnte es nicht fassen, als Sullivan auf den Stuhl kam.«

»Erzähl weiter.«

»Na ja, da schwirren also irgendwo neuntausendneunhundert Dollar rum, und mich beschleicht der Gedanke, wenn wir rausfinden, was mit dem Geld passiert ist, dann finden wir raus, wie Sullivan für diesen Doppelmord bezahlt hat.«

»Aber wir haben ein ›Son-of-Sam‹-Gesetz. Opferrechte. Sullivan konnte das Geld nicht einsacken. Es hätte an die Opfer seiner Verbrechen gehen müssen.«

»Richtig. Hätte. Der Produzent hat das Geld gemäß Sullivans Anweisungen auf ein Bankkonto in Miami eingezahlt. Anschließend schreibt der Produzent, so wie es das Gesetz verlangt, einen Brief an die Behörde für Opferrechte in Tallahassee und informiert sie über die Zahlung. Natürlich brauchen die Bürokraten Monate, bis sie was auf die Reihe kriegen, und unterdessen ...«

»Ich kann's mir fast denken.«

»Richtig. Das Geld verschwindet, einfach so. Es ist nicht mehr auf diesem Konto. Die Opfervertreter haben es nicht, und Sullivan kann bestimmt nichts mehr damit anfangen, egal, wo er ist.«

»Ergo ...«

»Ergo denke ich, wenn wir die Spur des Geldes verfolgen, dann finden wir vielleicht denjenigen, der es abgehoben hat. Und dann haben wir einen überzeugenden Tatverdächtigen für den Doppelmord.«

»Zehntausend Dollar.«

»Neuntausendneunhundert, faszinierender Betrag. Umschiffte elegant den Nachweis für Transaktionen ab einer Summe von zehn Riesen, wie ihn das Bundesgesetz vorsieht ...«

»Aber neuntausendneunhundert sind auch nicht gerade ...«

»Hör mal, da drinnen würden sie einen für eine Packung Zigaretten ins Jenseits befördern. Was meinst du, wozu jemand bereit ist, wenn ihm zehntausend winken? Und vergiss nicht, dass ein paar von den Wachmännern nicht mehr als drei-, vierhundert die Woche nach Hause bringen. Zehn Riesen, das muss für die ein traumhaftes Sümmchen sein.«

»Und wie hat er das Konto eröffnet?«

»In Miami? Dazu braucht er nur einen gefälschten Führerschein und eine getürkte Sozialversicherungsnummer. Schließlich verschwenden sie in Miami nicht allzu viel Zeit darauf, zu prüfen, was bei den Banken läuft. Die sind alle so damit beschäftigt, die richtig fetten Dollars für die Drogendealer zu waschen, dass diese klitzekleine Überweisung einfach ihrer Aufmerksamkeit

entgangen ist. Wetten, Andy, dass du dieses Konto sogar an einem Geldautomaten leer räumen kannst, ohne auch nur einem Menschen aus Fleisch und Blut in die Augen zu sehen?«

»Weiß der Produzent, wer es eingerichtet hat?«

»Der Idiot? Ganz bestimmt nicht. Sullivan hat ihm einfach die Nummer gegeben und ihn instruiert. Der weiß jetzt nur, dass Sullivan ihn gelinkt hat, indem er seine Lebensgeschichte Cowart erzählt hat, so dass sie schnurstracks in die Zeitung kam, während der Kerl davon träumte, er hätte die alleinigen Rechte. Und dann hat er ihn ein zweites Mal über den Tisch gezogen, indem er sich auf den Grillstuhl gesetzt hat. Der Mann ist wegen der Situation nicht gerade beglückt.«

Shaeffer schwieg. Sie hatte das Gefühl, zwischen zwei Strudel geraten zu sein.

Weiss war nicht zu bremsen. »Und noch etwas, ziemlich aufschlussreich.«

»Lass hören.«

»Sullivan hat ein handschriftliches Testament hinterlassen.«

»Ein Testament?«

»Ganz recht. Außergewöhnliches Dokument. Quer über ein paar Bibelseiten geschrieben. Genauer gesagt, über Psalm 23. Du weißt schon, im finsternen Tal und kein Unglück fürchten und so. Hat mit einem schwarzen Filzstift einfach drübergekritzelt und ein Lesezeichen zwischen die Seiten gesteckt. Dann hat er noch eine Notiz auf einen Zettel geschrieben und auf den Karton geklebt, wo draufstand: ›Bitte die markierte Stelle lesen ...‹«

»Und was steht da?«

»Dass er seine letzte Habe einem der Wachmänner vermachen will, einem Sergeant Rogers. Erinnerst du dich an den Mann? Derjenige, der uns vor der Exekution nicht zu Sullivan lassen wollte. Und der Cowart in den Knast gelassen hat.«

»Ist das der ...«

»Sullivan schreibt: ›Ich hinterlasse all meinen irdischen Besitz Sergeant Rogers, der mir ...‹, und jetzt kommt's, ›an einem äußerst kritischen Punkt meines Lebens Hilfe und Trost gewesen ist und dessen schwierige Dienste ich niemals aufwiegen kann. Auch wenn ich es versucht habe ...‹« Weiss legte eine Pause ein. »Wie findest du das?«

Shaeffer nickte, auch wenn ihr Partner dies nicht sehen konnte. »Sieht nach einem interessanten Zusammenspiel verschiedener Vorkommnisse und Ereignisse aus.«

»Seh ich auch so. Und weißt du was?«

»Ganz Ohr.«

»Der gute Sergeant hatte, bevor Cowart die Leichen entdeckte, drei Tage dienstfrei. Und rate mal, was er noch hat?«

»Was?«

»Einen Bruder, der in Key Largo wohnt.«

»Das haut mich jetzt um.«

»Es kommt noch besser. Einen Bruder mit einem Vorstrafenregister. Wurde zweimal wegen Einbruchs verknackt. Hat wegen Körperverletzung elf Monate im Bezirksgefängnis abgesessen – irgendeine Handgreiflichkeit in einer Bar –, wurde einmal wegen illegalen Waffengebrauchs einer Magnum .357 angeklagt, das wurde aber fallengelassen. Aber das ist noch nicht alles. Erinnerst du dich an deine Tatortanalyse? Der Bruder ist Linkshänder, und beiden Opfern wurde die Gurgel von rechts nach links durchgeschnitten. Gibt einem schon zu denken, oder?«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Noch nicht. Dachte, ich warte, bis du zurück bist.«

»Danke«, sagte sie. »Weiß ich zu schätzen. Aber eine Frage hätte ich noch.«

»Die wäre?«

»Wieso hat er Sullivans Sachen nicht nach der Hinrichtung entsorgt? Ich meine, er musste damit

rechnen, dass Sullivan, falls er ihn linken wollte, irgendwo seine Botschaft an den Mann bringen würde, oder?«

»Daran hab ich auch gedacht. Nicht gerade klug von ihm, die Kartons rumliegen zu lassen. Aber vielleicht ist er ja nicht so clever. Oder er hat unterschätzt, wie gerissen und abgedreht Sully ist. Oder er hat einfach nicht drangedacht. Auf jeden Fall ist es ein verhängnisvoller Fehler.«

»Verstehe«, sagte sie.

»Der passt als Tatverdächtiger wirklich gut ins Bild, Andy, wirklich. Woll'n doch mal sehen, ob wir den nicht für den Keys-Mord drankriegen. Wir nehmen erst mal seine Anruflisten unter die Lupe, um zu sehen, ob er auffällig oft mit diesem Bruder telefoniert hat. Und dann gehen wir mit dem, was wir haben, vielleicht zum Staatsanwalt.« Der Detective legte eine kurze Pause ein, bevor er hinzufügte: »Nur eins macht mir zu schaffen ...«

»Was denn?«

»Na ja, Andy, das ist ein ziemlich großer, unübersehbarer Pfeil, den Sully da auf unseren Sergeant abgeschossen hat, bevor er in die ewigen Jagdgründe eingegangen ist. Und es geht mir absolut gegen den Strich, Sully zu glauben, selbst nach seinem Tod. Denn es gibt keinen besseren Trick, eine Morduntersuchung zu vermässeln, als absichtlich den Verdacht auf den Falschen zu lenken. Selbst wenn wir andere Verdächtige ausschließen können, wird irgendein Verteidiger genau diese Leute doch vor Gericht aufmarschieren lassen, und die Geschworenen wissen am Ende nicht mehr, was sie glauben sollen. Ich denke, Sully wusste das.«

Wieder nickte sie vehement.

»Aber da spricht aus mir wahrscheinlich nur die typische Paranoia des Polizisten«, fügte Weiss hinzu. »Hör mal, Andy, wenn wir diesen Kerl überführen, winken uns beiden Belobigungen und Gehaltserhöhungen. Und es ist sicher eine Starthilfe für deine Karriere, glaub mir. Komm also bald zurück und hol dir deinen Teil. Bis du da bist, mache ich mit den Befragungen weiter, dann fahren wir zusammen wieder runter in die Keys.«

»In Ordnung«, sagte sie langsam.

»Ich höre immer noch ein ›Aber‹ raus.«

Sie war hin- und hergerissen. Der Enthusiasmus ihres Partners, sein bisheriger Erfolg steckte an, auch der Gedanke, bei dem wichtigsten Fall ihrer Laufbahn nicht dabei zu sein, spülte wie eine Woge ihre sämtlichen Ängste weg.

Sie richtete sich kerzengerade auf und sah sich im Zimmer um. Es kam ihr so vor, als hätten sich die düsteren Gefühle, die sie niedergedrückt hatten, verflüchtigt, und so zweifelte sie einen Moment an ihren ursprünglichen Plänen. »Vielleicht sollte ich einfach meine Sachen packen und schnellstens nach Hause kommen.«

»Also, das überlasse ich dir, hätte nichts dagegen. Auf jeden Fall hast du es hier deutlich wärmer. Frierst du da oben nicht?«

»Es ist nass und kalt.«

»Sag ich doch. Aber was ist mit diesem Ferguson?«

»Ein übler Bursche, Mike«, sagte sie, ohne nachzudenken, »ein bössartiger Mensch.«

»Also, ich sag dir was: Überprüfe seinen Stundenplan, stochere ein bisschen in seinem Leben herum, frag nach, ob dieses Alibi so wasserdicht ist, wie er behauptet, und dann befolge meinen Rat von eben und hak die Sache ab. Wenn du die Kollegen vor Ort auf ihn ansetzt, ist es keine Zeitvergeudung. Vielleicht ist da in Jersey was im Gange, kann man ja nie wissen. Und, wie gesagt, für ein, zwei Tage bin ich mit den Befragungen sämtlicher Leute, die in Sullivans Zeit hier im Todestrakt Dienst geschoben haben, voll ausgebucht. Unser Sergeant ist nur einer von vielen. Du weißt schon – Routinefragen, nichts, was ihn beunruhigen könnte. Gib ihm das Gefühl, dass unsere Mühlen langsam mahlen, und dann – zack! Aber ich warte, bis du hier bist. Stelle deine Neugier

zufrieden, und dann komm her.«

Nach einer wirkungsvollen Pause fügte er hinzu: »Siehst du, was für ein umgänglicher Chef ich bin? Ich schreie nicht, ich fluche nicht. Wer wollte sich da beklagen?«

Sie legte auf und war ratlos. Sie dachte an den Moment, als ihre Mutter ihren alten Kombi mit ihren Habseligkeiten bis unters Dach vollgestopft hatte, sie selbst auf dem Beifahrersitz festschnallte und Chicago verließ. Es war an einem unwirtlichen Spätnachmittag gewesen, der Wind peitschte über den Lake Michigan. Es war eine Mischung aus Abenteuer und Verlust gewesen. Sie erinnerte sich noch ganz genau, wie sie gegen die Eiseskälte die Autotür zuschlug und in dieser Sekunde begriff, dass ihr Vater wirklich tot war und sie ihn nie wiedersehen würde. An dem Abend, als sie die Treppe heruntergekommen war und plötzlich in der Eingangsdiele einen Priester und zwei Polizisten hatte stehen sehen, die ihr nicht in die Augen sehen konnten, hatte sie die Nachricht, die sie brachten, nicht wirklich verstanden. Ebenso wenig während der Beerdigung, wo der einsame Dudelsackpfeifer seine herzerreißende Totenklage spielte. Nicht einmal, als ihre Klassenkameraden sie mit dieser unverhohlenen, kindlichen Neugier angestarrt hatten. Nein, erst an diesem Nachmittag.

Es gibt solche Einschnitte in der Kindheit, musste sie denken, und später immer wieder, wenn eine Situation glasklar und unabweisbar eine Entscheidung fordert. Und Konsequenzen. Die unwiderruflich das weitere Leben bestimmen. Sie stand vor einer solchen Entscheidung.

Sie dachte an Ferguson. Sie sah ihn vor sich, wie er grinsend auf dem fadenscheinigen Sofa saß und sich innerlich über sie lustig machte.

Wieso?, fragte sie sich erneut.

Die Antwort sprang ihr im selben Moment ins Gesicht.

Weil sie ihn zu dem falschen Mord befragt hatte.

Sie legte sich aufs Bett und kam zu dem Schluss, dass sie noch nicht so weit war, Robert Earl Ferguson abzuhaken.

Auch am nächsten Morgen hielt der Nieselregen an, und das nasskalte Wetter kroch ihr in die Knochen. Der graue Himmel schien nahtlos in den schmutzig braunen Raritan River am Campus mit den efeubewachsenen Klinkergebäuden der Rutgers University überzugehen. Sie vergrub sich tiefer in ihren Trenchcoat und überquerte den Parkplatz.

Wenig später fand sie sich in der schwerfälligen Bürokratie der Universität wieder, die nicht duldete, dass man im Dschungel der Zuständigkeiten auch nur eine Station übersprang. Nach ihrer Ankunft im Institut für Kriminalwissenschaften hatte sie einer Sekretärin erklärt, was sie herführte, und war an ein zentrales Verwaltungsgebäude zurückverwiesen worden. Dort hatte sie ein Dekan erst einmal ausführlich über die Vertraulichkeit studentischer Daten belehrt und ihr schließlich, als sein Redefluss endlich versiegte, die Genehmigung erteilt, mit den Professoren zu sprechen, zu denen sie wollte. Die Suche nach den drei Dozenten hatte sich ebenfalls als eine Herausforderung erwiesen: Deren Dienststunden schienen dem Zufallsprinzip überlassen, und die Privatnummern wurden nicht herausgegeben. Ihre Versuche, sich mit ihrer Dienstmarke Aufmerksamkeit zu verschaffen, machten nur wenig Eindruck.

So war es bereits Mittag, als sie den ersten ihrer Gesprächspartner während seines Lunches aufspürte. Sein Spezialgebiet waren forensische Verfahren. Der schmächtige Mann mit drahtigem Haar trug ein Sportsakko zur Khakihose und hatte die irritierende Angewohnheit, während des Gesprächs an ihr vorbei in die Luft zu schauen. Sie hatte nur ein konkretes Anliegen, nämlich die Frage, ob Robert Earl Ferguson zum Zeitpunkt des Doppelmords in den Keys gewesen sein könnte, und nach allem, was sie über den Gefängniswärter erfahren hatte, kam sie sich ein wenig albern vor, die entsprechenden Fragen zu stellen. Doch immerhin war es ein Anfang.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen weiterhelfen kann«, erwiderte der Professor, während er sich mit

einem matschigen, grünen Salat abquälte. »Also, Mr. Ferguson ist ein überdurchschnittlicher Student. Nicht der beste, aber ziemlich gut. Kein Einser-Kandidat, sagen wir zwei plus. Auf jeden Fall leistungsstark. Aber das war natürlich zu erwarten, da er den anderen Studenten einiges an praktischer Erfahrung voraus hat – kleiner Scherz am Rande. Hat eine natürliche Begabung für Verfahrensweisen, ernsthaft an Kriminalwissenschaft interessiert. Zuverlässig. Nichts zu klagen.«

»Auch was seine Teilnahme an den Seminaren betrifft?«

»Ist immer da.«

»Und an den fraglichen Tagen?«

»In der Woche fand der Kurs zwei Mal statt. Nur siebenundzwanzig Studenten. Da kann sich keiner verstecken oder mal eben seinen Mitbewohner vorbeischicken, um die Aufgaben für ihn abzuholen. Dienstags und donnerstags.«

»Und?«

»Haben wir gleich, hier in meinem Notizbuch.«

Der Professor ging mit einem dünnen Finger eine Kolumne mit Namen durch. »Ah. Perfekt.«

»Dann war er da?«

»Kein einziges Mal gefehlt. Jedenfalls diesen Monat nicht. Im Lauf des Jahres hat er ein paar Stunden verpasst, aber die hab ich als entschuldigt vermerkt.«

»Entschuldigt?«

»Das heißt, er hat mir einen triftigen Grund dafür genannt und hat sich die Aufgaben persönlich abgeholt, das Versäumte nachgeholt. Das zeugt schon von Pflichtbewusstsein und Leistungswillen heutzutage.«

Der Professor klappte sein Büchlein zu und widmete sich wieder seinem Teller mit Grünzeug und Trockenfrüchten.

Den zweiten Dozenten fand Shaeffer in einem Flur, der von Studenten, die in verschiedene Hörsäle strömten, geradezu überschwemmt war. Dieser Mann hielt eine Überblicksvorlesung über amerikanische Kriminalgeschichte, die Hunderte von Studenten besuchten. Er hatte eine Aktentasche dabei und einen Stapel Bücher unterm Arm. Ob Ferguson an bestimmten Tagen anwesend gewesen war oder nicht, konnte er aus dem Gedächtnis nicht sagen, doch er zeigte der Ermittlerin eine Teilnehmerliste, auf der klar und deutlich Fergusons Unterschrift stand.

Es wurde allmählich Nachmittag, in den Fluren der Lehranstalt herrschte ein unangenehmes, trübes Licht, und Shaeffer beschlichen Frust und Ärger. Auch wenn sie sich nicht allzu viel Hoffnung gemacht hatte, für den Zeitpunkt der Morde sein Fehlen an der Universität nachweisen zu können, bereitete es ihr schlechte Laune, kostbare Zeit zu vergeuden. Sie konnte nicht leugnen, dass sie nach all den Stunden kaum mehr über den Mann wusste als am Morgen. Im Gedränge der Studenten verflüchtigte sich nach und nach der Eindruck, den der Mann am Vorabend bei ihr hinterlassen hatte. *Was treibst du hier eigentlich?*, fragte sie sich immer öfter.

Sie beschloss, in ihr Motel zurückzukehren, überlegte es sich im letzten Moment aber anders und machte sich auf die Suche nach dem letzten Dozenten. Falls sie bei ihm keine Antwort fand, würde sie nichts mehr davon abhalten, nach Florida zurückzukehren.

Erst nachdem sie sich ein paar Mal verirrt hatte, fand sie sein winziges Büro, klopfte energisch an und trat zurück, als die Tür aufging und ihr ein untersetzter Mann mit altmodischer Brille und einer zerzausten, dunkelblonden Mähne gegenüberstand. Der Professor trug ein locker sitzendes Tweedjackett mit einem Dutzend Kugelschreibern in der Brusttasche, von denen einer offenbar ausgelaufen war. Die Krawatte hatte er am Kragen gelockert, während ein ansehnlicher Bauch den Gürtel seiner Cordhose dehnte. Er machte den Eindruck eines Mannes, der gerade von einem Nickerchen in voller Montur aufgewacht war; nur seine Augen waren hellwach und erfassten die Polizistin an seiner Tür mit einem Blick.

»Professor Morin?«

»Sind Sie eine Studentin?«

Sie zückte ihre Dienstmarke, und er musterte diese. »Ah, aus Florida?«

»Dürfte ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Selbstverständlich.« Er trat zur Seite und bat sie mit einer stummen Geste herein. »Ich hatte mit Ihnen gerechnet.«

»Tatsächlich?«

»Ja«, sagte er, während sie seiner Aufforderung folgte und eintrat.

Sie sah sich in der drangvollen Enge um. An einer Wand standen Bücherregale, an einer anderen ein kleiner Schreibtisch mit einem Computer. Die verbleibenden Freiflächen bedeckten mit Tesafilm befestigte Zeitungsausschnitte; drei leuchtend bunte Aquarelle mit Blumen bildeten den einzigen Kontrast zu der schmutzigen Trübseligkeit des Raums. »Woher wussten Sie von mir?«

»Er hat mich angerufen. Sagte, Sie würden seine Aussagen überprüfen.«

»Und?«

»Also«, sprudelte der Professor los wie jemand, dem man gerade einen Knebel vom Mund genommen hatte, »an Mr. Fergusons regelmäßiger Teilnahme ist nichts auszusetzen. Tadellos, besonders in dem Zeitraum, für den Sie sich, wie er sagt, interessieren.«

Er sackte in einen Schreibtischsessel, der unter seinem Gewicht bedenklich vibrierte.

»Ich hoffe, damit eventuelle Zweifel oder Missverständnisse in Bezug auf Mr. Ferguson ausräumen zu können.«

Der Professor lächelte und zeigte ein strahlend weißes, ebenmäßiges Gebiss, das zu seiner übrigen Erscheinung in seltsamem Widerspruch stand. »Er ist ein ausgesprochen guter Student, wissen Sie. Ziemlich konzentriert, eifrig, das schreckt manche Leute ab. Absoluter Einzelgänger, kein Wunder, nach der Zeit im Todestrakt. Ja, fokussiert und konzentriert, mit Leidenschaft für die Sache. Das sieht man nicht allzu oft. Ein bisschen unheimlich vielleicht, man kann es aber auch als stimulierend empfinden. So wie Gefahr, nehme ich an.«

Professor Morins Mitteilungsdrang war noch lange nicht versiegt. »Selbst die Polizisten, die bei uns Seminare belegen, haben oft nichts anderes im Sinn als einen Anschub für ihre Karriere, sie sammeln Qualifikationen, um weiterzukommen. Mr. Ferguson dagegen ist eher der wissenschaftliche Typ.«

Es gab einen einzigen harten, unbequemen Stuhl in einer Ecke, eine unverhohlene Mahnung an die Studenten, ihre Anliegen kurz zu fassen und ihren Aufenthalt im Büro auf das absolut Notwendige zu beschränken.

Sie nahm darauf Platz.

»Sie kennen Mr. Ferguson gut?«, fragte sie.

Der Professor zuckte die Achseln. »So gut, wie man einen Studenten eben kennt. Das heißt, doch, eigentlich schon, er ist ein interessanter Mann.«

»Inwiefern?«

»Na ja, mein Seminar befasst sich mit ›Medien und Verbrechen‹, und er verfügt auf diesem Gebiet naturgemäß über einige Erfahrung.«

»Und daraus folgt?«

»Nun, er wurde schon häufig um seine Meinung gefragt, und was er zu sagen hat, ist immer, nun ja, faszinierend. Schließlich hat man nicht alle Tage jemanden im Seminar sitzen, der aus eigener Anschauung etwas dazu beitragen kann. Und der ohne das Eingreifen der Medien vielleicht auf dem elektrischen Stuhl gelandet wäre.«

»Cowart.«

»Ja. Matthew Cowart vom *Miami Journal*. Hat ihm einen Pulitzer eingebracht, wohl verdient, wenn Sie mich fragen. Exzellente Reportage.«

»Und was für Meinungen vertritt Ferguson, Professor?«

»Nun, ich würde sagen, er reagiert äußerst sensibel auf den Zusammenhang zwischen Berichterstattung und Ethnie. Er hat ein Referat über den Fall Wayne Williams in Atlanta geschrieben. Darin setzt er sich mit der Frage der Doppelmoral auseinander, wie mit zweierlei Maß über Verbrechen in der weißen und in der schwarzen Bevölkerung berichtet wird. Und zufällig teile ich seine Kritik, Detective.«

Sie nickte.

Professor Morin drehte sich, während er sprach, auf seinem Bürostuhl hin und her und hörte sich offenbar gerne reden. »Ja, er hat argumentiert, dass das mangelnde Interesse der Medien an Verbrechen in der schwarzen Bevölkerung unweigerlich zu einer Unterrepräsentanz der Polizei und damit zu einer unbefriedigenden Verbrechensbekämpfung und -aufklärung führt, wodurch wiederum der Eindruck entsteht, als gehöre eine hohe Kriminalitätsrate naturgemäß zu den vorwiegend schwarzen Gemeinden. Die These hat was – die Abstumpfung, die Routinisierung des Verbrechens, nehme ich an. Ist zumindest eine Erklärung dafür, wieso mindestens ein Viertel der jungen, männlichen Schwarzen in diesem Land schon einmal hinter Gittern war oder noch ist.«

»Und er war immer anwesend?«

»Ein paar Mal hat er entschuldigt gefehlt.«

»Mit welchen Entschuldigungen?«

»Gelegentlich wird er zu Ansprachen oder Vorträgen eingeladen, meist von verschiedenen kirchlichen Gruppen in Florida. Hier bei uns wissen die Leute natürlich nichts von seiner Vergangenheit. Selbst in meinem Seminar hatte zu Beginn des Semesters die Hälfte der Studenten von seinem Fall noch nie gehört. Ist das zu fassen, Detective? Spricht das nicht Bände darüber, mit was für Studenten wir uns heute abgeben müssen?«

»Er kehrt also immer mal wieder nach Florida zurück?«

»Ab und zu.«

»Hätten Sie vielleicht die Daten zur Hand?«

»Ja. Aber ich dachte, Sie interessieren sich nur für die Woche, in der ...«

»Nein, ich interessiere mich auch für die anderen Daten.«

Professor Morin zögerte, zuckte dann aber mit den Achseln. »Was soll's.« Er zog ein Büchlein heran, blätterte emsig darin und gelangte schließlich zu einer Anwesenheitsliste. Das aufgeschlagene Buch reichte er Andrea Shaeffer, und sie notierte sich rasch die Tage, an denen Ferguson durch Abwesenheit gegläntzt hatte.

»War's das, Detective?«

»Ich denke, ja.«

»Sehen Sie, alles reine Routine und leicht zu erklären. Ich meine, er passt hierher. Hat eine Zukunft, denke ich. Auf jeden Fall das Zeug dazu, seinen Abschluss zu machen.«

»Passt hierher?«

»Natürlich sind wir eine große Universität in einem urbanen Umfeld, Detective. Er passt da rein.«

»Anonym.«

»Wie alle anderen Studenten auch.«

»Wissen Sie, wo er wohnt, Professor?«

»Nein.«

»Oder sonst irgendetwas über ihn persönlich?«

»Nein.«

»Und Sie bekommen nicht so was wie eine Gänsehaut, wenn Sie mit ihm sprechen?«

»Wie gesagt, er wirkt fokussiert, eifrig, konzentriert, aber das macht ihn wohl kaum zum Verdächtigen in einem Mordfall. Vermutlich fragt er sich, ob die Polizei in Florida ihn wohl jemals in

Ruhe lassen wird. Und ich halte das für eine legitime Frage, Detective, Sie nicht?«

»Ein Unschuldiger hat nichts zu befürchten«, antwortete sie.

»Da bin ich anderer Meinung«, erwiderte der Professor und schüttelte den Kopf. »Ich denke, in unserer Gesellschaft können sich oft die Schuldigen in Sicherheit wiegen.«

Sie betrachtete den Hochschullehrer, der offenbar gerade zu einer nostalgisch-radikalen Tirade im Stil der sechziger Jahre ansetzen wollte, doch sie beschloss, sich für diese Vorlesung zu entschuldigen, stand auf, verabschiedete sich und verließ den Raum. Zwar war sie noch nicht sicher, was genau sie erfahren hatte, doch aufschlussreich war die Begegnung auf jeden Fall gewesen, so viel stand fest.

Anonym.

Sie war halb am anderen Ende des Flurs, als sie das Gefühl bekam, dass jemand sie beobachtete. Sie fuhr herum und sah, wie der Professor die Tür zu seinem Büro schloss. Das Geräusch hallte von den Wänden wider. Sie ließ den Blick schweifen und stellte fest, dass die Studenten, die eben noch scharenweise durch die Gänge gelaufen waren, inzwischen in den Hörsälen und Übungsräumen verschwunden waren.

Allein.

Sie zwang sich zu einem lässigen Achselzucken. Es ist helllichter Tag. Das hier ist ein öffentliches Institut, mit einer Menge Menschen. Im Eilschritt lief sie weiter. Als sie nur noch ihre eigenen Sohlen auf dem Linoleumboden hörte, hastete sie auf eine Treppe zu, die sie zwei Stufen auf einmal nahm. Plötzlich hörte sie, wie hinter ihr eine Tür geöffnet und geschlossen wurde, und sie blieb wie angewurzelt stehen. Jemand kam die Treppe herunter auf sie zu. Sie drückte sich an die Wand, griff in ihre Handtasche und schloss die Finger um ihren Revolver. Sie sah nach oben und blickte in die Augen eines Studenten, der – einen Stapel Hefte und Texte unterm Arm – mit offenen Schnürsenkeln an ihr vorbei offenbar verspätet zu einer Veranstaltung eilte.

Sie schloss die Augen. *Was ist mit mir los?*, fragte sie sich und nahm die Hand von der Waffe. *Was habe ich gehört?* Auf den letzten Metern zum Ausgang starrte sie durch die Glasscheibe argwöhnisch auf die gegenüberliegenden Gebäude und den tristen Himmel über dem Hof.

Sie streckte die Hand nach der Tür aus.

Sie sah Ferguson nicht, sondern hörte ihn nur.

»Und? Alles erfahren, was Sie wissen wollten, Detective?«

Bei seiner leisen, zischenden Stimme zuckte sie zusammen.

In einer einzigen Bewegung fuhr sie zu der Stimme herum, stieß die Hand in ihre Tasche und machte einen Schritt rückwärts, als würde sie einem Schlag ausweichen. Sie bohrte den Blick in sein Gesicht und sah wieder dasselbe verstörende Grinsen.

»Überzeugt?«, fragte er.

Sie straffte die Schultern und hielt ihm stand.

»Hab ich Sie erschreckt, Detective?«

Sie brachte immer noch kein Wort heraus und schüttelte nur den Kopf. Obwohl sie den Griff des Revolvers spürte, zog sie ihn nicht aus der Tasche.

»Haben Sie vor, mich zu erschießen?«, fragte er in schneidendem Ton. »Sind Sie darauf aus?«

Ferguson trat einen Schritt vor, aus dem schattigen Winkel, in dem er ihr aufgelauert hatte. Er trug eine olivfarbene Armeejacke und dazu eine Kappe der New York Giants. In der Umhängetasche über der Schulter hatte er vermutlich seine Bücher. Er sah wie fast jeder andere Student aus, dem sie im Lauf des Tages in den Korridoren begegnet war. Sie atmete ruhig durch, bis ihr Herzschlag sich wieder normalisiert hatte, und zog die Hand aus der Tasche.

»Was haben Sie dabei, Detective? Eine Achtunddreißiger, Polizeimodell? Oder vielleicht eine Automatik, Kaliber .25? Etwas Kleines mit Durchschlagskraft?« Er starrte sie an. »Nein, ich wette, was Größeres, das Eindruck schindet. Eine Kaliber .357 mit Magnum-Munition. Eine Neunmillimeter

wäre auch ganz passend, jedenfalls etwas, das Ihnen dabei hilft, sich einzureden, Sie wären taff. Eine starke Frau, die alles unter Kontrolle hat.« Er lachte. »Bleibt Ihr süßes Geheimnis, was?«

Ferguson nahm seine Tasche von der Schulter, stellte sie auf den Boden und breitete wie jemand, der sich ergibt, die Arme aus und drehte ihr die leeren Handflächen entgegen. »Aber wie Sie sehen, bin ich nicht bewaffnet. Was haben Sie also zu befürchten?«

Sie holte einmal tief Luft und stieß sie aus, um einen klaren Kopf zu bekommen und seine Spötteleien zu parieren.

»Also noch mal, Detective, haben Sie rausgefunden, was Sie wissen wollten?«

»Ja, ich habe einiges erfahren.«

»Zum Beispiel, dass ich an den Seminaren teilgenommen habe?«

»Richtig.«

»So dass ich nicht in Florida sein konnte, um dieses Paar umzubringen, richtig? Das wäre geklärt?«

»Sieht ganz danach aus. Ich überprüfe das noch.«

»Sie haben den Falschen, Detective.« Wieder grinste Ferguson. »Ihr Cops in Florida erwischt offenbar immer den Falschen.«

Sie erwiderte kalt seinen Blick. »Nein, Mr. Ferguson, das sehe ich anders. Ich glaube, Sie sind der Richtige, ich hab nur noch nicht rausgefunden, wobei.«

Ferguson funkelte sie an. »Sie sind ganz allein, nicht wahr?«

»Nein«, log sie, »ich habe einen Partner.«

»Und wo?«

»Bei der Arbeit.«

Ferguson trat an ihr vorbei zur Glastür und blickte auf die Gehwege und Parkplätze hinaus. Inzwischen prasselte der Regen in dichten Schwaden nieder.

»Neulich wurde direkt da draußen ein Mädchen niedergeschlagen und vergewaltigt. Kam ein bisschen später als die anderen aus einem Seminar, kurz nach Einbruch der Dunkelheit. So ein Typ hat sie einfach gepackt und da hinter diese kleine Böschung am Parkplatz gezerrt. Da hat er's ihr besorgt. Sie ohnmächtig geschlagen und es ihr gegeben. Wenn auch nicht getötet. Nur den Unterkiefer gebrochen. Und den Arm. Und seinen Spaß mit ihr gehabt.«

Ferguson blickte weiter durch die Tür, hob den Arm und zeigte nach draußen. »Da drüben. Haben Sie da Ihren Wagen stehen, Detective?«

Sie biss die Zähne zusammen.

Er drehte sich zu ihr um. »Bis jetzt haben sie noch keinen Verdächtigen. Die Kleine ist noch im Krankenhaus. Ist das zu fassen, Detective? Das muss man sich mal reinziehen, nicht mal auf dem Campus ist man sicher. Auf dem kurzen Weg zum Wagen. Im Motelzimmer vermutlich auch nicht. Beunruhigt Sie das nicht ein wenig? Selbst mit dieser alten Knarre in Ihrer Tasche, aus der Sie sie nicht schnell genug herausziehen können.«

Ferguson trat von der Tür zurück. Er drehte sich um und blickte an Shaeffer vorbei.

Erst jetzt hörte sie die Stimmen, die in ihre Richtung kamen. Dabei ließ sie Ferguson, der eine schnatternde Schar Studenten beobachtete, nicht aus den Augen. Von einem Moment auf den anderen waren sie von dem Schwarm umringt. Sie sah, wie Ferguson einem der jungen Männer in der Gruppe zunickte, und hörte, wie eine junge Frau rief: »Gott! Seht euch den Regen an!« Die Meute holte Jacken, Mäntel und Regenschirme aus den Spints und drängte in den Hof. Als die Tür auf- und wieder zuschwang, schlug Shaeffer ein kalter Schwall entgegen.

»Also, Detective, sind Sie dann hier fertig? Hat sich der Flug hierher gelohnt?«

»Ich weiß genug«, erwiderte sie.

Er lächelte. »Klare Antworten auf klare Fragen sind nicht Ihr Ding«, stellte er fest. »Uralte Masche, wahrscheinlich irgendwo in den Lehrbüchern hier in meiner Tasche beschrieben.«

»Sie sind ein guter Student, Mr. Ferguson.«

»Ja, ich weiß«, sagte er. »Erkenntnis ist wichtig. Die Wahrheit macht frei.«

»Wo haben Sie das gelernt, Mr. Ferguson?«, fragte sie.

»Im Todestrakt natürlich. Da hab ich eine Menge gelernt. Vor allem, wie wichtig Bildung ist, wenn ich eine Zukunft haben will. Sonst würde ich wie all die anderen armen Schweine dort warten, bis das Todeskommando kommt und mir den Schädel kahl schert, bevor sie mich auf den Grill schubsen.«

»Also sind Sie an die Uni gegangen.«

Er nickte. »Und? Lassen Sie mich jetzt endlich in Ruhe?«

»Wieso sollte ich?«, konterte sie.

»Weil ich nichts getan hab.«

»Nun ja, diese Auffassung kann ich, glaube ich, nicht teilen. Bislang jedenfalls nicht.«

Er kniff die Augen zusammen, während er mit monotoner Stimme sagte: »Die Auffassung kann gefährlich für Sie werden.« Sie antwortete nicht. »Besonders, wenn Sie allein sind.«

Er sah sie an und deutete mit einem Lächeln auf die Tür. »Ich vermute, Sie wollen jetzt gehen? Bevor es richtig dunkel wird, so in zwanzig Minuten. Schließlich wollen Sie sich nicht da draußen auf der Suche nach Ihrem Leihwagen verirren, nicht wahr? Was hat er für eine Farbe? Silbergrau? An einem dunklen, verregneten Abend schwer zu finden. Also, verirren Sie sich nicht, Detective, da laufen ein paar üble Burschen rum, selbst auf einem College-Campus.«

Sie zuckte unmerklich zusammen. Er hatte die richtige Farbe getroffen. Zufall, dachte sie.

Ferguson machte einen Schritt zurück, um sie hinauszulassen.

»Geben Sie gut auf sich Acht«, hörte sie ihn spotten, bevor er seine Tasche nahm und auf dem Weg in die Tiefen des Lehrgebäudes in einem Flur verschwand. Einen Moment lang blieb sie stehen und horchte, ob sie seine Schritte noch hören konnte, doch es war still. Sie blickte in den Regen, der auf die Bürgersteige und die Bäume niederging. Dann schlug sie den Kragen ihres Trenchcoats hoch und befahl ihren Füßen, durch die Tür ins Freie zu treten.

Im selben Moment hatte sie das Gefühl, dass ihr die Nässe und die Kälte bis in die Knochen drangen. Sie lief zügig und verfluchte ihre Schuhe, mit denen sie auf dem glitschigen Pflaster ins Rutschen geriet. Ständig fuhr sie mit dem Kopf herum, spähte hinter und neben sich in alle Winkel, um sicherzugehen, dass Ferguson ihr nicht folgte. An ihrem Leihwagen angekommen, überprüfte sie den Rücksitz, bevor sie ihre Sachen nach hinten warf, sich auf den Fahrersitz stürzte und augenblicklich die Türen verriegelte. Mit zitternder Hand steckte sie den Schlüssel ins Zündschloss. Erst als sie den Gang eingelegt hatte und sich in Bewegung setzte, fühlte sie sich ein wenig besser. Sie fuhr vom Parkplatz und bog in eine zweispurige Straße ein. Aus dem Augenwinkel heraus glaubte sie – für den Bruchteil einer Sekunde – eine gebückte Gestalt in einer olivgrünen Armeejacke zu erkennen, doch als sie versuchte, sich danach umzudrehen und genauer hinzusehen, war die Gestalt in einer Gruppe Studenten, die an einer Bushaltestelle warteten, verschwunden. Sie besiegte die Woge der Panik, die sie erfasste. Die Heizung kam nur langsam in Gang und machte ein surrendes Geräusch. Wie aus einer Sprühdose traf sie schließlich ein heißer Schwall und wärmte ihr das Gesicht, wenn auch nicht die Gedanken.

Was hat er im Todestrakt gelernt?, hämmerte es in ihrem Kopf.

Dass er studieren soll.

Aber was?

Kriminalwissenschaften.

Wozu?

Weil alle anderen im Todestrakt eine Prüfung nicht bestanden hatten, Männer, die ein Verbrechen, einen Mord nach dem anderen begangen hatten und am Ende in die Falle gegangen waren und auf den elektrischen Stuhl warteten, weil sie es vermasselt hatten. Selbst Sullivan hatte es vermasselt. Ihr kam

ein Zitat von ihm in den Sinn, das sie in einem von Cowarts Artikeln gelesen hatte: »Ich hätte mehr umgebracht, hätten sie mich nicht geschnappt.« Ferguson dagegen hat eine zweite Chance bekommen, und er ist wild entschlossen, es diesmal nicht zu versauen.

Wieso?

Weil er so weitermachen will wie bisher und so lange es ihm passt.

Ihr wurde ein wenig schwindelig im Kopf. Um sich zu beruhigen, redete sie sich gut zu:

»Du liebe Güte, Andy, Mädchen, wo bist du da nur hineingeraten?«

Sie versuchte, an nichts zu denken, und machte sich auf zu ihrem Motel, während die Dämmerung hereinbrach. Sie konzentrierte sich aufs Fahren und richtete ihre ganze Sehnsucht auf einen sicheren Ort, um in aller Ruhe nachzudenken. Einmal starrte sie entsetzt in den Rückspiegel, weil sie glaubte, dass ihr ein Wagen folgte, doch zu ihrer Erleichterung bogen die Scheinwerfer ab. Sie biss die Zähne zusammen und bahnte sich im strömenden Regen ihren Weg, bis sie die vertrauten Lichter des Motels vor sich aufleuchten sah. Unglücklicherweise konnte sie jedoch in der Nähe des Eingangs keine Parklücke entdecken, und so sah sie sich gezwungen, den Wagen weit entfernt und in tiefer Dunkelheit abzustellen. Sie schaltete den Motor aus, holte einmal Luft und schätzte ab, wie weit sie zu laufen hatte. Ihr kam ein Gedanke. In Uniform und in einem Streifenwagen hätte sie es leichter. Stets in Verbindung mit der Zentrale, nie wirklich allein. Immer Teil eines Teams von Beamten, die auf den Highways Streife fuhren. Sie griff in ihre Tasche auf dem Beifahrersitz und holte die Neunmillimeter heraus. Dann verließ sie das Auto und lief auf dem kürzesten Wege direkt bis zum Eingang des Motels, während sie unablässig den Blick in alle Richtungen schweifen ließ und auf das kleinste Geräusch achtete. Erst etwa zehn Meter vom Eingang entfernt steckte sie die Waffe wieder weg. Ein älteres Ehepaar, das an der Tür zum Foyer ihren Weg kreuzte, musste den dunklen Metallgegenstand mit seiner unverwechselbaren Form in ihrer Hand gesehen haben. Sie schnappte einen Fetzen von ihrem erschrockenen Wortwechsel auf. »Hast du das gesehen? Die hatte eine Pistole ...«

»Nein, Liebes, das muss was anderes gewesen sein ...«

Und sie war in Sicherheit.

Am Empfang arbeitete ein junger Mann im blauen Blazer. Sie bat um ihren Schlüssel, und während er ihn ihr gab, sagte er wie nebenbei: »Ach, jemand hat nach Ihnen gefragt, Detective.«

»Ein Mann?«

»Ja. Er wollte keine Nachricht für Sie hinterlassen, hat nur nach Ihnen gefragt.«

»Haben Sie den Mann gesehen?«

»Nein, das war bei dem Kollegen, der vor mir Dienst hatte.«

Sie merkte, wie es ihr die Kehle zuschnürte. »Hat Ihr Kollege noch etwas gesagt? Den Mann beschrieben?«

»Ach so, ja. Es handelte sich um einen Schwarzen, ein Schwarzer hat nach Ihnen gefragt, aber er wollte keine Nachricht für Sie hinterlassen. Meinte, er setzt sich mit Ihnen in Verbindung. Weiter nichts. Tut mir leid, mehr weiß ich nicht.«

»Danke«, sagte sie.

Sie zwang sich, langsam zum Fahrstuhl zu gehen.

Wie hat er mich gefunden?, fragte sie sich.

Der Fahrstuhl glitt mit einem leisen Zischen nach oben, und sie tappte den Flur entlang zu ihrem Zimmer. Wie am ersten Abend sah sie, bevor sie die Tür zweifach verriegelte, überall nach. Dann sackte sie auf ihr Bett und dachte an die praktischen Dinge, zum Beispiel daran, wie sie sich etwas zu essen besorgen sollte, auch wenn sie keinen großen Hunger hatte. Und dann überlegte sie, was sie als Nächstes in Bezug auf Robert Earl Ferguson unternehmen sollte.

Jedes Mal, wenn sie ihn sich vorstellte, versuchte sie, dieses hämische Grinsen heraufzubeschwören, doch es gelang ihr nicht.

Mitten in ihre düsteren Gedanken hinein klopfte es laut an der Tür.

Sie schnappte nach Luft und sprang auf. Reglos starrte sie zur Zimmertür.

Es klopfte wieder, diesmal energischer, dann ein drittes Mal.

Sie bückte sich nach der Tasche und holte ihre Waffe heraus, spannte den Hammer und hielt den Finger neben dem Abzug, so wie sie es für Situationen gelernt hatte, die man nicht abschätzen konnte. In der Tür befand sich ein konvexes Guckloch. Sie beugte sich vor, um zu sehen, wer ihr auf der anderen Seite gegenüberstand, als es noch einmal klopfte und sie vor Schreck einen Satz nach hinten machte.

Sie setzte alles daran, ihre Angst zu überwinden, und griff mit dem Mut der Verzweiflung nach dem Knauf, während sie hintereinander die Riegel zurückschob und die Tür aufriss. Im selben Moment hob sie die Waffe auf Augenhöhe und zielte.

Auf Matthew Cowart.

Er stand, die Hand schon wieder erhoben, um sich erneut bemerkbar zu machen, im Flur. Als er die Waffe in ihrer Hand sah, erstarrte er. Es herrschte knisterndes Schweigen. Langsam hob er die Hände, und in dem Moment sah sie, dass er in Begleitung von zwei anderen Männern war.

»Cowart«, sagte sie.

Er nickte. »Was für ein herzlicher Empfang«, brachte er krächzend heraus. »Scheint irgendwie einzureißen, dass jeder gleich mit der Waffe auf mich zielt.«

Ihr Blick wanderte zu den anderen beiden Männern.

»Ich kenne Sie«, sagte sie, als sie ihre Sprache wiederfand. »Vom Gefängnis.«

»Wilcox«, antwortete der Detective. »Escambia County. Und das ist mein Chef, Lieutenant Brown.«

Sie wandte den Kopf und starrte auf die imposante Gestalt von Tanny Brown. Er schien vor Energie zu strotzen, und sie sah, wie er sie eindringlich musterte und sein Blick nur flüchtig die Waffe registrierte.

»Wie ich sehe«, sagte er langsam, »haben Sie mit Bobby Earl Bekanntschaft gemacht.«

Die drei Detectives und der Mann von der Zeitung machten es sich im Motelzimmer mehr schlecht als recht bequem. Wilcox lehnte mit dem Rücken an der Wand in der Nähe der Fenster, warf gelegentlich einen Blick in die Dunkelheit und hing, während er den Scheinwerfern hinterhersah, schweigend seinen Gedanken nach. Shaeffer und Brown saßen wie Pokerspieler, kurz bevor die letzte Karte ausgeteilt wird, auf den einzigen Stühlen des Zimmers einander gegenüber an einem kleinen Tisch. Cowart hockte unbehaglich und ein wenig abseits auf dem Bettrand. In einem benachbarten Zimmer lief ein Fernseher so laut, dass die Stimme eines Nachrichtensprechers durch die Wände drang. Irgendeine Tragödie, dachte Cowart unwillkürlich, auf fünfzehn Sekunden reduziert, auf dreißig, falls es wirklich schlimm ist, vorgetragen mit einem geübten Ausdruck der Betroffenheit.

Er spähte zu Andrea Shaeffer hinüber. Obwohl vom Anblick der drei Männer vor ihrer Tür sichtlich überrascht, hatte sie den unangemeldeten Besuch kommentarlos hereingelassen. Sie hatten sich kurz bekannt gemacht und auf jedweden Smalltalk verzichtet. Es gab nur eines, was sie zu später Stunde in einer fremden Stadt in einem kleinen Zimmer zusammenbrachte. Sie kramte ein paar Notizen und Papiere zusammen und fragte ihre Gäste: »Wie haben Sie mich gefunden?«

»Das hiesige Verbindungsbüro hat uns weitergeholfen«, erklärte Brown. »Da sind wir direkt nach unserer Ankunft hingefahren. Von denen haben wir erfahren, dass die Sie zu Ferguson begleitet haben.«

Shaeffer nickte.

»Was hat Sie zu ihm geführt?«, fragte Brown.

Sie hatte die Antwort schon auf den Lippen, überlegte es sich jedoch anders, warf Cowart einen vernichtenden Blick zu und schüttelte den Kopf.

»Wieso sind Sie hier?«, fragte sie brüsk.

Der Reporter wollte die Frage nicht beantworten, doch Tanny Brown sprang für ihn ein: »Wir sind ebenfalls hier, um mit Ferguson zu reden.«

Shaeffer sah den Lieutenant an.

»Wieso? Ich dachte, Sie wären mit ihm fertig. Und Sie genauso«, wobei sie kurz Cowart anschaute.

»Nein, noch nicht.«

»Und wieso?«

Wieder übernahm es Brown, die Frage zu beantworten. »Wir sind hergekommen, weil wir Grund zu der Annahme haben, dass uns bei den ursprünglichen Ermittlungen gegen Ferguson Irrtümer unterlaufen sind, und wir glauben, dass auch Mr. Cowarts Reportage Fehler enthält. Wir sind hier, um beiden Annahmen nachzugehen.«

Shaeffer sah ihn in einer Mischung aus Staunen und Ärger an. »Fehler? Irrtümer?« Sie wandte sich an den Reporter. »Was für Fehler?«

Cowart sah ein, dass er diesmal selbst antworten musste. »Er hat mich belogen.«

»In welcher Hinsicht?«

»Bei dem Mord an dem kleinen Mädchen.«

Shaeffer wechselte die Stellung. »Und weswegen genau sind Sie jetzt hier?«

»Um die Sache ins Reine zu bringen.«

Für das Klischee erntete er nur ein trockenes Lächeln. »Das hat natürlich absoluten Vorrang«, sagte sie und drehte sich zu Brown und Wilcox um.

»Aber das erklärt noch nicht, wieso Sie ihn begleiten.«

»Auch wir wollen etwas ins Reine bringen.« Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, begriff er,

dass er einen Fehler begangen hatte. Er sah, wie die junge Frau ihn mit einem abschätzigen Blick musterte und dass er in ihren Augen durchgefallen war.

Shaeffer überlegte einen Moment. »Sie sind nicht hergekommen, um Ferguson zu verhaften?«

»Nein, das können wir nicht.«

»Dann sind Sie hier, um mit ihm zu reden?«

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie lügen«, sagte sie, »alle beide.« Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Wir ...«, fing Brown an.

»Sie lügen«, fiel sie ihm ins Wort.

»Weil ...«, sekundierte Cowart.

»Lügen«, sagte Shaeffer zum dritten Mal.

Der Reporter und der Lieutenant starrten sie an, und nach kurzem Schweigen, gerade lang genug, dass die Beschuldigten in sich gehen konnten, fuhr sie fort: »Was wollen Sie richtigstellen? Es gibt nichts richtigzustellen. Es gibt nur einen Mann, mit dem absolut gar nichts stimmt. Irrtümer und Fehler. Und? Wenn Cowart einfach nur einen Fehler gemacht hätte, wäre er jetzt alleine hier. Falls Sie, Detective, einen Fehler gemacht hätten, dann hätten Sie sich ebenfalls alleine herbemüht. Aber dass Sie zusammen kommen, sagt mir etwas ganz anderes. Habe ich recht?«

Tanny Brown nickte.

»Soll das hier ein Rätselraten werden?«, fragte sie.

»Nein, erzählen Sie uns zuerst, was Sie hergebracht hat, und dann erfahren Sie von uns, was Sie wissen wollen.«

Shaeffer dachte über das Angebot nach und stimmte schließlich zu. »Ich wollte Ferguson sehen, weil er sowohl mit Sullivan als auch mit Cowart in Verbindung stand, und ich dachte, er könnte mir zu dem Doppelmord in den Keys Genaueres sagen.«

Brown sah sie eindringlich an. »Und hat er?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Hat geleugnet, irgendetwas darüber zu wissen.«

»Nun ja, was hatten Sie denn erwartet?«, murmelte Cowart.

Sie drehte sich zu ihm um. »Zumindest war er um einiges auskunftsfreudiger als Sie.« Auch wenn das nicht ganz der Wahrheit entsprach, würde es den Reporter wenigstens in die Schranken verweisen. Und das tat es auch.

»Wenn er folglich nichts darüber wusste und abtritt, etwas damit zu tun zu haben«, sagte Brown, »frage ich mich, wieso Sie noch hier sind, Detective.«

»Ich wollte seine Alibis für die Tatzeit des Doppelmordes überprüfen.«

»Und?«

»Sie stimmen.«

»Sie stimmen?«, platzte Cowart heraus. Shaeffer funkelte ihn wütend an.

»Ferguson ist in der Woche zu all seinen Seminaren erschienen, er hat keine einzige Veranstaltung verpasst. Er hätte schon zaubern müssen, um zu den Keys runterzufliegen, da rauszufahren, die beiden zu töten und pünktlich zu den Kursen zurück zu sein. So gut wie unmöglich.«

»Aber, das passt nicht zu dem, was mir Sullivan ...«

Cowart biss sich auf die Lippen, und Shaeffer wirbelte zu ihm herum.

»Sullivan was?«

»Nichts.«

»Was mir Sullivan ...« – verdammt noch mal!«

Cowart wurde übel. »Das passt nicht zu dem, was Sullivan mir gesagt hat.«

Tanny Brown versuchte zu vermitteln, doch ein einziger Blick von Shaeffer belehrte ihn eines

Besseren, und so brachte er kein Wort heraus. Sie kochte vor Wut, für einen Moment sah sie rot, und vor Anstrengung, ihrer Gefühle Herr zu werden, zitterten ihr die Hände. Lügen und Geheimnisse. Sie holte tief Luft. *Ich hab's gewusst.*

»Wann hat Sullivan Ihnen das gesagt?«, fragte sie und legte Nachdruck in jedes einzelne Wort.

»Bevor er auf den Stuhl kam.«

»Was hat er Ihnen gesagt?«

»Ferguson hätte diese Morde begangen. Aber man kann das nicht ...«

»Sie Mistkerl«, murmelte sie.

»Nein, Sie müssen verstehen ...«

»Sie Mistkerl. Was genau hat er Ihnen gesagt?«

»Er wäre mit Ferguson einen Tauschhandel eingegangen. Er bekennt sich zu Fergusons Mord, wenn der diesen Mord für ihn verübt.«

Sie ließ die Neuigkeit sacken und begriff in dem Moment, in welcher Klemme der Reporter steckte. Sie hatte kein Mitleid. »Und das fanden Sie für die Leute, die in diesem Mord ermitteln, nicht *sachdienlich*?«

»Ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Er hat gelogen. Ich habe versucht ...«

»Und daher dachten Sie, was der kann, das kann ich schon lange?«

»Nein, verdammt, begreifen Sie doch ...« Cowart wandte sich zu Tanny Brown um.

»Ich sollte Sie auf der Stelle verhaften«, sagte sie bitter. »Und könnten Sie darüber bitte selbst aus Ihrer Zelle schreiben, Mr. Cowart? REPORTER IN SENSATIONELLEM MORDFALL DER VERTUSCHUNG BESCHULDIGT. So etwa würde doch die Schlagzeile lauten, nicht wahr? Käme das auf die Titelseite, mit Ihrem gottverdammten Foto? Wäre das ausnahmsweise einmal die Wahrheit?«

Sie starrten einander eine Weile unversöhnlich an, bis Cowart ein Gedanke kam. »Klar doch, die Wahrheit. Nur dass es nicht die Wahrheit war, hab ich recht, Detective?«

»Was?«

»Was ich gerade gesagt habe. Sullivan hat mir gegenüber behauptet, Ferguson habe das alte Paar auf dem Gewissen, aber ich wusste nicht, ob ich ihm glauben durfte oder nicht. Er hat mir eine Menge erzählt, einiges davon war gelogen. Ich hätte es Ihnen sagen können, dann hätte ich es gleichzeitig in der Zeitung bringen müssen – *ich hätte gar keine andere Wahl gehabt*, Detective. Dabei haben Sie gerade selbst gesagt, Ferguson hätte ein Alibi, womit die Sache also nicht stimmt. Das mit den alten Leuten war er nicht, egal, was Sullivan dazu sagt, oder?«

Shaeffer überlegte.

»Ach, kommen Sie, Detective, stimmt's?«

Sie musste ihm recht geben, ob sie wollte oder nicht, und so nickte sie stumm.

»Sieht jedenfalls nicht danach aus. Das Alibi ist hieb- und stichfest. Ich bin zur Rutgers gefahren und habe mit drei Professoren gesprochen. In der Woche war er jeden Tag da, hat bei keiner einzigen Veranstaltung gefehlt. Außerdem hat mein Partner inzwischen Informationen, die in eine andere Richtung deuten.«

»Was für Informationen?«

»Vergessen Sie's.«

Jeder im Raum versuchte, sich Klarheit darüber zu verschaffen, was er gerade gehört hatte, und so herrschte für eine Weile Schweigen. Tanny Brown wog seine Worte ab.

»Aber«, fing er an, »da ist noch mehr im Spiel, nicht wahr? Wenn Ferguson nicht mehr Ihr Verdächtiger ist und Ihnen keine Hinweise geben kann, die Sie bei Ihren Ermittlungen voranbringen können, müssten Sie jetzt längst im Flieger Richtung Süden sitzen. Sie würden Ihre Zeit nicht mehr hier im Motel verplempern, sondern wären auf dem Weg zu Ihrem Partner. Fergusons Stundenplan und seine Anwesenheit hätten Sie genauso gut telefonisch überprüfen können, doch Sie sind extra

persönlich hingegangen, um mit diesen Leuten zu sprechen. Wieso, Detective? Und als Sie die Tür aufmachten, hatten Sie eine Neunmillimeter in der Hand, und gepackt hatten Sie auch noch nicht.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich sag Ihnen, wieso«, fuhr Brown fort. »Weil Sie wissen, dass mit dem Burschen etwas nicht stimmt, Sie können nur nicht sagen, was.«

Shaeffer sah ihn an und nickte.

»Also«, sagte Brown, »aus demselben Grund sind wir hier.«

Das erste trübe Dämmerlicht zog herauf, so dass über der Stadt die grauen Wolken umrisshaft zu erkennen waren, die einen weiteren Regentag ankündigten. Shaeffer und Wilcox fuhren am nördlichen Ende der Straße vor Fergusons Wohnung an den Bürgersteig heran, Brown parkte am südlichen Ende. Cowart überprüfte sein Aufnahmegerät, griff nach seinem Notizbuch und tastete in seiner Brusttasche nach den Kugelschreibern. Schließlich drehte er sich zu dem Polizisten um.

Im Motelzimmer hatte Shaeffer sie alle angesehen und schroff gefragt: »Und? Was haben Sie vor?«

»Der Plan«, hatte Cowart leise gesagt, »sieht so aus: Wir jagen ihm ein bisschen Angst ein, so dass er aus der Deckung kommt, stören ihn auf, um ihn dann gezielter verfolgen zu können, geben ihm zu verstehen, dass er sich nicht ganz so in Sicherheit wiegen kann, wie er glaubt. Wir jagen ihm Angst ein«, wiederholte er und lächelte süßsauerlich. »Angst vor mir.«

Im Wagen, kurz bevor er ausstieg, versuchte er, einen Witz zu machen. »Im Kino würden Sie mich jetzt verkabeln. Wir hätten ein Codewort, das ich nur zu sagen bräuchte, und schon würden Sie mir zu Hilfe eilen.«

»Würden Sie so ein Ding tragen?«

»Nein.«

»Dachte ich mir. Dann brauchen wir auch kein Codewort.«

Cowart lächelte, wenn auch nur, weil er nicht wusste, was er sonst tun sollte.

»Nervös?«, fragte Brown.

»Seh ich so aus?«, erwiderte Cowart. »Sagen Sie lieber nichts.«

»Er wird nichts tun.«

»Sicher.«

»Kann er gar nicht.«

Cowart huschte ein Grinsen übers Gesicht. »Irgendwie komme ich mir wie ein Löwenbändiger vor, der durch die Savanne schlendert und zufällig auf einen seiner früheren Schützlinge trifft, den er vielleicht ein, zwei Mal zu oft mit der Peitsche in Schach gehalten hat. Und als er das alte Tier vor sich sieht, wird ihm klar, dass sie sich nicht mehr in der Zirkusmanege befinden, sondern auf dem Territorium des Löwen. Sagt Ihnen das was?«

Brown erwiderte das Schmunzeln. »Er wird nur ein bisschen fauchen.«

»Hunde die bellen, beißen nicht, ja?«

»Es war von Katzen die Rede, nicht von Hunden.«

Cowart öffnete die Wagentür. »Zu viele Bildbrüche«, sagte er. »Bis dann.«

Draußen schlug ihm die feuchtkalte Luft ins Gesicht. Er lief zügig den Bürgersteig entlang und stolperte beinahe über zwei Männer, die im Eingang eines leerstehenden Hauses schliefen – ein Knäuel graubrauner, zerschlissener Kleider, die zusammengewachsen schienen, um die nächtliche Kälte abzuwehren. Die Obdachlosen regten sich einen Moment, dann dämmerten sie wieder weg. Ein, zwei Straßen weiter hörte Cowart das tiefe Brummen der Dieselmotoren der Busse, der Auftakt zum frühmorgendlichen Verkehr.

Vor dem Wohnblock hielt er an. Einen Moment lang zögerte er auf den Eingangsstufen, dann trat er in den dunklen Flur und stieg entschlossen die Treppe hoch, bis er vor Fergusons Wohnung stehen

blieb. Er wird noch schlafen, sagte sich der Reporter, und er wird misstrauisch und irritiert sein. Genau das bezweckten sie mit dem Besuch um diese ungewöhnliche Zeit. Die frühen Morgenstunden stifteten die größte Verwirrung, im gleitenden Wechsel zwischen Nacht und Tag boten die Menschen die größte Angriffsfläche.

Er holte einmal tief Luft und klopfte fest an die Tür. Dann wartete er. Als von drinnen nichts zu hören war, donnerte er noch einmal dagegen. Wieder verstrichen ein paar Sekunden, dann hörte er eilige Schritte in seine Richtung kommen. Er hämmerte ein drittes und ein viertes Mal.

Riegel wurden geöffnet, eine Kette gelöst. Die Tür ging auf.

Ferguson starrte ihm entgegen. »Mr. Cowart.«

Killer, dachte Cowart, sagte jedoch nur: »Hallo, Bobby Earl.«

Ferguson strich sich übers Gesicht, dann verzog er den Mund zu einem Lächeln. »Hätte mir denken können, dass Sie hier auftauchen würden.«

»Wie Sie sehen, bin ich da.«

»Was wollen Sie?«

»Dasselbe wie immer. Antworten auf ein paar Fragen.«

Ferguson hielt ihm die Tür weit auf, und Cowart trat ein. Sie begaben sich in das kleine Wohnzimmer, wo sich Cowart rasch umsah und versuchte, sich alles einzuprägen.

»Wollen Sie einen Kaffee, Mr. Cowart? Ich hab welchen in der Küche«, sagte Ferguson und deutete höflich auf das Sofa. »Ich habe auch Teekuchen da. Wollen Sie ein Stück?«

»Nein.«

»Nichts dagegen, wenn ich mir eins nehme?«

»Nur zu.«

Ferguson verschwand in der kleinen Küche und kam mit einer dampfenden Tasse Kaffee sowie einer Backform mit Kuchen zurück. Cowart hatte bereits sein Aufnahmegerät auf einem kleinen Tisch plazierte. Ferguson stellte den Kuchen daneben und schnitt eine Scheibe vom Ende ab. Cowart entging nicht, dass er dazu ein Jagdmesser mit Stahlschneide verwendete. Es hatte eine fünfzehn Zentimeter lange Klinge mit Wellenschliff und einem Führungsgriff. Ferguson legte das Messer ab und stopfte sich den Kuchen in den Mund.

»Nicht die übliche Küchenausstattung«, kommentierte Cowart.

Ferguson zuckte die Achseln. »Das hab ich vorsichtshalber griffbereit. Es gab hier ein paar Einbrüche, Sie wissen schon, Drogenabhängige auf der Suche nach ein bisschen Knete. Ist nicht gerade die feinste Wohngegend, wie Ihnen nicht entgangen sein dürfte.«

»Es ist mir nicht entgangen.«

»Da muss man sich schützen.«

»Dieses Messer schon mal zu anderen Zwecken benutzt?«

Ferguson lächelte. Cowart fühlte sich wie ein jüngerer Bruder, das vom älteren Bruder gnadenlos auf die Schippe genommen wird, weil er genau weiß, dass die Eltern auf seiner Seite stehen. »Tja, wofür könnte ich das noch benutzen außer zum Brot- oder Kuchenschneiden?«, erwiderte der junge Mann.

Ferguson nahm einen Schluck Kaffee. »So, so. Überraschungsbesuch am frühen Morgen. Weil Sie noch Fragen haben. Sind Sie allein?«

Er stand auf, trat ans Fenster und suchte links und rechts die Straße ab.

»Ich bin allein.«

Ferguson zögerte, starrte ein, zwei Sekunden in die Richtung, wo Brown mit seinem Wagen stand, und drehte sich wieder zu dem Reporter um.

»Sicher.«

Er setzte sich wieder. »Also, Mr. Cowart, was verschafft mir die Ehre?«

»Haben Sie mit Ihrer Großmutter gesprochen?«

»Ich hab seit Monaten nicht mehr mit irgendjemandem in Pachoula gesprochen. Sie hat kein Telefon. Und ich auch nicht.«

Cowart warf einen Blick durchs Zimmer, konnte jedoch kein Telefon entdecken. »Ich war bei ihr.«

»Nun, das ist nett von Ihnen.«

»Ich war bei ihr, weil Blair Sullivan mir gesagt hatte, ich sollte hingehen und dort nach etwas suchen.«

»Wann hat er Ihnen das gesagt?«

»Unmittelbar vor seinem Tod.«

»Mr. Cowart, Sie wollen auf etwas Bestimmtes hinaus, und ich habe keine Ahnung, worauf.«

»Im Abort.«

»Kein schöner Ort. Alt. Ist seit einem Jahr außer Gebrauch.«

»Richtig.«

»Ich hab ein WC im Haus installieren lassen. Hat mich tausend Mäuse gekostet, bar auf die Hand.«

»Weshalb haben Sie das getan?«

»Was? Wieso ich da ein Klo hab einbauen lassen? Weil es im Winter draußen kalt ist und nicht gerade angenehm, zu seinem Geschäft rauszugehen.«

Cowart schüttelte den Kopf. »Nein, das meine ich nicht. Wieso haben Sie Joanie Shriver ermordet?«

Ferguson starrte Cowart eiskalt an. »Ich hab niemanden umgebracht. Das gilt insbesondere für das kleine Mädchen. Dachte, das wüssten Sie allmählich.«

»Sie lügen.«

Ferguson sah ihn wütend an. »Nein.«

»Sie haben sie vergewaltigt, dann getötet, ihre Leiche im Sumpf verborgen und das Messer unter diesem Abwasserrohr versteckt. Dann sind Sie nach Hause gegangen und haben gesehen, dass Sie Blut an den Kleidern hatten und auch auf der Bodenmatte Ihres Autos Blut war. Also haben Sie dieses Stück rausgeschnitten und es zusammen mit Ihren Kleidern unter all der Scheiße in dem Klohäuschen verschwinden lassen, weil Sie wussten, dass da niemand, der bei Trost ist, gründlich nachsehen würde.«

Ferguson schüttelte den Kopf.

»Sie bestreiten das?«

»Selbstverständlich.«

»Ich hab die Kleider und das Mattenstück gefunden.«

Für einen Moment schien Ferguson erstaunt, dann zog er die Schultern hoch, wie um die lästige Angelegenheit abzuschütteln. »Haben Sie den weiten Weg auf sich genommen, nur um mir das zu sagen?«

»Wieso haben Sie das Mädchen umgebracht?«

»Habe ich nicht, sagte ich bereits.«

»Lügner. Sie haben von Anfang an gelogen.«

Cowart hoffte, Ferguson mit dieser Bemerkung zu provozieren, doch die Rechnung ging offenbar nicht auf. Stattdessen lächelte er wieder, schnitt sich ein zweites Stück Kuchen ab, hielt das Messer noch einen kurzen Moment in der Hand und nahm schließlich einen Schluck Kaffee.

»Wer hier gelogen hat, ist Sullivan. Was hat er Ihnen noch erzählt?«

»Sie hätten seine Alten in den Keys getötet.«

Ferguson schüttelte den Kopf. »Auch das war ich nicht. Erklärt allerdings, weshalb diese hübsche Polizistin hier rumgeschnüffelt hat.«

»Wieso haben Sie Joanie Shriver getötet?«, kam Cowart beharrlich auf seine Frage zurück.

Ferguson schien kurz davor, von seinem Stuhl aufzuspringen, und endlich schwang eine Spur von Wut in seinem Ton. »Das war ich nicht. Verdammt, wie oft muss ich das noch sagen?«

»Wie sind dann diese Sachen in Ihr Klohäuschen gekommen?«

»Wir haben da alles Mögliche entsorgt. Kleider, kaputte Autoteile, Abfall jeglicher Art. Diese Kleider, die hab ich weggeworfen, weil sie voller Schweineblut waren, weil ich einem Nachbarn nämlich dabei geholfen hatte, eine alte Sau zu schlachten. Dann bin ich auch noch durch den Wald zu Fuß nach Hause gelaufen, und da hat mich zu allem Überfluss ein Stinktier erwischt. Und, mein Gott, ich hatte ein bisschen Geld auf die Seite gelegt, also hab ich die Sachen zusammengewickelt und weggeschmissen, waren sowieso schon ziemlich abgetragen. Dann bin ich in die Stadt und hab mir eine neue Jeans gekauft.«

»Und die Bodenmatte?«

»Die ist durch ein Missgeschick kaputt gegangen. Ich hatte eine Kettensäge in den Fußraum gestellt und den Belag damit zerrissen. Das Stück hab ich rausgeschnitten, um es durch ein neues zu ersetzen. Wurde leider verhaftet, bevor ich dazu kam. Hab das alte Stück einfach da reingeschmissen.«

Ferguson musterte Cowart mit einem argwöhnischen Blick. »Haben Sie Laborergebnisse, die etwas anderes sagen?«

Cowart wollte schon den Kopf schütteln, hielt aber plötzlich inne. Er wusste nicht, ob Ferguson die Regung mitbekommen hatte.

»Meinen Sie wirklich, ich hätte das Zeug, sobald ich aus dem Knast gekommen bin, nicht sofort da rausgeholt und endgültig verschwinden lassen, wenn es tatsächlich Indizien für ein Verbrechen wären, ganz zu schweigen von vorsätzlichem Mord? Wofür halten Sie mich, Mr. Cowart? Glauben Sie, ich hätte im Todestrakt nichts gelernt? Oder in all den Lehrveranstaltungen in Kriminologie? Für wie dämlich halten Sie mich eigentlich?«

»Nein«, erwiderte Cowart. »Ich halte Sie überhaupt nicht für dämlich.« Er sah Ferguson scharf in die Augen. »Und ich glaube, Sie haben eine Menge gelernt.«

Ein paar Sekunden lang herrschte Stille.

»Woher wusste Sullivan von diesem Abort?«

Ferguson zuckte die Achseln. »Er hat mir mal, vor unserer kleinen Meinungsverschiedenheit, erzählt, wie er eine Frau mit einer Strumpfhose erdrosselt und die Strumpfhose im WC runtergespült hat. Meinte, wenn die erst mal in der Kanalisation sei, würde sie keiner mehr finden. Da hat er mich gefragt, was wir bei uns zu Hause hätten, und ich hab gesagt, dieses uralte Häuschen im Hof, und wir würden da alles Mögliche reinschmeißen. Wahrscheinlich hat er zwei und zwei zusammengezählt und Ihnen eine kleine Story aufgetischt, Mr. Cowart. Bei der Sie nur verbissen genug suchen mussten, um fündig zu werden. Wer sucht, der findet, stimmt's, Mr. Cowart? So läuft das doch, selbst wenn das, was Sie entdecken, in Wahrheit nichts damit zu tun hat.«

»Ich finde eher Ihre Version ziemlich weit hergeholt.«

Wieder war Ferguson für eine Sekunde geladen, im nächsten Moment jedoch entspannt und gelassen. »Ihre dagegen trägt deutlich die Handschrift von Blair Sullivan, oder etwa nicht? Der Mann hat sich einfach alles so zurechtgebogen, dass etwas für ihn dabei raussprang, oder irre ich mich?«

»Nein, da stimme ich Ihnen zu«, antwortete der Reporter.

Ferguson deutete auf den Kassettenrekorder auf dem Tisch und den Notizblock in Cowarts Hand.

»Wittern Sie hinter der Sache eine Story, Mr. Cowart?«

»Ja.«

»Aber das ist alles Schnee von gestern.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Sie versuchen, Sachen wieder aufzuwärmen, die kalter Kaffee sind. Sie haben offenbar mit Tanny Brown gesprochen. Der Mann gibt wohl nie auf, was?«

Cowart lächelte. »Nein«, antwortete er. »Das sehe ich genauso.«

»Bluthund«, sagte Ferguson bitter, doch dann verflog der wütende Unterton, und er fügte

gleichmütig hinzu: »Aber der kann mir nichts mehr anhaben.«

Bei dieser Bemerkung fühlte sich Cowart ratlos. Er versuchte, sich vorzustellen, was Tanny Brown wohl gefragt hätte, welche Frage durch diesen harten Panzer der gespielten Unschuld dringen würde, und zum ersten Mal konnte er nachvollziehen, wieso Brown damals beim Verhör seinem Partner erlaubt hatte, schlagkräftigere Argumente ins Spiel zu bringen, wenn er damit ein Geständnis aus dem abgebrühten Kerl herausbekam.

»Sie sind doch ab und zu noch mal in den Süden gekommen, Bobby Earl, um in Gemeindezentren zu sprechen, oder? Haben Sie da immer dasselbe erzählt? Oder haben Sie es je nach Publikum ein bisschen variiert?«

»Ich wandle es immer ein bisschen ab, je nachdem, was für Leute vor mir sitzen. Aber im Wesentlichen ist es dieselbe Botschaft.«

»Und der Tenor?«

»Der bleibt gleich.«

»Was sagen Sie denn so?«

»Ich erkläre den Leuten, wie Jesus in das Dunkel dieser Zelle im Todestrakt gekommen ist, wie er Licht gebracht hat. Ich erzähle ihnen, wie der Glaube einem durch die gefährlichsten Zeiten hilft, wie selbst der schlimmste Sünder von diesem Licht berührt werden und im Wort Gottes Trost finden kann. Ich sage ihnen, dass letztlich immer die Wahrheit siegt und gleich einem glänzenden Schwert das Böse zerschlägt, so dass man den Weg in die Freiheit findet. Und dazu sagen sie Amen, weil das eine Botschaft ist, die Herz und Seele berührt, finden Sie nicht?«

»Doch, ich denke schon. Gehen Sie hier in Newark regelmäßig in die Kirche?«

»Nein, hier in Jersey bin ich nur Student.«

Cowart nickte. »Und wie oft haben Sie diese Ansprache schon gehalten?«

»Acht, neun Mal.«

»Haben Sie die Namen der Kirchen, Gemeindezentren oder dergleichen im Kopf?«

»Für Ihren Artikel?«

»Nennen Sie mir die Namen.«

Ferguson starrte Cowart an, hob dann die Hände, als wollte er sagen, was soll's. Er ratterte die kurze Liste der Gotteshäuser – Baptisten-, Pfingst- und Unitarierkirchen – herunter und endete mit den Namen von zwei, drei Gemeindezentren. Die Namen der entsprechenden Städte folgten ebenso schnell, und Cowart hatte Mühe, sich alle zu notieren. Sein Stift kratzte ein paar Mal auf der Seite, und er stellte fest, dass er quer über die Linien schrieb. Ferguson hatte alle durch und wartete darauf, dass Cowart etwas sagte. Der Reporter zählte nach. Perrine war ebenfalls auf der Liste.

»Das sind nur sieben.«

»Vielleicht hab ich ein, zwei vergessen.«

Es hielt Cowart nicht länger auf dem Sofa, und so sprang er auf und wanderte zum Bücherregal. Genau wie zuvor Shaeffer überflog er die Titel.

»Wenn Sie die alle gelesen haben, müssen Sie ein Experte auf dem Gebiet sein«, bemerkte er.

Ferguson beobachtete ihn argwöhnisch. »Alles Pflichtlektüre.«

Cowart drehte sich wieder zu ihm um. »Dawn Perry.« Während er den Namen aussprach, trat er hinter Fergusons Schreibtisch, als böte das Möbelstück ihm Schutz, falls Ferguson auf ihn losginge.

»Hör den Namen zum ersten Mal«, antwortete Ferguson.

»Kleines Mädchen. Schwarz. Gerade mal zwölf Jahre alt. Letzten August auf dem Heimweg vom Schwimmen verschwunden, nur wenige Tage nach Ihrem Vortrag in dieser Stadt.«

»Nein, dazu fällt mir nichts ein. Sollte ich sie kennen?«

»Denke schon. Perrine, Florida. Das Schwimmbad ist etwa zwei, drei Blocks von der First Baptist Church entfernt. Haben Sie der Gemeinde etwas vom Licht Jesu erzählt, das Sie heimgesucht hat?

Vermutlich haben die Leute nicht geahnt, was sie noch heimsuchen würde.«

»Ist das eine Frage, Mr. Cowart?«

»Ja. Wieso haben Sie das Mädchen ermordet?«

»Die Kleine ist tot?«

»Verschwunden.«

»Ich hab sie nicht ermordet.«

»Ach nein? Sie waren da. Und sie verschwindet.«

»Ist *das* eine Frage, Mr. Cowart?«

»Erzählen Sie mir, wie Sie es gemacht haben.«

»Ich habe diesem Mädchen nichts getan.« Fergusons Ton blieb kühl und sachlich. »Ich habe keinem kleinen Mädchen irgendetwas angetan.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

»Glaube, Mr. Cowart, ist reichlich gesät. Es gibt kaum etwas, woran irgendjemand nicht glaubt. An UFOs, die in kleinen Städten in Ohio landen, oder dass Elvis dabei gesichtet wurde, wie er in einem Tante-Emma-Laden Twinkies kauft. Die Leute glauben, dass die CIA ihr Wasser vergiftet und dass die Vereinigten Staaten in Wahrheit von einer Geheimorganisation regiert werden. Aber etwas zu beweisen, das ist was anderes, Mr. Cowart.«

Er sah dem Reporter ins Gesicht. »Wie zum Beispiel einen Mord.«

Während Ferguson sprach, blieb Cowart bewegungslos stehen.

»Sie brauchen ein Motiv, Sie brauchen eine Gelegenheit, und Sie brauchen handfeste Beweise. Einen wissenschaftlichen Nachweis, den ein Experte dem Gericht vorlegen kann und der, wie etwa Blutrückstände oder Fingerabdrücke, hieb- und stichfest ist. Oder sogar einen DNA-Test, Mr. Cowart. Schon mal davon gehört? Ich schon. Sie brauchen die Aussage eines Zeugen oder zumindest eines Komplizen. Und falls Sie damit nicht dienen können, dann tun Sie verdammt gut daran, ein Geständnis vorzulegen. Die eigenen Worte des Mörders, klar und deutlich und unanfechtbar, aber das ist uns alles ja hinlänglich bekannt. Und das müssen Sie dann so präsentieren, dass sich daraus ein logisches Bild ergibt, denn sonst stützen Sie sich nur auf dunkle Ahnungen und Spekulationen. Und die bloße Tatsache, dass ein kleines Mädchen am Rande der mächtig bösen Stadt entführt wurde, nachdem ich zufällig zwei Tage zuvor dort gewesen bin, ist von der Beweislage her ein bisschen dünn, finden Sie nicht? Was meinen Sie? Wie viele Mörder befinden sich wohl zu einem beliebigen Zeitpunkt in Miami? Wie viele davon würden es sich zweimal überlegen, bevor sie ein kleines Mädchen auf dem Heimweg entführen, oder meinen Sie, die Cops da unten haben nicht die Verbrecherdateien durchforstet und all diese Mistkerle verhört? Haben sie bestimmt. Aber wissen Sie was? Ich stehe auf keiner Liste. Nicht mehr. Weil ich ein unschuldiger Mann bin. Sie haben mir geholfen, es zu werden, und ich habe die Absicht, es auch zu bleiben.«

»Wie viele?«, fragte Cowart fast im Flüsterton. »Sechs? Sieben? Muss jedes Mal, wenn Sie eine Ihrer Ansprachen halten, jemand sterben?«

Ferguson kniff die Augen zusammen, auch wenn sein Tonfall ungerührt blieb: »Verbrechen des weißen Mannes, Mr. Cowart. Wissen Sie das nicht?«

»Was?«

»Eindeutige Überzahl weißer Täter. Kommen Sie, denken Sie doch nur an all die Mörder, von denen Sie gelesen haben. All die Specks, Bundys, Coronas, Gacys, Henleys, Lucases und, nicht zu vergessen, unser guter alter Blair Sullivan. Weiße Männer. Jack the Ripper und Blaubart. Weiße Männer. Caligula und Vlad der Pfähler. Weiße Männer. Alles weiße Männer. Machen Sie mal eine Gefängnisführung mit, und Sie hören von Charlie Manson oder David Berkowitz, und Sie sehen weiße Männer, weil die nämlich diese seltsamen Triebe haben und ihnen erliegen. Soll nicht heißen, dass es nicht die eine oder andere Ausnahme gibt, die die Regel bestätigt. Zum Beispiel Wayne Williams in

Atlanta; aber der Mann wirft so viele Fragen auf, nicht wahr? Es gab sogar einen Film im Fernsehen über den Kerl, in dem in Frage gestellt wurde, ob er tatsächlich derjenige war, der da unten in der schönen Stadt all die jungen Männer umgebracht hat. Erinnern Sie sich an den Fall? Nein, kleine Mädchen an der Straße aufzugabeln und sie irgendwo tot liegen zu lassen, ist eher untypisch für Schwarze. Auf unser Konto gehen eher impulsive Gewaltverbrechen – plötzliche, unkontrollierbare Ausbrüche, die in Messerstechereien oder Schießereien und jeder Menge Lärm enden. Urbane Verbrechen, mit Zeugen und Tatorten, die vor Indizien nur so strotzen, so dass keine Fragen offen bleiben, wenn die Cops uns erst mal hinter Schloss und Riegel haben. Vergewaltigung von Joggerinnen, Schusswechsel zwischen rivalisierenden Drogendealern oder der brutale Übergriff auf einen kleinen Verkäufer, Handgelenke, die aus dem Ruder laufen, das sind die typischen Delikte, die unsere weißen Landsleute dazu veranlassen, ihre Häuser mit aufwendigen Alarmanlagen zu schützen, und die der Strafjustiz die tägliche Quote an schwarzen Männern bescheren – aber Serienmörder? Nein. Und noch etwas, Mr. Cowart.«

»Ja?«

»So ist es der Justiz am liebsten. Das System sieht es nicht so gerne, wenn etwas nicht in die Statistik und in ihre Schubfächer passt.«

Ferguson sah den Reporter an. »Und wie wollen Sie nun daraus einen Artikel basteln, Mr. Cowart? Über einen Fall, der das vertraute Schema sprengt? Sagen Sie's mir: Tun sich Zeitungen nicht ein bisschen schwer damit, über so seltsame Dinge zu berichten? Über so unerwartete Wendungen? Oder sehen Sie Ihre Berufung eher darin, immer und immer wieder dieselben Geschichten wiederzुकäuen, mit wechselndem Personal und leicht variierenden Worten?«

Cowart antwortete nicht.

»Und Sie glauben allen Ernstes, Sie könnten so etwas ohne Beweise schreiben?«

»Joanie Shriver«, sagte Cowart.

»Verabschieden Sie sich von ihr, Mr. Cowart, das ist lange vorbei, es wäre zu Ihrem Besten, das zu begreifen. Und das sollten Sie auch Ihrem Freund Tanny Brown begreiflich machen.«

Cowart blieb hinter Fergusons Schreibtisch stehen. Er beugte sich darüber und hielt sich an der Kante fest. »Ich werde die Story schreiben, und das wissen Sie auch, nicht wahr?«

Ferguson schwieg.

»Ich werde alles in die Zeitung bringen. All die Unwahrheiten, die Lügen, jede Kleinigkeit. Sie können es endlos leugnen, aber wissen Sie was?«

»Was?«

»Es wird funktionieren. Ich bin dann erledigt. Tanny Brown ist erledigt, aber wissen Sie, was mit Ihnen passieren wird, Bobby Earl?«

»Sagen Sie's mir«, erwiderte er kalt.

»Sie wandern nicht in den Knast, nein. Da liegen Sie richtig. Mangels Beweisen. Und eine ganze Reihe von Leuten wird Ihnen sogar glauben, wenn Sie beteuern, das sei alles ein abgekartetes Spiel. Sie werden Ihnen immer noch glauben, wenn Sie sagen, dass Sie unschuldig sind. Die meisten werden es mir in die Schuhe schieben und den Cops. Sie werden zum Märtyrer, zum Helden stilisiert, und Ihre Fans werden sich um Sie scharen, Bobby Earl, das verspreche ich Ihnen.«

Ferguson starrte Cowart weiter an.

»Aber wissen Sie, was dabei den Bach runtergeht? Anonymität.«

Ferguson zuckte mit den Achseln, und Cowart fuhr fort. »Ich bitte Sie, Bobby Earl. Sie wissen, was Sie zu tun haben, wenn Sie eine alte Hauskatze haben, die gerne jagt? Die gerne Vögel und Mäuse erlegt und in Ihr schönes, sauberes Vorstadthaus schleppt? Sie hängen dieser Katze ein Glöckchen um, so dass sie, egal wie klug und heimtückisch sie es auch anstellt, nie wieder nahe genug an diesen armen kleinen Sperling herankommt, um ihm die Krallen in die Federn zu treiben.«

Ferguson sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an und sagte nichts.

»Und glauben Sie im Ernst, diese netten Kirchen laden Sie immer noch ein, bei ihnen zu sprechen, wenn auch nur der Schatten eines Zweifels hängenbleibt? Meinen Sie nicht auch, dass sie sich lieber einen anderen Sonntagsredner holen? Einen, bei dem sie sich verdammt sicher sein können, dass er nicht später irgendwo herumlungert oder wiederkommt, um ein kleines Mädchen an der Straße aufzulesen?«

Cowart sah, wie Ferguson sich vor Wut kaum halten konnte.

»Und dann die Polizei, Bobby Earl. Die wird Sie immer im Visier behalten. Dann passiert irgendwann etwas – und wir beide wissen, dass etwas passieren wird, nicht wahr? –, also, jedes Mal, wenn etwas passiert, werden sie als Erstes bei Ihnen vorbeischaun. Wie oft halten Sie das wohl durch, ohne dass Ihnen auch nur der kleinste Fehler unterläuft? Dass Sie etwas vergessen, von jemandem gesehen werden – mehr gehört nicht dazu, oder irre ich mich? Denn wenn Sie nur diesen einen winzigen Fehler machen, haben Sie das ganze Land am Hals, und Sie werden so lange gehetzt, bis Sie wieder da landen, wo wir beide unsere erste Unterhaltung hatten. Und diesmal wird kein Reporter vom *Miami Journal* darauf erpicht sein, Ihnen noch einmal aus der Patsche zu helfen, nicht wahr?«

Cowart beobachtete Ferguson und sah, wie sich die blanke Wut in seinem Gesicht geradezu flammend ausbreitete. Er sah, wie der Mann die Hand nach dem Jagdmesser ausstreckte, und merkte, wie er selbst vor Angst erstarrte.

Ich bin ein toter Mann, dachte er.

Er wollte sich umschauen, nach irgendeinem Gegenstand greifen, um sich zur Wehr zu setzen, doch er war von Ferguson wie gebannt. Ihn durchzuckte der Gedanke: *Jetzt könnte ich ein Codewort brauchen*, ein Wort, das Tanny Brown auf den Plan rief, doch er hatte keins.

Ferguson erhob sich halb von seinem Stuhl, verharrte aber inmitten der Bewegung. Cowart merkte, wie er unwillkürlich einen Stoß Papiere packte. Dann setzte sich Ferguson wieder langsam hin.

»Nein«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass Sie diese Story schreiben werden.«

»Und wieso nicht?«

Ferguson starrte auf den Tisch, auf den Kassettenrekorder, und eine Weile schien er vollkommen konzentriert zuzusehen, wie das Gerät die Stille aufnahm. Dann beugte er sich zu dem Gerät vor und sagte mit fester, klarer Stimme: »Weil kein Wort davon wahr sein würde.« Nachdem noch ein, zwei Sekunden verstrichen waren, drückte er mit dem Finger auf eine Taste und schaltete den Rekorder aus.

»Und soll ich Ihnen sagen, wieso Sie die Story nicht schreiben werden? Aus folgendem Grund: Es gibt eine Menge triftiger Gründe, aber einer liegt auf der Hand: Sie haben keine Fakten. Sie haben keine Beweise. Sie klammern sich an eine irrwitzige Verbindung zwischen Ereignissen und Lügen, und ich seh jetzt schon vor mir, wie ein Redakteur sich Ihren Erguss ansieht und zu dem Schluss kommt, dass dafür in dem renommierten Blatt kein Platz ist. Und wissen Sie, was Ihnen noch fehlt? Sämtliche Zeitungsreportagen bestehen aus ›nach Aussage von‹ und ›polizeilichen Angaben zufolge‹ und ›Sprecher bestätigt‹ und den Erwähnungen von allen möglichen anderen Leuten, die Ihre Geschichte mit Berichten und Dokumenten bestätigen, das ist das Rückgrat Ihrer Reportage, das Übrige, die Einzelheiten, die Sie gehört oder gesehen haben, sind nur das Fleisch auf den Knochen, und selbst dafür haben Sie nicht genug gehört oder gesehen, das wichtig genug wäre, darüber zu schreiben. Das«, fuhr Ferguson nach einer Atempause fort, »ist der Grund, weshalb Sie mir keine Angst einjagen können, Mr. Cowart. Aber sagen Sie mir eins: Mache ich Ihnen Angst?«

Cowart nickte.

»Nun, freut mich zu hören. Glauben Sie, dass ich auch Ihrem Freund Tanny Brown Angst einjage?«

»Ja und nein.«

»Das ist eine etwas unbefriedigende Antwort für einen Mann, der sich Präzision auf die Fahnen schreibt. Was denn nun?«

»Ich denke, er fürchtet, was Sie tun, aber ich glaube nicht, dass er Angst vor Ihnen hat.«

Ferguson schüttelte den Kopf. »Eines würde mich interessieren. Wieso haben die Leute immer Angst vor dem, was ihnen passieren könnte? Persönlich Angst in einer bestimmten Situation, wie Sie in diesem Moment, in dem Sie nicht wissen, ob ich nach dem Messer greife und einfach zu Ihnen überkomme, um Sie von den Eiern bis zur Kehle aufzuschlitzen. Was meinen Sie? Glauben Sie, dass ich ein abgebrühter Mörder bin, der dazu fähig ist? Und dass ich Ihre blutigen sterblichen Überreste irgendwo deponiere, wo es so aussieht, als hätten Sie sich in dieses Viertel verirrt und wären ein paar von den Lokalgrößen in die Quere gekommen? Gibt hier nämlich den einen oder anderen, der es nicht allzu gerne sieht, wenn hier ein Weißer in der Gegend rumspaziert. Meinen Sie, ich könnte es so deichseln, dass sich eine Gang einen Spaß draus macht, einen weißen Reporter zu zerlegen, der auf der Suche nach einer Adresse die Orientierung verloren hat?«

»Nein.«

»Sie trauen mir das nicht zu, obwohl ich darin so versiert bin?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«, fragte Ferguson in schneidendem Ton, während sich seine Finger um den Griff des Messers schlossen.

»Blut«, platzte Cowart heraus. »Die Blutflecken. Die bekämen Sie nie ganz raus.«

»Gut. Fahren Sie fort.«

»Vielleicht hat mich jemand reinkommen sehen. Ein Zeuge.«

»Das ist gut, Mr. Cowart. Es gibt hier nämlich eine alte Vermieterin, die ein wachsames Auge auf solche Dinge hat. Die könnte Sie tatsächlich gesehen haben. Und vielleicht würde sich auch einer der Obdachlosen draußen an Sie erinnern. Auch das wäre möglich, nur dass die keine guten Zeugen abgeben. Weiter.«

»Vielleicht habe ich jemandem gesagt, wo ich hingehe.«

»Nein«, erwiderte Ferguson grinsend, »das besagt gar nichts, kein Beweis, dass Sie auch hier angekommen sind.«

»Abdrücke. Ich hab hier drinnen Abdrücke hinterlassen.«

»Den Kaffee abgelehnt, den ich Ihnen angeboten habe, da hätten Sie möglicherweise Speichelnrückstände und Fingerabdrücke hinterlassen können. Was haben Sie noch angefasst? Den Schreibtisch. Diese Papiere. Das lässt sich leicht sauber wischen.«

»Aber Sie wären sich nie ganz sicher.«

Wieder lächelte Ferguson. »Das stimmt.«

»Andere Dinge. Haare. Hautpartikel. Ich könnte mich wehren. Sie könnten selbst eine Stichverletzung abbekommen, dann hätte ich Ihr Blut an mir, und das würde man finden.«

»Schon möglich. Wenigstens denken Sie jetzt logisch.«

Ferguson lehnte sich zurück. Er deutete auf das Messer. »Zu viele Variablen, da gebe ich Ihnen recht. Zu viele Gesichtspunkte zu berücksichtigen, das könnte Ihnen jeder Kriminologe im zweiten Semester sagen.« Ferguson starrte den Reporter weiter unverwandt an. »Aber ich glaube trotzdem nicht, dass Sie diesen Artikel schreiben werden, Mr. Cowart.«

»Genau das werde ich tun«, sagte Cowart leise, doch entschlossen.

»Wissen Sie was? Schon mal gehört, dass man einem Menschen auch auf andere Weise das Herz herauschneiden kann? Dazu braucht man nicht unbedingt ein großes Jagdmesser wie das hier ...«

Ferguson nahm es noch einmal in die Hand und packte es diesmal an der Klinge. Er hielt es auf Fensterhöhe und drehte es so zur Seite, dass sich das erste fahle Morgengrauen darin fing. »Nein, nein. Keineswegs. Sie glauben vielleicht, das wäre die leichteste Methode, Ihnen das Herz herauszuschneiden, Mr. Cowart, ist es aber nicht.« Ferguson ließ das Messer nicht sinken. »Wer wohnt im Haus Wildflower Drive 1215, Mr. Cowart?«

Cowart wurde es siedend heiß.

»In diesem schönen Wohngebiet am Stadtrand von Tampa. Fährt jeden Tag mit dem gelben Schulbus. Spielt in dem Park ein paar Straßen entfernt. Hilft ihrer Mutter gerne beim Reintragen der Einkäufe und liebt es, auf ihren kleinen Bruder aufzupassen. Natürlich interessieren Sie sich nicht für dieses Neugeborene, und vermutlich auch nicht mehr allzu sehr für die Mutter. Bei der Scheidung schlagen die Gefühle oft in Hass um, also hab ich natürlich keine Ahnung, wie das bei Ihnen ist. Aber dieses kleine Mädchen? Das ist natürlich was ganz anderes.«

»Woher wissen Sie von ...«

»Aus der Zeitung. Nachdem Sie diesen Preis bekommen haben«, sagte Ferguson mit einem süffisanten Lächeln. »Außerdem recherchiere ich ab und zu ganz gerne. War kein Kunststück, sie ausfindig zu machen.«

Die Angst hatte Cowart völlig überwältigt.

Ferguson ließ den Reporter keinen Moment aus den Augen. »Nein, nein, Sie werden diese Reportage nicht schreiben. Ich glaube nicht, dass Sie die nötigen Fakten haben. Ich glaube nicht, dass Sie die nötigen Beweise haben. Liegt doch auf der Hand.«

»Ich bring Sie um«, krächzte Cowart.

»Und weswegen?«

»Wenn Sie meiner Tochter auch nur nahe kommen ...«

»Ja? Was dann?«

»Wie gesagt, dann bring ich Sie um.«

»Brächte Ihnen ja auch mächtig viel, Mr. Cowart. Hinterher? Was geschehen ist, können Sie nicht ungeschehen machen, oder? Es würde Sie immer noch verfolgen, nicht wahr? Der erste Gedanke, wenn Sie morgens aufwachen, und der letzte abends vor dem Einschlafen. Und es würde Sie in jedem Traum verfolgen, jede Minute, die Sie wach sind. Es würde Sie nie mehr loslassen, oder, Mr. Cowart?«

»Ich bring Sie um«, wiederholte er.

Ferguson schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob Sie genug über den Tod und über das Sterben wissen, um zu so etwas fähig zu sein. Aber eins kann ich Ihnen jetzt schon sagen.«

»Und was?«

»Jetzt bekommen Sie eine leise Ahnung davon, was es bedeutet, im Todestrakt zu leben.«

Ferguson stand auf, beugte sich vor und öffnete die Klappe des Rekorders. Er holte die Kassette heraus und steckte sie in die Tasche. Dann nahm er den Kassettenrekorder vom Tisch. Mit einem Ruck warf er das Gerät dem Reporter zu, der es auffing, bevor es auf dem Boden zerbrach.

»Das Interview«, sagte Ferguson kalt, »hat nie stattgefunden. Diese Worte sind nie gefallen.« Im Flüsterton fügte er hinzu: »Was für eine Story wollen Sie denn schreiben?«

Cowart schüttelte den Kopf.

»Was für eine Story?«

»Keine Story«, antwortete er mit brüchiger Stimme.

»Dachte ich mir«, erwiderte Ferguson und fügte hinzu: »Da ist die Tür.«

Cowart kämpfte gegen das Schwindelgefühl in seinem Kopf an und stolperte in den Flur. Nur vage bekam er mit, wie die Tür hinter ihm zufiel und die Riegel vorgeschoben wurden. Im dunklen Treppenhaus schlug ihm abgestandene, nasskalte Luft entgegen; er griff sich an den Kragen, um ihn aufzuknöpfen und durchzuatmen. Irgendwie schaffte er es die Treppe hinunter, riss die Haustür auf und war mit wenigen Sätzen auf der Straße. Der strömende Regen traf ihn im Gesicht und durchnässte das Jackett. Er blickte sich nicht noch einmal zu der Wohnung um, sondern rannte los, als könnte der Wind, der ihm entgegenschlug, die Angst und die Übelkeit vertreiben. Er sah, wie Tanny Brown auf der Fahrerseite ausstieg und ihm gespannt entgegblickte. Cowart keuchte und machte ihm Zeichen,

wieder einzusteigen. Kaum hatte er den Wagen erreicht, riss er die Beifahrertür auf und stürzte hinein.

»Bloß weg hier«, flüsterte er.

»Was ist passiert?«, fragte Brown.

»Nichts wie weg!«, brüllte Cowart. Er beugte sich zu Brown hinüber und griff nach dem Zündschlüssel. Der Motor heulte auf. »Los, worauf warten Sie! Fahren Sie los!«

Tanny Brown sah ihn zwar verblüfft, doch mitfühlend an. Er legte den Gang ein und fuhr los. Am nördlichen Ende der Straße hielt er noch einmal an und kurbelte neben dem anderen Auto, in dem Wilcox und Shaeffer saßen, das Fenster herunter.

»Bruce, bleibt ihr beide hier und beobachtet Fergusons Wohnung.«

»Wie lange?«

»Behaltet sie einfach im Auge.«

»Wo wollt ihr hin ...«

»Lasst Ferguson nicht entweichen.«

Wilcox nickte.

Cowart hämmerte auf das Armaturenbrett. »Los, Mann! Ich will hier weg!«

Tanny Brown gab Vollgas, und sie ließen die anderen beiden Detectives einigermaßen ratlos zurück.

*Detective Shaeffers
Versagen*

Die beiden Detectives verbrachten den größten Teil des Tages einen halben Häuserblock von Fergusons Wohnhaus entfernt im Auto. Ihre Observation war ziemlich offensichtlich, so dass bereits eine Stunde nach Browns und Cowarts Abfahrt in einem Radius von zwei Häuserblocks nicht nur jeder Kleinkriminelle, sondern auch jeder ganz normale Anwohner die Polizeipräsenz zur Kenntnis genommen hatte. Von den meisten wurden sie ignoriert.

Ein kleiner Drogendealer fluchte laut, weil sie ihm seinen Umschlagplatz in einer kleinen Nebenstraße versperrten und ihn zwangen, sich nach einem neuen Standort umzusehen. Zwei Mitglieder einer Straßengang mit Jacken und Stirnbändern aus geprägtem Leder, passend zu den angesagten, teuren knöchelhohen Basketballschuhen, blieben neben ihrem Leihwagen stehen und verspotteten sie mit obszönen Gesten. Als Wilcox das Fenster herunterkurbelte und ihnen zurief, sie sollten gefälligst verschwinden, lachten sie ihn nur aus und äfften mit gnadenlosem Vergnügen und kaum verhohlener Drohgebärde seinen Südstaatenakzent nach. Zwei Prostituierte mit hochhackigen roten Schuhen zu paillettenbesetzten Hotpants unter ihren glänzend schwarzen Regenmänteln brachten sich mit den branchenüblichen Posen in Stellung, als vertrauten sie darauf, dass die Ordnungshüter wegen ihresgleichen keinen Finger rühren würden. Mindestens ein halbes Dutzend obdachloser, verwahrloster Gestalten, die ihre allgegenwärtigen, randvoll mit Ramsch und Plunder gefüllten Einkaufswagen vor sich herschoben oder einfach nur durch den nassen Tag stolperten, klopfen an ihre Fenster und baten sie um Geld. Andere waren so mit ihrem unsichtbaren Partner ins Gespräch vertieft, dass sie auf ihrem Weg nichts anderes registrierten.

Der unablässige Nieselregen reduzierte das Straßenleben auf ein Minimum; wer konnte, blieb zu Hause, hinter vergitterten Fenstern und dreifach verriegelten Türen. Unter den bleischweren Wolken und den Regenschwaden schien die vergangene Nacht nicht weichen zu wollen.

Mehr als einmal hatte einer der Detectives den anderen gefragt: »Was zum Teufel ist da drinnen nur mit Cowart passiert?« Doch in ihrem Wagen, abgeschnitten von der Außenwelt, fanden sie keine Antwort. Wilcox war zu einem Münzfernsprecher an der Ecke gegangen und hatte ohne Erfolg versucht, die beiden Männer im Motel zu erreichen. Da sie – abgesehen von Browns Anweisung – vollkommen im Dunkeln tappten über das, was zwischen Ferguson und Cowart vorgefallen war, fügten sie sich in die Beschatterrolle und ließen in lähmender Langeweile die Stunden verstreichen. An einer Imbissbude besorgten sie sich etwas zu essen, tranken dazu lauwarmen Kaffee aus Plastikbechern, wischten immer wieder die beschlagene Windschutzscheibe trocken, um etwas sehen zu können. Jeder von ihnen war zweimal zu einer ölverschmierten Tankstelle zwei Kreuzungen weiter gelaufen, um dort die Toiletten zu benutzen, aus denen ihnen ein stechender Gestank aus Desinfektionsmitteln und Exkrementen entgegenschlug. Ihre Unterhaltung hatte sich auf ein paar halbherzige Versuche beschränkt, Gemeinsamkeiten in ihren Interessen und beruflichen Erfahrungen zu finden, bis sie nach wenigen Minuten jedes Mal in umso längeres Schweigen verfallen waren. Sie hatten ein wenig über Ermittlungstechniken und über die regionalen Unterschiede der Verbrechen zwischen dem Panhandle und den Keys gesprochen, obwohl sie beide wussten, wie geringfügig diese ausfielen. Shaeffer hatte ihren Kollegen außerdem zu Brown und Cowart befragt, doch schnell begriffen, dass er seinen Chef so vergötterte, wie er den Journalisten verachtete, ohne seine jeweilige Einschätzung nachvollziehbar begründen zu können. Sie hatten über Ferguson spekuliert, wobei Wilcox ihr über den früheren Häftling einiges erzählen konnte. Sie hatte ihn nach dem Geständnis

gefragt, und er hatte ihr erklärt, bei jedem Schlag gegen den Verdächtigen hätte er das Gefühl gehabt, ein bisschen Wahrheit aus ihm herauszuschütteln, so wie Früchte von einem Baum. In seinen Worten schwangen weder Bedauern noch Schuldgefühle mit, sondern nur eine unterschwellige Wut, die sie erstaunte. Wilcox erschien ihr als ein sprunghafter Mann, im Unterschied zu dem riesigen Lieutenant, seinem Partner. Wilcox ging vermutlich leicht in die Luft, Tanny Brown wirkte kühler, souveräner. Kein Wunder, dass er es sich nicht verzeihen konnte, seinem Untergebenen ermöglicht zu haben, den Verdächtigen mit Gewalt zum Geständnis zu zwingen. Vermutlich war es eine momentane Verirrung gewesen, die ihm einen verborgenen Wesenszug vor Augen führte, eine Neigung, die er an sich hasste.

Von Ferguson war weit und breit nichts zu sehen, vielleicht nicht weiter verwunderlich, denn es lag nahe, dass er von ihrer Präsenz wusste.

»Wie lange sollen wir eigentlich hierbleiben?«, fragte Shaeffer am späten Nachmittag. Die Straßenlaternen richteten gegen die zunehmende Dunkelheit nur wenig aus. »Er hat den ganzen Tag seine Wohnung nicht verlassen, es sei denn, es gäbe noch einen Hinterausgang, was anzunehmen ist. Wahrscheinlich hat er sich längst aus dem Staub gemacht und lacht sich über uns kaputt.«

»Noch ein bisschen«, sagte Wilcox. »So lang wie nötig.«

»Was machen wir hier eigentlich?«, beharrte Shaeffer. »Ich meine, was soll das bringen?«

»Es geht darum, ihm zu zeigen, dass wir ihn im Fadenkreuz haben. Es geht darum, dass Tanny Brown gesagt hat, wir sollen Ferguson observieren.«

»Verstehe«, antwortete sie und fügte im Stillen hinzu: aber nicht bis in alle Ewigkeit. Die Zeit schien im Zeitlupentempo zu vergehen. Sie wusste, dass sich Michael Weiss fragte, wo sie blieb, und dass sie sich einen triftigen Grund dafür einfallen lassen musste, wieso sie immer noch in New Jersey war. Einen guten, hieb- und stichfesten dienstlichen Grund.

Shaeffer taten vom Stillsitzen allmählich alle Glieder weh, und so streckte sie die Arme und drückte die Beine gegen die Spritzwand des Wagens.

»Ich hasse das«, sagte sie.

»Was? Observieren?«

»Ja, einfach nur dazusitzen und zu warten. Nicht mein Stil.«

»Was ist denn Ihr Stil?«

Sie antwortete nicht. »In ungefähr zehn Minuten ist es dunkel. Zu dunkel.«

»Ist es doch jetzt schon.«

Wilcox zeigte zum Eingang des Wohnblocks, ohne etwas zu sagen.

Shaeffer schaute sich in der Umgebung des Wagens um. Die Straße sah so aus wie die Regenmäntel der beiden Prostituierten, die sie am Morgen angepöbelt hatten – glitzernd, glitschig und irgendwie synthetisch, fast wie an einem Filmset in Hollywood, real und surreal zugleich. Ohne jeden Grund lief ihr ein Schauer über den Rücken.

»Ist was?«, fragte Wilcox, der die Bewegung aus dem Augenwinkel heraus mitbekommen hatte.

»Nein«, erwiderte sie hastig. »Nur ein bisschen Gänsehaut, die Gegend hier reicht einem schon bei Tage.«

Er suchte die Straße in beide Richtungen ab.

»Zu Florida ein Unterschied wie Tag und Nacht«, sagte er. »Als ob man in einer Höhle lebte.«

»Oder einer Zelle«, fügte sie hinzu.

Ihre Tasche hatte sie zwischen die Beine auf den Boden gestellt. Es war ein großer Lederbeutel, fast wie ein Rucksack. Mit der Fußspitze gelang es ihr, den Beutel am oberen Ende ein wenig zu öffnen, so dass sie den Inhalt sehen und sich vergewissern konnte, dass alles noch da war: Notizbuch, Kassettenrekorder, Ersatzkassetten, Brieftasche, Dienstmarke, ein kleines Make-up-Etui, die halbautomatische Neunmillimeter-Pistole plus zwei zusätzliche Magazine mit Wadcutterpatronen. Wilcox hatte sich wohl auch einen kurzen Einblick in ihre Ausrüstung verschafft. »Also, mir ist der

kurzläufige Drei-siebenundfünfziger immer noch am liebsten«, sagte er grinsend. »Passt bequem unter die Jacke. Mit 'ner Magnum-Patrone bringen Sie locker einen Bären zur Strecke.«

Erneut spähte er in die Dunkelheit, die sich über ihren Wagen legte. »Und jede Menge Bären in der Gegend.« Er tätschelte sein Jackett über der linken Brust.

In der Ferne heulte eine Sirene auf wie eine läufige Katze. Sie wurde lauter, kam näher und verhallte. Sie bekamen nicht einmal die dazugehörigen Lichter zu sehen.

Wilcox rieb sich einen Moment die Augen. »Was glauben Sie? Was haben die beiden gemacht, während wir hier sitzen?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, griff sie den Gedanken auf. »Ich schlage vor, dass wir hier schleunigst verschwinden. Die Gegend geht mir allmählich auf die Nerven.«

»Allmählich?«

»Sie wissen, was ich meine.«

Für einen Moment machte sie aus ihrer Wut kein Hehl. »Mein Gott, sehen Sie sich doch nur an, wo wir hier gelandet sind! Kommt mir vor wie ein Höllenschlund, der sich unter uns auftun wird und uns verschlingt. Selbst diese beiden Stadtpolizisten, die mich gestern begleitet haben, waren alles andere als erfreut, hierherzukommen, dabei war einer von ihnen ein Schwarzer.«

Wilcox nickte seufzend.

Unausgesprochen waren sie sich schon den ganzen Tag über einig, dass ihre Situation prekär war: zwei Südstaaten-Cops außerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs, auf unbekanntem Terrain.

»Meinetwegen«, sagte Wilcox gedehnt und ließ dabei den Blick noch einmal die ganze Straße entlangwandern. »Wissen Sie, was ich wirklich deprimierend finde?«, fragte er.

»Nein, was?«

»Hier sieht alles so alt aus, alt und verbraucht.« Er zeigte durch die Windschutzscheibe auf die Straße, ins Nichts.

»Wie tot«, sagte er. »Alles irgendwie tot.«

Ohne seine Bemerkung näher zu erläutern, blieb er bewegungslos sitzen und starrte in die fremde Welt.

»Auch wenn ich nicht weiß, wie, glaube ich fast, der durchschaut, was hier läuft, und ist uns immer ein, zwei Schritte voraus.« Es klang wütend, selbst im Flüsterton.

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, erwiderte Shaeffer. »Was durchschaut er? Und wie kann er uns voraus sein?«

»Wenn ich mir den Kerl nur noch ein einziges Mal vorknöpfen könnte«, fuhr Wilcox fort, als hätte er ihre Fragen nicht gehört. »Nur *eine* zweite Chance. Diesmal käme der mir nicht so billig davon.«

»Ich weiß immer noch nicht, worauf Sie hinauswollen«, sagte sie, erschrocken über seinen eiskalten Ton.

»Ich würde ihm zu gerne noch mal von Mann zu Mann allein in einem kleinen Raum gegenüberstehen. Dann wollen wir doch mal sehen, ob er noch mal davonkommt.«

»Sie müssen wahnsinnig sein.«

»Stimmt. Wahnsinnig sauer, Sie haben es erfasst.«

Sie sackte wieder auf ihrem Sitz zurück. »Lieutenant Brown hat uns klare Anweisungen gegeben.«

»Sicher, und wir haben sie befolgt.«

»Also, worauf warten wir noch? Lassen Sie uns von hier verschwinden.«

Wilcox schüttelte den Kopf. »Nicht, bevor ich den Bastard gesehen habe. Nicht, bevor er weiß, dass *ich* hier draußen auf ihn warte.«

Shaeffer wedelte energisch mit der Hand. »So kommen Sie dem Burschen nicht bei«, sagte sie. »Oder wollen Sie, dass er türmt?«

»Sie haben noch nicht ganz kapiert, worum es hier geht, oder?«, erwiderte Wilcox mit

zusammengebißenen Zähnen. »Haben Sie schon mal einen Fall verloren? Wie lange sind Sie schon beim Morddezernat? Wahrscheinlich noch nicht lange genug. Sie hatten noch keinen, der Sie austrickst wie Ferguson, oder?«

»Nein«, sagte sie, »und ich werde alles daran setzen, dass es nicht dazu kommt.«

»Sie haben gut reden.«

»Sicher, aber ich weiß immerhin genug, um einen Fehler nicht zu wiederholen.«

Wilcox hatte schon eine wütende Antwort auf den Lippen, doch er schluckte sie herunter und nickte.

»Sie haben ja recht«, sagte er und holte tief Luft. »Sie haben ja recht.«

Langsam lehnte er sich wieder zurück, als verebbte die Woge der Erinnerung, mit der die Emotionen hochgeschwappt waren. »Schon gut, schon gut, schon gut«, sagte er. »Bringt nichts, das Blatt zu früh auszuspielen.«

Shaeffer wartete darauf, dass er endlich den Motor startete und losfuhr. Und tatsächlich streckte Wilcox die Hand nach der Zündung aus und legte die Finger um den Schlüssel, als er jäh erstarrte und wie gebannt durch die Windschutzscheibe blickte.

»Scheißkerl«, sagte er leise.

Sie sah erschrocken auf.

»Da vorne ist er«, flüsterte Wilcox.

Für Sekunden sah sie durch die beschlagene Scheibe draußen alles nur verschwommen, doch dann erkannte auch sie die Gestalt.

Nur für einen Moment war er auf der obersten Treppenstufe stehen geblieben, so wie es fast jeder tut, bevor er sich in die nasskalte Nacht begibt. Sie sah, dass er Jeans und eine lange, blaue Jacke trug, dazu eine Tasche über der Schulter. Gegen den Nieselregen zog er die Schultern ein, kam zügig die Treppe herunter und lief, ohne ein einziges Mal zu ihnen herüberzusehen, in die entgegengesetzte Richtung.

»Verdammt!«, sagte Wilcox. Er hatte den Zündschlüssel losgelassen und griff nach der Tür. »Ich geh hinterher.«

Bevor sie protestieren konnte, gehorchte er seinem unbändigen Impuls. Er sprang hinaus und knallte die Tür hinter sich zu, um die Verfolgung aufzunehmen.

Shaeffer beugte sich über den Fahrersitz und erwischte Wilcox an einem Zipfel seiner Jacke; als er sich losriss, zog sie den Zündschlüssel heraus und versuchte, aus dem Wagen zu kommen und ihm zu folgen. Ihre Tür war verriegelt, sie zog zunächst vergeblich am Griff. Ihre Handtasche verhakte sich zwischen ihren Füßen am Sitzhebel; sie schien bleischwer. Dann verfiel sich Shaeffer mit den Kleidern am Sitzgurt, und als sie endlich die Füße aufs Pflaster setzte, rutschte sie aus. Sie erkannte, dass sie rennen musste, wenn sie Wilcox einholen wollte, denn er hatte bereits zwanzig Meter Vorsprung und machte große Schritte.

Die Tasche in einer Hand, die Autoschlüssel in der anderen, rannte sie ihrem Kollegen fluchend hinterher. Noch einmal zehn Meter, und sie hatte ihn eingeholt.

»Was soll das, verdammt noch mal?«, rief sie und packte ihn am Arm.

Er riss sich frei. »Ich verfolge den Bastard nur ein Stück! Lassen Sie mich los!«

Im Laufschrift heftete er sich Ferguson wieder an die Fersen.

Keuchend blieb sie einen Moment stehen und holte Luft. Als er nicht daran dachte, umzukehren, setzte sie zum nächsten Sprint an. Wenig später war sie an seiner Seite und sah, wie Ferguson einen halben Block vor ihnen ebenfalls ein zügiges Tempo vorlegte, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen. Er stapfte zielstrebig durch die Dunkelheit und schien sie nicht zu bemerken.

Zum zweiten Mal packte sie Wilcox am Arm.

»Lassen Sie los, verflucht noch mal!«, sagte er und löste sich ärgerlich aus ihrem Griff. »Ich verlier

ihn noch!«

»Wir haben nicht den Auftrag ...«

Wutschnaubend drehte er sich einen Moment zu ihr um. »Holen Sie den verdammten Wagen! Bleiben Sie auf meiner Höhe, fahren Sie hinter mir her, aber kommen Sie mir ja nicht noch mal in die Quere!«

»Was haben Sie in Gottes Namen vor?«, fragte sie ein wenig zu laut.

Er winkte nur ab, wandte sich wieder nach vorn und begann zu joggen, um Ferguson einzuholen.

Shaeffer wusste nicht, was sie machen sollte. Sie sah Wilcox auf seiner unbeirrbaren Verfolgungsjagd und ein gutes Stück weiter vorn Ferguson um die Ecke verschwinden. Im selben Moment legte Wilcox noch einmal zu.

Sie murmelte ein paar Verwünschungen, machte kehrt und rannte, so schnell sie konnte, zum Wagen zurück. Wie aus dem Nichts tauchten zwei greise obdachlose Frauen in dicken Mänteln und Wollstrickmützen auf und versperrten ihr den Weg. Eine schob kichernd einen Einkaufswagen vor sich her, die andere gestikulierte wild. Beide kreischten, als sie sich an ihnen vorbeidrängte. Eine der Frauen versuchte, sie festzuhalten, verlor dabei das Gleichgewicht und fiel heulend auf das Pflaster. Auch Shaeffer stolperte, fing sich aber wieder, rief der Frau eine kurze Entschuldigung zu und rannte, unter dem Gezeter der Obdachlosen, zum Wagen. Im selben Moment traten trotz des heftigen Regens zwei Männer aus dem Schatten einer Eingangstreppe hervor, und einer von ihnen rief: »He, was soll das werden, Lady? Mächtig in Eile, was?« Sie ignorierte sie und warf sich hinters Lenkrad.

Sie würgte den Motor ab.

Unter Flüchen und Verwünschungen startete sie erneut. Sie hatte zwar keine Ahnung, was Wilcox vorhatte, gab aber Gas und fuhr auf die Straße, ohne ein einziges Mal nach hinten zu schauen. Auf dem nassen Belag geriet sie bedenklich ins Schleudern, fing sich jedoch und schoss nach vorn.

Auf der Straße war Wilcox nicht mehr zu sehen. Erst als sie, ohne zu bremsen, mit quietschenden Reifen um die Ecke bog, entdeckte sie ihn auf halbem Weg zur nächsten Kreuzung, während er für einen Moment in das dämmrige Licht einer Straßenlaterne trat. Von Ferguson weit und breit keine Spur.

Erneut gab sie Gas, doch aus dem Motor war nicht mehr herauszuholen. Sie fluchte über den kleinen, leistungsschwachen Leihwagen und sehnte sich nach ihrem Dienstwagen. Kurz vor der Kreuzung holte sie Wilcox ein, als er gerade gegen den Verkehr in eine Einbahnstraße einbog. Hastig kurbelte sie ihr Fenster herunter und spürte den Nieselregen an der Stirn.

»Weiter!« Wilcox zeigte mit der Hand nach vorne. »Schneiden Sie ihm den Weg ab!«

Auf der Jagd nach seiner Beute ging der Polizist in einen schnellen Laufschrift über. Shaeffer rief ihm zu, dass sie verstanden hatte, und fuhr die glitschig nasse Straße weiter.

Erst am Ende des nächsten Häuserblocks konnte sie abbiegen. Sie fuhr bei Rot über die Ampel und bog so scharf ab, dass zwei Jugendliche auf dem Bürgersteig zurücksprangen und ihr Flüche hinterherschickten. Sie kam in eine schmale Straße mit düsteren, heruntergekommenen Häusern, die ihr die Sicht verstellten. Etwa auf halbem Weg zur nächsten Ecke parkten Autos in der zweiten Reihe. Während sie sich in mühseliger Millimeterarbeit an ihnen vorbeimanövrierte, drückte sie energisch auf die Hupe.

An der nächsten Ecke bog sie in der Hoffnung, Wilcox und Ferguson dort einzuholen, scharf nach rechts ab, während sie fieberhaft überlegte, wie sie handeln sollte. Längst dämmerte ihr, dass hier etwas vor sich ging, worüber sie keine Kontrolle mehr hatte. Sie konzentrierte sich auf die Straße, kämpfte gegen die Nacht an und versuchte, die beiden Männer auf ihrem Weg durch die nächtlichen Straßen auszumachen.

Sie waren nicht da.

Sie drosselte das Tempo, um nicht nur gradeaus, sondern auch in sämtliche Nebenstraßen und

schüttübersäten Baulücken zu spähen. Die Schatten ballten sich zu undurchdringlichem Dunkel zusammen. Von einem Moment zum anderen war das Großstadtdickicht menschenleer.

Sie hielt an, sprang aus dem Wagen, blieb einen Moment in der offenen Tür stehen und ließ den Blick nach irgendeinem Lebenszeichen der beiden Männer schweifen. Als sie keinen von beiden entdecken konnte, fluchte sie laut und stieg wieder ein.

Verdammt, dachte sie. Entweder sind sie in eine andere Straße eingebogen oder haben eine Abkürzung über ein leeres Grundstück genommen. Vielleicht ist Wilcox durch eins dieser engen Seitensträßchen zwischen zwei Wohnblocks geschlichen.

Noch während sie bei ihrer Aufholjagd die Route der beiden Männer zu erraten versuchte, trat sie aufs Gas. Mit quietschenden Reifen schleuderte sie um die nächste Ecke und verlor den Mut.

Von Ferguson und Wilcox keine Spur.

Rückwärts fuhr sie wieder in die Straße, aus der sie gekommen war, und legte den Vorwärtsgang ein. Immer noch auf der Suche, raste sie durch die Nacht. Noch ein Block, Vollbremsung.

Niemand weit und breit.

Ihr wurde eng in der Brust. Sie wusste nicht mehr weiter. In panischer Angst fuhr sie an den Bordstein und sprang aus dem Wagen. Zügig lief sie in die Richtung, in der sie die Männer vermutete, und versuchte, Nerven zu bewahren. Folge ihrer Fährte, fang sie ab, schärfte sie sich ein. Weit können sie nicht sein. Angestrengt blickte sie ins Dunkel, horchte auf Stimmen. Dann rannte sie los. Wie ein Trommelwirbel hallten ihre Schritte in die leere Nacht.

Nur ein Mal hatte sich Bruce Wilcox umgedreht und den Rücklichtern des Leihwagens hinterhergesehen, bevor er sich ganz darauf konzentrierte, Ferguson auf den Fersen zu bleiben. Als er schneller lief, staunte er, dass er von seiner Zielperson immer noch gleich weit entfernt blieb. Ferguson war geschmeidig und agil, er bewegte sich zügig, ohne in Laufschrift überzugehen, mied die vielen erleuchteten Stellen auf dem Bürgersteig, verschmolz mit seiner Umgebung, war beinahe unsichtbar.

Wütend stellte Wilcox fest, dass die Beine schwer wurden, und er forderte mehr von ihnen. Weiter vorne sah er, wie sich Ferguson an einer weiteren Kreuzung wieder zu ihm umsaß, und so riss er sich zusammen, um ihn endlich einzuholen.

An der Ecke standen zwei in die Jahre gekommene Prostituierte im gelblichen Licht der Laterne; als er auf sie zu stürmte, schreckten sie zurück und drückten sich an eine Ladenfront.

»Wo ist er hin?«, keuchte Wilcox.

»Wer, Mann?«

»Hab keinen gesehen.«

Fluchend rannte er an ihnen vorbei und hörte, wie sie hinter seinem Rücken in schadenfrohes Gelächter ausbrachen. Die Nebenstraße, in die Ferguson verschwunden war, öffnete sich vor ihm erst wie eine Schlucht, dann wie ein schwankendes Schiff auf stürmischer See. Für Sekunden tauchte Ferguson vierzig Meter von ihm entfernt wie ein körperloser Schatten aus dem Dunkel, und mit aller Kraft lief Wilcox hinterher.

Dabei rasten die Gedanken durch seinen Kopf.

Er hatte keine Ahnung, was er sagen oder tun sollte, wenn er die Aufholjagd endlich gewonnen hatte. In seinem Kopf blitzten Bilder auf, die Welt, durch die er hastete, schien sich mit den Erinnerungen gegen ihn zu verschwören, so dass er das eine nicht mehr vom anderen unterscheiden konnte. Als er an einem verlassenen Hauseingang vorbeipreschte, brach ein sturzbesoffener Stadstreicher in einen irre lallenden Gesang aus, und für einen Moment glaubte Wilcox, die Stimme von Tanny Brown zu hören. Ein Hund rasselte unter wildem Gebell an seiner Kette, und Wilcox erinnerte sich an die Suche nach Joanie Shivers Leiche. Das Licht der Straßenlaternen spiegelte sich

matt in den Mülltonnen aus Aluminium, und wie in dem Augenblick, als er die unbrauchbaren Beweisstücke aus der Sickergrube unter dem Außenklo zog, fühlten sich seine Hände plötzlich schmierig und glitschig an. Diese Erinnerung spornte ihn noch mehr an, alles aus sich herauszuholen.

Als er aufsah, registrierte er, dass Ferguson das Ende des Häuserblocks erreicht hatte. Zuerst schien er stehen zu bleiben, dann drehte er sich zu ihm um. Für den Bruchteil einer Sekunde kreuzten sich ihre Blicke.

Wilcox platzte der Kragen. »Stehen bleiben! Polizei!«, brüllte er.

Ferguson zögerte nicht, sondern ergriff die Flucht.

»He!«, rief ihm Wilcox hinterher, bevor er den Kopf senkte und wild entschlossen die Verfolgung aufnahm. Der letzte Anschein einer bloßen Observierung fiel dem Jagdinstinkt zum Opfer. Gierig sog er den Wind ein, nahm beim Lauf die Arme mit, hatte das Gefühl, als flögen seine Füße über das regennasse Pflaster.

Der Sprint brachte ihn seiner Zielperson ein wenig näher, doch auch Ferguson startete durch. Sie waren sich ebenbürtig, und Wilcox musste zu seiner Enttäuschung erkennen, dass sich der Abstand zwischen ihnen nicht entscheidend verringerte.

Seine Umgebung nahm er nur noch schemenhaft wahr. Und er kam an seine physischen Grenzen. Er hatte Herzklopfen und keuchte – seine Lunge schrie nach Luft.

Sie überquerten die nächste Kreuzung. Wieder drehte sich Ferguson um, wenn auch diesmal im vollen Lauf, der ihn nicht zu ermüden schien. Wilcox ließ sich nicht abschütteln. Die nächste Ecke nahm er so eng, dass er ausrutschte und taumelte. Er stürzte und schlug mit dem Gesicht auf den Boden. Er schnappte nach Luft, rotglühender Schmerz durchzuckte seinen Kopf. Er hörte, wie irgendetwas an seiner Kleidung zerriss, und kaute auf etwas wie Sand. Benommen schlitterte er ein Stück über den Asphalt, bis er an eine Straßenlaterne stieß. Ein unbändiger Instinkt befahl ihm, gegen den Schock und die Schmerzen anzugehen. Mühsam rappelte er sich hoch, lief los und versuchte, seinen Lauftakt wiederzufinden. Eine Erinnerung aus seiner Highschool-Zeit blitzte plötzlich auf, wie er bei einer Ringermeisterschaft durch die Luft gewirbelt worden war und, noch bevor er auf die Matte prallte, blitzschnell entschieden hatte, dass er den Angriff am besten konterte, indem er sich zur Seite rollte und sich so dem Griff seines Gegners entzog. Er blinzelte ein paar Mal und stellte mit Staunen fest, dass er erneut weiter rannte, obwohl er von seinem Sturz noch verwirrt war und nicht recht wusste, was er tat. Wilde Wut und Ungeduld trieben ihn voran.

Mitten im Lauf sah er, wie Ferguson plötzlich quer über die Straße auf eine dunkle Baulücke zuhastete. Für einen Moment erfassten ihn die Scheinwerfer eines nahenden Fahrzeugs. Auf das laute Quietschen der Reifen folgte energisches Hupen.

Detective Shaeffer, dachte er. »Gut so! Schneiden Sie dem Bastard den Weg ab!«

Dann sah er, dass er sich getäuscht hatte, und in einer Aufwallung von Wut dachte er: Wo zum Teufel steckt die bloß? Zugleich wich er dem Wagen aus und hörte hinter sich die Flüche des Fahrers wegen der zwei nächtlichen Gestalten, die vor seiner Kühlerhaube aufgetaucht waren und sich ebenso schnell in Luft aufgelöst hatten.

Er kletterte über Schutt und Geröll, verfring sich mit den Füßen in den Spalten wie in den Schlinggewächsen eines Sumpfs. Immer wieder tauchte Fergusons Schatten vor ihm auf, der sich genauso mühsam durch den Müll der Großstadt wühlte. Für eine Sekunde richtete Ferguson sich auf einem Haufen Kisten und Kartons sowie einem alten Kühlschranks im Schimmer einer fernen Straßenlaterne auf. Zum zweiten Mal kreuzten sich ihre Blicke, und Wilcox brüllte: »Stehen bleiben! Polizei!« Er glaubte, ein ungläubiges Blitzen in Fergusons Augen zu sehen, als dieser seinen Widersacher erkannte, doch im nächsten Moment war der Flüchtige wie vom Erdboden verschluckt, und Wilcox manövrierte sich unter Verwünschungen und Flüchen weiter über das Gelände.

Er sprang über einen Backsteinhaufen, verfring sich jedoch in der obersten Schicht und merkte, wie

das fragile Gebilde unter seinem Gewicht zusammenstürzte. Er fiel nach vorne und versuchte, den Aufprall mit den Händen abzufangen. Immerhin brach er sich nicht das Genick – dafür traf er mit der Rechten auf ein gezacktes, rostiges Stück Metall. Eine scharfe Kante schnitt ihm durch die Handfläche, drei Finger knickten brutal nach hinten weg, und das Handgelenk hielt der Wucht des Aufpralls nur mit Mühe stand. Er stieß einen qualvollen Schrei aus, kam mit letzter Kraft erneut auf die Beine und packte die schwer verletzte Hand mit der Linken. Er tastete über die klaffende Wunde und das herausquellende Blut. Seine Finger und sein Handgelenk sendeten einen glühenden Schmerz aus. Gebrochen, dachte er und verwünschte sich: Scheiße, Scheiße, Scheiße. Er ballte die Hand zu einer Faust, hielt sie fest an die Brust und quälte sich weiter voran. Vor ihm türmte sich der nächste Schutthaufen auf, von dem aus er den flüchtigen Mann vielleicht wieder entdeckte.

So gut er konnte, ignorierte er die Schmerzen, und als er oben war, beugte er sich in der Taille nach vorn, um Luft zu holen. Ein wenig schwankend versuchte er, auf diesem Berg aus Schutt und Schrott das Gleichgewicht zu halten. Als er aufblickte, sah er, wie Ferguson über einen verbogenen, eingerissenen Maschendrahtzaun am hinteren Ende des Grundstücks sprang. Er sah, wie der Flüchtige mit wenigen Sätzen eine schmale Straße überquerte, einen Moment stehen blieb, eine Eingangstreppe hinaufhechtete und in dem leerstehenden Gebäude verschwand.

Na schön, du bist auch am Ende deiner Kräfte, du Miststück. Von mir aus leg da drinnen eine Verschnaufpause ein, aber glaub ja nicht, dass du mir entwischst.

Er achtete nicht auf den pochenden Schmerz in seiner aufgeschlitzten, gebrochenen Hand, schleppte sich über die letzten Meter des Grundstücks und kletterte über den Zaun. Dann lief er zu dem verlassenen Gebäude und starrte keuchend auf die Haustür.

Na schön. Er zog ein Taschentuch heraus und verband damit notdürftig die Wunde. Im Dunkeln konnte er nicht viel sehen, doch er vermutete, dass der Schnitt genäht werden musste. Er schüttelte den Kopf. Außerdem war wohl eine Tetanusspritze fällig. Während der dürftige Baumwollfetzen das Blut aufsaugte, das ihm immer noch aus der Handfläche pulsierte, versuchte er, die Finger und das Handgelenk zu bewegen. Ein heißer, stechender Schmerz fuhr durch seinen Arm. Behutsam tastete er die Haut nach Knochenbrüchen ab. Hand und Gelenk waren schon jetzt geschwollen, und für einen Moment fragte er sich, ob die Angestelltenkasse die ganze Behandlung übernehmen würde. Dienstunfall, klarer Fall. Bei dem nächsten Schmerzblitz, der ihm den Arm hinaufzuckte, biss er die Zähne zusammen und hoffte, dass irgendein Arzt das verdammte Ding einfach in einen Gips packen würde und eine OP sich erübrigte.

Er spähte nach links und nach rechts. Auch die schmale Straße war von Müll übersät. Er ließ den Blick über die anderen Gebäude schweifen, um zu sehen, ob irgendwo jemand wohnte, doch offenbar herrschte überall nur gähnende Leere. Der ganze Straßenzug schien verlassen zu sein, ob es sich bei den Gemäuern nun um Wohn- oder Lagerhäuser handelte. Viel war im diffusen Dämmerlicht der Laternen in etwa dreißig Metern Entfernung nicht zu erkennen.

Einen Moment lang blieb er stehen. Falls er irgendwo Detective Shaeffer entdeckte ... Doch er führte den Gedanken nicht zu Ende, auch wenn die Vorstellung, Verstärkung zu bekommen, verführerisch war.

Mit einem Schulterzucken warf er die Zweifel über Bord und setzte stattdessen wie gewohnt auf Willenskraft und Selbstvertrauen. Ich brauche keine Hilfe, um mit diesem durchgeknallten Hurensohn fertig zu werden. Den schaff ich auch mit links.

An dieser Überzeugung war nicht zu rütteln. Er trat auf die Haustür zu.

Nachdem Ferguson hineingestürmt war, stand sie sperrangelweit – geradezu einladend – offen. Der Eingang war noch dunkler als die Nacht. Wilcox drückte den Rücken gegen die Tür und horchte.

Zugleich holte er seinen Revolver aus dem Schulterholster. In der verletzten Hand fühlte sich die Waffe wie rotglühende Kohle an. Er kniff die Augen zu und wechselte den Revolver in die Linke. Er

öffnete die Augen und starrte auf die Waffe. *Triffst du mit links?* Wieso nicht? Er führte Selbstgespräche. Und wenn er nun bewaffnet ist? Dir passiert schon nichts. Krall dir den Bastard. Verhafte ihn, alles andere kommt später. Selbst wenn du ihn wieder gehen lassen musst, jag ihm wenigstens einen Schrecken ein. Mach ihm klar, dass er ein gewaltiges Problem hat, und zwar dich.

Er sondierte, was er hörte, definierte, analysierte jedes noch so leise Geräusch, versuchte zu klären, woher es rührte und ob es ein Grund zur Sorge war. Etwas tropfte – Regen in einer Dachrinne oder einem Fallrohr. Fernes Rauschen – Autos ein paar Häuserblocks entfernt. Keuchen – sein eigener Atem. Und dann, irgendwo im Inneren des Gebäudes, das kurze, leise Knarren einer Diele.

Da ist er, stellte Wilcox fest. Er ist nicht weit. Er ist hier drinnen und nicht weit.

Er holte einmal tief Luft und schlich sich geduckt ins Haus.

Zuerst kam es ihm so vor, als hätte jemand eine Decke über ihn geworfen. Das schwache Licht von der schmalen Straße war wie verschluckt. Er verwünschte sich dafür, keine Taschenlampe dabeizuhaben; dass er seine in unerreichbarer Ferne in Florida zurückgelassen hatte, machte er sich nicht klar. Wenn er nur Raucher wäre, dann hätte er Streichhölzer oder vielleicht sogar ein Feuerzeug in der Tasche gehabt. Rauchte Ferguson? Soweit er sich erinnerte, ja. Er ging in die Hocke und horchte weiter angestrengt auf verräterische Laute, die ihm dabei halfen, seine Beute zu lokalisieren, wenn seine Augen sich erst an die Dunkelheit gewöhnt hätten. Viel sehe ich nicht, dachte er. Aber so gerade eben genug.

Vorsichtig drang er weiter in das Gebäude vor. Links führte eine schmale Treppe nach oben, rechts eine breitere nach unten. Ein alter Wohnblock. Wer hätte jemals freiwillig in so einem Kasten wohnen wollen? Er machte einen Schritt und hörte, wie der morsche Boden unter seinem Gewicht knarrte. Gott! Daran hatte er überhaupt nicht gedacht! Die Treppe hatte vielleicht ein Loch. Oder brach ein, sobald man sie betrat. Mit der linken Hand, in der er den Revolver hielt, stützte er sich, so gut es ging, an der Wand ab, während er die verletzte Hand weiterhin an die Brust drückte.

Er trat nach rechts. Dort ging es nach unten. Ihm kam plötzlich ein Gedanke: Er ist eine Ratte, dieser Ferguson. Ein Tier, das im Dreck, in der Erde kriecht. Der Kerl weicht nach unten aus. Da fühlt er sich sicher.

Er rührte sich nicht und horchte.

Nichts.

Besagt nichts, er ist hier.

Langsam tastete Wilcox sich voran und fluchte innerlich über jedes Geräusch, das er machte. Sein eigener Atem hörte sich in seinen Ohren an wie das Kratzen von Fingernägeln auf einer Tafel. Jeder Schritt, den er machte, hallte durch das verlassene Gebäude, ohne Knirschen, Knacken und Klirren kam er nicht voran.

Er kämpfte gegen den Drang an, etwas zu sagen, denn zweifellos war es nicht ratsam, Ferguson jetzt schon aufzufordern, sich zu ergeben. Zwar schienen die Stufen unter seinen Füßen einigermaßen fest zu sein, doch er traute ihnen nicht und setzte einen Fuß vor den anderen, verlagerte das Gewicht erst, wenn es sicher schien. Er zählte mit – nach zweiundzwanzig Stufen hatte er den Keller erreicht. Von unten schlug ihm feuchtkalte Luft entgegen. Der letzte Schritt. Er spürte Zement unter den Sohlen. Gut. Das ist leiser. Noch ein Schritt, ein platschendes Geräusch, er landete in einer unsichtbaren Pfütze und hatte im Nu durchnässte Schuhe. Verdammt!

Er ist hier irgendwo. Ganz nah.

Als Wilcox tief einatmete, stieg ihm ein schrecklicher Geruch in die Nase.

Ein böser Geruch, er sog das Böse auf. Der Gestank kam ihm bekannt vor, doch er brauchte eine Weile, um ihn einzuordnen. Dann stellten sich ihm die Nackenhaare auf, und trotz der Kälte durchzuckte es ihn heiß, als hätte ihn der Schlag getroffen: Hier drinnen ist etwas gestorben, brüllte es in seinem Kopf. Ganz in der Nähe ist etwas Totes.

Er fuhr mit dem Kopf herum, doch in dem pechschwarzen Kellerraum konnte er die Hand nicht vor den Augen sehen.

In seinem Kopf tobte eine Mischung aus Angst und Erregung. Er richtete sich auf und wagte sich drei kleine Schritte weiter, ohne die Hand mit der Waffe von der Wand zu nehmen. Sie war nass und fühlte sich weich an. Er dachte an Ratten und Spinnen und den Mann, den er verfolgte.

Er hielt es nicht mehr aus. »Ferguson, Junge, komm raus. Du bist verhaftet. Du weißt, wer ich bin. Nimm die Scheißflossen hoch und zeig dich.«

Seine Worte hallten kurz durch den kleinen Raum, dann schluckte sie die Stille.

Er wartete. Keine Antwort.

»Mein Gott, was soll das, Bobby Earl? Lass den Scheiß, das bringt doch nichts.«

Noch ein Schritt.

»Ich weiß, dass du hier bist, Bobby Earl. Mach es uns beiden doch nicht unnötig schwer.«

Plötzlich kamen ihm Zweifel. Wo steckt der Mistkerl?, brüllte er in Gedanken und blieb in einer Mischung aus Anspannung, Angst und Wut reglos stehen.

»Bobby Earl, ich schieß dir die Scheißaugen aus, wenn du nicht sofort rauskommst!«

Von rechts kam ein schabendes Geräusch. Er riss die Hand von der Wand, wirbelte herum und zielte mit der Waffe in die Richtung, aus der er etwas gehört hatte. Er wusste nicht, was vor sich ging, nur, dass es stockdunkel und er nicht allein war.

Im Bruchteil einer Sekunde registrierte er, dass eine Gestalt durch die Luft auf ihn zusprang und dass aus dem dunklen Nichts plötzlich jemand neben ihm stand. Er versuchte, sich wegzuducken, und hob den Arm mit der gebrochenen Hand, um den Schlag abzuwehren. In Panik feuerte er einmal wild drauflos, ohne zu zielen, und der Schuss ging mit lautem Knall ins Leere. Dann schlug ihm ein Metallrohr gegen Schulter und Ohr. In seinem Kopf explodierte ein grelles weißes Licht, das sich in einem Strudel abgründtiefer Dunkelheit auflöste. Er taumelte nach hinten, war sich aber vage bewusst, dass er nicht ohnmächtig werden durfte. Als er feuchten Zement an der Wange spürte, begriff er, dass er zu Boden gegangen war.

Er hob die Hand, um den zweiten Schlag abzuschwächen, der mit demselben zischenden Geräusch niedersauste. Als das Bleirohr seinen bereits gebrochenen Arm traf, loderte vor Qual rote Glut vor seinen Augen auf.

Wie und wo er seinen Revolver verloren hatte, wusste er nicht, jedenfalls war er nicht mehr in seiner Hand. Dafür holte er mit der bloßen linken Hand aus und griff etwas mit den Fingern. Er krallte sich fest, zog aus Leibeskräften. Ein Geräusch, als ob Stoff zerriss, dann stürzte sein Gegner mit seinem ganzen Körpergewicht auf ihn.

Die beiden Männer wälzten sich im Dunkeln auf dem Boden und spürten in ihrem Kampf um Leben und Tod den Atem des anderen im Gesicht. Wilcox ließ den Mann einfach nicht los und versuchte zugleich, seine Kehle, seine Genitalien, seine Augen oder irgendein empfindliches Organ zu ertasten, bei dem er den größtmöglichen Schaden anrichten und den anderen außer Gefecht setzen konnte. Verknäuelte stießen sie gegen die Wände, rollten durch die Pfützen auf dem Betonboden. Keiner von beiden gab etwas anderes als Stöhnen und Ächzen von sich, vor Schmerz und aus Wut.

Sie rangen unerbittlich. Bruce Wilcox legte die Finger um die Gurgel seines Angreifers und drückte so fest er konnte, um den Mann zu erwürgen. Er nahm zur Unterstützung die unbrauchbare rechte Hand hinzu, um dem Mann einen eisernen, tödlichen Ring um den Hals zu legen. Wilcox ächzte vor Anstrengung.

Ich hab dich, du Bastard, dachte er.

Der Feuerstrahl traf ihn ins Herz.

Er wusste nicht, was ihm diese Höllenqual bereitete und ihm das Leben nahm, wusste nicht einmal, wer. Er wusste nur, dass ihm etwas den Magen aufgeschlitzt hatte und sich nach oben in sein Herz

fraß. Bei aller unermesslichen Qual erfasste ihn Panik. Seine Hände lösten sich vom Hals des Mörders, sackten auf seinen Oberkörper, tasteten nach dem Griff des Messers, das den Kampf entschieden hatte. Wie von ferne hörte er das leise Stöhnen, das seinen Lippen entwich, dann sackte er reglos auf den nassen Boden.

Er merkte es nicht mehr, doch bis zu seinem letzten Röcheln vergingen fast neunzig Sekunden.

Sie war vollkommen allein.

Andrea Shaeffer spähte die menschenleeren Straßen hinunter und suchte in den regennassen, düsteren Schluchten nach irgendeinem Lebenszeichen ihres Begleiters. Es kam ihr vor, als schreite sie dieselbe Route zum hundertsten Mal ab, doch so verzweifelt sie sich um irgendeine plausible Erklärung für sein Verschwinden bemühte, schwand die Hoffnung mit jeder erneuten Runde. Alle Spekulationen, die ihr durch den Kopf schwirrten, wehrte sie mit Flüchen und Verwünschungen ab, als sei ihr Unvermögen, den Mann aufzuspüren, nichts weiter als eine Unannehmlichkeit.

Sie trat an eine Straßenlaterne und lehnte sich mit dem Rücken daran. Selbst der Anblick eines Streifenwagens der Polizei von Newark wäre ihr willkommen gewesen, doch es war keiner zu sehen. Die Straßen blieben gähnend leer. Das ist verrückt, dachte sie. Es ist nicht spät, gerade erst dunkel geworden. Wo stecken denn alle? Es regnete immer stärker, der Himmel öffnete alle Schleusen. Als sie endlich an einer Straßenecke eine Frau entdeckte, die dort misshandelt ihrem Gewerbe nachging, war sie fast froh, ein menschliches Wesen zu sehen. Die Frau lehnte an einer Hauswand und versuchte, sich vor den Elementen zu schützen, statt an einem solchen nasskalten Abend einen Freier an Land zu ziehen. Andrea Shaeffer näherte sich der Frau behutsam und hielt ihr in einem Abstand von drei Metern die Dienstmarke entgegen.

»Polizei, Miss. Ich hab nur ein paar Fragen.«

Die Frau musterte sie mit einem einzigen Blick und versuchte, sich zu verdrücken.

»He, ich will Sie nur etwas fragen.«

Die Frau lief weiter und eine Spur schneller. Shaeffer folgte ihr.

»Stehen bleiben, verdammt! Polizei!«

Die Frau zögerte und drehte sich um. Argwöhnisch sah sie Shaeffer an. »Meinen Sie mich? Was wollen Sie denn von mir? Man wird ja wohl noch rumstehen dürfen, oder ist das verboten?«

»Nur eine kurze Frage. Haben Sie hier zwei Männer lang laufen sehen? Vor fünfzehn bis zwanzig Minuten? Ein Weißer, ein Cop. Ein Schwarzer in dunkler Regenjacke. Der eine hat den anderen verfolgt. Haben Sie die gesehen?«

»Nee, keine Ahnung, da war keiner. War's das?«

Die Frau trat ein Stück von der Beamtin zurück.

»Sie haben mir offenbar nicht zugehört«, sagte Shaeffer. »Zwei Männer, einer weiß, einer schwarz. Sie sind schnell gerannt.«

»Nee, sach ich doch, hab nix gesehen.«

Andrea merkte, wie ihr die Galle hochkam. Sie musste sich zusammenreißen. »Verarschen Sie mich nicht, Lady, sonst kriegen Sie richtig Ärger. Zum letzten Mal: Haben Sie jemanden gesehen oder nicht? Raus mit der Sprache, oder ich nehme Sie gleich mit.«

»Ich hab aber keinen gesehen, der 'nem anderen hinterhergejagt ist. Hab den ganzen Abend noch keine Männer gesehen.«

»Sie müssen die beiden aber gesehen haben«, beharrte Andrea. »Sie sind mit Sicherheit hier vorbeigekommen.«

»Hier ist keiner vorbeigekommen, und jetzt lassen Sie mich in Ruhe.« Die Frau trat zurück und schüttelte den Kopf.

»Wieso belästigen Sie die Leute, Lady?«

Erschrocken drehte sie sich um. Die Frage kam von einem großen, schweren Mann in einer langen schwarzen Lederjacke und einer Baseballkappe der New York Yankees, auf deren Schirm sich die

Regentropfen sammelten. Der Mann stand etwa vier Meter von ihr entfernt und kam in einer einzigen Drohgebärde, die zu seinem herausfordernden Ton passte, auf sie zu.

»Polizei«, sagte sie. »Bleiben Sie dort stehen.«

»Mir egal, wer Sie sind. Kreuzen hier auf und belästigen meine Lady da. Was soll das?«

Andrea Shaeffer zog ihre Waffe aus der Tasche und richtete sie auf den Mann.

»Bleiben Sie ganz einfach stehen«, sagte sie kalt.

Der Mann blieb stehen. »Sie wollen mich doch nicht etwa erschießen, Lady?«

Er hob die Hände und grinste übers ganze Gesicht. »Ich glaube, Sie haben sich ein bisschen verlaufen, Ma'am Polizei. Ich glaube, Sie haben keine Verstärkung, sondern sind ganz allein, und ich glaube, Sie haben hier ein paar Probleme.«

Sie trat vor.

Sie lud durch und zielte mit der schussbereiten Waffe. »Ich suche nach meinem Partner«, sagte sie mit zusammengebrochenen Zähnen. »Er hat einen Tatverdächtigen verfolgt. Und jetzt noch einmal von vorn: Haben Sie vor etwa einer halben Stunde einen weißen Cop gesehen, der einen schwarzen Mann hier die Straße entlang verfolgt hat? Beantworten Sie meine Frage, und ich schieße Ihnen nicht die Eier ab.«

Sie senkte den Revolver, so dass er genau auf den Schritt des Mannes zielte.

Er schien verunsichert. »Nein«, sagte er nach einiger Überlegung. »Hier ist keiner entlanggekommen.«

»Sicher?«

»Sicher.«

»In Ordnung«, sagte sie und machte Anstalten, an dem Mann vorbeizugehen. »Dann bin ich auch schon weg. Kapiert? Einfach so.«

Sie lief ein Stück rückwärts an dem Mann vorbei. Er drehte sich langsam um und sah sie an. »Sie sollten hier schleunigst verschwinden, Miss Detective. Bevor Ihnen was passiert.«

Es klang wie eine Vorhersage und Drohung zugleich. Als sie weiterging, ließ der Mann die erhobenen Hände sinken und murmelte ein Schimpfwort so langsam und gedehnt, dass sie es nicht überhören konnte. Die Waffe in der Hand, nunmehr vollkommen ratlos und in Panik, drehte sie sich um und lief weiter in Richtung ihres Wagens.

Als sie den Schlüssel ins Zündschloss steckte, zitterte ihr ein wenig die Hand. Sobald der Motor lief und die Türen verriegelt waren, fühlte sie sich etwas sicherer, und im selben Moment wallte erneut die blanke Wut in ihr auf. »Dieser verdammte Vollidiot. Wo zum Teufel steckt der Kerl?«

Ihre Stimme klang heiser und weinerlich. Sie presste die Lippen zusammen, schüttelte den Kopf, starrte durch die Windschutzscheibe und gab sich einen Moment lang der Illusion hin, dass Bruce Wilcox jede Sekunde keuchend, schwitzend und verlegen aus irgendeinem Schatten treten würde.

Noch einmal suchte sie in beiden Richtungen die Straße ab, ohne ihn zu entdecken.

»Verdammt«, rutschte es ihr ein weiteres Mal heraus.

Widerstrebend legte sie den Gang ein, während sie der Gedanke quälte, dass er ganz bestimmt eine Minute später an dieser Stelle auftauchen würde und sie ihm dann eine Erklärung dafür schuldete, dass sie ihn im Stich gelassen hatte.

»Hab ich nicht, verdammter Mist«, verteidigte sie sich. »Er hat *mich* im Stich gelassen.«

Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, was sie machen sollte. Inzwischen war es stockdunkel geworden, und es regnete so heftig, dass bei der dürftigen Straßenbeleuchtung nur graue Schwaden zu erkennen waren. In dem warmen, sicheren Kokon des Autos fühlte sie sich umso isolierter. Es kostete sie die größte Willensanstrengung, die Gangschaltung zu betätigen, und als sie die nächste Kreuzung erreichte, fühlte sie sich erschöpft.

Sie schlich im Schnecken tempo zu Fergusons Wohnhaus zurück und suchte die Umgebung ab. Sie

hielt an, starrte zu den Fenstern hoch, sah jedoch kein Licht. Sie fuhr an den Straßenrand und wartete fünf Minuten. Dann noch einmal so lange. Als sich absolut nichts tat, kehrte sie zu der Stelle zurück, an der sie Wilcox das letzte Mal gesehen hatte. Dann nahm sie sich die benachbarten Straßen eine nach der anderen vor. Er hat sich ein Taxi genommen, versuchte sie sich einzureden. Er hat einen Streifenwagen angehalten. Er ist längst bei Cowart und Tanny Brown im Hotel. Er verhört Ferguson im nächstbesten Revier und fragt sich, wo zum Teufel ich stecke. Das wird es sein. Wahrscheinlich hat er ihn zum Reden gebracht. In diesem Moment sitzt er mit dem Kerl und einer Stenographin in einem Verhörzimmer und nimmt seine Aussage auf, und er kann keine Pause gebrauchen, deshalb hat er niemanden rausgeschickt, um nach mir zu suchen. Er geht davon aus, dass ich mir selbst zu helfen weiß.

Mit diesem tröstlichen Gedanken steuerte sie eine breite Durchgangsstraße an, die aus dem Zentrum führte. Mühelos fand sie die Zufahrt zur Schnellstraße, und wenige Minuten später fuhr sie Richtung Motel. Sie kam sich kindisch vor, jung und dilettantisch. Weder hatte sie sich an die Dienstvorschriften gehalten, an die für einen solchen Fall übliche Verfahrensweise, noch war sie ihrer eigenen Einschätzung gefolgt. Sie hatte vielmehr die Situation gründlich vermässelt.

In Gedanken hörte sie schon, wie Bruce Wilcox sie dafür anschnauzte, dass sie ihn aus den Augen verloren und ihm keine Deckung gegeben hatte. Sie fluchte. Verdammter Mist! Das ist das Erste, was sie uns an der Akademie beibringen.

Als sie auf den Parkplatz zum Motel einbog, hatte sie alles Selbstvertrauen verlassen. Hastig nahm sie ihre Sachen aus dem Auto und lief im Regen zu ihrem Zimmer, in dem die drei Männer zweifellos schon lange ungeduldig auf sie warteten.

Cowart beschlich das Gefühl, der Tod sei hinter ihm her. Nachdem er verstört und voller Sorge fluchtartig aus Fergusons Haus gestürmt war, hatte er sich vergeblich bemüht, seine Gefühle in den Griff zu bekommen. Tanny Brown hatte ihn mit Fragen überschüttet, ihn jedoch in Ruhe gelassen, als er sah, dass der Reporter unter Schock stand und den Mund nicht aufbekam. Die Berufserfahrung sagte dem Polizisten, dass dort drinnen irgendetwas Cowart in Angst und Schrecken versetzt haben musste. Wusste er nicht, woher dieser Zustand rührte, hätte er sich eine gewisse Schadenfreude wohl nicht verkneifen können.

Schließlich waren sie nach New Brunswick zur Rutgers University gefahren, nur um mit eigenen Augen zu sehen, wo Ferguson studierte.

Nachdem sie eine Weile frierend durch den Regen gelaufen waren, hatte Cowart endlich den Verlauf des Gesprächs wiedergegeben. In einer Tour de Force hatte er geschildert, wie Ferguson sämtliche Beschuldigungen abgeschmettert, wie er zu allem, was Cowart ihm zur Last legte, seine eigenen Ansichten und fadenscheinigen Erklärungen vorgebracht hatte; präzise und detailliert setzte er den Polizisten ins Bild – bis auf die Drohung des Mörders gegen ihn und seine Tochter. Die verschwieg er. Er sah den bohrenden, erwartungsvollen Blick des Detectives.

»Und? Was noch?«

»Nichts.«

»Ach, Cowart, machen Sie mir doch nichts vor. Sie waren völlig verstört. Was hat er gesagt?«

»Nichts weiter. Das Ganze hat mich verstört.«

Jetzt bekommen Sie eine leise Ahnung davon, was es heißt, im Todestrakt zu leben ...

Tanny Brown wollte das Band hören.

»Fehlanzeige«, erwiderte Cowart. »Hat er rausgenommen.«

Brown wollte Cowarts Notizen sehen, doch der Reporter stellte fest, dass sich seine Notizen nach den ersten anderthalb Seiten in sinnlosen Kritzeleien verloren hatten. Beide Männer erfasste ein Gefühl der Ohnmacht, das sie aber jeweils für sich behielten.

Die wechselseitige Verschwiegenheit kostete sie Zeit; der zähflüssige Verkehr zu Büroschluss tat ein Übriges, und so kamen sie erst am frühen Abend ins Motel. Brown ließ Cowart mit dem Versprechen, etwas Essbares zu besorgen, in seinem Zimmer zurück und zog alleine los, um Telefonate zu führen. Er wusste, dass noch etwas vorgefallen sein musste, das Cowart ihm aber verschwieg.

Doch er konnte warten: Früher oder später würde der Reporter das, wovor er Angst hatte, nicht länger für sich behalten können. Dazu waren die wenigsten imstande. Wer einen solchen Schock erlitten hatte, musste mit jemandem darüber sprechen.

Er hatte nicht die leiseste Ahnung, was als Nächstes anstand, doch er ging davon aus, dass Ferguson irgendetwas tun würde, das sie zwingen würde zu reagieren. Er überlegte, ob es Sinn machte, den Mann erneut wegen Mordes an Joanie Shriver festzunehmen. Juristisch wäre ein solcher Verzweiflungsakt natürlich ein Schuss in den Ofen. Immerhin brächten sie Ferguson auf diese Weise wieder nach Florida. Stattdessen konnte er aber auch einfach da weitermachen, wo er aufgehört hatte, als er mit seinem Freund in Eatonville telefoniert hatte: Sämtliche ungelösten Fälle im Bundesstaat durchforsten, bis er auf etwas stieß, womit er Ferguson erneut vor Gericht bringen konnte.

Brown seufzte. Das würde Wochen, Monate oder länger dauern. *Hast du die Geduld dazu?*, fragte er sich. Für einen Moment versuchte er, sich das kleine Mädchen in Eatonville vorzustellen, das verschwunden war. Wie meine eigenen Töchter, dachte er. Wie viele noch, während du stur deine Arbeit beim Morddezernat tust?

Aber was blieb ihm anderes übrig? Er konzentrierte sich auf die Anrufe – fragte bei den verschiedenen Polizeibehörden im Bundesstaat Florida nach, die er vor wenigen Tagen um sachdienliche Informationen gebeten hatte. Hake die Liste ab, halte dich an die bewährten Arbeitsschritte. Nimm jede Kleinstadt unter die Lupe, jedes Kaff, in dem Ferguson letztes Jahr gewesen ist. Bekomm raus, welche Mädchen dort verschwunden sind, und finde das Indiz, das ihn mit dem Mord in Verbindung bringt. Es wird doch wohl wenigstens ein Kaff geben, in dem der Leichenfundort noch etwas hergibt. Eine mühsame, zeitraubende Arbeit, räumte er ein, bei der jede Stunde, die er damit zubachte, irgendwo in einer anderen Stadt ein anderes Mädchen in Lebensgefahr brachte. Er hasste jede vergeudete Sekunde.

Cowart saß in seinem kleinen Zimmer und versuchte, sich zu einer Entscheidung durchzuringen. Er betrachtete seine Notizen, verfasst in einer krakeligen Schrift, die er selbst kaum noch entziffern konnte. Nur mit Mühe konnte er die Liste der Städte ausmachen, die Ferguson seit seiner Entlassung aus dem Todestrakt in Florida besucht hatte. Sieben insgesamt. Hieß das etwa, dass sieben kleine Mädchen gestorben waren?

Hat er bei jedem Ausflug ein Kind ermordet?

Oder hat er gewartet und ist zu einem späteren Zeitpunkt zurückgekehrt?

Joanie Shriver. Dawn Perry. Es war wohl kaum bei diesen beiden geblieben. In Cowarts Kopf marschierten unzählige Mädchen auf, Kinder in T-Shirt und Shorts oder in Jeans, mit Pferdeschwanz, unschuldig und allein. Schutzlos ausgeliefert. Er sah, wie Ferguson ihnen auflauerte, ihnen dann mit offenen Armen entgegentrat, sich mit einem gewinnenden, wohlkalkulierten Lächeln ihr Vertrauen erschlich und sie gezielt in die tödliche Falle lockte.

Cowart schüttelte den Kopf, um die Bilder zu verbannen. Stattdessen fielen ihm Sullivans Worte ein – dass es für ihn ein Leichtes sei, einen Menschen zu töten.

Sind Sie ein Mörder, Cowart?

Und? Bin ich einer?, fragte er sich.

Er wandte sich wieder der Liste mit den Ortschaften in Florida zu und merkte, wie ihm plötzlich die Arme kribbelten, von den Schultern bis in die Fingerspitzen.

Ein paar kleine Mädchen sind tot, die noch am Leben sein könnten, hätte es dich und deine Reportage nicht gegeben. Kleine, unschuldige Mädchen.

Sullivan hatte die Wahllosigkeit seiner Verbrechen als Tarnung gedient. Er hatte wildfremde Menschen getötet, die ihm rein zufällig über den Weg liefen. Durch die Beliebigkeit hatte er es der jeweiligen Polizeibehörde unmöglich gemacht, einen Bezug zu ihm herzustellen. Cowart fürchtete, dass Ferguson nach demselben Prinzip agierte. Schließlich war er bei einem Experten in die Lehre gegangen. Von Sullivan hatte er etwas Entscheidendes gelernt: seine abscheulichen Begierden und alles, was damit zusammenhing, genauestens zu studieren.

Er musste an seinen Besuch im Archiv des *Journal* denken und hatte die Überschrift der kurzen Meldung über den Mord der kleinen Dawn Perry vor Augen: POLIZEI IM FALL DES VERMISSTEN MÄDCHENS OHNE JEDE SPUR. Na klar. Er hinterlässt keine Spuren, keine brauchbaren Beweise, jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Ein unschuldiger Mann, der mit Ruhe und Bedacht kleine Mädchen ums Leben bringt.

Cowart holte tief Luft und führte sich das ganze verworrene Gemisch aus Fakten, Schlussfolgerungen und Phantasiegebilden vor Augen. Ihm schwirrte der Kopf, als die quälenden Vorstellungen von den geschundenen Opfern in einer einzigen Bilderflut Gestalt annahmen, bis er nur noch ein einziges Gesicht vor sich hatte – das Gesicht seiner eigenen Tochter. Plötzlich hatte er das Gefühl, bis zu diesem Moment in einer Art moralischem Dämmerzustand gelebt zu haben, in dem all die ermordeten Opfer seine Beziehung zu Blair Sullivan und zu Robert Earl Ferguson definierten. Das war vorbei.

Erschöpft legte Cowart den Kopf in die Hände. Tötet er jetzt in diesem Moment? Heute Abend? Oder wann? Nächste Woche? Cowart richtete sich auf und starrte in den Spiegel über der Kommode.

»Und du gottverdammter Vollidiot hattest Angst um deinen Ruf!«

Er schüttelte den Kopf und betrachtete sein vorwurfsvolles Spiegelbild. *Wenn du nicht schleunigst etwas tust, ist dein ach so kostbarer Ruf jedenfalls endgültig ruiniert*, fügte er stumm hinzu.

Was kannst du tun?

Ihm fiel eine Reportage ein, die seine Freundin Edna McGee einmal für das *Journal* geschrieben hatte. Sie hatte erfahren, dass die Polizei in einem Vorstadtviertel von Miami in sechs Vergewaltigungsfällen ermittelte, die alle auf einem bestimmten Highway-Abschnitt passiert waren. Als sie die Ermittler befragte, hatten diese sie dringend davor gewarnt, ein Wort darüber zu schreiben, weil der Täter sonst erfahren würde, dass die Polizei ihm auf der Spur war. Er würde seinen Modus Operandi ändern, sich einen neuen Tatort aussuchen und auf diese Weise den Lockvögeln und den Wachposten entwischen, die sie im Einsatz hatten. Edna McGee hatte ernsthaft über diese Bitte nachgedacht und war zu dem Schluss gekommen, dass es wichtiger sei, die nichtsahnenden Frauen zu warnen, die dem Vergewaltiger auf seiner Route künftig in die Falle gehen würden.

Der Artikel war auf der Titelseite der Sonntagsausgabe erschienen, mit einem polizeilichen Phantombild, das den Lesern in hunderttausendfacher Auflage schwarz auf weiß böseartig entgegenstarrte. Wie zu erwarten, schäumten die Ermittler vor Wut, da sie fürchteten, dass die Berichterstattung den Täter nur verscheucht, aber nicht unschädlich gemacht hatte.

Es sollte anders kommen. Der Verbrecher hatte nicht etwa nur sechs Frauen vergewaltigt, sondern über vierzig. Doch die meisten Opfer waren so traumatisiert, dass sie sich scheuten, zur Polizei zu gehen. Stattdessen waren sie nach ihrem Martyrium heimgeflüchtet, hatten ihrem Schicksal dafür gedankt, noch am Leben zu sein, und einfach gehofft, ihr geschundener Körper und ihre verletzte Seele würden irgendwann heilen. Doch auf die Reportage hin hatte sich eine Frau nach der anderen bei Edna gemeldet – unter Tränen, leise und stockend, kaum fähig, den Horror in Worte zu fassen, aber entschlossen, dieser Reporterin ihre Geschichte zu erzählen und wenn möglich zu verhindern, dass irgendwo eine weitere Frau diesem Mann zum Opfer fiel. Binnen weniger Tage nach Erscheinen der

Reportage hatten sie angerufen, wenn auch vor Angst zumeist anonym. Bis dahin hatte jede von ihnen geglaubt, das einzige einsame Opfer zu sein. Am Ende dieser hektischen Woche konnte Edna mit einer genauen Beschreibung des Täters sowie seines Fahrzeugs samt Kennzeichen und einer Fülle anderer Einzelheiten aufwarten. So war die Polizei – gerade mal vierzehn Tage nach dem Erscheinen des ersten Artikels – imstande, eines Abends an die Tür des Mannes zu klopfen, der gerade aufbrechen wollte.

Cowart lehnte sich bei der Erinnerung an den spektakulären Fall nachdenklich zurück. Er versuchte einzuschätzen, ob Fergusons Drohung ernst zu nehmen war.

Tu, was du tun musst, befahl er sich.

Pack alles zusammen, all die Lügen, die Pannen und Fehleinschätzungen, die widerrechtlich erlangten Beweise, pack einfach alles in einen Artikel und bring ihn in der Zeitung. Mach dich sofort dran, bevor er den nächsten Schachzug machen kann – ein verbaler Frontalangriff. Dann schnapp dir deine Tochter und verstecke sie.

Das ist die einzige Waffe, über die du verfügst.

»Natürlich«, murmelte er, »werden dich deine lieben Kollegen dafür in der Luft zerfetzen – sie werden dich rädern, vierteilen und deinen Kopf aufspießen. Danach wird es ziemlich unangenehm. Deine Frau wird dich hassen, und ihr Mann wird dich hassen, und deine Tochter wird es nicht verstehen; wenn du Glück hast, wird sie dich nicht hassen.« Doch es gab keine andere Möglichkeit.

Er setzte sich wieder aufs Bett und spann den Gedanken weiter. Du bringst alle Welt gegen dich auf, doch auf diese Weise bekommt hoffentlich jeder, was er verdient. Sogar Ferguson.

Riesige Schlagzeilen, Fotos in Farbe. Sorge dafür, dass sich die Zeitungen darauf stürzen und die Magazine. Es muss Futter für die Talkshows sein – schrei die Wahrheit von den Dächern, hau sie Ferguson so lange um die Ohren, bis sein Lügengebäude wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Dann wird es niemand mehr ignorieren. Sorge dafür, dass er nirgends hingehen kann, ohne im Blitzlichtgewitter und vor laufenden Kameras zu stehen. Schildere den Mann so genau und lebendig, dass er sich nirgends verstecken kann, weil er überall auffällt wie ein bunter Hund. Lass ihn nie wieder aus dem Rampenlicht verschwinden, nimm ihm jede Chance, weiter zu morden.

Er darf nie wieder unsichtbar sein, das bringt ihn um.

Sind Sie ein Mörder, Cowart?

Wenn es sein muss ...

Er griff zum Telefon, um Will Martin anzurufen, als es energisch an der Zimmertür klopfte. Wahrscheinlich Tanny Brown, dachte er.

Während er in Gedanken schon dabei war, seinen ersten Artikel zu formulieren, stand er auf und öffnete die Tür. Es war Andrea Shaeffer.

»Ist er hier?«

Ihre Haare triefen, ihr Regenmantel war durchnässt und hatte an den Schultern große dunkle Flecken. Ihr verzweifelter Blick ging an ihm vorbei ins Zimmer. »Ist Wilcox hier? Wir wurden getrennt.«

Er wollte gerade verneinen, doch sie drängte sich an ihm vorbei und drehte sich zu ihm um. »Ich hatte gehofft, dass er hier ist. Wo haben Sie Lieutenant Brown gelassen?«

»Den erwarte ich jeden Moment zurück. Ist was passiert?«

»Nein!«, fuhr sie ihn an, um in umgänglicherem Ton fortzufahren: »Wir haben uns einfach aus den Augen verloren. Wir haben versucht, Ferguson zu verfolgen. Er zu Fuß, ich im Wagen. Ich bin davon ausgegangen, dass er sich längst hier gemeldet hätte.«

»Nein, es hat niemand angerufen. Sie haben ihn zurückgelassen?«

»Er hat mich stehen lassen! Wann kommt Lieutenant Brown endlich zurück?«

»Jeden Moment.«

Sie zog ihren feuchten Mantel aus. Er sah, wie sie zitterte. »Ich bin durchgefroren«, sagte sie. »Ich brauche einen Kaffee. Ich muss mir was Trockenes anziehen.«

Er holte ein weißes Handtuch aus dem kleinen Bad und warf es ihr hin. »Hier. Trocknen Sie sich ab.«

Sie frottierte sich die Haare. Dann drückte sie einen Moment lang das Gesicht in den weichen Baumwollstoff. Als sie das Handtuch fallen ließ, seufzte sie hörbar.

Cowart wollte ihr gerade weitere Fragen stellen, als erneut jemand klopfte.

»Vielleicht Wilcox«, sagte sie.

Es war Tanny Brown. Er hatte ein paar braune Papiertüten dabei, die er Cowart hinhielt, als er ins Zimmer trat. »Die hatten sie nur mit Mayo«, sagte er. Er musterte Shaeffer, die stocksteif dastand. »Wo ist Bruce?«, fragte er.

»Wir wurden getrennt«, antwortete sie.

Brown runzelte ungläubig die Stirn. Im selben Moment fuhr ihm die Angst wie ein heißer Strahl durch den Magen. Er verbannte alles andere aus seinem Kopf und trat bedächtig in die Mitte des Raums, als hoffte er, den Tumult der bösen Ahnungen in seinem Kopf mit Konzentration zu beschwichtigen. »Getrennt? Wo? Wie?«

Shaeffer sah nervös zu ihm auf. »Er entdeckte Ferguson, als dieser gerade aus der Haustür kam, und ist zu Fuß hinter ihm her. Ich hab versucht, sie mit dem Auto zu überholen, aber sie liefen schnell, und ich hab mich wohl verschätzt. Jedenfalls haben wir uns aus den Augen verloren. Ich hab in einem Umkreis von fünf, sechs Häuserblocks nach ihm gesucht, dann bin ich zu Fergusons Wohnung zurück, aber da war er auch nicht. Ich hatte gehofft, dass Wilcox entweder inzwischen hier ist oder einen Streifenwagen rangewinkt hat. Vielleicht auch ein Taxi.«

»Habe ich Sie richtig verstanden? Er ist Ferguson gefolgt ...«

»Sie sind zügig gelaufen.«

»Hatte Ferguson ihn erkannt?«

»Ich glaube nicht.«

»Aber wie kam er auf die Idee?«

»Wenn ich das wüsste!«, antwortete Shaeffer halb wütend, halb verzweifelt. »Er hat Ferguson gesehen und ist wie von der Tarantel gestochen aus dem Wagen gesprungen. Er hatte offenbar nur noch den einen Wunsch, ihn zu stellen. Was er danach vorhatte, kann ich nicht sagen.«

»Haben Sie irgendetwas gehört? Gesehen?«

»Nein. Es ging so schnell. Wilcox folgte ihm in einem Abstand von fünfzig Metern oder so, ich hab sie beide deutlich gesehen, und im nächsten Moment waren sie wie vom Erdboden verschluckt.«

»Und was haben Sie gemacht?«

»Ich bin ausgestiegen, hab zu Fuß sämtliche Straßen noch mal abgesucht, Leute befragt. Nichts.«

»Na schön«, sagte Tanny Brown gereizt, »was könnte Ihrer Meinung nach passiert sein?«

Shaeffer sah dem großen, kräftigen Detective ins Gesicht und zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich dachte, er wäre inzwischen wieder hier. Oder hätte sich zumindest telefonisch gemeldet.«

Brown warf Cowart einen Blick zu. »Hat jemand angerufen?«

»Nein.«

»Haben Sie versucht, das nächste verdammte Revier da in der Gegend zu verständigen?«

»Nein«, sagte Shaeffer. »Ich bin erst seit ein paar Minuten hier.«

»Verstehe«, antwortete Brown. »Dann holen wir wenigstens das nach. Rufen Sie bitte von Ihrem eigenen Zimmertelefon an, damit wir hier die Leitung freihalten können, falls er sich doch noch meldet.«

»Ich muss mich umziehen«, sagte Shaeffer. »Lassen Sie mich nur eben ...«

»Rufen Sie dort an«, unterbrach sie Brown in frostigem Ton.

Sie zögerte einen Moment und nickte. Dann zog sie ihren eigenen Zimmerschlüssel aus der Tasche, nickte den beiden Männern zu, wollte Tanny Brown noch etwas sagen, besann sich aber und zog stumm die Tür hinter sich zu.

Die beiden Männer sahen ihr hinterher.

»Was denken Sie?«, fragte Cowart.

Brown fuhr zu ihm herum und schnauzte ihn an: »Ich denke gar nichts. Halten Sie's genauso.«

Cowart lag schon eine Antwort auf der Zunge, doch er schluckte sie hinunter und nickte, auch wenn ihm klar war, dass der Detective Unmögliches verlangte. Die Ungewissheit war kaum zu ertragen, als sie sich beide setzten und wortlos ihre Sandwiches aßen, während sie nervös auf das Klingeln des Telefons warteten.

Erst eine halbe Stunde später kehrte Shaeffer zurück.

»Ich bin zu den jeweiligen diensthabenden Sergeants im Revier zwölf, siebzehn und zwanzig durchgekommen«, sagte sie. »Kein Lebenszeichen von ihm, jedenfalls hat er sich dort nicht gemeldet. Es hat auch keiner von denen irgendeinen ungewöhnlichen Anruf entgegengenommen. Einer hatte ein Team wegen eines Schusswechsels losgeschickt, allerdings in Verbindung mit einer Straßengang. Sie meinten alle, bei dem Wetter sei es immer ziemlich ruhig. Dann hab ich bei ein paar Notaufnahmen angerufen, vorsichtshalber. Und die Notrufzentrale. Nichts.«

Brown sah sie beide an. »Wir vergeuden unsere Zeit«, sagte er kurz angebunden. »Gehen wir. Wir machen uns selbst auf die Suche. Sofort.«

Cowart blickte auf sein Notizbuch. »Also, Ferguson hat heute Abend ein Seminar. Forensische Verfahren. Von acht bis halb elf. Vielleicht ist Wilcox ihm bis nach New Brunswick gefolgt.«

Brown nickte zuerst, schüttelte dann aber den Kopf. »Nicht auszuschließen, aber wir können nicht warten.«

»Was bringt es, aufs Geratewohl loszuziehen? Und wenn er schon auf dem Rückweg ist?«

»Und wenn nicht?«

»Er ist Ihr Partner. Was meinen Sie, was er jetzt gerade tut?«

Shaeffer atmete langsam aus. Klar, dachte sie, er ist dem Bastard in irgendeinen Bus gefolgt und von da aus in die Subway. Hatte bislang einfach noch keine Gelegenheit, sich zu melden; jetzt verfolgt er ihn auf dem Heimweg und ist frühestens um Mitternacht wieder hier. Die kleine Woge der Erleichterung tat gut, nachdem sie sich seit Wilcox' Verschwinden wie in einem Schraubstock absolut hilflos gefühlt hatte. Erst jetzt nahm sie die Lampen im Zimmer wahr, die austauschbare Innendekoration und Ausstattung, etwas Vertrautes in ihrer Umgebung, und es schien ihr, als tauchte sie nach einem stundenlangen Aufenthalt in einem tiefen Minenschacht zum ersten Mal an die Oberfläche.

Brown ließ die tröstliche Spekulation wie eine Seifenblase platzen. »Nein, ich muss sofort da raus.« Er deutete auf Shaeffer. »Und Sie werden mir zeigen, wo das alles passiert ist. Gehen wir.«

Cowart griff nach seiner Regenjacke, und zusammen eilten sie ins nächtliche Dunkel.

Während Shaeffer am Steuer saß, kauerte Tanny Brown auf dem Beifahrersitz und litt Höllenqualen.

Er wusste, dass Wilcox angerufen hätte.

Er wusste nur zu gut, wie ungestüm, ja waghalsig sein Partner sein konnte. Er ließ sich allzu leicht zu unüberlegten Handlungen und einem allzu großen Vertrauen in seine Fähigkeiten hinreißen. Genau das waren die Eigenschaften, die Tanny Brown an seinem Partner insgeheim am meisten schätzte; sein eigenes Leben war in starren Bahnen verlaufen, nach klar definierten Pflichten: ob er nun als Kind nach dem Gottesdienst am Esstisch saß und sein Vater das Kommando gab: »Erheben wir uns!«, oder für die Football-Mannschaft mit dem Ball losrannte, im Krieg die Verwundeten aus der Schusslinie

holte oder bei der Bezirkspolizei den höchsten Dienstgrad erlangte, den je ein Schwarzer innehatte. In meinem Leben fehlt jede Spontaneität, fasste er nüchtern zusammen. Schon seit Jahren. Genau deshalb war die Wahl auf Bruce Wilcox als seinen Partner gefallen, einen Mann, der die Welt in Recht und Unrecht, in Gut und Böse einteilte und bei Entscheidungen nicht lange fackelte und ihn selbst perfekt ergänzte.

Fast bin ich neidisch, dachte Brown.

Bei diesem Gedanken fühlte er sich noch mieser.

Ein untrüglicher Instinkt sagte ihm, dass etwas passiert sein musste, doch er brachte es nicht über sich, die innere Gewissheit zu akzeptieren. Wenn er ihre gemeinsamen Jahre im Dienst Revue passieren ließ, fielen ihm Dutzende Situationen ein, in denen Wilcox ein wenig übers Ziel hinausgeschossen und reumütig mit hochrotem Kopf zurückgekehrt war, um sich eine Standpauke von Tanny Brown anzuhören. Der entscheidende Unterschied bestand darin, dass sich all diese Vorfälle auf dem vertrauten Terrain ihres eigenen Bezirks ereignet hatten, den sie beide wie ihre Westentasche kannten, in dem sie sicher und souverän agieren konnten.

Tanny Brown merkte, dass er schon seit einiger Zeit mit starrem Blick in die undurchdringliche Dunkelheit schaute.

Hier nicht, dachte er. Wir hätten nie hierherkommen sollen.

Wütend drehte er sich zu Cowart um.

Der Bastard hätte seine Suppe allein auslöffeln sollen, dachte er.

Auch Cowart starrte in die Nacht. Immer noch spiegelten sich die schwachen Straßenlaternen und die Neonreklamen in den Fenstern der Bars im regennassen Asphalt. In die Dunstschwaden darüber mischte sich hin und wieder ein Dampfstoß aus den vergitterten Schächten, als zürnten unterirdische Götter der Nacht.

Tanny Browns hellwacher Blick suchte unentwegt sämtliche Winkel der Häuserschluchten ab. Cowart beobachtete die beiden Polizisten.

Er hätte nicht mehr sagen können, wann genau ihm klargeworden war, dass diese Suche ins Leere ging. Vielleicht schon, als sie die Schnellstraße verließen und durch das Stadtzentrum manövierten. Doch er behielt seine Gefühle für sich, denn er sah, wie sich Brown mit jeder Sekunde, die verging, auf einen Abgrund zubewegte. Und an der unberechenbaren Fahrweise von Shaeffer erkannte er, dass auch sie über Wilcox' Verschwinden bestürzt war. Im Vergleich zu den anderen beiden machte ihn selbst die Situation weniger betroffen. Aber wenn er Wilcox auch nicht mochte und ihm nicht über den Weg traute, kroch es ihm doch bei der Vorstellung, dass ihn die Nacht verschlungen hatte, eiskalt den Rücken herunter.

Aus dem Augenwinkel heraus erhaschte Shaeffer irgendetwas, das sich bewegte, und fuhr sofort an den Bordstein. »Was ist da los?«, fragte sie.

Sie rissen die Köpfe herum und sahen zwei heruntergekommene, obdachlose Männer um eine Flasche kämpfen. Unter ihren Augen trat einer der beiden so brutal zu, dass der andere auf den Bürgersteig fiel. Der erste holte erneut aus und schwang das Bein wie ein Pendel mit aller Wucht seitlich in die Rippen des am Boden liegenden Gegners. Schließlich ließ er von ihm ab, schnappte sich die Flasche und klemmte sie sich an die Brust. Als er sich zum Gehen umwandte, blieb er plötzlich stehen, überlegte es sich offenbar anders, kehrte zurück und trat dem Mann mit aller Kraft gegen den Kopf. Erst jetzt machte sich der Angreifer aus dem Staub und verschwand im Schutz des Schattens.

Ist ja nicht so, dachte Tanny Brown, als wären mir Armut, Vorurteile, Hass, Gewalt und Hoffnungslosigkeit nicht hinlänglich bekannt. Sein Blick wanderte die Straße entlang. Aber nicht in dieser Form. Diese innerstädtischen Slums erinnerten an die ausgebombten Ruinen einer fremden Nation, die gerade einen schrecklichen Krieg verloren hat. Er sehnte sich inbrünstig nach Escambia

zurück. Egal, wie viel Dreck es da geben mag, dachte er, wenigstens hab ich lange genug darin gewühlt, um ihn zu kennen.

»Du lieber Himmel«, sagte Cowart und riss den Polizisten aus seinen Gedanken. »Ist der tot?«

Doch kaum hatte er die Frage ausgesprochen, sahen sie alle, wie der schwer zugerichtete Mann sich regte, aufstand und davonhumpelte.

Shaeffer, die sich ebenfalls wünschte, woanders zu sein, legte den Gang wieder ein und fuhr zum dritten Mal an der Stelle vorbei, an der sie Wilcox aus den Augen verloren hatte.

»Nichts«, sagte sie.

»Also gut«, sagte Brown, »wir vergeuden nur unsere Zeit. Fahren wir zu Fergusons Wohnung.«

Als sie vor dem Eingang hielten, lag das ganze Gebäude im Dunkeln, und auch die Bürgersteige waren menschenleer. Sie waren kaum zum Stehen gekommen, als Brown heraussprang und die Treppen zur Haustür hinauflief. Cowart hatte Mühe, mitzuhalten. Shaeffer bildete das Schlusslicht, rief den anderen jedoch zu: »Erster Stock, erste Tür.«

»Was soll das werden?«, fragte Cowart.

Er bekam keine Antwort.

Die schnellen Schritte des schweren Detectives auf der Treppe klangen wie ein Kugelhagel. Vor Fergusons Wohnung hielt er kurz an, griff in seine Jacke und zog seine schwere Waffe. Dann stellte er sich seitlich neben die stahlverstärkte Tür und donnerte sechs-, siebenmal mit der Faust dagegen.

»Aufmachen! Polizei!«

Noch einmal hämmerte er dagegen, und diesmal so heftig, dass der Rahmen vibrierte. »Ferguson! Machen Sie auf!«

Zur Antwort schlug ihnen Stille entgegen. Cowart bemerkte, dass Shaeffer keuchend neben ihm stand und ebenfalls mit der Waffe zielte. Er drückte sich mit dem Rücken an die Wand, auch wenn sie ihm wenig Schutz zu bieten hatte.

Zum dritten Mal gingen Browns Fäuste auf die Wohnungstür nieder, so dass die Schläge durchs Treppenhaus hallten. »Polizei! Aufmachen, verdammt!«

Nichts.

Er drehte sich zu Shaeffer um. »Sind Sie sicher ...«

»Wir sind hier richtig«, sagte sie grimmig.

»Aber wo zum Teufel ...«

In dem Moment hörten sie ein scharrendes Geräusch hinter ihnen. Cowart zog sich vor Schrecken alles zusammen. Shaeffer wirbelte herum, zielte mit der Waffe in Richtung des Geräuschs und rief: »Polizei! Keine Bewegung!«

Brown drängte an ihnen vorbei.

»Ich hab nix getan«, sagte eine Stimme.

Cowart sah eine untersetzte schwarze Frau in einem verschlissenen hellblauen Morgenmantel und rosa Hausschuhen auf dem unteren Treppenabsatz. Sie stützte sich auf eine Gehhilfe aus Aluminium und wackelte fortwährend mit dem Kopf. Durch ihre Plastikhaube schimmerten leuchtend bunte Lockenwickler. Die seltsame Erscheinung der Frau löste bei Cowart die Spannung und die Angst. Plötzlich kam er sich zusammen mit den beiden Ordnungshütern und ihren Revolvern lächerlich vor.

»Was soll der Krach? Sie platzen hier rein und donnern an die Tür und schreien das ganze Haus zusammen, als wollten Sie die Toten wecken! Das hier ist keine Dealerhöhle. Hier gibt's keine Junkies oder so, die, die hier wohnen, die haben Arbeit, die brauchen nachts ihren Schlaf. Was fällt Ihnen ein, Mister Cop, Sie machen Lärm, als ob Sie die Tür da mit'm Vorschlaghammer einschlagen wollten!«

Tanny Brown starrte zu der Frau hinunter. Andrea Shaeffer glitt an ihm vorbei. »Mrs. Washington? Ich war neulich bei Ihnen, Detective Shaeffer, aus Florida. Wir sind wieder auf der Suche nach Mr. Ferguson. Darf ich Ihnen Lieutenant Brown und Mr. Cowart vorstellen? Haben Sie Ferguson

gesehen?«

»Er ist weg.«

»Ja, ich weiß, kurz nach sechs, ich hab gesehen, wie er rauskam.«

»Nein, er ist noch mal zurückgekommen. Und dann wieder gegangen, so um zehn herum. Hab ihn von meinem Fenster aus gesehen.«

»Wo wollte er hin?«, fragte Tanny Brown in drängendem Ton.

Die Frau sah ihn finster an. »Woher soll ich das wissen? Hatte ein paar Taschen dabei. Ist eben weg. Einfach so. Ist nicht bei uns vorbeigekommen, um hallo oder tschüs zu sagen. Ist einfach raus. Vielleicht kommt er ja wieder, keine Ahnung. Hab ihn nicht gefragt. Hab nur gehört, wie er da oben mächtig zugange war, bevor er weg ist, ohne sich noch mal umzudrehen.«

Sie trat zurück. »Und jetzt lassen Sie gefälligst den Leuten hier ihren wohlverdienten Schlaf.«

»Nein«, sagte Tanny Brown entschieden. »Ich will da rein.« Er deutete mit dem Revolver auf die Wohnung.

»Das kann ich nicht machen«, weigerte sich die Frau.

»Ich will da rein«, wiederholte er.

»Und? Haben Sie einen Durchsuchungsbeschluss?«, fragte sie und sah ihn listig an.

»Ich brauche keinen gottverdammten Beschluss«, fauchte er sie an und durchbohrte sie mit seinem Blick.

Sie schwieg einen Moment und überlegte. »Ich will keinen Ärger«, sagte sie.

»Wenn Sie nicht augenblicklich den Schlüssel holen und die Tür hier aufschließen, dann kriegen Sie so viel Ärger wie noch nie«, drohte Brown.

Wieder zögerte die Frau, dann nickte sie und machte kehrt.

Im selben Augenblick erschien ihr Mann auf der Bildfläche und rasselte mit einem Schlüsselbund. Er trug ein altes Pyjamaoberteil zu einer verschossenen Khakihose. Die Schnürsenkel seiner Schuhe waren offen. Der drahtige Mann kam in wenigen Schritten nach oben.

»Das dürfen wir eigentlich nicht«, sagte er und funkelte Brown vorwurfsvoll an. Er drängte sich an den anderen vorbei und trat an die Tür. »Ist nicht in Ordnung«, betonte er noch einmal.

Dann steckte er einen Schlüssel nach dem anderen ins Schloss. Beim dritten sprang die Tür auf.

»Nur mit richterlichem Beschluss.« Tanny Brown überhörte ihn und war mit einem Satz an ihm vorbei in der Wohnung. Er schaltete Licht an, durchquerte mit vorgehaltener Waffe das Wohnzimmer, sah im Bad und im Schlafzimmer nach und überzeugte sich davon, dass niemand da war.

»Weg«, sagte er. Diese eine Silbe zerriss ihm fast das Herz. Er sah sich in der leeren Wohnung um und wusste, was geschehen war, auch wenn sich alles in ihm gegen den Gedanken sträubte, was da auf die Welt losgelassen worden war. Er trat an den Schreibtisch, an dem Ferguson gearbeitet hatte. Der Student, dachte er. Ein Stapel Papiere war ungeordnet auf den Boden gefallen. Frustriert trat er mit dem Fuß danach, und sie flatterten auf. Erst jetzt bemerkte er Matthew Cowart, der stumm die Blicke schweifen ließ.

»Getürmt«, bestätigte Cowart leise und schockiert.

Der Reporter holte Luft. Er hatte tatsächlich damit gerechnet, dass Ferguson sich großspurig über alle Gefahr hinwegsetzen und ausharren würde, als wäre nichts geschehen. Die Uhr tickt, stellte er lakonisch fest. Ihm dämmerte, dass ihm in diesem Moment die Story, die er schreiben wollte, zwischen den Fingern zerrann. Keine Zeit. Er läuft irgendwo da draußen rum und macht, was er will. Cowart schwirrte der Kopf von den beängstigenden Möglichkeiten. Er hatte keine Ahnung, was Ferguson plante – ob sein Kind in Gefahr war oder nicht. Oder ein anderes Kind. Niemand war vor dem Mann sicher. Als er zu Tanny Brown hinüberschaute, sah er, dass der Detective genau dasselbe dachte.

Es war nicht mehr lange bis zum Morgengrauen, doch der Schatten, der auf den beiden Männern

lastete, würde sich nicht so bald lichten.

Erschöpfung und Bürokratie kosteten sie wertvolle Stunden. Tanny Brown fühlte sich zwischen Sorge und Dienstvorschriften hin- und hergerissen. Nachdem sie in Fergusons verlassener Wohnung gewesen waren, hatte er sich gezwungen gesehen, Wilcox bei der örtlichen Polizei als vermisst zu melden, während er sich gleichzeitig bewusst war, dass sich ihre Zielperson mit jeder Sekunde, die verstrich, weiter von ihnen entfernte. Er und Shaeffer hatten den Rest der Nacht mit zwei hohen Tieren im Präsidium von Newark zugebracht, denen es bis zuletzt ein Rätsel blieb, wieso sie sich aus unterschiedlichen Gegenden des Bundesstaates Florida hierherbemüht hatten, um einen Mann zu befragen, der gegenwärtig keines Verbrechens verdächtigt wurde. Mit ausdrucksloser Miene hatten die beiden sich von Shaeffer schildern lassen, wie sie und Wilcox zusammen Ferguson observiert hatten und Wilcox plötzlich ausgestiegen und dem Mann gefolgt war. Im Prinzip schienen sie der Überzeugung zu sein, dass Wilcox, egal, was ihm zugestoßen sein mochte, nur bekommen hatte, was er verdiente. Es überstieg offensichtlich ihre Vorstellungskraft, dass ein Kollege, außerhalb seines Zuständigkeitsbereichs und fern der Heimat, sich dazu hinreißen ließ, einen Mann durch ein Gebiet zu jagen, das in den Augen der beiden Ordnungshüter eindeutig nicht den USA zuzurechnen war, sondern einem fremden Land mit eigenen Regeln, Gesetzen und Verhaltensnormen. Tanny Brown tobte innerlich wegen ihrer Haltung, die in seinen Augen rassistisch war, wenn auch unter logistischen Gesichtspunkten korrekt. Shaeffer konnte ihre Gleichgültigkeit nicht fassen. Mehr als einmal schwor sie sich im Laufe des Gesprächs, niemals derart abzustumpfen, egal, womit sie in ihrem Beruf konfrontiert werden würde.

Noch mehr Zeit verstrich, als Shaeffer die Kollegen zu der Stelle brachte, an der sie Wilcox das letzte Mal gesehen hatte, und mit ihnen die Route abfuhr, auf der sie nach ihm Ausschau gehalten hatte. Zuletzt waren sie noch einmal zu Fergusons Wohnung zurückgekehrt, die nach wie vor verwaist war. Trotzdem glaubten die beiden Beamten aus Newark nicht, dass er die Stadt verlassen hatte. Kurz bevor es hell wurde, erklärten sie Brown, sie würden eine Vermisstenmeldung herausgeben und ein Team abstellen, das systematisch die Straßen nach ihm absuchte. Gleichzeitig bestanden sie darauf, dass Brown in seinem eigenen Revier anrief, als ob es naheläge, dass Wilcox in Escambia County wieder auftauchte.

Cowart wartete für den Rest der Nacht in seinem Motelzimmer auf die beiden Detectives. Er konnte nicht beurteilen, wie groß die Gefahr für ihn oder seine Tochter war, begriff jedoch, dass mit jeder Sekunde, die verging, seine Lage schlimmer wurde und die einzige Waffe, die er besaß – die Zeitungsreportage – in immer weitere Ferne rückte. Solange er nicht wusste, wo sich Ferguson aufhielt, konnte er mit seinem Artikel nichts bewirken. Ferguson musste von der Wahrheit überrumpelt, mit Fragen bombardiert werden und sich vor aller Welt in seinem Lügengespinnst heillos verstricken. Nur so konnte Cowart Zeit gewinnen, um sich und seine Tochter zu schützen. Cowart war klar, dass er Ferguson erst einmal finden musste, bevor ein einziges Wort in der Zeitung erscheinen konnte.

Er starrte auf seine Armbanduhr und sah hilflos zu, wie der Sekundenzeiger – ähnlich dem auf der Wanduhr im Todestrakt – unaufhaltsam durch jede Minute jagte.

Jetzt bekommen Sie eine leise Ahnung davon, was es heißt, im Todestrakt zu leben.

Ihm wurde klar, dass er es nicht länger aufschieben konnte. Egal, wie beängstigend ein Anruf mitten in der Nacht war, er griff zum Hörer und wählte die Nummer seiner Ex-Frau.

Es klingelte zweimal, bevor sich die mürrische Stimme ihres neuen Ehemannes meldete.

»Tom? Matt Cowart. Tut mir leid, euch zu stören, aber ich habe ein Problem, und ...«

»Matt? Du liebe Zeit. Hast du mal auf die Uhr geguckt? Ich hab morgen früh einen Gerichtstermin. Was gibt es denn, das nicht ein paar Stunden warten kann?« Er hörte, wie seine Ex-Frau schlaftrunken etwas murmelte und zum Telefon kam. Er konnte nicht verstehen, was sie sagte, doch ihr Mann antwortete: »Ist dein Ex. Muss wohl irgendein Notfall sein.«

Nach einer kurzen Pause hörte er beide Stimmen durchs Telefon.

»Na schön, Matty, was ist los?«

Tom war in den Tonfall des Anwalts gewechselt – gereizt, autoritär. Bevor Cowart antworten konnte, fügte der Mann hinzu: »Oh, Mann, jetzt ist auch noch das Baby aufgewacht. Mist.«

Matthew Cowart bereute, dass er sich nicht zurechtgelegt hatte, was er sagen sollte. »Ich glaube, Becky ist in Gefahr«, platzte er heraus.

Eine Weile war es still in der Leitung, dann meldeten sich beide auf einmal.

»Was für eine Gefahr? Matty, was redest du da?« Es war seine Ex-Frau.

»Der Mann, über den ich geschrieben habe, der Häftling im Todestrakt. Er hat gedroht, Becky was anzutun, er weiß, wo ihr wohnt.«

Wieder trat kurzes Schweigen ein, dann fragte Tom: »Aber wieso? Du hast doch geschrieben, er wäre es nicht ...«

»Möglicherweise habe ich mich geirrt.«

»Aber wieso Becky?«

»Er will mich daran hindern, dass ich was anderes über ihn schreibe.«

»Also, mal von vorn, Matt. Was genau hat der Kerl gesagt? Wie genau lautet seine Drohung?«

»Das weiß ich nicht. Sieh mal, so eindeutig war das nicht, es ist alles so ...«

Er merkte selbst, wie wirr er sich ausdrückte.

»Matt, also hör mal, du klingelst uns mitten in der Nacht aus dem Bett und ...«

Seine Ex-Frau fiel dem Anwalt ins Wort. »Matty, ist das ernst?«

»Sandy, ich wünschte, ich wüsste, wie ernst und wie real die Sache ist. Nur eins steht fest: Der Mann ist gefährlich, und ich weiß nicht mehr, wo er steckt, also musste ich handeln, deshalb rufe ich an.«

»Hör mal, Matt«, fiel der Anwalt ein, »ein bisschen konkreter bräuchten wir es schon. Ich muss doch wenigstens eine vage Vorstellung davon haben, was ich von der Sache zu halten habe.«

Matthew Cowart kam die Galle hoch. »Nein, das musst du nicht. Es genügt, wenn du weißt, dass Becky vielleicht in Gefahr ist. Dass da draußen ein gefährlicher Mann herumläuft, der weiß, wo ihr wohnt, und der mich treffen will, indem er dem Kind etwas antut. Geht das in deinen Schädel? Mehr brauchst du nicht zu wissen. Sandy, pack bitte ein paar Sachen zusammen und fahr mit Becky irgendwohin. Irgendwas Anonymes oder Neutrales. Vielleicht zu deiner Tante in Michigan. Sofort, Sandy, bitte. Nimm den ersten Flieger. Bleib so lange, bis ich die Sache hier geklärt habe, aber das schaffe ich nicht, wenn ich nicht weiß, dass Becky an einem sicheren Ort ist, außer Reichweite dieses Mannes. Geht weg, okay? Es ist das Risiko nicht wert.«

Noch einmal herrschte kurzes Schweigen, dann antwortete seine geschiedene Frau: »Also gut.«

Sofort mischte sich ihr Mann ein. »Sandy! Mein Gott, wir wissen doch gar nicht ...«

»Wir wissen es früh genug«, erwiderte sie. »Matty, rufst du wieder an? Und erklärst du bitte Tom, was dahintersteckt? Sobald du kannst?«

»Ja.«

»Himmel«, sagte der neue Mann und fügte hinzu: »Matty, ich kann nur hoffen, dass das nicht einfach nur ein irres ...« Er hielt mitten im Satz inne und fügte schließlich hinzu: »Eigentlich hoffe ich, dass das alles nur eine irre Übertreibung ist. Frag mich, wieso ich nicht einfach bei der Polizei anrufe oder vielleicht einen Privatdetektiv anheure ...«

»Weil der Polizei zum Beispiel die Hände gebunden sind, solange es sich nur um eine Bedrohung

handelt! Die können erst einschreiten, wenn etwas passiert ist! Sie wird nicht in Sicherheit sein, selbst wenn du die Nationalgarde antanzen lässt. Sie muss einfach an einen sicheren Ort, wo der Kerl sie nicht finden kann, das ist alles.«

»Was ist mit Becky?«, fragte seine Ex-Frau. »Das wird ihr schreckliche Angst einjagen.«

»Ich weiß«, räumte Cowart in ohnmächtiger Verzweiflung ein. »Aber die Alternativen sind um ein Vielfaches schlimmer.«

»Dieser Mann ...«, fing der Anwalt an.

»Der Mann ist ein Mörder«, sagte Cowart mit zusammengebißenen Zähnen.

Sein Gesprächspartner am anderen Ende schwieg, dann stieß er einen Seufzer aus. »Also gut, sie nehmen den nächsten Flieger, okay? Ich bleibe hier. Mir hat der Kerl nicht gedroht, oder?«

»Nein.«

»Umso besser.«

Für ein paar Sekunden verstummten sie alle.

»Sandy?«, brach Cowart das Schweigen.

»Ja, Matt?«

»Ändere bitte nicht deine Meinung, nachdem du aufgelegt hast, weil es dir auf einmal albern vorkommt, überspannt, und du denkst, es gäbe keinen Grund zu handeln«, sagte er leise und in sachlichem, ruhigem Ton. »Verlasst das Haus im ersten Morgengrauen. Bring Becky in Sicherheit. Mir sind die Hände gebunden, solange ich nicht weiß, dass sie außer Gefahr ist. Versprichst du mir das?«

»Verstehe.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

»Danke«, sagte er in einer Mischung aus Anspannung und Erleichterung. »Ich halte dich auf dem Laufenden.« Sandys neuer Ehemann brummte etwas zur Bekräftigung. Cowart legte den Hörer auf, als sei er zerbrechlich, und lehnte sich auf dem Motelbett zurück. Er fühlte sich besser und schrecklich zugleich.

Als Brown und Shaeffer mit eingezogenen Schultern ins Motelzimmer zurückkehrten, stand ihnen neben der Erschöpfung die Entmutigung ins Gesicht geschrieben.

»Irgendwas erreicht?«, fragte Cowart.

Shaeffer antwortete für sie beide. »Die hiesigen Kollegen halten uns offenbar für durchgeknallt. Zumindest für inkompetent. Aber vor allem wollen sie ihre Ruhe. Wäre vielleicht anders, wenn sie irgendetwas sähen, das für sie dabei herausspringt. Ist aber offenbar nicht der Fall.«

Cowart nickte. »Und was heißt das jetzt für uns?«

»Dass wir einen Mann jagen, der etwas verbochen hat, den wir einer ganzen Reihe von Straftaten verdächtigen und dem wir nichts beweisen können«, antwortete Brown und lachte leise. »Mein Gott, hör sich das einer an. Hätte mich wie Sie aufs Schreiben verlegen sollen, Cowart.«

Shaeffer strich sich langsam übers Gesicht, dann über die Haare und zog sie so stramm nach hinten, dass ihre Haut sich straffte. »Wie viele?«, fragte sie und sah dabei die zwei Männer an. »Dieser erste Mord, über den Sie geschrieben haben ...«

Beide Männer schwiegen und versuchten, ihre Befürchtungen für sich zu behalten.

»Wie viele?«, beharrte sie. »Was soll das? Meinen Sie, es passiert ein Unglück, wenn Sie es mir sagen? Wie kann es denn noch schlimmer kommen, als es ohnehin schon ist?«

»Joanie Shriver«, antwortete Cowart. »Sie ist die Erste. Die Erste, von der wir wissen. Dann gibt es ein zwölfjähriges Mädchen unten in Perrine, das verschwunden ist ...«

»Perrine?«, fragte Shaeffer. »Kein Wunder, dass er ...«

»Kein Wunder, dass er was?«, hakte Cowart nach.

»Das war die erste Frage, die er mir gestellt hat. Als ich bei ihm war. Er wollte sich vergewissern, dass ich in einem Fall in Monroe County ermittele. Er war sehr darauf bedacht, wo die Grenze zwischen Dade und Monroe verläuft. Und als das geklärt war, wirkte er sichtlich entspannt.«

»Verdammt«, flüsterte Cowart.

»Bis jetzt wissen wir noch herzlich wenig über sie«, warf Brown ein. »Vorerst ist es Spekulation.«

Cowart stand auf und schüttelte den Kopf. Er ging zu seinem Jackett hinüber und zog die Ausdrucke heraus, die er die ganze Zeit mit sich herumgetragen hatte. Er reichte sie Brown, der sie überflog.

»Was ist das?«, fragte Shaeffer.

»Nichts«, erwiderte Brown in unüberhörbar frustriertem Ton. Er zerknüllte die Seiten und gab sie Cowart zurück. »Dann ist er also da gewesen?«

»Ja.«

»Und trotzdem haben wir nichts gegen ihn in der Hand.«

»Sie meinen, keine Leiche. Nach dem, was Shaeffer sagt, würde ich allerdings stark vermuten, dass er die Tote irgendwo in den Everglades hat verschwinden lassen, nicht weit von der Bezirksgrenze.«

»Stimmt.« Cowart wandte sich an Shaeffer. »Sehen Sie? Das sind zwei, bis jetzt zwei ...«

»Drei«, fügte Brown ruhig hinzu. »Ein kleines Mädchen in Eatonville. Ist vor ein paar Monaten spurlos verschwunden.«

Cowart starrte den Polizisten an. »Davon haben Sie mir kein ...«

Brown zuckte mit den Achseln.

Cowart griff mit vor Ärger zitternden Händen zu seinem Notizblock. »Er war vor sechs Monaten in Eatonville. In der presbyterianischen Erlöserkirche. Hat seinen Sermon über Jesus gehalten. Ist sie da ...«

»Nein, etwas später.«

»Verdammt«, sagte Cowart erneut.

»Er ist also wiedergekommen. Er muss wiedergekommen sein, als er davon ausgehen konnte, dass niemand mehr auf ihn achtete.«

»Sicher. Aber wie wollen Sie das beweisen?«

»Ich werde es beweisen.«

»Na toll. Und wieso haben Sie mir nichts davon erzählt?« Cowart war heiser vor Zorn.

Brown erwiderte nicht minder zornig. »Ihnen davon erzählen, ja? Zu welchem Zweck? Damit es mir von Ihrer Titelseite entgegenspringt, bevor ich mit meinen Ermittlungen auch nur einen Schritt weiterkomme? Bevor ich die Chance habe, in jeder Kleinstadt mit vorwiegend schwarzen Bewohnern in Florida nachzuhören? Ich soll Ihnen doch nur Bericht erstatten, damit Sie es rausposaunen und Ihren angeschlagenen Ruf wiederherstellen können!«

»Weiterkommen! Wer soll denn noch alles sterben, bis Sie genug für eine Anklage zusammen haben? Wenn überhaupt!«

»Und was ist damit gewonnen, dass Sie es in die Zeitung bringen?«

»Es würde funktionieren! Ich würde ihn ausräuchern!«

»Oder ihn warnen, so dass er künftig noch vorsichtiger ist.«

»Nein. Alle anderen wären gewarnt ...«

»Klar doch. Er würde seine Vorgehensweise ändern, und kein Gericht der Welt bekäme ihn noch einmal auf die Anklagebank.«

Beide Männer waren aufgesprungen und starrten sich an, als wollten sie jeden Moment aufeinander losgehen. Shaeffer erhob die Hand. »Sind Sie beide jetzt völlig übergeschnappt?«, fragte sie energisch. »Sind Sie nicht ganz bei Trost? Haben Sie sich gegenseitig Informationen vorenthalten? Was versprechen Sie sich von Ihrer Geheimniskrämerei?«

Cowart sah sie an und schüttelte den Kopf. »Das ist ja gerade das Problem. Keiner rückt mit der ganzen Wahrheit heraus.«

»Wie viele Menschen sind jetzt tot, weil ...«, fing sie an, brach jedoch mitten im Satz ab, als ihr bewusst wurde, dass sie selbst über Erkenntnisse verfügte, die sie nur ungern weitergab. Doch Cowart durchschaute ihr Zögern.

»Was verheimlichen Sie uns, Detective? Was wissen Sie, worüber Sie nicht reden wollen?«

Sie begriff, dass ihr keine andere Wahl blieb.

»Sullivans Eltern«, sagte sie. »Ferguson hatte recht, er war es nicht.«

»Was?«

Sie erzählte ihnen, was sie von Michael Weiss erfahren hatte: von der Bibel, dem Wachmann, dem Bruder.

Cowart sah sie ungläubig an und schüttelte den Kopf. »Rogers«, sagte er. »Wer hätte das gedacht?« Andererseits leuchtete die Möglichkeit ein. In Starke kam nichts und niemand an Rogers vorbei. Es wäre für ihn ein Kinderspiel gewesen. Andererseits ... »Eins müssen Sie mir erklären«, sagte Cowart. »Wenn es wirklich Rogers war, wieso hat Sullivan dann alles drangesetzt, mir gegenüber Ferguson den Mord in die Schuhe zu schieben, während er Rogers in dieser Bibel anschwärzt?«

Brown zuckte die Achseln. »Auf diese Weise konnte er sicherstellen, dass zumindest einer mit dem Mord davonkommt. Mehr als ein möglicher Täter. Ihnen verkauft er die eine Version, in seiner Hinterlassenschaft lenkt er den Verdacht auf einen anderen. Warten Sie nur, bis ein Strafverteidiger das in die Finger bekommt. Aber vor allem hat er es getan, weil er krank war. Krank im Kopf, unberechenbar und böse. Wenn er schon selbst zur Hölle ging, wollte er so viele mitnehmen wie möglich: Sie, Ferguson, Rogers ... und drei Polizisten, die er nicht mal kannte.«

Für einen Moment verstummten alle. »Demnach kann es Rogers gewesen sein, vielleicht war er es aber auch nicht«, sagte Cowart. »Ich seh's vor mir, wie der alte Sully sich da unten gerade totlacht.« Wieder schüttelte er den Kopf. »Also, was sagt uns das Ganze?«

»Dass wir Sullivan erst mal abhaken können«, meldete sich Shaeffer zu Wort. »Mitsamt seinen Tricks und Spielchen. Konzentrieren wir uns lieber auf Ferguson und seine Opfer. Drei, meinen Sie?«

»Er ist sieben Mal in den Süden gereist, jedenfalls, soweit wir wissen.«

»Sieben Mal?«

Cowart hob in einer hilflosen Geste die Hände. »Wir wissen nicht, welche dieser Reisen der Erkundung dienten und welche der Tat. Wir wissen lediglich – nein, wir vermuten lediglich –, dass er drei kleine Mädchen auf dem Gewissen hat. Ein weißes, zwei schwarze. Und Bruce Wilcox.«

»Vier«, sagte sie leise.

»Vier«, bekräftigte Tanny Brown niedergeschlagen. Als wollte er beweisen, dass er kein Recht hatte, erschöpft zu sein, fing er an, im Zimmer auf und ab zu gehen wie ein Häftling in seiner Zelle. »Sehen Sie denn nicht, was der Bursche für ein Spiel treibt?«

»Wie meinen Sie das?«

Brown sprach mit einer Eindringlichkeit, die den kleinen Raum in Schwingung zu versetzen schien. Er sah die junge Kollegin an. »Wie gehen wir vor? Es passiert ein Verbrechen, und obwohl es einmalig ist, gehen wir selbstverständlich davon aus, dass es in eins unserer klar definierten Schubfächer passt, dass es demselben Muster wie hundert andere entspricht. So haben wir es gelernt, das ist unsere Erwartung. Wir ziehen also los und machen uns auf die Suche nach den üblichen Verdächtigen. Womit wir in neunundneunzig von hundert Fällen ja auch richtigliegen. Wir stellen den Tatort auf den Kopf, um ein einziges Haar, einen einzigen Blutspritzer, die eine oder andere Faser und den Richtigen auf unserer Hitliste zu finden. Die Alternative – dass jemand auf der Bildfläche erscheint, den mit dem Opfer und seiner Umgebung nichts anderes verbindet als die schiere Mordlust – ist einfach zu erschreckend. Jemand, den man nicht kennt, den überhaupt niemand kennt, der

inzwischen vielleicht hundert oder tausend Meilen vom Tatort entfernt ist. Und es aus einem derart aberwitzigen, hirnrissigen Grund getan hat, dass wir nicht mal draufkommen, geschweige denn es nachvollziehen können. Denn in dem Fall liegen die Chancen, dem Kerl den Prozess zu machen, bei null. Und aus genau diesem Grund, weil wir nun mal so ticken, sind wir damals bei der kleinen Joanie zu Ferguson gefahren. Wir hatten einen Mord, und er stand auf unserer Hitliste ...«

Brown sah zuerst Shaeffer und dann Cowart an. »Dummerweise hat er uns inzwischen durchschaut.«

Der Detective beugte sich vor und begleitete jede Silbe mit einem Faustschlag in die offene Hand. »Er hat festgestellt, dass Entfernung die beste Tarnung ist: Wenn er in irgendein Kaff kommt, um zu töten, sollte ihn dort am besten niemand kennen. Auf diese Weise erregt er kein Aufsehen. Niemand erkennt ihn wieder, wenn er erneut zuschlägt. Wer sind seine Opfer? Er hat am eigenen Leib erfahren, was passiert, wenn er ein weißes Mädchen ermordet. Also geht er von jetzt an in kleine Städte, wo die Polizei nicht so gut geschult und die Presse nicht so wachsam ist, und schnappt sich ein *schwarzes* Mädchen, weil das nicht annähernd so viel Staub aufwirbelt wie die tote Joanie Shriver. So macht er sich auf, begeht sein Verbrechen, kommt wieder hierher und erscheint zu seinen Seminaren, ohne dass irgendjemand nach ihm sucht.«

Brown schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Niemand außer uns dreien.«

»Und Wilcox?«, fragte Cowart.

Brown holte tief Luft. »Er ist tot«, antwortete er in ausdruckslosem Ton.

»Das wissen wir nicht«, warf Shaeffer ein. Der Gedanke war für sie unannehmbar. Obwohl sie wusste, dass Brown die Wahrheit sagte, wollte sie es nicht hören.

»Tot«, wiederholte Brown mühsam beherrscht. »Irgendwo hier in der Nähe, und deshalb hat Ferguson sich abgesetzt. Das ist seine Regel Nummer eins. Töte ohne Risiko. Töte anonym. Geh auf Abstand. Eine simple Formel, aber wirksam.«

Er starrte die junge Kollegin an. »In dem Moment, als Sie ihn aus den Augen verloren haben, war sein Tod besiegelt.«

»Sie hätten an seiner Seite bleiben sollen«, pflichtete Cowart ihm bei.

Wutentbrannt fuhr sie herum. »*Er* ist nicht an *meiner* Seite geblieben. Er war nicht zu halten, ich hab es versucht. Verdammt! Ich muss mir das nicht anhören! Ich brauche nicht mal hier zu sein!«

»Oh doch«, erwiderte Cowart. »Haben Sie es immer noch nicht begriffen? Da draußen läuft ein richtig gefährlicher Mann herum – wegen einer Verkettung von Pannen, Fehleinschätzungen, Pech, was auch immer. Unterm Strich hat *er* ihn entwischen lassen ...«, Cowart zeigte mit dem spitzen Finger auf Tanny Brown, »... und *ich* hab ihn entwischen lassen ...«, er schlug sich gegen die eigene Brust, »... und als Letzte haben auch *Sie* ihn entwischen lassen. So einfach ist das.«

Er holte tief Luft. »Bei Lichte betrachtet, hat sich nur einer ernsthaft an seine Fersen gehängt. Bruce Wilcox. Und jetzt ...«

»... ist er tot«, beendete Brown den Satz. Er stand mitten im Zimmer und ballte die Hände zu Fäusten, verharrte eine Weile reglos und ließ schließlich die Arme sinken. »Wir sind die Einzigen, die ernsthaft nach ihm fahnden.« Auch er zeigte mit dem Finger auf Shaeffer. »Jetzt sind auch Sie in der Pflicht.«

Von einer Sekunde zur anderen wurde ihr schwindelig, als schwankte der Boden unter ihr wie das Fischerboot ihres Stiefvaters bei Wellengang. Dabei konnte sie nicht leugnen, was die beiden Männer sagten. Jetzt lag es bei ihnen dreien, eine Lösung zu finden.

Wilcox und mehrere kleine Mädchen, führte sie sich vor Augen.

Die beiden hier haben keinen Schimmer, dachte sie. Sie haben keine Ahnung, wie man sich fühlt, wenn man niedergeworfen und zu Boden gedrückt wird, wenn man weiß, dass man das alles ohnmächtig über sich ergehen lassen muss und vielleicht nicht wieder aufsteht. Sie zwang sich, an die

letzten Minuten dieser kleinen Mädchen zu denken, und bei der entsetzlichen Vorstellung schnürte es ihr die Luft ab. Ihr Entschluss stand fest.

»Dazu müssen wir ihn erst mal suchen«, sagte sie. »Hat jemand eine Idee, wo?«

»Florida«, sagte Cowart zögernd. »Ich glaube, er ist nach Florida zurück. Da kennt er sich aus. Da dürfte er sich am sichersten fühlen. Es gibt zwei Menschen, die ihm Kopfzerbrechen bereiten, schätze ich – Detective Brown und mich. Ich denke nicht, dass er Sie auf seinem Radarschirm hat, oder hat er Sie zusammen mit Wilcox gesehen?«

»Ich glaube nicht.«

»Das immerhin könnte von Vorteil sein.«

Cowart wandte sich Brown zu. Ihm geisterte etwas durch den Kopf, das Sullivan zu ihm gesagt hatte: *Sie müssen ein freier Mann sein, um ein guter Mörder zu sein, Cowart.* Das ist auch Ferguson bewusst, dachte Cowart. Also sprach er es aus.

»Sie und ich, das ist eine andere Geschichte. Er muss sich sicher sein, dass er uns los ist, frei. Dann kann er so weitermachen wie bisher, ohne ständig über die Schulter zu sehen.«

»Und wie bekommt er diese Sicherheit?«

Der Reporter holte tief Luft. »Als ich bei ihm war an dem Abend, da hat er mir wegen meiner Tochter gedroht. Er weiß, dass sie bei ihrer Mutter in Tampa lebt, er kennt das Haus, er war da.«

Tanny Brown lag etwas auf der Zunge, aber er sagte nichts.

»Deshalb ...«

»Erzählen Sie mir, womit er Ihnen gedroht hat«, forderte der Detective ihn auf.

»Er hat mir nur bewiesen, dass er weiß, wo sie wohnt. Er hat nicht gesagt, was er mit ihr machen würde, nur dass er genau über sie Bescheid wüsste und dass ich deshalb nicht über ihn schreiben würde. Schon gar nicht irgendwelche Anschuldigungen, die ihn mit anderen Verbrechen in Verbindung brächten, ohne dass ich irgendetwas beweisen könne.«

»Und hat er recht?«

»Was würden Sie an meiner Stelle tun?«, erwiderte der Reporter gereizt.

»Und Sie glauben, da ist er jetzt hin, nach Tampa? Um ...«

»Mir das Herz herauszuschneiden – seine Worte.«

»Und glauben Sie, dass er das tut?«

Cowart schüttelte den Kopf. »Nein. Ich schätze, er denkt, dass er mich kaltgestellt hat. Dass er nichts weiter zu tun braucht, damit ich den Mund halte.«

Tanny Brown starrte ihn mit einem durchbohrenden Blick an. »Auch ich habe Töchter«, sagte er. »Hat er denen auch gedroht?«

Cowart wurde flau. »Nein. Die hat er nicht erwähnt.«

»Er weiß auch, wo meine Töchter wohnen, Cowart. Jeder in Pachoula weiß, wo ich wohne.«

»Er hat kein Wort gesagt.«

»Wusste er, dass ich nicht zu Hause bin, als er Sie bedroht hat? Wusste er, dass ich in der Nähe bin?«

»Keine Ahnung.«

»Wieso hat er sie nicht erwähnt, Cowart? Wäre dieselbe Drohung bei mir nicht genauso wirkungsvoll wie bei Ihnen?«

Cowart schüttelte den Kopf. »Nein. Er weiß, dass Sie ihn trotzdem nicht in Ruhe lassen würden.«

Brown nickte. »Da liegen Sie mal richtig. Also, Mister Reporter, wie wird er mich los? Wenn ich ihm noch als Einziger im Wege stehe, wie löst er das Problem?«

Cowart überlegte fieberhaft. Ihm kam nur eine Möglichkeit in den Sinn, und so sprach er sie aus. »Wahrscheinlich will er mit Ihnen dasselbe machen wie mit Wilcox. Sie irgendwo in eine Falle locken und ...«

Er legte eine Pause ein. »Vielleicht täusche ich mich ja auch. Vielleicht ist ihm klargeworden, dass er besser die Flucht ergreift, nach Boston, Chicago, L.A., irgendeine Metropole mit einer Menge Menschen. Er könnte erst mal untertauchen und sich, falls er die Geduld aufbringt, eine ganze Weile in Enthaltsamkeit üben.«

»Und trauen Sie ihm diese Geduld zu?«, fragte Shaeffer.

Cowart schüttelte den Kopf. »Nein. Vielleicht ist ihm nicht mal klar, dass es ratsam für ihn wäre, diese Geduld aufzubringen. Bis jetzt hat er das Spiel immer gewonnen. Er ist arrogant und hat vermutlich einen Höhenrausch. Traut uns nicht zu, ihn zu schnappen. Und selbst wenn? Was können wir denn mit ihm machen? Er hat uns schon einmal ein Schnippchen geschlagen. Wahrscheinlich denkt er, im Fall der Fälle käme er auch ein zweites Mal davon.«

»Und das heißt, wir wissen, wo wir ihn finden«, sagte Tanny Brown. »Da, wo alles angefangen hat.«

»Pachoula«, sagte Cowart.

»Pachoula«, bestätigte der Detective. »Heimvorteil für ihn. Allerdings auch für mich. Obwohl ihn da keiner ausstehen kann, fühlt er sich auf so vertrautem Terrain sicher. Ein guter Ort für ihn, etwas anzufangen und zu Ende zu bringen. Und genau da, denke ich, geht er hin.«

Cowart nickte und deutete mit dem Kopf aufs Telefon. »Also. Dann rufen Sie dort an. Lassen Sie das Haus seiner Großmutter observieren. Lassen Sie ihn verhaften.«

Brown schwieg eine Weile, bevor er zum Telefon trat. Er tippte schnell einige Nummern ein und wartete, bis sich am anderen Ende jemand meldete. »Zentrale? Hier spricht Lieutenant Brown. Stellen Sie mich bitte zum diensthabenden Beamten durch.«

Wieder trat Schweigen ein, dann sagte er: »Randy? Tanny Brown. Hör mal, ich brauche deine Hilfe. Im Moment möchte ich noch nicht sagen, worum es geht, aber ich hätte eine Bitte an dich: Postiere einen Tag lang je einen Streifenwagen vor der Highschool und vor meinem Haus. Und die beiden, die du zu mir nach Hause schickst, sollen meinem alten Herrn sagen, ich käme so schnell wie möglich zurück und erklär ihm alles. In Ordnung?«

Der Detective schwieg und hörte dem Kollegen am anderen Ende der Leitung zu. »Nein, nein, tu einfach nur, worum ich dich bitte, okay? Ist wirklich nett von dir. Nein, um meinen Vater braucht ihr euch keine Sorgen zu machen, der kommt schon klar. Es geht um meine Töchter ...« Er verstummte, hörte zu und sagte: »Nein, nichts Dramatisches, und ich kümmere mich um den Papierkram, sobald ich zurück bin. Wenn ich es schaffe, noch heute. Spätestens morgen. Wonach sie Ausschau halten sollen? Nach jemandem, der da nichts zu suchen hat. Verstanden? Egal wer.« Er legte auf.

»Sie haben ihnen nichts von Ferguson gesagt«, sagte Cowart erstaunt. »Sie haben ihnen überhaupt nichts erzählt.«

»Ich hab ihnen gesagt, was sie wissen müssen. Allzu groß kann sein Vorsprung nicht sein. Wenn wir uns beeilen, holen wir ihn ein, bevor er mit uns rechnet.«

»Und was ist, wenn ...?«

»Kein Wenn und Aber, Cowart. Bis wir da sind, halten ihn die Streifenwagen in Schach. Und dann gehört er mir.« Er funkelte ihn an. »Mir, ist das klar? *Ich* bringe die Sache zu Ende.«

Es herrschte knisterndes Schweigen. Schließlich ging Cowart zu seinem Schreibtisch und fand einen Flugplan in einem Fach seines Reisekoffers.

»Nach Atlanta geht der nächste Flieger um 12:00 Uhr. Wir können von dort nach Birmingham fliegen und uns da ein Auto nehmen. Bis der Tag zur Neige geht, sind wir da.«

Tanny Brown nickte. Auf seinen fragenden Blick hin signalisierte Shaeffer ihr Einverständnis.

»Bis der Tag zur Neige geht«, murmelte der Polizist.

Als sie in zügigem Tempo von Alabama nach Escambia fuhren, kündete der Himmel bereits von der heraufziehenden Nacht. Im Süden war das leuchtende Türkis schon verblasst und einem schmutzigen Graubraun gewichen, dem Vorboten einer Schlechtwetterfront. Ein heißer Wind blies in Böen aus unterschiedlichen Richtungen, rüttelte gelegentlich an ihrem Wagen und vertrieb die letzte Kälte, die sie aus dem Nordosten noch in den Knochen spürten. Sie kamen an staubtrockenen Gehöften und vereinzelt hohen Kiefern vorbei, und Cowart fühlte sich an Zuschauer in einem Stadion erinnert, die im spannendsten Moment des Spiels von ihren Bänken springen und die Arme über die Köpfe reißen. Ihr rasantes Tempo entsprach der Rastlosigkeit und der Ungewissheit, was sie bei ihrer Ankunft erwartete, und der Sorge, nicht rechtzeitig einzutreffen. Die Landschaft flog an ihnen vorbei; die schmale Straße schien nicht einmal genug Platz zum Atmen zu gewähren. Als sie sich einem alten, klapprigen Schulbus näherten, der vor ihnen gemächlich die einzige Spur entlangholperte, hielt sich Cowart an der Armlehne fest. Tanny Brown musste fest auf die Bremse treten, um auf das altersschwache Vehikel nicht aufzufahren. Als Cowart aufblickte, las er auf der Rückseite oberhalb der Tür des Notausstiegs in leuchtend hellem Rot die handgeschriebenen Worte: NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT, DEINEN HEILAND ANZUNEHMEN!

Und darunter, etwas kleiner, aber nicht minder schwungvoll geschrieben: NEUE ERWECKUNGSKIRCHE, PACHOULA, FLA.

Und schließlich auf der Stoßstange die unübersehbare Aufforderung: FOLGE MIR ZU JESUS!

Cowart kurbelte das Fenster herunter und hörte die jubelnden Stimmen des Kirchenchors, die in der flirrenden Hitze durch das Ächzen und Stöhnen des Dieselmotors vor ihnen drangen. Doch so sehr er die Ohren auch spitzte, er konnte den Text des Liedes, das sie sangen, nicht verstehen, auch wenn ihm einzelne Fetzen der Melodie vage bekannt vorkamen.

Tanny Brown riss das Lenkrad des Leihwagens herum und gab zugleich Vollgas. In einem entschlossenen Überholmanöver hängten sie den Bus ab. Als Cowart sich umdrehte, sah er, wie sich Dutzende Schulkinder im Rhythmus des Gesangs und des schaukelnden Busses wiegten und in die Hände klatschten.

Sie fuhren weiter durch die zunehmende Dunkelheit. Im letzten Dämmerlicht verschwammen nicht nur die geraden Linien der Häuser und Scheunen, auch die gewundene Straße war immer schlechter zu erkennen, als rasten sie einen unbefestigten Weg entlang.

»Jesus muss in diesem County Überstunden schieben«, sagte Brown, »um all die Seelen zu sich zu holen.«

Bis dahin hatte er beharrlich geschwiegen. Sosehr er sich auch bemühte, er konnte eine Erinnerung, die ihm plötzlich hochgekommen war, nicht wieder abschütteln. Ein Moment im Krieg, der alltägliche Alptraum: Er war seit sieben Monaten im Land, und sein Zug marschierte schon geraume Zeit über ein weites, offenes Gelände; der Abend dämmerte bereits, sie befanden sich in der Nähe des Lagers, sie waren schweißgetränkt, verdreckt, erschöpft und dachten wahrscheinlich mehr ans bevorstehende Essen und ihren notdürftigen Schlafplatz, statt mit wachen Sinnen auf ihre Umgebung zu achten, so dass sie leichte Beute waren. Und so konnte es im Nachhinein eigentlich nicht verwundern, dass der Schuss eines Heckenschützen durch den Abend gellte und einer der Männer, der an der Spitze marschierte, so plötzlich niedersackte, dass es Brown vorkam, als habe ein zorniger Gott den Finger ausgestreckt und den ahnungslosen Mann einfach umgestoßen.

Mit schriller angst- und schmerz erfüllter Stimme hatte der Mann aufgeschrien: *Hilfe, bitte helft mir!*

Tanny Brown hatte sich nicht gerührt. Er hatte gewusst, dass der Heckenschütze in seinem Hinterhalt lauerte und nur darauf wartete, dass jemand dem Verwundeten zu Hilfe eilte.

Er hatte gewusst, was passieren würde, wenn er hinginge. Und so hatte er sich bewegungslos gegen die Erde gedrückt und nur gedacht: *Auch ich will überleben*. Hatte sich nicht gerührt, bis der Zugführer per Funk dafür sorgte, dass vom Lager aus auf den Waldrand geschossen wurde, in dem sich der Schütze versteckte. Erst als ein Dutzend hochexplosive Granaten eingeschlagen waren und aus den Bäumen Kleinholz gemacht hatten, war er aufgestanden und dem Verwundeten zu Hilfe geeilt.

Es war ein weißer Junge aus Kalifornien gewesen, der erst seit einer Woche zu ihrem Zug gehörte. Brown hatte sich über ihn gebeugt und auf die hoffnungslos zerfetzte Brust des Mannes gestarrt, während er versuchte, sich an seinen Namen zu erinnern.

Er war sein letzter Verwundeter gewesen, und er war gestorben.

Eine Woche später hatte man Brown turnusgemäß nach Hause geschickt. Er hatte das Schlachtfeld gegen die Florida State University getauscht, hatte dort sein Studium in Strafrecht und -vollzug absolviert und schließlich eine Stelle bei der Polizei ergattert. Auch wenn er nicht der erste Schwarze bei der Staatspolizei von Escambia war, so herrschte stillschweigende Übereinkunft darüber, dass er es als Erster zu etwas bringen würde. Er hatte einiges vorzuweisen: dort aufgewachsen. Football-Star. Kriegsheld. Universitätsabschluss. Steter Tropfen höhlt den Stein alter Vorurteile, doch eine Sturzflut beschleunigte die Erosion.

Ihn überkam ein Anflug von Schuldgefühlen. Ihm wurde bewusst, dass er oft im Geist die Schreie der Verwundeten hörte, doch immer nur die Schreie derer, die er hatte retten können. Diese Erinnerungen fielen nicht schwer. Sie bewiesen einem, dachte er, dass man inmitten von Unrecht etwas richtig gemacht hatte. An diesem Abend, auf dieser Fahrt dachte er zum ersten Mal an den Schrei des letzten Mannes.

Ob Bruce Wilcox um Hilfe gerufen hat?, fragte er sich. Auch ihn habe ich im Stich gelassen.

Ihm wurde bewusst, dass er es Wilcox' Familie sagen musste. Zum Glück hatte er keine Frau, auch keine feste Freundin. Brown erinnerte sich an eine Schwester, die mit einem Marineoffizier in San Diego verheiratet war. Wilcox' Mutter war tot, und sein Vater lebte allein in einem Seniorenheim. In Escambia gab es Dutzende Altenheime, es war eine Wachstumsindustrie. Tanny Brown rief sich die wenigen Begegnungen mit dem Vater ins Gedächtnis: ein strenger, mürrischer alter Mann, der auch so schon jeden und alles hasste. Diese Nachricht wird es nur noch schlimmer machen. Plötzlich packte ihn die Wut. Was soll ich ihm sagen? Dass ich ihn verloren habe? Dass ich ihn zusammen mit einer unerfahrenen Ermittlerin aus Monroe auf einen Beobachtungsposten abgestellt habe und er verschwunden ist? Vermutlich tot? Im Einsatz vermisst? Schließlich hat ihn kein Dschungel verschlungen.

Doch genau das traf es.

Er schaltete die Scheinwerfer ein. Im selben Moment erfassten sie die roten Knopfaugen eines Opossums, das sprungbereit am Straßenrand hockte, als wollte es sich auf die Autoreifen stürzen. Brown hielt das Lenkrad fest und beobachtete das Tier, das im letzten Moment zurückwich und sich im Graben in Sicherheit brachte.

In diesem Moment wünschte er sich, er könne genauso in ein Versteck verschwinden.

Keine Chance, stellte er lakonisch fest.

Wenig später fuhr er auf den Parkplatz des Admiral Benbow Inn an der Stadtgrenze von Pachoula und setzte seine beiden Passagiere auf dem Bürgersteig ab, wo ihre Gesichter in das grell weiße Neonlicht einer Leuchtreklame getaucht wurden, hell und groß genug, um auch noch vom Highway aus ins Auge zu springen.

»Was haben Sie jetzt vor?«

»Verstärkung anfordern. Oder würden Sie es vorziehen, ihn alleine zu schnappen?«

Cowart dachte an das, was Brown in Newark gesagt hatte. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. »Vermutlich nicht.«

»Wann?«, fragte Shaeffer.

»Früh. Ich hole Sie vor Tagesanbruch ab. Sagen wir, Viertel nach fünf.«

»Und dann?«

»Fahren wir zum Haus seiner Großmutter raus. Ich tippe, dass er da ist. Wenn wir Glück haben, schläft er noch.«

»Und wenn nicht?«, fragte sie. »Wenn er nun nicht dort ist, was dann?«

»Dann kämmen wir die ganze Gegend nach ihm durch. Aber ich bin zuversichtlich, dass wir ihn genau da finden.«

Sie nickte wenig überzeugt. Es erschien ihr zu einfach, um wahr zu sein.

»Und wo wollen Sie jetzt hin?«, wiederholte Cowart seine Frage.

»Wie gesagt, Verstärkung organisieren. Vielleicht ein paar Berichte schreiben. Und auf jeden Fall nach meiner Familie sehen. Also dann, bis kurz vor Sonnenaufgang.«

Er legte den Gang ein, gab Gas und ließ den Reporter und die junge Polizistin wie zwei in der Fremde gestrandete Touristen auf dem Bürgersteig stehen. Für einen Moment betrachtete er sie durch den Rückspiegel. Sie wirkten klein und unentschlossen. Er fuhr um eine Kurve und verlor sie aus den Augen. Er spürte, wie sich die Gefühle, die sich in den letzten Stunden in ihm angestaut hatten, entluden, als verlöre ein zum Zerreißen straff gespannter Faden an Zug. Er empfand eine Bitterkeit, dass er glaubte, sie auf der Zunge zu schmecken. Während er alleine durch die Nacht brauste, wich der Aufruhr der Gefühle endlich einer Ruhe, in der er klar denken konnte. Den Reporter und die junge Kollegin vergaß er für eine Weile, wenn auch nicht ganz, und ließ seiner kalten Wut freien Lauf. Ohne ein konkretes Ziel fuhr er mit Höchstgeschwindigkeit. Er dachte keine Sekunde daran, irgendwelche Berichte zu schreiben oder Verstärkung anzufordern. Die Inventur des Todes konnte warten.

Cowart und Shaeffer nahmen sich Zimmer im Motel und gingen anschließend ins Restaurant, um eine Kleinigkeit zu essen. Auch wenn keiner von ihnen Hunger hatte, lag es nahe, um diese Zeit etwas zu sich zu nehmen. Bei einer Kellnerin, die sich in ihrer steifen, knapp sitzenden blau-weißen Uniform nicht wohlfühlen schien und wenig Enthusiasmus zeigte, sie zu bedienen, gaben sie ihre Bestellung auf. Während sie warteten, betrachtete Cowart sein Gegenüber und stellte fest, dass er so gut wie nichts über die Polizistin wusste. Ebenso stellte er fest, dass er schon seit langem nicht mehr einer jungen Frau gegenübergesessen hatte. Wenn sie nicht gerade ihre Stacheln ausfuhr, war sie eigentlich recht attraktiv. Wäre das hier Hollywood, dachte er, dann würden wir einander jetzt – aufgewühlt nach allem, was wir durchgestanden haben – in die Arme fallen. Stattdessen wäre ich schon froh und dankbar, wenn sie einfach nur mit mir redete. Ob sie ihm den Gefallen tun würde, war keineswegs ausgemacht.

»Ganz anders als die Keys, nicht wahr?«, unternahm er einen Versuch.

»Ja.«

»Sind Sie dort aufgewachsen?«

»Ja. Mehr oder weniger. In Chicago geboren, aber als Kind dorthin umgezogen.«

»Wie hat es Sie zur Polizei verschlagen?«

»Was soll das werden? Ein Interview? Für Ihren nächsten Artikel?«

Cowart winkte ab, wurde sich aber bewusst, dass sie nicht ganz danebenlag. Wahrscheinlich würde er tatsächlich jede kleine Einzelheit in seiner Reportage bringen, sobald er dazu kam, über die jüngsten Ereignisse zu berichten.

»Nein, ich versuche nur, höflich zu sein. Sie brauchen nicht zu antworten, wenn Sie nicht mögen.

Wir können uns auch anschweigen, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Mein Vater war Polizist. In Chicago, bis er erschossen wurde. Nach seinem Tod sind wir in die Keys gezogen. Wie Flüchtlinge irgendwie. Ich hatte das Gefühl, dass mir die Arbeit bei der Polizei liegen könnte, also hab ich mich bei der Akademie eingeschrieben. Liegt wohl im Blut. Mehr gibt's darüber nicht zu sagen.«

»Seit wann sind Sie ...«

»Zwei Jahre auf Streife, ein halbes Jahr im Raub- und Einbruchsdezernat. Drei Monate Schwerkriminalität. Mein bisheriger Werdegang.«

»War der Doppelmord am Tarpon Drive Ihr erster bedeutender Fall?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Und alle Tötungsdelikte sind bedeutende Fälle.«

Sie war nicht sicher, ob die Abwiegelungstaktik bei ihm verfiel oder nicht, denn er wandte sich seiner Vorspeise zu, einer Menge Eisbergsalat mit einem einzigen Stück Tomate, das an der Seite klebte, dazu Thousand Island Dressing. Er spießte die Tomate mit der Gabel auf und hielt sie hoch. »New Jersey Nummer sechs«, sagte er.

»Bitte?«

»Jersey-Tomaten. Eigentlich ist es viel zu früh dafür, aber die hier fühlt sich an, als wäre sie ein Jahr alt. Wissen Sie, was sie damit machen? Ernten sie grün, lange, bevor sie reif sind. Auf die Weise sind sie richtig fest, schnittfest, hart wie Stein. Es quillt kein Fruchtfleisch oder Saft heraus, genau so, wie die Restaurants sie haben wollen. Natürlich isst niemand eine grüne Tomate, also injizieren sie einen roten Farbstoff, damit sie echt aussehen. Verkaufen sie in rauen Mengen an Fastfood-Restaurants.«

Sie starrte ihn über den Tisch hinweg an. Er plappert belangloses Zeug, dachte sie. Na ja, wer wollte es ihm verübeln? Sein Leben ist ruiniert. Sie senkte den Blick auf ihre Hand. Das verbindet uns vielleicht.

Eine Weile saßen sie schweigend da. Die mundfaule Kellnerin kam mit dem Essen und knallte ihnen die Teller vor die Nase. Als sie die Spannung nicht mehr aushielt, fragte Andrea Shaeffer: »Sagen Sie mir, was uns Ihrer Meinung nach bevorsteht.«

Sie sprach leise, in konspirativem, eindringlichem Ton. Cowart wich unwillkürlich zurück und starrte sie einen Moment an, bevor er antwortete. »Ich denke, wir finden Robert Earl Ferguson im Haus seiner Großmutter.«

»Und?«

»Und ich glaube, Lieutenant Brown wird ihn erneut wegen Mordes an Joanie Shriver verhaften, auch wenn es zwecklos ist. Oder wegen Behinderung der Staatsgewalt. Oder Falschaussage unter Eid. Vielleicht auch als wichtigen Zeugen im Zusammenhang mit dem Verschwinden von Bruce Wilcox. Irgendwas. Anschließend werden Sie und er alles zusammenkratzen, was wir wissen oder auch nicht wissen, und ihn vernehmen. Ich werde eine Reportage schreiben und warten, bis die Bombe platzt.«

Cowart sah sie eine Weile stumm an. »Wenigstens«, fuhr er fort, »ist er dann für eine Weile außer Gefecht gesetzt und kann keine weiteren Morde begehen.«

»Meinen Sie, es wird so leicht?«

Cowart schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte er. »Das Ganze ist höchst gefährlich. Höchst riskant.«

»Das ist mir bewusst«, sagte sie ruhig. »Ich wollte mich nur vergewissern, dass Sie sich ebenfalls darüber im Klaren sind.«

Wieder herrschte Stille, bis Cowart schließlich sagte: »Das ist alles sehr schnell gegangen, finden Sie nicht?«

»Was meinen Sie?«

»Es kommt mir wie eine halbe Ewigkeit vor, seit Blair Sullivan auf den Stuhl gekommen ist. Dabei

sind es nur ein paar Tage.«

»Hätten Sie lieber länger was davon?«, fragte sie trocken.

»Nein, ich will, dass es möglichst bald vorbei ist.«

Andrea Shaeffer lag etwas auf der Zunge, doch sie schob es beiseite und stellte eine andere Frage: »Und wie geht es weiter, wenn es vorbei ist?«

Cowart brauchte nicht lange zu überlegen. »Ich kann nach Hause fahren und, wenn ich Glück habe, wieder genau das tun, was ich getan habe, bevor diese Geschichte losging. Wenn ich Glück habe, wie gesagt.«

Das, was er wirklich dachte, sprach er nicht aus: *Wenn ich Glück habe, kann ich mich wieder sicher fühlen.*

Er stieß ein ironisches Lachen aus. »Nur dass man mich erst mal in der Luft zerfetzen wird. Genauso wie Tanny Brown. Und möglicherweise auch Sie. Aber ...« Er zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: Das macht nun auch nichts mehr. Was natürlich gelogen war.

Shaeffer dachte darüber nach. Menschen, die sich wünschten, alles wäre wieder so wie früher, hielt sie für grenzenlos naiv. Und immer unzufrieden mit der Realität. Sie richtete den Blick auf Cowart und fragte unverblümt: »Trauen Sie Lieutenant Brown?«

Cowart ließ sich mit der Antwort Zeit. »Mit dem Mann ist nicht zu spaßen, falls Ihre Frage in diese Richtung ging. Steht unter unglaublichem Druck, und ich glaube, er zieht durch, was er sagt.« Den Zusatz: *Meiner Meinung nach verbirgt er eine unbändige Wut und einen unversöhnlichen Hass*, sprach er nicht aus. »Andererseits wäre er nicht, wo er heute ist, wenn er die Vorschriften über den Haufen werfen würde. Er hat sich an die Regeln gehalten, sich eingefügt, die Erwartungen an ihn erfüllt. Ein Mal, das eine Mal, als er Wilcox grünes Licht gab, Ferguson das Geständnis herauszuprügeln, hat er sich darüber hinweggesetzt. Das passiert ihm nicht noch einmal.«

Shaeffer nickte. »Dass er unter Dampf steht, ist kaum zu übersehen. Aber ich halte ihn für verlässlich und berechenbar.« Sie wusste nicht, ob sie ihren eigenen Worten traute. Dieselbe Skepsis galt in diesem Moment für Cowart und sie selbst.

»Ist im Grunde egal«, meinte Cowart unvermittelt.

»Inwiefern?«

»Weil wir das alle zusammen bis zum bitteren Ende durchziehen werden.«

Die Kellnerin kam, räumte ihre Teller ab und fragte sie, ob sie noch ein Dessert haben wollten oder einen Kaffee, was beide dankend verneinten. Die mürrische Bedienung schien mit dieser Antwort gerechnet zu haben, denn sie hatte bereits die Rechnung parat und legte sie kommentarlos vor ihnen auf den Tisch. Shaeffer bestand darauf, ihre Hälfte zu bezahlen. Ihr Gespräch war beendet, und wortlos begaben sie sich zu ihren Zimmern. Sie sagten sich nicht einmal gute Nacht.

Andrea Shaeffer schloss die Tür ab und ging augenblicklich zu der kleinen Kommode, in der sie ihre Sachen verstaut hatte. In ihrem Kopf blitzten Bilder und Gesprächsfetzen der letzten Tage auf, die ihre Beklommenheit nur noch verstärkten. Doch sie riss sich zusammen und trat langsam und bedächtig in Aktion. Zunächst stellte sie ihre Handtasche ab und holte ihre halbautomatische Neunmillimeter-Pistole heraus. Dann entfernte sie das Magazin, um zu überprüfen, ob es vollständig gefüllt war. Außerdem zog sie den Schlitten zurück, um durchzuladen, und vergewisserte sich, dass alle beweglichen Teile einwandfrei funktionierten. Zuletzt entlud sie die Waffe wieder und legte sie ab. In der Handtasche fand sie ein Ersatzmagazin, das sie ebenfalls inspizierte und neben die Pistole legte.

Eine Weile stand sie da und starrte auf die Waffe.

Sie dachte an die vielen Trainingsstunden, die sie damit absolviert hatte; ihre Dienststelle unterhielt an einem entlegenen Ort bei Marathon einen Übungsplatz. Das Training war denkbar einfach: Auf dem Weg durch mehrere leerstehende Häuser musste sie auf eine Reihe elektronisch betätigter Ziele

schießen. Sie war gut, machte meistens über neunzig Punkte. Das Aufregendste an diesen Übungsstunden war die Herausforderung, ein plötzlich auftauchendes Ziel zu erfassen, blitzschnell zu entscheiden, ob es Freund oder Feind war, und entsprechend das Feuer zu eröffnen oder nicht. Das Training nahm sie so gefangen, dass sie darüber alles vergaß außer der sengenden Sonne, dem Gewicht der Schusswaffe in der Hand und den lebensgroßen Pappfiguren. Es war eine Killerzone mit dem einzigen Ziel, den Parcours zu meistern. Sie starrte auf den Lauf. Ich hab noch nie auf etwas anderes als auf Pappfiguren geschossen.

Plötzlich musste sie wieder an die kalten, nebligen Straßen in Newark denken. Es war alles ganz anders gekommen als erwartet. In dem Moment hatte sie nicht einmal begriffen, dass sie in einer Kampfsituation war. Die Leute auf den Bürgersteigen, die bedrohlichen Blicke und Gesten, die hoffnungslose Verfolgung durch die Straßen. Zum ersten Mal war es echt gewesen. Sie biss die Zähne zusammen und schwor sich, kein zweites Mal zu versagen.

Schließlich legte sie die Pistole neben sich aufs Bett und griff zum Telefon. Beim dritten Klingelton erreichte sie Michael Weiss.

»Andy, he!«, sagte er erleichtert. »Gott, bin ich froh, von dir zu hören. Was ist passiert? Was macht dieser Kerl, hinter dem ihr her seid?«

Die Frage brachte sie beinahe zum Lachen.

»Ich hatte recht«, sagte sie. »Der Kerl ist mehr als verdächtig. Ich muss diesem Cop aus Escambia bei einer Festnahme helfen, dann komme ich sofort zurück.«

Sie spürte durch die Leitung, wie Weiss über die spärliche Auskunft nachgrübelte. Bevor er irgendetwas sagen konnte, fügte sie hinzu: »Ich bin wieder in Florida. Ich kann morgen nach Starke zurückkommen, in Ordnung? Alles Weitere erzähle ich dir, wenn wir uns sehen.«

»Meinetwegen«, sagte er langsam. »Aber vergeude nicht noch mehr Zeit. Und was meinst du, was ich im Köcher hab?«

»Die Mordwaffe?«

»Schön wär's. Aber dreimal darfst du raten, wer in den letzten vier Wochen vor dem Mord zahllose Telefonate mit seinem Bruder in den Keys geführt hat. Und wer sich mit seinem funkelneuen Pick-up auf der Interstate 95 kurz hinter Miami ein Knöllchen wegen Geschwindigkeitsübertretung eingefangen hat, und zwar exakt vierundzwanzig Stunden, bevor Mister Reporter die beiden Leichen findet?«

»Der dienstbeflissene Sergeant?«

»Richtig. Ich hab morgen ein Gespräch mit dem Händler, der ihm den Truck verkauft hat. Bin mal gespannt, wie viel der Kerl bezahlt hat: Geländewagen in Rot, Lichtbalken, Vierradantrieb. Der Ferrari des Everglade-Tarzans.« Weiss lachte. »Komm schon, ich hab mir die Hacken abgelaufen, jetzt brauche ich nur noch deine eiskalte Vernehmungstaktik, um den Kerl hinter Gitter zu bringen. Er war's. Da bin ich mir sicher.«

»Ich komme, so schnell ich kann«, beteuerte sie. »Morgen.«

Dann legte sie auf. Wieder wanderte ihr Blick zu ihrer Pistole. Sie verscheuchte alle Gedanken, schlüpfte aus den Schuhen und legte sich, die Waffe mit beiden Händen an die Brust gedrückt, voll bekleidet aufs Bett. Sie befahl sich, ein wenig zu schlafen, und schloss die Augen. Ihr letzter Gedanke galt Matthew Cowart: Es ärgerte sie ein wenig, dass er die Wahrheit erkannt hatte – sie steckte bis zum bitteren Ende in der Sache drin.

Cowart schloss hinter sich ab und ließ sich auf der Bettkante nieder. Ein paar Sekunden lang blickte er auf das Telefon, fast als rechnete er damit, dass es jeden Moment klingelte. Schließlich griff er zum Hörer. Er drückte Taste acht, damit sein Apparat für Ferngespräche freigeschaltet wurde, und fing an, die Nummer seiner Ex-Frau und seiner Tochter in Tampa einzutippen. Nach der neunten von zehn

Ziffern hielt er inne.

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Dem, was er ihnen am frühen Morgen erklärt hatte, gab es nichts hinzuzufügen. Umgekehrt wollte er gar nicht wissen, ob sie seinen Rat befolgt hatten oder immer noch in ihrem schicken Vorstadthaus auf dem Präsentierteller saßen. Es war beruhigender, sich vorzustellen, dass seine Tochter in sicherer Entfernung in Michigan schlief.

Er drückte auf die Gabel, tippte noch einmal die Acht ein und wählte die Nummer der Telefonzentrale des *Miami Journal*. Rede mit Will oder Edna, dachte er. Dem Lokal- oder dem Chefredakteur. Mit dem nächstbesten Laufburschen, wenn kein anderer zur Hand ist. Hauptsache, du sprichst mit jemandem von der Zeitung.

»*Miami Journal*«, meldete sich eine Frauenstimme.

Er antwortete nicht.

»*Miami Journal*«, wiederholte sie gereizt. »Hallo?«

Sie legte auf, während er noch den Hörer in der Hand hielt.

Er musste an Vernon Hawkins denken und fragte sich einen Moment, ob es eine Durchwahl zum Himmel gab. Oder auch zur Hölle, versuchte er zu scherzen. Was würde Hawkins jetzt sagen? Er würde mir raten, die Sache in Ordnung zu bringen und abzuhaken. Für Dummköpfe hatte der alte Detective nichts übrig.

Cowart blickte wieder das Telefon an. Als widersetzte er sich einer Anweisung, die niemand gegeben hatte, schüttelte er den Kopf und hielt sich den Hörer erneut ans Ohr. Diesmal drückte er die Taste der Rezeption.

»Mr. Cowart in Zimmer 101. Ich möchte mich morgen früh wecken lassen. Um fünf Uhr.«

»In Ordnung, Sir. Früh aus den Federn?«

»Ja.«

»Zimmer 101, Weckruf um fünf Uhr. Ja, Sir.«

Er legte auf und kippte auf dem Bett nach hinten. Die Tatsache, dass ihm auf der ganzen Welt niemand außer dem Nachtportier einfiel, den er anrufen konnte, war zum Lachen und Weinen zugleich. Er legte den Kopf aufs Kissen und wartete auf die verabredete Zeit.

Die Nacht engte Brown wie ein schlecht sitzender, viel zu warmer Anzug ein. Es war längst stockdunkel, doch er war schweißgebadet. Draußen über dem Golf braute sich ein mächtiges Gewitter zusammen, und gelegentlich erhellte ein Blitz den Küstenstreifen von Pensacola. Meilenweit entfernt prallten mächtige Kräfte aufeinander, doch Pachoula lag in tiefem Schlaf und bekam von dem Kampf, der über dem Ozean tobte, nichts mit. Er wandte sich wieder der leeren Straße zu, auf der er fuhr. Rechts sah er das flache, unscheinbare Schulgebäude in der Dunkelheit, das darauf wartete, am nächsten Morgen wie jeden Tag mit Leben erfüllt zu werden, sobald die Kinderhorden hineinströmten.

Hier hat alles angefangen. Genau hier ist sie zu ihm in den Wagen gestiegen. *Wieso? Wieso hat sie die Gefahr nicht erkannt und ist weggelaufen? Oder hat um Hilfe geschrien?*

Weil sie noch so jung war, wurde ihm bewusst, genau wie seine eigene Tochter. Alt genug, um all den Schrecken dieser Welt ausgesetzt zu sein, aber noch zu jung, um sie zu kennen. Er dachte daran, wie oft er seiner Tochter und Joanie Shriver gegenübergesessen hatte, kurz davor, sie vor den Gefahren, die dort draußen auf sie lauerten, zu warnen, und sich jedes Mal auf die Lippen gebissen hatte, um ihnen noch ein paar Stunden, Tage oder Wochen ihre Unbeschwertheit zu lassen.

Wenn man erst mal davon weiß, ist etwas unwiederbringlich verloren, dachte er.

Er konnte sich noch genau erinnern, wie ihm jemand das Wort »Nigger« ins Gesicht geschleudert und wie er sich danach gefühlt hatte. Er war fünf Jahre alt gewesen und war weinend nach Hause gegangen. Seine Mutter hatte ihn getröstet, ihm aber nicht versprechen können, dass es nie wieder passieren würde. Das Böse erfährt man langsam, aber sicher – Vorurteile, Hass, Nötigung, Mord, und

mit jeder neuen Lektion bekommt die jugendliche Zuversicht einen kleinen Knacks.

Er fuhr die wenigen Kreuzungen bis zum Haus der Shrivvers. In der Küche und im Wohnzimmer brannte noch Licht, und eine Sekunde lang fühlte er sich versucht, anzuhalten, zu klingeln und hineinzugehen. Sie würden ihm öffnen, das wusste er. Sie würden ihm einen Kaffee anbieten, vielleicht einen Happen zu essen. Wir waren einmal Freunde, dachte er, jetzt nicht mehr. Jetzt erinnere ich sie nur noch an ihre Tragödie. Sie würden ihm im Wohnzimmer einen Sessel anbieten und höflich darauf warten, dass er ihnen sagte, weshalb er vorbeigekommen war. Er würde sich irgendetwas aus den Rippen saugen, was halbwegs amtlich klang. Von dem, was tatsächlich passiert war, konnte er ihnen nichts erzählen. Er konnte ja selbst nicht einmal mit Sicherheit sagen, was Tatsache und was Vermutung war.

Und dann würden sie, früher oder später, auf ihre Tochter zu sprechen kommen, sie würden ihm sagen, wie sehr ihnen die Besuche seiner eigenen Tochter fehlten, und das wäre zu viel für ihn.

So blieb er einfach mit dem Wagen vor dem Eingang stehen, bis irgendwann die Lichter gelöscht wurden, als die Shrivvers sich schlafen legten. Er fühlte sich unsichtbar, als würde er mit seiner dunklen Umgebung verschwimmen. Eine Schrecksekunde lang kam ihm der Gedanke, dass sich Robert Earl Ferguson möglicherweise genauso fühlte, wenn er durch die Nacht schlich und sich in ihrem Schutz sicher wähnte. Ist es so? Er wusste keine Antwort. Er kam durch Straßen, die er seit seiner Kindheit kannte, Runzeln im vertrauten Gesicht seiner Stadt, bis er die jüngeren Vorstadtviertel erreichte, die von Fortschritt und Zukunft kündeten. Er spürte die Beschaffenheit der Stadt wie ein Bauer, der die Erde zwischen den Fingern zerreibt. Und dann bog er in seine eigene Straße ein, wo er ein gutes Stück von seinem Haus entfernt einen Streifenwagen entdeckte. Er fuhr zügig heran und hielt dicht dahinter.

Der Beamte am Lenkrad sprang, die Hand an der Waffe, fast im selben Moment von seinem Sitz; gleichzeitig riss sein Partner die Beifahrertür auf und leuchtete Brown mit einer Taschenlampe ins Gesicht.

Tanny Brown stieg aus. »Ich bin's, Lieutenant Brown«, sagte er ruhig.

Der junge Polizist ging auf ihn zu. »Du liebe Güte, Sie haben mich fast zu Tode erschreckt, Lieutenant.«

»Tut mir leid, ich wollte nur mal nachschauen.«

»Gehen Sie rein, Sir? Soll ich wegfahren?«

»Nein, bleiben Sie. Ich hab noch ein paar Dinge zu erledigen.«

»Wie Sie wünschen.«

»Irgendetwas Außergewöhnliches gesehen?«

»Nein, Sir, das heißt, doch, Sir, ein Mal, hat wahrscheinlich nichts zu besagen. Dunkler Ford, neueres Modell, Kennzeichen aus einem anderen Bundesstaat. Ist vor ungefähr einer Stunde zweimal hier vorbeigekommen, im Schneckentempo, als hätte er mich im Visier. Hätte mir das Kennzeichen merken sollen, hab ich leider nicht. Ich hab überlegt, ob ich hinterherfahren soll, aber danach ist er nicht noch mal wiedergekommen. Das war alles, davon abgesehen nichts Besonderes.«

»Haben Sie den Fahrer gesehen?«

»Nein, Sir. Das erste Mal hab ich ihn gar nicht richtig bemerkt. Er ist mir nur aufgefallen, weil er ein zweites Mal vorbeikam. Erst da hab ich auf ihn geachtet. Wahrscheinlich nichts dahinter. Jemand auf Verwandtenbesuch, der sich verfahren hat oder so.«

Tanny Brown sah den jungen Polizisten an und nickte. Er hatte keine Angst, eher beschlich ihn die nüchterne Erkenntnis, dass vielleicht vor kurzem der Tod langsam an seinem Haus vorbeigefahren war.

»Ja, höchstwahrscheinlich. Aber Sie halten weiter die Augen offen, klar?«

»Ja, Sir. In einer halben Stunde oder so werden wir abgelöst. Auf jeden Fall unterrichte ich die

Kollegen über den Ford.«

Tanny Brown hob wie zum Salut die Hand an die Stirn und stieg wieder ein. Er spähte zu seinem Haus hinüber. Es brannte kein Licht. Mitten in der Woche. Morgen ist Schule. Ihm fiel eine ganze Liste mit häuslichen Pflichten ein. Die Jagd auf Robert Earl Ferguson hatte sein Leben zu stark überschattet. Es machte ihm keine Schuldgefühle; die Obsession und die daraus folgende Vernachlässigung des normalen Lebens ließ sich bei der Polizeiarbeit zeitweilig nicht vermeiden. Wie eine Woge durchströmte ihn ein Gefühl der Geborgenheit. Danke, Dad. Sorge dafür, dass sie beizeiten ihre Hausaufgaben machen, schalte den Fernseher aus, auch wenn sie wild protestieren, und sieh zu, dass sie rechtzeitig ins Bett gehen.

Für einen Moment wäre er am liebsten hineingegangen, um die schlafenden Gesichter seiner Töchter zu sehen, kurz bei seinem Vater hereinzuschauen, der wahrscheinlich nach einem Glas Whiskey selig im Sessel eingedöst war und schnarchte. Wenn er die Kinder endlich ins Bett gebracht hatte, gönnte er sich oft noch einen Tropfen; es dämpfte die Schmerzen der Arthritis. Ab und zu leistete ihm Tanny Brown mit einem Glas Gesellschaft. Bei dem behaglichen Gedanken an Heim und Familie huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Für einen kurzen Moment stellte er sich vor, seine Frau säße jetzt neben ihm im Wagen und er könnte sich mit ihr unterhalten.

Was würde ich zu ihr sagen?, überlegte er.

Dass ich mich unterm Strich ganz gut geschlagen habe, aber noch etwas in Ordnung bringen muss. Scherben kitten, so gut ich kann.

Wieder für Sicherheit sorgen.

Er nickte und fuhr los. Er roch Ferguson wie einen üblen Geruch, der über Pachoula hing. Er fühlte sich besser, wenn er einfach durch die Straßen fuhr – wie ein Nachtwächter des zwanzigsten Jahrhunderts. An Schlaf war ohnehin nicht zu denken, und so wartete er, bis sich das Dunkel lichtete und getan werden konnte, was getan werden musste.

Zuerst scheute sich die Morgendämmerung, die Schatten zu verdrängen. Den Umrissen und Formen war in dieser trügerischen Stille nicht zu trauen. Als Tanny Brown Cowart und Shaeffer vom Motel abholte, war es nach wie vor dunkel. Sie fuhren durch menschenleere Straßen, deren kalte Neonreklamen und schwache Beleuchtung die Einsamkeit nur noch unterstrichen, die der Tagesanbruch mit sich bringt. Selten kamen sie an anderen Autos vorbei, darunter dem einen oder anderen Pick-up. Auf den Bürgersteigen sah Cowart keine Menschenseele. In einem Bistro erspähte er ein paar Gestalten an einer Theke, ansonsten waren sie allein.

Brown hielt das Gaspedal durchgedrückt, ignorierte Stoppschilder, fuhr zwei Mal bei Rot über die Ampel, und so ließen sie die Stadt in wenigen Minuten hinter sich. Kaum waren sie auf dem Land, schien die Erde mit ihrem undurchdringlichen Gewirr aus tief herabhängenden Weidenzweigen, verschlungenem Brombeergestrüpp und kleinen Pinienwäldchen nach ihnen zu greifen. Licht und Dunkel, gedämpftes Grün, Braun und Grau wechselten in fließendem Übergang, so dass sie sich vorkamen, als tauchten sie in ein aufgewühltes Meer.

Der Lieutenant bog von der Hauptstraße ab, und augenblicklich rumpelten sie auf dem verkrusteten Feldweg unter dem Blätterdach zur Hütte der alten Mrs. Ferguson. Mit einem mulmigen Gefühl erkannte Cowart die Strecke wieder, es war beruhigend und erschreckend zugleich.

Er versuchte, sich vorzustellen, was passieren würde, doch stattdessen empfand er nur eine verstörende Erregung. Er sah den Brief wieder vor Augen, den er vor so vielen Monaten bekommen hatte: ... *ein Verbrechen, DAS ICH NICHT BEGANGEN HABE*. Er packte die Armlehne und starrte geradeaus.

Vom Rücksitz aus unterbrach Andrea Shaeffer die Stille. »Hatten Sie nicht gesagt, Sie hätten Verstärkung angefordert? Ich kann niemanden entdecken. Wie soll ich das verstehen?«

Browns kurz angebundene Antwort sagte ihr zwischen den Zeilen, dass sich weitere Fragen erübrigten. »Wenn wir sie brauchen, können wir Unterstützung bekommen.«

»Was ist mit ein paar Polizisten in Uniform? Brauchen wir nicht wenigstens ein paar Männer in Uniform?«

»Wir kommen schon klar.«

»Wo ist die Verstärkung?«

Er biss die Zähne zusammen und antwortete in sarkastischem Ton: »Zum Greifen nahe.«

»Darf ich mal sehen?«

»Sicher«, erwiderte er ungerührt. Er griff unter seine Jacke und zog seinen Dienstrevolver aus dem Schulterholster. »Da. Zufrieden?«

Damit setzte er dem Gespräch ein Ende, und Shaeffer kochte vor ohnmächtiger Wut. Dabei überraschte es sie nicht einmal, dass sie alleine loszogen. Ihr wurde sogar bewusst, dass es ihr so lieber war. Allein schon die Vorstellung, was Ferguson für ein Gesicht machen würde, wenn sie plötzlich an der Hütte seiner Großmutter erschien, war die Sache wert. *Er hat geglaubt, er hätte mir genügend Angst eingejagt und ich hätte in Panik die Flucht ergriffen. Nun, da bin ich. Und ich bin kein zwölfjähriges Mädchen, das sich nicht wehren kann.* Sie schaute zu Cowart hinüber, doch der schien so in seine eigenen Gedanken vertieft, dass er ihren Wortwechsel offenbar nicht mitbekommen hatte.

In diesem Moment ahnte sie, dass sie nie wieder so intensiv erleben würde, was es hieß, Polizistin zu sein. Was sie vorhatten, war so einschneidend, dass Beweise oder formale Rechte vollkommen belanglos wurden, wenn die Schwelle übertreten war. Sie stellte sich die Frage, ob unmittelbare

Todesnähe einen Menschen immer ein wenig um den Verstand bringt, und beantwortete sie mit ja.

»Also gut«, sagte sie schließlich und merkte, wie ihr das Adrenalin in die Adern schoss. »Wie lautet der Plan?«

Der Wagen holperte bedenklich über die Bodenwellen.

»Gott«, sagte sie und hielt sich am Sitz fest. »Der Typ lebt wirklich in der Pampa.«

»Direkt da drüben beginnt der Sumpf«, antwortete Cowart. »In der anderen Richtung nichts als karger Ackerboden.« Er musste daran denken, dass Wilcox ihn als Erster darauf hingewiesen hatte. »Also, wie lautet nun der Plan?«, fragte er Tanny Brown.

Der Lieutenant fuhr langsam an den Wegesrand und hielt an. Er kurbelte die Scheibe herunter und ließ die feuchte Luft herein. Dann deutete er geradeaus ins morgendliche Zwielflicht. »Die Hütte seiner Großmutter liegt etwa vier-, fünfhundert Meter vor uns«, erklärte er. »Den Rest des Weges gehen wir zu Fuß, damit wir nicht unnötig jemanden wecken. Und dann ganz einfach: Detective Shaeffer, Sie gehen zur Rückseite. Mit schussbereiter Waffe. Behalten Sie die Hintertür im Auge. Sorgen Sie einfach dafür, dass er nicht heimlich das Weite sucht. Falls er es versucht, hindern Sie ihn daran. Haben Sie das verstanden? Lassen Sie ihn nicht laufen. ...«

»Wollen Sie damit sagen ...«

»Ich will damit sagen, dass Sie ihn nicht laufen lassen sollen. Ich gehe davon aus, dass in Escambia für einen solchen Fall exakt dieselben Vorschriften gelten wie in Monroe. Der Bastard ist dringend des Mordes verdächtig. Mehrerer Morde, das Verschwinden eines Polizisten eingeschlossen. Ich denke, das erfüllt die Kriterien für einen hinreichenden Verdacht. Abgesehen davon ist er ein rechtskräftig verurteilter Schwerverbrecher. War er jedenfalls mal ...« Auf Browns vielsagenden Blick reagierte Cowart nicht. »Sie kennen die Richtlinien zum Waffengebrauch in lebensgefährlichen Situationen. Sie werden selbst am besten wissen, was zu tun ist.«

Shaeffers Gesicht wurde so fahl wie das Morgengrauen, doch sie nickte. »Verstanden«, antwortete sie mit fester Stimme. »Meinen Sie, er ist bewaffnet? Und erwartet uns?«

Brown zuckte mit den Achseln. »Vermutlich ist er bewaffnet, dass er mit uns rechnet und auf der Lauer liegt, halte ich für eher unwahrscheinlich. Wir sind auf dem schnellsten Wege hergekommen, vermutlich etwa so schnell wie er. Sollte mich wundern, wenn er schon so weit wäre. Noch nicht. Eins dürfen wir allerdings keinen Moment vergessen: Das hier ist sein Terrain.«

»Schon klar.«

Tanny Brown holte tief Luft. Zuerst hatte er in sachlichem, fast schneidend kaltem Ton gesprochen, doch an diesem Punkt schwang in seiner Stimme Überdruß mit, als hätte er nur noch den Wunsch, dass der Alptraum bald vorbei wäre.

»Sie haben mich verstanden, nicht wahr?«, fragte er. »Ich will nicht, dass er zur Hintertür rausläuft und im Dickicht des Sumpfs verschwindet. Wenn er da erst mal drin ist, weiß ich nicht, wie wir ihn jemals finden sollen. Er ist da mittendrin aufgewachsen und ...«

»Ich lass ihn nicht entkommen«, erklärte sie. Das Wort *diesmal* sprach sie nicht aus, obwohl es ihnen allen auf der Zunge lag.

»Gut«, fuhr Brown fort. »Cowart und ich übernehmen die Eingangsseite. Ich hab keinen Haftbefehl oder Durchsuchungsbeschluss, ich werde also improvisieren. Wie's aussieht, klopfe ich an die Tür, melde mich mit Namen und geh rein. Was Besseres fällt mir nicht ein. Zum Teufel mit den Dienstvorschriften.«

»Und ich?«, fragte Cowart.

»Sie sind kein Polizist, es steht nicht in meiner Macht, darüber zu bestimmen, was Sie tun. Haben Sie Lust, mit reinzukommen? Ihre Fragen zu stellen? Liegt ganz bei Ihnen. Ich will nur nicht, dass hinterher ein Anwalt daherkommt und mir vorhält, ich hätte – wieder einmal – Fergusons Rechte verletzt, weil *ich* Sie mitgenommen habe. Sie sind auf sich gestellt – bleiben Sie im Hintergrund oder

kommen Sie mit ins Haus, wonach Ihnen ist. Alles klar?»

»Ja.«

»Und erscheint Ihnen das fair?»

»Ja, kein Problem.« Cowart nickte. Jeder für sich, aber mit demselben Ziel. Der eine klopft mit der Waffe an, der andere mit einer Frage. Beide brauchen dieselben Antworten.

»Werden Sie ihn festnehmen?«, fragte Shaeffer. »Wie wollen Sie das begründen?»

»Na ja, zunächst werde ich ihm nahelegen, mit aufs Präsidium zu kommen, aus freien Stücken. So oder so nehme ich ihn mit. Und wenn ich ihn noch einmal wegen des Mordes an Joanie Shriver verhaften muss. Gestern sind mir doch noch ein paar Gründe eingefallen – Widerstand gegen die Staatsgewalt, Falschaussage unter Eid. Was auch immer, Hauptsache, er kommt mit. Wenn wir ihn erst mal in Gewahrsam haben, kümmern wir uns darum, was passiert ist.«

»Sie wollen ihn *fragen* ...?»

»Ich werde höflich sein«, sagte Brown. Um seine Mundwinkel spielte ein zartes Lächeln »Mit gezogener, entsicherter Waffe, Finger am Abzug, genau auf den Kopf des Bastards gerichtet.«

Sie nickte.

»Der Bursche kommt hier nicht weg«, sagte Brown leise. »Er hat Bruce auf dem Gewissen. Er hat Joanie auf dem Gewissen. Wer weiß, wie viele noch. Bis hierher und nicht weiter.«

Nach diesen Worten herrschte Totenstille.

Cowart wandte den Blick von den beiden Detectives ab. Manchmal gibt es einen Punkt, dachte er, an dem sich die Beweise, auf die ein Gericht sein Urteil stützt, von selbst erledigen. Inzwischen waren unbemerkt ein paar Lichtstrahlen durch die Zweige der Bäume gedrungen, gerade genug, um den Weg vor ihnen zu erkennen.

Brown packte den Griff und stieß energisch die Wagentür auf. »Also dann.«

Schon war er ausgestiegen und schritt den schmalen Lehmweg entlang. Er hatte die Schultern ein wenig hochgezogen, als rechnete er jeden Moment damit, dass ihm ein kräftiger Wind von vorn zusetzte. Cowart schaute dem stämmigen Mann hinterher und dachte: Wie konnte ich mir je anmaßen zu verstehen, was in dem Burschen vor sich geht? Oder auch Robert Earl Ferguson? In diesem Augenblick schienen sie ihm beide rätselhaft. Er schüttelte den Gedanken ab und folgte dem Polizisten mit zügigen Schritten. Als er ihn einholte, schloss sich Shaeffer auf der anderen Seite an, und so marschierten sie nebeneinander durch den Dunst der frühen Morgenstunde.

Cowart entdeckte die Hütte auf ihrer Lichtung als Erster. In den dichten Nebelschwaden, die aus dem Sumpf aufstiegen, wirkte sie gespenstisch. Drinnen brannte kein Licht; es war niemand zu erkennen. Die alte Frau stand jedoch sicher mit den Hühnern auf, um sich bei den alten Vögeln zu beschweren, dass sie nicht genügend Eier legten. Alle drei schlichen sie von nun an langsam im Schutz der Schatten weiter, die Kiefern und Gestrüpp am Wegrand warfen, während sie sich die Hütte genauer ansahen.

»Er ist da«, sagte Brown leise.

»Woran sehen Sie das?»

Der Lieutenant zeigte ans hintere Ende der Behausung, und Cowart sah jenseits der Veranda das Heck eines Autos. Er strengte die Augen an und erkannte das Blaugelb des Nummernschilds: New Jersey.

»Genau der richtige Wagen für ihn«, sagte Brown leise: »Ein paar Jahre alt, amerikanisches Fabrikat. Ich gehe jede Wette ein, dass daran rein gar nichts auffällig ist. Allerweltskarre, die niemandem im Gedächtnis haften bleibt. So wie sein letzter Wagen.«

Er drehte sich zu Shaeffer um, legte ihr die Hand auf die Schulter und drückte sie fest – die erste vertraute Geste, die Cowart bei dem mächtigen Mann gegenüber der jungen Kollegin beobachtete.

»Es gibt nur die beiden Türen«, sagte er kaum hörbar, aber mit fester Stimme. »Eine vorne, da bin ich, und den Hinterausgang, da sind Sie. Soweit ich mich erinnern kann, sind an der linken Seite Fenster, da drüben ...« Er zeigte auf die Wand, die unmittelbar an den Waldrand grenzte. »Da liegen die Schlafzimmer. Falls rechts auch noch Fenster sind, kann ich sie übernehmen, entweder von drinnen, vom Wohnzimmer, oder von der vorderen Veranda aus. Konzentrieren Sie sich also auf die Hintertür, aber denken Sie immer daran, dass er möglicherweise aus dem Fenster springt. Halten Sie die Augen offen. Alles klar?«

»Ja, alles klar«, bestätigte sie mit unsicherer Stimme.

»Noch etwas: Ich möchte, dass Sie dort die Stellung halten, bis ich Sie rufe. Beim Namen rufe. Seien Sie leise, bleiben Sie in Deckung. Sie sind unser Sicherheitsnetz.«

»Ist gut«, sagte sie.

»Schon mal so was gemacht?«, fragte Tanny Brown unvermittelt und musste selbst schmunzeln. »Schätze, die Frage kommt ein bisschen spät ...«

Sie schüttelte den Kopf. »Eine Menge Festnahmen. Trunkenheit am Steuer, Diebstahl, Einbruch. Und dann zwei Vergewaltigungen. So was wie Ferguson noch nie.«

»Gibt zum Glück nicht viele Fergusons zum Üben«, flüsterte Cowart.

»Keine Sorge«, sagte Brown, immer noch mit einem Lächeln. »Der Bursche ist ein Feigling. Bei kleinen Mädchen und verängstigten Teenagern ist er eiskalt, aber Leuten wie Ihnen und mir ist der Kerl nicht gewachsen ...«, sagte Brown zur Ermunterung. Cowart hatte den Namen seines ermordeten Partners auf den Lippen, biss sich jedoch auf die Zunge. »Denken Sie dran, das ist alles halb so wild ...«

Er wechselte plötzlich in den Südstaatensingsang, so dass seine letzte Aufforderung harmloser klang, als sie war: »Und jetzt nichts wie los, bevor es heller wird und die Leute aus den Betten kriechen.«

Shaeffer nickte, lief los und blieb abrupt stehen. »Hund?«, flüsterte sie nervös.

»Nein.« Brown schwieg einen Moment. »Sobald Sie da um die Ecke sind, gehe ich zur Eingangsseite. Sie schleichen sich zur Rückseite weiter. Sie werden mitbekommen, wenn ich vor der Tür stehe, ich hab nämlich nicht vor, besonders leise zu sein, wenn ich schon mal da bin.«

Shaeffer kniff einen Moment die Augen zu, atmete tief ein und sprach sich Mut zu. Diesmal keine Fehler, schärfte sie sich ein. Sie blickte zu dem kleinen Haus hinüber: kein Platz für Fehler, dachte sie. »Also los«, sagte sie und huschte geduckt so schnell sie konnte über das offene Gelände.

Cowart sah, dass sie ihre Pistole schussbereit in der Hand hielt, als sie zur Ecke des Hauses lief.

»Haben Sie zugehört, Cowart?«, fragte Brown. Seine Worte schienen bei Cowart in ein Vakuum zu fallen. »Haben Sie das alles mitbekommen?«

»Ja, ja«, erwiderte der Reporter durch die Zähne.

»Wo steckt Ihr Notizbuch?«

Cowart hielt die Hand hoch und wedelte mit dem Büchlein. Brown grinste. »Wie beruhigend, dass Sie scharfe Munition dabeihaben«, sagte er.

Cowart starrte ihn an.

»Das sollte ein Witz sein. Kein Grund zur Panik.«

Cowart nickte. Er beobachtete, wie der Polizist Shaeffer ansah, die jetzt an der Ecke der Hütte stehen geblieben war. Ein Lächeln huschte über Browns Gesicht. Dann richtete er sich auf und lockerte einmal kurz die Schultern, als wollte er die letzte Erschöpfung aus den Gliedern schütteln. Cowart erkannte, dass der Lieutenant etwas von einem Krieger hatte, dessen Furcht vor der bevorstehenden Schlacht von ihm weicht, sobald der Feind in Sichtweite ist. Er war vielleicht nicht gerade glücklich, jedoch auf alles, was an Gefahren und Überraschungen im Innern der Hütte lauern mochte, gefasst. Der Reporter betrachtete die eigenen Hände, als könnten sie ihm etwas über seine

Befindlichkeit sagen. Sie sahen blass aus und zitterten nicht. So weit, so gut, dachte er, bring's zu Ende. »Guter Witz«, antwortete er, »unter den gegebenen Umständen.«

Beide Männer grinsten, auch wenn ihnen nicht danach war.

»Also dann«, sagte Tanny Brown. »Morgenappell.«

Cowart drehte sich zum Haus um und dachte daran, wie er das erste Mal dort vorgefahren war. Damals hatte er den Sturm der Entrüstung und die Feindseligkeit, die er mit seiner Ankunft heraufbeschworen hatte, nicht verstanden. Der ganze Alptraum, den die Bewohner von Pachoula vergessen wollten, war noch einmal zurückgekehrt. Er war entschlossen, das alles nicht noch einmal loszutreten.

Brown ging zügig los, überquerte mit großen Schritten den Platz aus hartem Lehm an der Vorderseite, ohne sich ein einziges Mal nach Cowart umzusehen. Der Reporter atmete noch einmal tief durch und fragte sich, wieso die Luft plötzlich so trocken schmeckte; er merkte, dass es nicht an der Luft lag, und beeilte sich, dem Polizisten zu folgen.

Am Fuß der Eingangsstufen blieb Brown stehen, drehte sich zu Cowart um und zischte: »Bleiben Sie aus der Schusslinie, falls hier jeden Moment die Hölle losbricht.«

Cowart nickte vehement. Die Erregung, die seinen ganzen Körper durchflutete, verjagte die Angst.

»Los geht's«, meinte der Polizist.

Mit wenigen Sätzen sprang er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hoch, Cowart hastete hinterher. In der morgendlichen Stille waren ihre Schritte auf den alten, knarrenden Holzdielen nicht zu überhören. Brown postierte sich seitlich neben der Tür und machte Cowart ein Zeichen, auf der anderen Seite in Stellung zu gehen. Er riss eine Fliegengittertür auf und griff nach dem Knauf. Er drehte ihn behutsam, doch die Tür gab nicht nach.

»Abgeschlossen?«, flüsterte Cowart.

»Nein, glaube, die klemmt nur«, erwiderte Brown.

Er drehte noch einmal – und schüttelte den Kopf. Dann hob er die leere Hand, ballte sie zur Faust und donnerte dreimal so heftig gegen den verzogenen, zersplitterten Holzrahmen, dass die ganze Hütte zu beben schien.

»Ferguson! Aufmachen! Polizei!«

Das Echo seiner dröhnenden Stimme war noch nicht ganz verhallt, als er die Gittertür zur Seite gerissen hatte. Dann ging er ein paar Schritte zurück und trat mit brutaler Gewalt gegen die Tür. Der Rahmen barst mit einem lauten Knall, so dass Cowart unwillkürlich zusammenzuckte. Brown nahm ein zweites Mal seine ganze Kraft zusammen, zielte genau und traf.

Die Tür öffnete sich einen winzigen Spalt.

»Polizei!«, brüllte er erneut.

Wie ein Berserker warf sich der Lieutenant, die Schulter voran, mit seinem ganzen Körpergewicht gegen das Holz.

Ein letztes Splittern und Reißen, und die Tür gab nach.

Tanny Brown stieß sie mit roher Gewalt auf, sprang, halb geduckt, in die Eingangsdiele und rief, während er die erhobene Waffe hin und her schwang: »Polizei! Ferguson, komm raus!«

Cowart zögerte einen Moment, schluckte und trat, von dem Lärm und der Wucht der Attacke benommen, hinter dem Hünen ins Haus. Dabei fühlte er sich wie im freien Fall, als ob er über den Rand einer Klippe spränge.

»Wird's bald, verdammt!«, rief Brown und schien eine weitere Aufforderung auf den Lippen zu haben, als er verstummte.

Aus einem Nebenzimmer trat Robert Earl Ferguson.

Für einen kurzen Moment hob sich seine dunkle Haut kaum von den düsteren Schatten im Innern

der Hütte ab. Dann kam er langsam auf den leicht vorgebeugten Detective zu. Der Mörder trug ein weites marineblaues T-Shirt zur verwaschenen Jeans, die er sich hastig übergezogen hatte. Mit nackten Füßen lief er über den Hartholzboden. In einer lässigen, fast unbekümmerten Geste hatte er die Arme halb erhoben, als ergäbe er sich zum Spaß. Er trat ins Wohnzimmer und blieb vor Tanny Brown stehen, der sich langsam aufrichtete und den nötigen Abstand zum Mörder wahrte. Ferguson legte ein falsches Grinsen auf und verschaffte sich mit einem Blick einen Eindruck von der Situation. Er betrachtete die geborstene Tür, dann Matthew Cowart. Schließlich starrte er Brown an.

»Bezahlen Sie diese Tür?«, fragte er. »Sie war nicht mal abgeschlossen, hat nur ein bisschen geklemmt. War überflüssig, sie aufzubrechen. Wir auf dem Land haben es nicht nötig, nachts die Tür abzuschließen. Brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen. Also, was wollen Sie von mir, Detective?«

»Du weißt genau, was ich von dir will«, sagte Brown. Er presste die Zähne zusammen und zielte mit der Waffe auf Fergusons Brust.

Die Männer blickten einander argwöhnisch an.

»Ich weiß, was Sie vorhaben. Sie wollen jemandem die Schuld in die Schuhe schieben. Immer wieder dasselbe«, sagte Ferguson kalt.

Er blickte in den auf ihn gerichteten Pistolenlauf, dann sah er dem Polizisten mit zusammengekniffenen Augen so frostig ins Gesicht, wie seine Stimme klang.

»Ich bin nicht bewaffnet«, sagte er und hielt zum Beweis die flachen Hände hoch. »Und ich hab nichts getan, Sie brauchen diese Knarre nicht.« Als Tanny Brown die Waffe keinen Millimeter bewegte, sah Cowart, wie für den Bruchteil einer Sekunde Nervosität und Unsicherheit in Fergusons Augen aufflackerten. Doch der Moment ging vorüber. Ferguson klang wie jemand, der außer Reichweite war und sich unangreifbar fühlte. Als Cowart zu Brown hinüberspähte, wurde ihm schlagartig klar, dass er Ferguson nichts anhaben konnte.

Der Mörder ignorierte den Polizisten und wandte sich dem Reporter zu. Er verzog die Mundwinkel zu einem Lächeln, dass Cowart das Blut gefror.

»Kommen Sie aus demselben Grund, Mr. Cowart? Ich hab damit gerechnet, dass der Detective hier auftaucht, aber ich hatte gedacht, Sie wären zur Vernunft gekommen. Oder gibt es einen anderen Grund?«

»Nein. Ich bin immer noch auf der Suche nach Antworten«, erwiderte Cowart heiser.

»Ich dachte, bei unserem kleinen Plausch neulich Abend hätten Sie mehr Antworten bekommen, als Ihnen lieb ist. Ich kann mir kaum vorstellen, dass danach bei Ihnen noch irgendwelche Fragen offen geblieben sind, Mr. Cowart. Eigentlich vermutete ich, zwischen uns wäre alles geklärt.«

Die letzten Worte sprach er leise, langsam und in böartigem Ton.

»Manchmal wirft eine Antwort neue Fragen auf«, erwiderte Cowart.

»Also«, fing Ferguson an und zeigte auf Brown, »da haben Sie bereits eine Antwort. Sehen Sie selbst, wozu sich der Mann hinreißen lässt. Tritt eine Tür ein. Bedroht mich mit der Waffe. Wahrscheinlich juckt es ihn schon wieder in den Fingern, mich zusammenzuschlagen.«

Ferguson fuhr zu Brown herum. »Was wollen Sie diesmal aus mir herausprügeln?«

Tanny Brown antwortete nicht.

Cowart schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht«, sagte er.

Ferguson sah ihn wütend an. An seinen Armen spannten sich die Muskeln, und am Hals traten die Adern vor.

»Ich hab Ihnen überhaupt nichts zu sagen«, zischte Ferguson wütend. Er machte einen einzigen Schritt auf den Reporter zu, blieb jedoch stehen. Cowart sah, wie er innerlich um Selbstbeherrschung rang, seine Emotionen in den Griff bekam und sich entspannte. Er lehnte sich an eine Wand. »Ich hab keine Ahnung, was Sie von mir wollen. Ach, wo ist übrigens Ihr Partner, Lieutenant? Ich vermisse ihn.

Wollen Sie mich wirklich nicht wieder zusammenschlagen? Denn dazu werden Sie seine Hilfe brauchen.«

»Sag du mir, wo er ist«, antwortete Tanny Brown. Seine Stimme klang stahlhart, jedes Wort so scharf wie eine Klinge. »Sie haben ihn als Letzter gesehen.«

»Ach ja?« Ferguson kam Cowart vor wie jemand, der die Nacht durchwacht hatte, um sich seine Antworten zurechtzulegen, als hätte er genau gewusst, was am Morgen passieren würde. Der junge Mann kam in Fahrt. »Darf ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis die Hände herunternehmen, bevor wir reden?«

»Nein. Was ist mit Wilcox passiert?«

Ferguson lächelte wieder. Und ließ die Hände sinken. »Was weiß ich? Ist er weggefahren? Zur Hölle, will ich hoffen.« Das Lächeln verwandelte sich in ein spöttisches Grinsen.

»Newark«, sagte Tanny Brown.

»Anderes Wort für Hölle«, antwortete Ferguson.

Brown kniff die Augen ein wenig zusammen. Nach kurzer Pause fing Ferguson wieder zu reden an. »Da hab ich ihn nie zu Gesicht bekommen. Bin selbst erst diese Nacht nach Pachoula gekommen. Ist 'ne verdammt lange Fahrt bis hier runter. Sie sagen, Wilcox war in Newark?«

»Er hat Sie gesehen. Er hat Sie verfolgt.«

»Also, davon weiß ich nichts. Da war tatsächlich letzte Nacht irgendwo ein verrückter Weißer, der mir hinterherkam, aber ich konnte nicht sehen, wer es war. Dafür war er zu weit weg. Na, jedenfalls hab ich ihn in irgendeiner Nebenstraße abgehängt. Es hat wie aus Eimern geschüttet, keine Ahnung, was aus dem geworden ist. Wissen Sie, in der Gegend, in der ich wohne, da hängen sich einem öfter mal irgendwelche Kerle an die Fersen. Fast normal, dass man einen Sprint einlegt, und als Weißer würde ich nicht um alles in der Welt im Dunkeln da rumlaufen, Sie wissen, was ich meine. Ziemlich hohes Gesundheitsrisiko. Die Leute da würden Ihnen glatt das Herz rausschneiden, wenn sie es für einen Schuss Crack verhöckern könnten.«

Matthew Cowart packte eine schwindelerregende Wut. Er starrte den Mörder an und merkte, dass er nicht mehr wusste, was er tat. Zorn und Frustration überwältigten den Verstand; er stürzte an Tanny Brown vorbei auf Ferguson zu und stach mit dem gezückten Stift wie mit einem Dolch in die Luft. »Sie haben gelogen. Sie haben mich belogen, und jetzt lügen Sie schon wieder. Sie haben ihn getötet, geben Sie's zu! Und Sie haben Joanie Shriver getötet. Sie haben sie alle getötet. Wie viele? Wie viele, verdammt?«

Ferguson straffte die Schultern. »Sie sind ja vollkommen übergeschnappt, Mr. Cowart«, sagte er ruhig und eiskalt. »Dieser Mann ...«, er deutete auf Tanny Brown, »... hat Sie offenbar mit seinem Irrsinn angesteckt. Wie ich Ihnen bereits sagte, habe ich niemanden getötet. Ich sag's Ihnen jetzt noch einmal.«

Er wandte sich dem Polizisten zu. »Sie haben nichts, womit Sie mir drohen könnten, Tanny Brown. Nichts, was ein Verteidiger vor Gericht nicht genüsslich in der Luft zerfetzen würde. Sie haben nichts in der Hand.«

»Nein«, sagte Cowart. »Er nicht. Aber ich. Ich habe alles.«

Fergusons Augen funkelten böse, als er seine Aufmerksamkeit wieder auf Cowart richtete. Dem Reporter entging nicht, dass ihm sein Gesicht heiß anlief.

»Sie scheinen zu glauben, Sie hätten einen direkten Draht zur Wahrheit, Mr. Cowart. Sie irren.«

Ferguson ballte die Fäuste.

Brown trat vor und schubste Cowart zur Seite.

»Du kannst mich mal, Bobby Earl. Ich will, dass du mit aufs Revier kommst. Gehen wir ...«

»Wollen Sie mich verhaften?«

»Du hast es erfasst. Wegen des Mordes an Joanie Shriver. Wieder. Wegen Behinderung der

Staatsgewalt. Dafür, dass du diese Kleider draußen im Klo versteckt hast. Für Falschaussage unter Eid beim Prozess. Und als Hauptzeuge im Vermisstenfall Bruce Wilcox. Das wird für reichlich Gesprächsstoff sorgen.«

Tanny Browns Gesicht schien wie aus Eisen. Mit der freien Hand griff er in die Jackentasche und zog ein Paar Handschellen hervor, während er den Revolver auf Fergusons Gesicht richtete. »Du kennst das ja schon. Beine auseinander, Gesicht zur Wand.«

»Sie meinen das ernst? Sie verhaften mich?«, fragte der Mörder fassungslos mit einer Stimme, die erneut seine Wut verriet. »Von der Anklage bin ich rechtskräftig freigesprochen, und alles andere ist Quatsch. Das können Sie nicht machen!«

Tanny Brown hob die Dienstpistole. »Jetzt pass mal gut auf«, sagte er und betonte jedes Wort. Sein Blick durchbohrte Ferguson. »Du hättest dich vor mir verstecken sollen, Bobby Earl, denn für dich ist das Spiel aus. Hier und jetzt. Aus.«

»Sie haben nichts gegen mich in der Hand.« Ferguson lachte kalt. »Sonst wären Sie mit einer ganzen Armee hier aufmarschiert und nicht mit einem armseligen Reporter, der immer nur dieselben idiotischen Fragen stellt.«

Jedes Wort, das er ausspuckte, klang wie eine Obszönität.

»Sie buchten mich nicht wieder ein, Tanny Brown, und das wissen Sie genau.« Er lachte. »Ich bin ein freier Mann, und das werde ich bleiben.«

Doch seine Worte standen im Widerspruch zu seiner nervösen Körpersprache. Er nahm die Schultern nach vorn, beugte leicht die Knie und ging in die Grätsche wie ein Boxer vor dem gegnerischen Schlag.

Tanny Brown verstand die Geste. »Mach schon, gib mir einen Vorwand«, sagte er. »Du weißt, wie mich das freuen würde.«

»Ich komm nicht mit«, sagte Ferguson. »Haben Sie überhaupt einen Haftbefehl?«

»Du kommst mit«, beharrte Brown. Er sprach in ruhigem, bedrohlichem Ton. »Ich Sorge dafür, dass du wieder in den Todestrakt kommst, hörst du? Wo du hingehörst. Es ist vorbei.«

»Es ist nie vorbei«, antwortete der Mörder und trat zurück.

»Keiner geht hier irgendwohin«, krächzte eine strenge Stimme.

Alle drei Männer wirbelten herum.

Cowart sah den Doppellauf der Flinte, bevor die kleine, drahtige Gestalt von Fergusons Großmutter ins Blickfeld trat. Das Gewehr zielte auf Tanny Brown.

»Keiner geht hier irgendwohin«, wiederholte die alte Frau. »Schon gar nicht in den Todestrakt.«

Brown schwenkte im Bruchteil einer Sekunde seine Pistole herum, zielte auf die Brust der Frau und beugte gleichzeitig leicht die Knie. Wie ein Gespenst war sie in einen langen, weißen Morgenmantel gehüllt, der ihr bei jeder Bewegung um den mageren Körper flatterte. Sie hatte das Haar hochgesteckt und trug nichts an den Füßen, als wäre sie erst in diesem Moment aus der Geborgenheit ihres Bettes hochgeschreckt und in diesen Alptraum gestürzt. Sie hatte die Flinte an der Schulter und zielte auf Tanny Brown, so wie sie das letzte Mal Cowart ins Visier genommen hatte.

»Miz Ferguson«, sagte Tanny Brown ruhig. »Sie müssen diese Waffe weglegen.«

»Der Junge bleibt hier«, sagte sie grimmig.

»Miz Ferguson, nehmen Sie Vernunft an ...«

»Erzählen Sie mir nichts von Vernunft, Tanny Brown, ich weiß nur eins – Sie werden meinen Jungen nicht mitnehmen.«

»Miz Ferguson, machen Sie es uns allen doch nicht schwerer, als es ohnehin schon ist.«

»Was heißt schon schwer? Das Leben ist schwer gewesen. Vielleicht ist das Sterben leicht.«

»Miz Ferguson, sagen Sie nicht so was. Lassen Sie mich meine Arbeit machen, es wird alles wieder gut, Sie werden sehen.«

»Spar dir das Getue, Tanny Brown. Du hast immer nur Unglück über dieses Haus gebracht.«

»Nein«, sagte Brown freundlich, »ich hab Ihnen kein Unglück gebracht. Das ist Ihr Junge gewesen.«

»Du und dieser verfluchte Reporter. Ich hätte Sie erschießen sollen.« Sie drehte sich zu Cowart um und spuckte ihm die Worte ins Gesicht. »Sie haben nur Hass und Tod gebracht.«

Cowart schwieg. Was sie sagte, war nicht einmal falsch.

»Nein, Ma'am«, fuhr Brown besänftigend fort. »Ich bin es nicht gewesen, und er ist es nicht gewesen. Sie wissen, wer Unglück über dieses Haus gebracht hat.«

Ferguson trat zur Seite, um nicht in die Schusslinie der Flinte zu geraten. Sein Ton war böswillig und klirrend hart. »Worauf wartest du, Grandma. Erschieß ihn. Erschieß sie beide.«

Die alte Frau schien sichtlich erstaunt.

»Erschieß sie, mach schon, worauf wartest du!«, wiederholte Ferguson, während er sich in kleinen Schritten seiner Großmutter näherte.

Tanny Brown, der immer noch auf ihn zielte, machte einen Schritt vor.

»Miz Ferguson«, sagte er, »ich kenne Sie schon eine Ewigkeit. Sie kennen meine Familie, wir sind früher zusammen zur Kirche gegangen. Zwingen Sie mich nicht ...«

Sie unterbrach ihn voller Bitterkeit. »Du hast mich schon vor Jahren im Stich gelassen, Tanny Brown!«

»Schieß endlich«, flüsterte ihr Enkel und trat neben sie.

Brown sah ihn mit einem vernichtenden Blick an. »Keine Bewegung, du Miststück! Und halt die Klappe!«

»Töte sie«, wiederholte Ferguson.

»Sie ist nicht geladen«, schaltete sich Cowart plötzlich ein.

Obwohl alles in ihm schrie, in Deckung zu gehen, blieb er wie angewurzelt stehen, als seien seine Glieder vor Angst erstarrt. Ist zwar geraten, dachte er, aber einen Versuch wert.

»Ihre letzte Patrone hat sie verschossen, als sie neulich auf mich gefeuert hat. Die Flinte ist nicht geladen«, wiederholte er.

Die alte Frau fuhr zu ihm herum. »Sie sind ein Dummkopf, wenn Sie das glauben.« Mit kaltem Blick starrte sie den Reporter an. »Wollen Sie Ihr Leben drauf verwetten, dass ich keine Patronen mehr habe?«

Tanny Brown richtete die Pistole auf die alte Frau. »Ich will nicht schießen«, sagte er.

»Aber ich vielleicht«, antwortete sie. »Eins weiß ich jedenfalls. Du nimmst meinen Enkel nicht noch mal mit. Erst musst du mich töten.«

»Miz Ferguson, Sie wissen, was er getan hat ...«

»Ist mir egal, was er getan hat. Er ist alles, was ich noch habe, und du nimmst ihn mir nicht noch mal weg.«

»Haben Sie jemals gesehen, was er diesem kleinen Mädchen angetan hat?«, fragte Cowart plötzlich dazwischen.

»Wozu?«, entgegnete sie. »Geht mich nix an.«

»Aber das war nicht sein einziges Opfer«, sagte Cowart vorsichtig. »Es hat noch andere gegeben. In Perrine und in Eatonville. Kleine schwarze Mädchen, Miz Ferguson. Die hat er auch ermordet.«

»Ich weiß nix von keinen schwarzen Mädchen«, antwortete sie mit zittriger Stimme.

»Und meinen Partner hat er umgebracht«, sagte Tanny Brown leise, als liefe er Gefahr, die nur mühsam aufrechterhaltene Beherrschung zu verlieren, wenn er es laut und deutlich sagte.

»Geht mich nix an. Geht mich alles nix an.«

Ferguson trat jetzt hinter seine Großmutter. »Halt sie in Schach, Grandma«, sagte er, »bleib so.« Dann duckte er sich weg und verschwand im Flur.

»Ich werde ihn nicht davonkommen lassen«, sagte Brown.

»Dann muss entweder ich dich erschießen oder du mich«, antwortete die alte Frau.

Cowart sah, wie sich Browns Finger um den Abzug krümmte. Und wie die Mündung ein wenig schwankte.

Die Stille breitete sich im Zimmer aus wie das erste schwache Tageslicht.

Tanny Brown und die alte Frau rührten sich nicht.

Er bringt es nicht über sich, dachte Cowart. Wenn er sie erschießen könnte, hätte er es längst getan. Sofort. In dem Moment, als er die Schrotflinte sah. Jetzt schafft er es nicht mehr.

Cowart warf einen forschenden Blick in das Gesicht des Polizisten und sah, wie der Mann von seinen Emotionen wie von meterhohen Wellen hilflos hin und her geworfen wurde.

Tanny Brown zog es den Magen zusammen. Er hatte einen sauren Geschmack auf der Zunge. Er starrte auf die alte Frau, sah ihre gebrechliche Gestalt und ihren eisernen Willen.

Erschieße sie!, befahl er sich.

Und dann: Wie bringst du das fertig?

Es war ein Tauziehen in seinem Kopf, mit ebenbürtigen Gegnern.

Robert Earl Ferguson trat wieder in den Raum. Er war jetzt vollständig angezogen mit einem grauen Sweatshirt und Sneakers. Außerdem hatte er eine kleine Reisetasche dabei.

Er unternahm einen letzten Versuch. »Erschieße sie, Grandma«, sagte er, doch inzwischen schien er selbst nicht mehr daran zu glauben, dass sie auf ihn hören würde.

»Geh«, sagte sie eisig. »Geh weg und komm nie wieder her.«

»Grandma«, sagte er, doch es schwang weder Zuneigung noch Trauer mit, nur Unmut und Enttäuschung.

»Nicht nach Pachoula, nicht in mein Haus. Niemals. Da ist etwas Böses, das ich nicht verstehe, und du bist voll davon. Geh und tu es woanders. Ich hab's versucht«, sagte sie bitter. »Ich hab nicht viel ausrichten können, aber ich hab alles versucht. Du wärest besser gestorben, als du klein warst, dann hättest du nicht all das Unheil über uns gebracht. Nimm es mit und bring es nie wieder her. Das ist alles, was ich dir noch geben kann. Und jetzt geh. Was passiert, wenn du zu meiner Tür raus bist, das ist deine Sache, das geht mich nix mehr an. Verstanden?«

»Grandma ...«

»Kein Blut mehr, nie wieder Blut«, sagte sie in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Ferguson lachte. Er legte den heimischen Singsang wie ein altes Hemd ab und erwiderte kurz und bündig: »Bitte schön, wenn du es so haben willst, soll's mir recht sein.«

Der Mörder wandte sich Cowart und Brown zu. Er lächelte und sagte: »Ich dachte, wir bringen das heute ein für alle Male zu Ende. Doch offenbar nicht. Dann wohl ein andermal.«

»Er geht hier nicht weg«, sagte Brown.

»Oh doch, das tut er«, sagte die alte Frau. »Wenn ihr ihn haben wollt, dann müsst ihr woanders suchen als hier in meinem Haus. Meinem Haus, Tanny Brown. Ist nicht viel, aber es gehört mir, und all diese schlimmen Sachen nimmst du wieder mit und bringst sie woandershin, hast du verstanden? Nicht in meinem Haus. Das ist ein Haus, in dem Jesus wohnt, und ich will, dass es so bleibt.«

Tanny Brown nickte. Er richtete sich auf, ein stummes Signal, dass er sich fügte. Der Polizist richtete weiter die Waffe auf die Großmutter, während sich der Mörder beinah in Griffweite langsam, aber sicher in Richtung Haustür schob. Brown blickte ihm hinterher. Die Pistole in seiner Hand schwenkte unwillkürlich in dieselbe Richtung, als wollte er dem Mörder folgen.

»Geh schon«, sagte die alte Frau. Tiefe Trauer schwang in ihren Worten mit, und ihre glasigen, geröteten Augen quollen von Tränen über. Sie hat er auch auf dem Gewissen, musste Cowart plötzlich denken.

Ferguson war an der aufgebrochenen Haustür angelangt und wand sich vorsichtig am zersplitterten Rahmen vorbei. Zum letztes Mal sah er sich um.

Mit der Wut des Verlierers rief Brown: »So oder so, ich finde dich.«

Und Ferguson erwiderte: »Wenn schon! Es macht keinen Unterschied, weil ihr mir wieder nichts nachweisen könnt und mich wieder freilassen müsst. Daran wird sich nichts ändern, Tanny Brown, daran wird sich nie etwas ändern.«

Ob die kühne Behauptung stimmte, zählte nicht. Die schiere Möglichkeit, dass es so kommen würde, hallte zwischen den beiden Männern durch den Flur.

Cowart hatte das Gefühl, die Welt stünde Kopf. Der Mörder zog als freier Mann des Weges, der Polizist wurde von einer alten Frau mit der Waffe in Schach gehalten. Tu was!, brüllte Brown sich innerlich an, doch auch er war wie gelähmt. Wie in einem Alptraum wollte er dem Schrecken ein Ende setzen und konnte es nicht.

Jetzt bin ich dran, dachte er. Er wäre fast damit herausgeplatzt, als er zusammenzuckte und im selben Moment das fassungslose Gesicht des Mörders sah. Dann hörte er jemanden rufen: »Keine Bewegung! Alle bleiben, wo sie sind!«

Schrill und angespannt drangen die Worte ins Haus.

Andrea Shaeffer stand schussbereit mit ausgestreckten Armen, die Neunmillimeter-Pistole entschert, drei Meter hinter Fergusons Großmutter im Flur zur Küchentür an der Rückseite des Hauses. Niemand hatte sie kommen sehen oder irgendetwas gehört.

»Lassen Sie das Gewehr fallen!«, schrie sie, um die Angst mit Lautstärke zu kaschieren.

Doch die alte Frau folgte ihrer Aufforderung nicht. Stattdessen drehte sie sich wie in einem uralten Stummfilm ruckartig zu der Stimme um und schwenkte die Flinte in ihre Richtung, als wollte sie die Polizistin erschießen.

»Halt!«, brüllte Shaeffer. Der Doppellauf zielte genau auf ihre Brust. Sie konnte keinen anderen Gedanken fassen als die Erinnerung daran, dass Zögern tödlich sein kann. Ein zweites Mal würde ihr das nicht passieren.

Cowart stieß einen einzigen unverständlichen Laut aus.

Brown schrie: »Nein!«, doch der Ruf ging in dem ohrenbetäubenden Schuss aus Shaeffers Pistole unter.

Sie spürte den Rückstoß der großen, schweren Handfeuerwaffe und hatte Mühe, die Pistole wieder unter Kontrolle zu bringen. Drei Schüsse hallten durch die morgendliche Stille und explodierten in dem kleinen, dunklen Haus.

Der erste Schuss traf die alte Frau und schleuderte sie wie ein Federgewicht nach hinten. Das zweite Projektil drang in die Wand, so dass Holzsplitter und Gipsbrocken umherflogen. Von der dritten Kugel zerbrach klirrend ein Fenster. Die getroffene Frau riss die Arme hoch, und das Gewehr fiel zu Boden. Im Sturz schlug sie mit dem Rücken gegen eine Wand und sackte mit erhobenen Händen wie zu einem letzten Gebet auf die Knie, bevor sie reglos liegen blieb.

»Mein Gott, nein!«, rief Tanny Brown.

Der Polizist stürzte zu der Frau, doch als sich in wenigen Sekunden auf dem weißen Morgenrock ein leuchtend roter Blutfleck ausbreitete, wandte er den Blick ab. Zuerst richtete er ihn auf Cowart, der starr vor Entsetzen den Mund aufgerissen hatte und sich nicht rührte. Der Reporter schloss ein paar Mal die Lider, um zu sich zu kommen. »Mein Gott«, sagte er und wandte sich im selben Moment zur Haustür um.

Ferguson war verschwunden.

Cowart zeigte zum Eingang und brüllte seine Fassungslosigkeit und seinen Zorn heraus, für die er keine Worte fand. Tanny Brown war mit wenigen Sätzen am leeren, zersplitterten Rahmen.

Andrea Shaeffer kam mit zitternden Händen näher und starrte wie gebannt auf die sterbende Frau.

Brown stürzte nach draußen auf die Veranda. Die unnatürliche Stille traf ihn wie ein Schlag. Unter den zarten Nebelschleiern und den ersten Sonnenstrahlen erschien ihm die Welt wie ein waberndes,

trügerisches Gebilde, in dem sich Licht und Schatten diffus miteinander vermengten. Und kein Laut – weit und breit kein Lebenszeichen. Er ließ den Blick über den Hof schweifen und von dort zur Seite des Hauses, wo er Ferguson entdeckte, der zu seinem Wagen rannte.

»Stehen bleiben!«, brüllte Brown.

Ferguson blieb stehen, doch nicht, um der Aufforderung des Polizisten Folge zu leisten. Stattdessen drehte er sich zu dem Detective um und hob die rechte Hand, in der er einen kurzläufigen Revolver hielt. Er feuerte zweimal wild drauflos, so dass die Schüsse dem Polizisten ininigem Abstand um die Ohren flogen. Das vertraute Geräusch versetzte Brown einen Schlag, als sei ihm eins der Projektile ins Fleisch gedrungen: Dieser tiefe, dröhnende Knall erinnerte ihn an die Waffe seines Partners und erfüllte ihn mit brennendem Zorn. »Stehen bleiben!«, wiederholte er und erwiderte mehrmals hintereinander das Feuer.

Seine Schüsse verfehlten zwar den Mörder, aber nicht den Wagen. Eine Scheibe zersprang. Das grässliche Geräusch von Metall, das über Metall schrammt, hing in der Luft.

Ferguson schoss noch einmal zurück, kehrte seinem Fahrzeug den Rücken und rannte auf den Wald an der Rückseite der Lichtung zu. Tanny Brown stürzte über die Veranda, stützte sich auf das Geländer und schärfte sich ein, genau zu zielen. Er holte tief Luft und sah, nachdem sich der glühende Zorn ein wenig gelegt hatte, den Rücken des Mörders vor dem Lauf seiner Waffe tanzen. Jetzt, dachte er.

Und drückte ab.

Die Waffe ruckte in seiner Hand. Zu seiner Enttäuschung sah er, dass der Schuss sein Ziel verfehlt und einen Baumstamm getroffen hatte.

Ferguson wirbelte herum, feuerte ein weiteres Mal wild um sich und verschwand mit großen Sätzen im Dunkel des Dschungels.

Als Brown zur Tür hinausstürzte, eilte Shaeffer zu Fergusons Großmutter hinüber. Ohne die Pistole wegzulegen, kniete sie sich neben sie und fasste der Frau behutsam an die Brust wie ein Kind, das etwas berührt, um zu sehen, ob es echt ist. Als sie die Finger zurückzog, klebte Blut daran. Die Sterbende versuchte ein letztes Mal, Luft zu holen, ein gurgelndes Geräusch. Ein kurzes Röcheln, dann war sie tot. Shaeffer starrte auf die Gestalt, die vor ihr auf dem Boden lag, und blickte langsam zu Cowart auf.

»Ich hatte keine Wahl ...«, sagte sie.

Bei diesen Worten löste er sich endlich aus der Erstarrung. Er durchquerte das Zimmer, hob die Flinte auf, klappte den Lauf herunter und blickte in zwei leere Kammern.

»Leer«, sagte er.

»Nein«, flüsterte Shaeffer.

Er hielt ihr die Waffe hin.

»Nein«, sagte sie noch einmal. »Verdammt.«

Sie warf dem Reporter einen Blick zu, als erhoffte sie sich von ihm Absolution.

Plötzlich wirkte sie sehr jung.

»Ich hatte keine Wahl«, wiederholte sie.

Von draußen hörten sie Schüsse.

Matthew Cowart duckte sich unwillkürlich. Es kam ihm so vor, als sei es zwischen den Schüssen noch stiller als zuvor. Er schnappte nach Luft und hastete zum Eingang. Andrea Shaeffer stand auf und folgte ihm.

Draußen sah er von hinten Tanny Brown auf das Geländer der Veranda gestützt. Der Polizist lud in fieberhafter Eile seine Pistole.

»Wo ist er?«, fragte Cowart.

Brown fuhr herum. »Die alte Frau?«

»Sie ist tot«, antwortete Shaeffer. »Ich wusste nicht ...«

Er fiel ihr ins Wort: »Es war unvermeidlich.«

»Die Schrotflinte war nicht geladen«, bemerkte Cowart.

Tanny Brown starrte ihn an, doch ihm fehlten die Worte, und so reagierte er nur mit einem traurigen Achselzucken. Im selben Moment richtete er sich auf und zeigte Richtung Wald.

»Ich nehme die Verfolgung auf.«

Shaeffer nickte. Sie hatte das Gefühl, von einer unsichtbaren Strömung mitgerissen zu werden. Auch Matthew Cowart nickte stumm.

Tanny Brown drängte an ihnen vorbei, sprang die Stufen hinunter und eilte über den Hof zum Waldrand in etwa dreißig Metern Entfernung. Auf dem offenen Gelände rannte er schneller, und als er zu der kleinen Schneise kam, die Ferguson verschluckt hatte, lief er im leichten Trab hinter dem Flüchtigen her. Auch ohne einen kräfteraubenden Sprint hoffte er so, die verlorene Zeit wettzumachen und den Mörder einzuholen.

Er achtete nicht auf den keuchenden Atem der beiden Weggefährten hinter ihm, sondern starrte in das spärlich belichtete Unterholz und folgte dem schmalen Trampelpfad. Dabei hielt er unablässig nach Robert Earl Ferguson Ausschau, denn es würde nicht allzu lange dauern, bis das gejagte Geschöpf sich mit einem Hinterhalt gegen den Jäger wehrte. Das hier ist auch mein Terrain, redete er sich gut zu. Auch ich bin hier aufgewachsen, mir ist die Gegend hier genauso vertraut wie ihm.

Mit diesen harmlosen Lügen machte er sich Mut und drängte voran.

Bald verdampfte die einsetzende Hitze den letzten frischen Morgentau und zehrte unbarmherzig an ihren Kräften, während sie auf ihrer Verfolgungsjagd in immer dichteres Gestrüpp vordrangen und sich durch verschlungene Zweige und Schlinggewächse kämpfen mussten. Nach wie vor hielten sie sich an den Trampelpfad, und Shaeffer und Cowart nutzten die Schneise, die Tanny Brown auf seiner unbeirrbaren Suche hinterließ. Er trieb sich ohne Hast zu stetem Tempo an und versuchte dabei zu ergründen, wie Ferguson vorgehen würde.

Hier und da fanden sich Indizien dafür, dass der Mörder auf diesem Pfad vorangeeilt war. Tanny Brown entdeckte einen Schuhabdruck in der feuchten Erde, Cowart einen kleinen Fetzen grauen Stoff von Fergusons Sweatshirt, der an einem Dorn hängengeblieben war.

Schweiß und Angst beeinträchtigten ihre Sicht.

Brown erinnerte sich an den Krieg. Ich mach so was nicht zum ersten Mal, dachte er in einer Mischung aus böser Ahnung und Erregung. Shaeffer hatte während ihres Dauerlaufs immer nur das Bild der verblutenden alten Frau in der Hütte vor Augen. In den schrecklichen Anblick mischte sich die vage Erinnerung an Bruce Wilcox, wie ihn das Dickicht des Slums verschlang. Der Tod schien ihr üble Streiche zu spielen. Jedes Mal, wenn sie versuchte, das Richtige zu tun, stellte er ihr ein Bein, und sie schlug der Länge nach zu Boden. Sie wollte etwas ins Reine bringen und fühlte sich stattdessen immer unauflöslicher in Schuld verstrickt.

Cowart glaubte, mit jedem Schritt immer tiefer in einen Alptraum zu geraten. Er hatte sein Notizbuch und seinen Stift verloren, als er in ein Brombeergestrüpp geraten war. Es hatte ihm die Waffen des Reporters aus der Hand gerissen und ihm die Haut so tief aufgeritzt, dass es blutete und pochte. Einen Moment lang stellte er sich ernsthaft die Frage, wozu er sich das alles antat. Die Antwort kam prompt: um den letzten Absatz zu schreiben, um den Artikel abzuschließen.

Er musste in zügigen Laufschrift übergehen, um mitzuhalten.

Der Boden wurde hier matschig und sog sich an ihren Schuhen fest. Über ihnen brütete eine schwere, feuchte Hitze. Je näher sie dem Sumpf kamen, desto dichter war der Wald verschlungen, verknotet und verästelt, als kämpften Wasser und Holz um die Herrschaft über das Territorium. Sie waren von Kopf bis Fuß mit Schlamm verdreckt, ihre Kleider zerrissen. Cowart dachte wehmütig

daran, dass irgendwo Morgen war, mit einer frischen Brise, klarer Sicht und angenehmer Wärme. Hier nicht, stellte er fest, nicht unter dem undurchdringlichen Geflecht herabhängender Zweige, das nur spärliches Licht durchließ.

Er konnte nicht mehr sagen, wie lange sie Ferguson schon verfolgten. Fünf Minuten. Eine Stunde. Es fühlte sich an, als wären sie ihm schon ein Leben lang auf den Fersen.

Tanny Brown hielt abrupt an, kniete sich hin und machte den anderen Zeichen, sich zu ducken. Sie kauerten sich dicht neben ihm auf den Boden und folgten seinem Blick.

»Wissen Sie, wo wir sind?«, fragte Shaeffer leise.

Der Lieutenant nickte. »Fragen Sie ihn«, antwortete Brown im Flüsterton und deutete auf Cowart.

Keuchend brachte der Reporter heraus: »Nicht weit von der Stelle, an der die Leiche des kleinen Mädchens gefunden wurde.«

Brown nickte.

»Irgendwas zu sehen?«, fragte Shaeffer.

»Noch nicht.«

Sie verharrten reglos und spitzten die Ohren. Cowart hörte in den Zweigen eines nahen Gebüschs einen Vogel aufflattern. Dann ein leises Geräusch aus dem nahen Unterholz. Eine Schlange vielleicht, die sich versteckte. Trotz der Wärme zitterte er. In weiter Ferne wehte ein leichter Wind durch die Wipfel.

»Der Bursche ist da irgendwo«, sagte Brown.

Er zeigte auf eine Lücke im Wald. In der einfallenden Sonne war eine kleine, klar umrissene Fläche deutlich zu erkennen. Die Lichtung hatte vielleicht einen Durchmesser von gerade einmal zehn Metern inmitten wuchernder Vegetation. Auf der hinteren Seite schlängelte sich der Pfad, dem sie folgten, wie ein dunkles Band zwischen zwei Bäumen weiter.

»Wir müssen über diese offene Fläche«, sagte Brown leise. »Von da aus ist es nicht mehr allzu weit bis zum Wasser. Das zieht sich über zig Meilen bis ins benachbarte County. Er hat mehrere Optionen: weitergehen. Schwierig bei dem unwegsamen Gelände, und wenn er auf der anderen Seite rauskommt – falls er sich nicht verirrt oder von einer Schlange gebissen oder von einem Alligator zum Frühstück verspeist wird –, ist er durchnässt und unterkühlt und weiß, dass ich dort vielleicht schon auf ihn warte. Aus seiner Sicht wäre es das Beste, umzukehren, sich unbemerkt an uns vorbeizuschleichen, seinen Wagen flottzumachen und damit nach Alabama zu fahren, wo er dann wieder tun und lassen kann, was er will.«

»Und wie stellt er das an?«, fragte Cowart.

»Lockt uns weiter, bringt uns auseinander und macht sich auf den Weg.« Brown legte eine Pause ein und fügte hinzu: »Genau das hat er die ganze Zeit getan.«

»Und die Lichtung?«, fragte Cowart. Vor Erschöpfung sprach er schleppend.

»Die ideale Stelle.«

Shaeffer blickte nach vorn. »Er will uns töten«, sagte sie mit einer düsteren, schrecklichen Gewissheit.

Keiner von ihnen wollte sich auf eine Diskussion über diese Vermutung einlassen.

»Und was schlagen Sie vor?«

Brown zuckte mit den Achseln. »Ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen.«

Cowart starrte auf die Lichtung und sagte mit gedämpfter Stimme: »Im Grunde läuft es immer darauf hinaus, nicht wahr? Irgendwann muss man aus der Deckung kommen.«

Tanny Brown nickte, während er sich langsam erhob. Er blickte noch einmal zu dem Platz hinüber und sah sich darin bestätigt, dass es eine gute Stelle für einen offenen Kampf war. Genau das würde Ferguson versuchen. *Man kann diese Lichtung nicht umgehen, man muss sie überqueren.* Plötzlich fand er es unfair, dass sich die Uferzone des Sumpfs als Fluchthelfer mit Ferguson verbündet hatte.

Jeder Ast, jede Unwegsamkeit behinderte sie und kam ihm zugute. Er suchte die Umgebung nach irgendeinem verräterischen Zeichen ab, nach einer Farbe oder Form, die ins Auge sprangen. Beweg dich, Bursche, heb die Hand, dreh den Kopf, Hauptsache, ich kann dich sehen. Er fluchte innerlich, als er ums Verrecken nichts erkennen konnte.

Also blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu gehen. »Passen Sie höllisch auf«, flüsterte er.

Mit gezogener Waffe trat er ins Freie und horchte. Shaeffer war nur zwei Schritte hinter ihm. Sie hielt ihre Pistole mit beiden Händen und war von einem einzigen Gedanken beherrscht: *Hier wird es enden*. Sie hatte nur den einen Wunsch: etwas richtig zu machen, bevor sie starb. Cowart rappelte sich auf und schloss sich ihr im Abstand von ein, zwei Metern an. Er hätte gern gewusst, ob auch die anderen beiden solche Angst ausstanden wie er, doch dann fragte er sich, was ihm das brachte.

Es herrschte Totenstille.

Tanny Brown hätte laut schreien mögen. Das Gefühl, sich einem Mörder als Kanonenfutter anzubieten, schnürte ihm die Brust zu. Er fürchtete, keine Luft zu bekommen.

Cowart ächzte nur noch unter der Hitze und dem überwältigenden Gefühl, vollkommen ausgeliefert zu sein. Als er auf die Lichtung tappte, blendete die Sonne so stark, dass er fürchtete, eine Weile nichts mehr zu sehen.

Dabei war er es, der die winzige Bewegung als Erster entdeckte. Ein kaum merkliches Rascheln der Blätter im Gebüsch. Ein stahlgrauer Lauf, der in ihre Richtung zeigte. Und so brüllte er: »Achtung!«, während er sich zu Boden warf und zu seinem Staunen registrierte, dass er in der Woge der Panik dennoch einen klaren Gedanken fassen konnte.

Cowart hatte die erste Silbe noch nicht ausgesprochen, als Tanny Brown bereits flach am Boden lag. Er rollte sich auf den Bauch, um die Waffe in Feuerstellung zu bringen, obwohl er nicht so recht wusste, in welche Richtung er schießen sollte.

Nur Shaeffer ging nicht in Deckung. Mit einem lauten Schrei war sie zu der Stelle herumgewirbelt, wo Cowart die Bewegung gesehen hatte, und hatte einmal abgedrückt, ohne zu zielen. Ihr Schuss ging nach oben los. Doch der dröhnende Knall der Neunmillimeter fiel zusammen mit drei Schüssen aus Fergusons Pistole.

Als eine Kugel neben seinem Kopf in die nasse Erde einschlug, schnappte Brown nach Luft.

Shaeffer schrie. Diesmal schrill und qualvoll.

Wie ein Vogel mit einem gebrochenen Flügel ging sie zu Boden. Sie wand sich vor Schmerz und hielt den rechten Arm mit der anderen Hand. Cowart sah, dass ihr Ellbogen zerfleischt war. Er packte sie von hinten und zog sie zu sich heran, während Brown sich halb aufrichtete und zielte, ohne etwas zu sehen. Er legte den Finger um den Hahn, drückte jedoch nicht ab. Als er reglos horchte, raschelte und knackte es an einer Stelle im Gebüsch. Ferguson rannte los.

Cowart sah Shaeffers Pistole neben ihrem verletzten Arm auf der Erde liegen. Aus der Wunde war Blut auf den dunklen Stahl getropft. Cowart packte die Waffe, richtete sich auf und folgte den Geräuschen des flüchtenden Mannes.

Ihm war nicht bewusst, dass er eine Linie überschritten hatte.

Er schoss.

Wie wild drückte er immer wieder ab und brachte jeden Zweifel an dem, was er tat, in dem Getöse zum Schweigen. So feuerte er alle acht verbliebenen Patronen in das dichte Gestrüpp.

Das Magazin war längst leer, als er immer noch mitten auf der Lichtung stand und dem Echo der Pistole lauschte.

Irgendwann ließ er erschöpft den Arm mit der Waffe sinken.

Einen Moment lang waren sie alle drei wie erstarrt, dann hörte Cowart die verletzte Polizistin zu seinen Füßen stöhnen, und er beugte sich zu ihr herunter. Auch Tanny Brown erwachte aus seiner Trance. Geduckt eilte er Shaeffer zu Hilfe und sah sich die Wunde an ihrem Arm an. Er stellte fest,

dass zersplitterte weiße Knochen aus dem zerfetzten Fleisch hervorragten. Als hoffte er auf eine Eingebung, hob er den Blick zu den Baumwipfeln über ihren Köpfen, bevor er sich um die Verwundete kümmerte. Er brach einen grünen Zweig ab und benutzte ihn für den improvisierten Druckverband, indem er den Zweig drehte und den Verband möglichst fest um die Wunde schloss. Erleichtert stellte er fest, dass der Stoff sich wenigstens nicht sofort rot verfärbte. Er sah zu Cowart auf, der an den Rand der Lichtung getreten war und angestrengt in den dunklen Dschungel starrte.

Der Reporter hatte immer noch die Pistole in der Hand.

Brown sah, wie sich Cowart tief über das Gebüsch beugte und hineingriff, anschließend die Hand betrachtete und zurücktrat.

»Ich glaube, ich habe ihn erwischt«, sagte Cowart. Er drehte sich zu Brown um und hielt die Handfläche hoch.

Sie war blutverschmiert.

Brown nickte und stand auf. »Bleiben Sie bei ihr«, sagte er.

Cowart schüttelte den Kopf. »Nein, ich komme mit.«

Shaeffer stöhnte.

»Bleiben Sie bei ihr«, wiederholte Brown.

Cowart wollte etwas entgegnen, doch der Polizist fiel ihm ins Wort. »Jetzt gehört er mir«, sagte er.

Der Reporter wollte protestieren. Er kämpfte mit einem Aufruhr an Gefühlen. Von einer Sekunde zur anderen sah er glasklar vor Augen, was er losgetreten hatte, und dachte nur: Ich kann nicht einfach aufhören, bevor es vorbei ist.

Er hörte Shaeffer wimmern.

Und er begriff, dass ihm nichts anderes übrig blieb.

Er nickte.

Als Matthew Cowart bei der Verwundeten zurückblieb, fühlte er sich so verloren wie noch nie.

Der Lieutenant kehrte ihm den Rücken und drang entschlossen in das dornige Dickicht ein, das die Krallen nach seinen Kleidern ausstreckte und ihm die Haut zerkratzte. Er lief, so schnell er konnte. Wenn der Bursche verwundet ist, dachte er, läuft er geradeaus. Er musste die Zeit, die ihn die Versorgung von Shaeffers Wunde gekostet hatte, wettmachen.

Beim Verlassen der Lichtung sah er den dicken Blutfleck, den Cowart entdeckt hatte, dann fünfzehn Meter weiter Richtung Sumpf den nächsten. Ein dritter Fleck markierte die Spur ganze drei, vier Meter dahinter. Er war klein, nur ein paar leuchtend rote Tropfen, die sich aber vom dunklen Grün des Urwalds abhoben.

Brown rannte weiter Richtung Sumpf, der jeden Moment vor ihm auftauchen musste. Ungeduldig schlug er mit den Händen das Dickicht aus Schlingpflanzen und Farnen beiseite, das sich ihm widersetzte. Er war wie eine Walze, die jedes Hindernis überrollte.

Er sah Ferguson erst, als er ihm fast in die Arme lief.

Der Mörder hatte kehrtgemacht und stand jetzt, an den Stamm einer knorrigen Mangrove gelehnt, mit dem Rücken zum Sumpf, dessen tintenschwarzes Wasser sich hinter ihm in endlosen Windungen irgendwo im Dunkel verlor. Auf Fergusons verblassten Jeans führte eine dunkle Blutspur vom Oberschenkel zum Knöchel. Er hielt die Pistole auf Tanny Brown gerichtet, der ihm direkt in die Schusslinie lief.

Brown hatte nur einen Gedanken: Ich bin tot.

Alles andere, jede Erinnerung an seine Familie, an Freunde, gefror zu einem Tableau, aus dem alles Leben gewichen war. Es schien, als stünde die Erde still. Er wollte sich in den Schutz des Dickichts stürzen, umkehren und weglaufen oder sich irgendwie unsichtbar machen, doch stattdessen lief er wie in Zeitlupe auf Ferguson zu und hielt sich die Hand vors Gesicht, als könne er so die Kugel ablenken,

die ihn jede Sekunde treffen würde.

Sein Gehör und seine Sehkraft schienen schärfer als sonst zu sein. Quälend langsam wurde der Hahn gespannt, bevor er nach vorn schnellte.

Brown öffnete den Mund zu einem stummen Schrei.

Doch dann hörte er nichts weiter als das Klicken des Hammers, der zweimal hintereinander auf leere Kammern traf. Das Geräusch schien von den Bäumen widerzuhallen.

Fassungslos starrte Ferguson auf den Revolver wie auf einen Priester, den er gerade bei einer Lüge ertappt hatte.

Erst jetzt merkte Tanny Brown, dass er zu Boden gegangen war und im Morast lag. Er rappelte sich auf die Knie hoch und zielte mit seiner Pistole geradeaus.

Ferguson verzog entsetzt das Gesicht. Dann schien er sich plötzlich in das Unvermeidliche zu fügen und ergab sich mit erhobenen Händen.

Tanny Brown holte tief Luft, hörte hundert Stimmen im Kopf, die ihm widerstrebende Befehle entgegenschrien: pflichtbewusste, verantwortungsvolle Stimmen, andere, die Rache forderten. Er sah zu dem Mörder auf und erinnerte sich an seine Worte: ... *weil ihr mich wieder freilassen müsst. Daran wird sich nie etwas ändern.* Die Erinnerung mischte sich wie fernes Donnern in den Tumult in seinem Kopf. Bei dem Getöse hörte er kaum die Schüsse aus seiner eigenen Waffe, sondern war sich nur vage bewusst, dass die Pistole in seiner Hand wie von selbst losgegangen war, vom Pulsschlag in seiner Faust.

Als die Schüsse Robert Earl Ferguson trafen, schleuderten sie ihn in die Arme der dornigen Büsche. Für einen Moment krümmte sich sein Körper vor Schock und Schmerz. Er sah Brown ungläubig an und schien den Kopf zu schütteln, doch die Bewegung stockte, als sein staunender Gesichtsausdruck im Tod erstarrte.

Endlose Minuten vergingen.

Er kniete immer noch vor der Leiche, versuchte, sich zu fassen, kämpfte gegen heftige Schwindelgefühle und Brechreiz an. Schließlich atmete er, soweit er sich erinnern konnte, seit Beginn ihrer Verfolgungsjagd zum ersten Mal richtig durch.

Er blickte in Fergusons blinde Augen.

»Siehst du?«, sagte er. »Du hast dich geirrt.«

Beim Anblick des Toten bestürmten ihn erneut die Gedanken und Bilder in seinem Kopf. Er entdeckte den kurzläufigen Revolver, der Ferguson nach den tödlichen Schüssen aus der Hand gefallen war. Die Waffe war ihm so vertraut wie die Stimme und das Lachen seines Partners. Er wusste, dass es nur eine Möglichkeit gab, wie Ferguson in den Besitz des Dienstrevolvers geraten war, und der Gedanke bereitete ihm körperliche Schmerzen. Er warf einen letzten Blick auf den Mörder und sagte laut: »Du wolltest mich mit der Waffe meines Partners töten, du Scheißkerl, aber sie hat sich geweigert.« Sein Blick fiel auf die Fleischwunde an Fergusons Bein, die Cowarts blindwütiger Schuss ihm zugefügt hatte. Mit einer solchen Wunde wäre er sowieso nicht weit gekommen. Ganz bestimmt hätte er es nicht in die Freiheit geschafft. Ein einziger Glückstreffer, der seinen Tod ebenso besiegelt hatte wie die zwei gezielten, die er selbst hinterhergeschickt hatte.

Brown hielt sich das kühle Metall der Waffe wie einen Eiswürfel an die pochende Stirn. Er dachte fieberhaft nach, sah Ferguson an und fragte ihn: »Was warst du für ein Mensch?«, doch der Tote blieb ihm die Antwort schuldig. Schließlich wandte er sich um und machte sich auf den Rückweg zu der Stelle, an der er Cowart und Shaeffer zurückgelassen hatte. Ein letztes Mal blickte er über die Schulter, nur um sicherzugehen, dass Ferguson sich nicht mehr rührte, als fürchtete er, dass er noch einmal zum Leben erwachen könnte.

Er ließ sich Zeit und merkte zum ersten Mal, dass es im Wald inzwischen taghell war. Gleißende

Sonnenstrahlen drangen durch das Blätterdach und wiesen ihm den Weg. Fast war ihm das viele Licht unbehaglich; für den Augenblick zog er das Halbdunkel vor.

Nach wenigen Minuten hatte er die kleine Lichtung erreicht, auf der Cowart bei Shaeffer ausgeharrt hatte.

Der Reporter blickte auf. Er hatte seine Jacke ausgezogen und sie der Verwundeten, die inzwischen kreidebleich war und trotz der Hitze zitterte, um die Schultern gelegt. Der notdürftige Verband war blutgetränkt. Sie war bei Bewusstsein, kämpfte jedoch mit dem Schock.

»Ich habe Schüsse gehört«, sagte Cowart. »Was ist passiert?«

Brown seufzte. »Er ist entkommen«, antwortete er.

»Er ist was?!«, platzte Cowart heraus.

»Schnappt ihn euch«, flüsterte Shaeffer. Am Rande der Ohnmacht wand sie sich vor Schmerz und Wut.

»Er ist übers Wasser entwischt«, erwiderte Brown. »Ich hab's versucht, aber ...«

»Er ist entwischt?«, fragte Cowart erneut ungläubig.

»Verschwunden. Hat sich tief in den Sumpf vorgewagt. Ich sagte Ihnen ja bereits, was einem da passieren kann. Manche bleiben für immer verschollen.«

»Aber ich hatte ihn getroffen«, protestierte Cowart. »Da bin ich mir absolut sicher.«

Der Polizist antwortete nicht.

»Ich habe ihn erwischt«, beharrte der Reporter.

»Ja, Sie haben ihn getroffen«, antwortete Brown leise.

»Wieso, was, was wollen Sie damit ...«, stammelte Cowart. Dann verstummte er plötzlich und starrte den Polizisten an.

Tanny Brown wand sich unter dem fragenden Blick des Reporters, als ob dieser ihm mit schwierigen Fragen zusetzte. Er riss sich zusammen und sagte in festem Ton: »Sie müssen Shaeffer hier rausbringen. Sie braucht Hilfe. Auch wenn die Verletzung nicht gefährlich ist, braucht sie dringend ärztliche Hilfe.«

»Und was ist mit Ihnen?«

»Ich geh noch mal zurück. Suche ein letztes Mal. Dann komme ich nach.«

»Aber ...«

»Sobald wir wieder in Pachoula sind, schreiben wir ihn zur Fahndung aus. Reichen förmlich Klage gegen ihn ein. Sorgen dafür, dass er in die landesweite Verbrecherdatei kommt. Schalten das FBI ein. Und Sie schreiben Ihre Story.«

Cowart starrte den Lieutenant weiter an und versuchte, zwischen den Zeilen zu lesen.

»Er ist entkommen«, bekräftigte Brown ungerührt.

Und bei Cowart fiel der Groschen. Schock und Wut hielten sich die Waage. Er funkelte den Polizisten an. »Sie haben ihn getötet«, sagte Cowart. »Ich habe die Schüsse gehört.«

Tanny Brown schwieg.

»Sie haben ihn getötet«, wiederholte er.

Brown schüttelte den Kopf, sagte jedoch: »Also, Cowart, jetzt hören Sie mir mal gut zu. Wenn er da draußen stirbt, wird nie jemand etwas erfahren. Nicht, was mit Bruce Wilcox passiert ist und mit all den anderen Opfern. Es ist einfach nur vorbei. Und Ferguson ist den Leuten scheißegal. Die interessieren sich nur für Sie und mich. Ein Polizist mit einer persönlichen Vendetta und ein Reporter, der versucht, seine Karriere zu retten. Niemand wird sich unsere Schlüsse und Theorien auch nur anhören wollen. Unsere fragwürdigen oder dürftigen Beweise nimmt erst recht keiner ernst. Das Einzige, wofür sich die Leute interessieren werden, ist die Frage, wieso wir hierhergekommen sind und einen Mann erschossen haben. Einen unschuldigen Mann, schon vergessen? Einen unschuldigen Mann. Wenn er dagegen entkommt ...«

Cowart sah Brown aufmerksam an und überlegte: Es ist vorbei. Aber es ist nie vorbei. Er holte tief Luft. »Dann ist der Schuldige auf der Flucht«, führte er den Satz des Polizisten zu Ende.

»Genau.«

»Und es geht weiter. Er wird gejagt, die Suche hört nie ganz auf. Antworten, Erklärungen ...«

»Die Menschen wollen Antworten hören. Und Sie werden sie ihnen geben. Genauso wie ich.«

Cowart hatte das Gefühl, als atmete er pure Hitze ein, die seine Zunge verbrannte. »Er ist tot. Sie haben ihn erschossen ...«

Brown sah Cowart an.

»Ich habe ihn erschossen«, fuhr der Reporter fort.

Er überlegte einen Moment und fügte das Offensichtliche hinzu: »Wir haben ihn erschossen.«

Wieder holte er tief Luft.

Ihm wirbelten tausend Gedanken durch den Kopf. Es war Vormittag, und die Hitze wurde unerträglich. Er sah Ferguson vor sich, hörte Blair Sullivans amüsierte Stimme, die ihn fragte: *Habe ich auch Sie getötet, Cowart?*, und beantwortete sie in der Hoffnung, dass es stimmte, mit *nein*. Die Erinnerungen brachen über ihn herein – an seine Familie, sein eigenes Kind, das ermordete Kind, die verschwundenen Kinder und all die anderen Dinge, die geschehen waren. Es ist ein Alptraum, dachte er. Sagst du die Wahrheit, wirst du dafür bestraft. Mit einer Lüge dagegen wird alles gut. Er merkte, wie er den Halt verlor, als lösten sich seine Finger vom Rand einer Klippe. Dabei hatte er sich die Steilwand selbst ausgesucht. Er nahm alle Kraft zusammen und stellte sich vor, wie er einen Eispickel in den Granit rammte und seinen Sturz aufhielt. Du kannst damit leben, redete er sich gut zu, allein. Dann drehte er sich zu Tanny Brown um, der Andrea Shaeffers durchtränkten Verband überprüfte, und begriff, dass er sich in diesem Punkt täuschte. Diesen Alptraum würde er mit jemandem teilen. Sein Blick wanderte zu Shaeffer. Ihre Wunde, musste er denken, wird wenigstens vernarben und heilen.

»Nein«, sagte er nach einer Weile. »Er ist uns entwischt.«

Tanny Brown schwieg.

»Wie Sie schon sagten. Durch den Sumpf. Wenn sie dort nach ihm suchen, wird ihn niemand finden. Wer weiß, wo er untergetaucht ist. Atlanta. Chicago. Detroit. Dallas. Wo auch immer.«

Er beugte sich herunter, schob der verwundeten Polizistin behutsam eine Schulter unter den Arm und richtete sie auf.

»Schreiben Sie die Reportage«, sagte Brown.

»Ja, verlassen Sie sich drauf«, erwiderte Cowart.

»So, dass man Ihnen glaubt«, fügte der Polizist hinzu.

»Keine Sorge, ich werde sehr überzeugend sein«, sagte er ohne Groll.

Brown nickte.

Matthew Cowart machte sich mit Andrea Shaeffer langsam auf den Weg zurück in die Zivilisation. Sie lehnte sich an ihn. Er spürte, wie sie vor Schmerzen die Zähne zusammenbiss, doch sie klagte nicht. Unter dem Gewicht der angeschossenen Polizistin arbeitete es fieberhaft in seinem Kopf. Schreib es so, dass sie eine Belobigung für Tapferkeit bekommt. Alle Welt soll erfahren, wie sie sich einem sadistischen Killer entgegengestellt hat und dabei verwundet wurde. Eine heldenhafte Polizistin. Die Jungs vom Fernsehen würden ihm aus der Hand fressen. Die von den Boulevardblättern auch. Sie bekommt die Chance ihres Lebens. Sowie der erste Artikel in seinem Kopf vage Konturen annahm, fühlte er sich gestärkt. Er sah die Worte, die Schlagzeilen, die hochmoderne Druckerpressen im Sekundentakt ausspuckten. Er legte Shaeffer den Arm um die Taille. Er war vielleicht drei Meter weit gekommen, als er sich noch einmal umdrehte und sah, dass der Lieutenant immer noch am Rand der Lichtung stand.

»Ist das rechtens?«, platzte der Reporter heraus und war über die Frage selbst verblüfft.

Brown zuckte die Achseln. »Bei dem Fall war von Anfang an nichts rechtens. Aber wir hatten auch

von Anfang an keine Wahl.«

Cowart nickte. Das war die einzige Wahrheit, mit der er leben konnte. Ohne zu lächeln, sagte er: »Ein merkwürdiger Zeitpunkt, um es zur Abwechslung mit gegenseitigem Vertrauen zu versuchen.«

Dann drehte er sich um und konzentrierte sich darauf, die verletzte Frau in Sicherheit zu bringen. Sie stöhnte leise und stützte sich auf ihn. Es war eine winzige, selbstverständliche Geste, doch wenigstens einen Menschen konnte er vor Schlimmerem bewahren. Er schöpfte Trost aus dem Gedanken, dass er vielleicht dabei geholfen hatte, künftige Opfer vor ihrem Schicksal zu bewahren.

Tanny Brown sah Cowart und Shaeffer hinterher, bis sie im Flimmern aus Licht und Schatten verschwanden. Dann machte er kehrt und lief zurück Richtung Sumpf. Er brauchte nicht lange, um Fergusons Leiche zu finden.

Es war nicht leicht, den Toten aus dem Dornenbusch zu ziehen. Das Sumpfwasser war angenehm kalt, als er hineinglitt. Er setzte einen Fuß auf und spürte den Sog des Schlammes. Dann stieß er sich ab und zog die Leiche durchs Wasser – in sichere Entfernung vom Ufer zu einem unentwirrbaren Labyrinth aus überhängenden Farnen und Schlinggewächsen, etwa fünfzig Meter weiter draußen. Halb zog er die Leiche durchs Wasser, halb schob er sie vor sich her, keuchte vor Anstrengung, kämpfte mit der Körpermasse, bis er an die Stelle kam, die er ausgewählt hatte. Mit letzter Kraft drückte er Ferguson unter Wasser und schob ihn so zwischen die Wurzeln, dass er in einiger Tiefe fest verankert war. Tanny Brown hatte keine Ahnung, ob er für immer dort bleiben würde. Genauso hatte es Ferguson einmal gemacht. Brown stieß sich ab und vergewisserte sich, dass selbst aus kurzer Entfernung keine Spur von der Leiche zu sehen war. Die Wurzeln hielten sie fest. Das Wasser deckte sie zu.

Die Sonne stand hoch. Für einen Moment drang sie durch die Bäume und traf glitzernd auf die schwarze Wasserfläche. Brown kehrte der Totenstätte den Rücken und schwamm mühelos ans heimische Ufer.

Danksagung

Besonders dankbar für Ihre Unterstützung bin ich meinen Freunden Joe Oglesby vom *Miami Herald* und Athelia Knight von der *Washington Post*. Ihre klugen Anregungen waren beim Verfassen dieses Manuskripts von unschätzbarem Wert. Und ohne die Hilfe und Toleranz meiner Frau Madeleine Blais und auch meiner Kinder wäre es natürlich ebenfalls ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Über John Katzenbach

John Katzenbach, geboren 1950, war ursprünglich Gerichtsreporter für den *Miami Herald* und die *Miami News*. Bei Droemer Knaur sind inzwischen neun Thriller von ihm erschienen, darunter die Bestseller *Die Anstalt*, *Der Patient*, *Der Professor* und *Der Wolf*. Zweimal war Katzenbach für den Edgar Award, den renommiertesten Krimipreis der USA, nominiert. Er lebt mit seiner Familie in Amherst/Massachusetts.

Weitere Informationen unter www.johnkatzenbach.com und www.john-katzenbach.de

Über dieses Buch

Matt Cowart, Reporter aus Miami, bekommt Post aus der Todeszelle. Der Fall des College-Studenten Robert Earl Ferguson scheint besonders schreiendes Unrecht zu sein. Der junge Schwarze wurde für den Mord an einem elfjährigen weißen Mädchen verurteilt, doch offenbar ist er Rassismus und Korruption innerhalb der Polizei zum Opfer gefallen. Seine Nachforschungen überzeugen Matt von Roberts Unschuld. Seine flammenden Artikel über den Fall Ferguson bringen Matt schließlich sogar den Pulitzer-Preis ein, über Nacht ist er eine Berühmtheit, wird als Bürgerrechtler gefeiert - und bemerkt zu spät, dass er in einem gefährlichen Sumpf aus Hass und Niedertracht zu versinken droht ...

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel »Just Cause« bei G.P. Putnam's Sons, New York.

eBook-Ausgabe 2013

Knaur eBook

© 1992 John Katzenbach

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Knaur Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kirsten Reimers

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © plainpicture/arcangel/Roy Bishop

ISBN 978-3-426-41806-2

Wie hat Ihnen das Buch 'Der Sumpf' gefallen?

[Schreiben Sie hier Ihre Meinung zum Buch](#)

[Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern](#)

Der Social Reading Stream
Ein Service von **LOVELYBOOKS**
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaur-ebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

http://twitter.com/neobooks_com

Table of Contents

[Widmung](#)

[Motto](#)

[Teil 1](#)

[1. Kapitel](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[Teil 2](#)

[12. Kapitel](#)

[13. Kapitel](#)

[14. Kapitel](#)

[15. Kapitel](#)

[16. Kapitel](#)

[17. Kapitel](#)

[18. Kapitel](#)

[19. Kapitel](#)

[20. Kapitel](#)

[21. Kapitel](#)

[22. Kapitel](#)

[23. Kapitel](#)

[24. Kapitel](#)

[25. Kapitel](#)

[26. Kapitel](#)

[27. Kapitel](#)

[Danksagung](#)